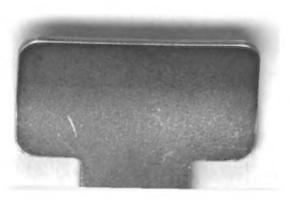
Historische Zeitschrift

Heinrich von Sybel

DI . H63

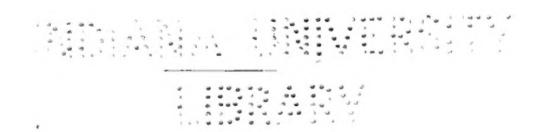


Historische Zeitschrift.

herausgegeben bon

Beinrich bon Sybel.

Der ganzen Reihe 52. Band. Neue Folge 16. Band.



München und Teipzig 1884. Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

DI .HG3

238626

general 9-8-31

Inhalt.



Auffäße.

	Seite
I. Crétineau=Joly. Bon August v. Druffel	1
II. Ein angeblicher Brief bes Freiheren vom Stein. Bon Mag Leh=	
mann	74
III. Die Hausverfassung der Hohenzollern. Bon E. Berner	78
IV. Laurentius Rinhuber. Gin Beitrag gur Geschichte Ruglands im	
17. Jahrhundert. Bon A. Brüdner	193
V. Beitrage zur Geschichte Maria Stuart's. Bon D. Breglau	254
VI. Bur Geschichte ber "Histoire de mon temps" Friedrich's bes Großen.	
Von Reinhold Kofer	386
VII. Das Wesen des Boltsherzogthums. Bon Wilhelm Sickel	407
Bierundzwanzigste Plenarversammlung der historischen Kommission bei	
ber kgl. baier. Akademie der Wissenschaften	188
Erflärung betreffend die "Politische Korrespondenz Friedrich's des Großen"	384
Bericht über die Monumenta Germaniae historica	565

Berzeichnis der besprochenen Schriften.

	Geite		Geite
Unnalen d. Bereins f. naffauische		Brodmann, Syftem b. Chro-	
Alterthumstunde, XVI. XVII.	532	nologie	510
Anonymi de situ orbis libri.	002	nologie . Brunner, Kassel i. siebenj.	
Ed. Manitius	518	Origge	526
	910	Kriege	020
Archiv f. Frankfurts Gefch. N. F.	F00	Buchmann, Friedrich v. Beffen=	
IX. X	536		522
Archiv d. Bereins f. fiebenb. Lan=		Cammerer, Friedrich's d. Gr.	
dest. Hrsg. v. Teutsch. N. F.		Feldzugsplan 1757	155
XVI. XVII	367	Cagnat, De municipalibus .	325
v. Arneth, Maria Therefia's		Cardauns, Sturz Maria Stuart's	266
lette Regierungszeit	548		
	040		191
. Gefch. Maria Therefia's.	= 40	Ciampi, Innocenzo X	181
VII – X	548	Comba, Storia della riforma	
, Briefe Maria Therefia's		in Italia	176
a. ihre Kinder	548	Conrady, Rheinische Palästina=	
Arnold, Theophanes v. Myti-		Bilgerschriften	361
lene u. Posidonius v. Apamea	124	v. Criegern, Amos Comenius	344
Bachmann, Deutsche Reichsge=		Delbrück, Claufewig	158
	995		100
schichte I.	999	Delitich, f. Mürdter.	
Baber, Gesch. d. Stadt Freiburg		Δέλτιον της ίστορικης έταιρίας	
i. Br	169		379
Barthélemy, Inventaire des		Diefenbach, Leben b. Elisabeth	
chartes de Baux	372		522
Beauvois, Un agent de		Donneaud, Sulle origini del	
Charles-Quint	340		174
	040		TIT
Bed, Geschichtsbücher d. Wieder-	001	Dove, Zeitalter Friedrich's d.	005
täufer	364		385
Beer, Orientalische Politik Ofter-		Cberl, Studien z. Gesch. d. Agilul=	
reichs	366	finger	411
Beihefte 3. Militär=Wochenblatt		Fider, Herzog Friedrich II	364
1882. 1884	158	Firnhaber, Naffauifche Simul-	
v. Bernhardi, Friedrich b.	100		535
	155	tan=Bolksschule. II	
Große als Feldherr		Fontaine, l'armée romaine	323
Bertolini, Saggi critici	172	Fontes rerum Austriacarum.	
v. Bezold, Briefed. Pfalzgrafen		Abtheil. II. Band XLIII	364
Johann Casimir. I	139	Friedrich, Beiträge z. Weich. b.	
Bidell, B. Erinnerung an b.		Jefuitenordens	342
Elisabeth = Kirche z. Marburg	530		
Blumenthal, Stellung Abal-	000	Rorrespondenz	384
	990	On # 6 list Clare turburn & wind	904
bert's von Bremen	330		000
Bodemann, Bunfturfunden v.		schen Republik	322
Lüneburg	135	Gerbaix Sonnaz, Studisto-	
Bohn, Heimat d. Pratorianer.	322	rici	557
Bossuet, Œuvres inédites,		Gerland, Abichiedsgesuch d. fur-	
par Ménard	371	hess. Offiz	527
Bracara, f. Martin.		Geschichtschreiber Schlesiens d. 15.	021
	504		250
Brindmeier, Chronologie	564	Jahrh. Hrsg. v. Wachter	350

	Seite		Seite
Geschichtsqu. v. Glat. Hrsg. v.		Lamansky, Secrets d'État de	
Bolkmer u. Hohaus	355	Venise	373
Geschichtsquellen d. Provinz Sach=		Lampros, J. Papageorgios.	*
jen. VIII	166	Langen, Beeresberpflegung b.	
Ginbeln, Gesch. b. Dreißigjah=		Römer	322
rigen Krieges. IV	144	Langwerthv.Simmern, Ofter=	
- , Strafdefrete Ferdinand's		reich u. d. Reich 1790-1797	162
Щ	144	Leift, Urkundenlehre	185
v. Goddaus, A. d. Leben d. Rur=		Lindenichmitt, Tracht d. romi=	
fürsten Friedr. Wilh. v. Beffen	527	ichen Beeres	321
Goovaerts, Origine des ga-		Ljubowicz, Gefch. d. Reforma=	
zettes	343	tion i. Bolen	558
Gramich, Berfassung v. Bürzburg	135		334
Gray-Birch, Cartularium		Madvig, Verfassung b. römischen	
Saxonicum	171	Staates	319
Grünhagen, f. Beitfdrift.		Manitius, f. Anonymus.	
Bauster, Geich. v. Dis	353	Manno, Repertorio biblio-	
Salfmann, Rardinal Sumbert	328	grafico	558
Sandloife, Lombardifche Städte	174	Martin v. Bracara, De cor-	
Bare, Freifrau v. Bunfen	520	rectione rusticorum. Sreg. b.	
Bartfelder, 3. Gefch. d. Bauern-		Caspari	128
frieges	519	Maner, Geich. b. Burggrafen v.	
Beigel, Aus drei Jahrhunderten	151	Regensburg	362
v. Herrmann und v. Meltl,		Maynard, Crétineau-Joly .	2
Kronstadt	367	Melgi, f. herrmann.	_
Sirn, Geich. d. lesten Baben=		Ménard, j. Bossuet.	
bergers	364	Metger, Statuten b. Flens=	
Sirichfeld, Gallische Studien .	323	burger Schmiedegesellen	135
Sistorische Rommission b. d. baier.	020	Mettig, B. Gefch. d. Rigaichen	
Atademie	188	Gewerbe	135
Sohaus, f. Geschichtsquellen.		Michael, f. Papageorgios	
Fürst zu Dobentobe-Walden-		Militär .= Bochenblatt, f. Beihefte.	-
burg, Sphragistische Apho-		Mittheilungen b. f. f. Kriegs-	
rismen	562	archivs. 1881. 1882	542
Dommel, Borfemitifche Rulturen	122	Müller, Biffenschaftl. Bereine .	382
Hurter, Nomenclator litter.		Mürdter u. Delitich, Gefch.	
recent. theolog. catholic	138	Babyloniens u. Affyriens	122
Ilgen und Bogel, Geich. b.		Nau, History of Mary Stewart.	
thuring.=heff. Erbfolgefrieges .	524	Ed. by Stevenson	259
Inventaire d. manuscrits rel.		Reufert,Schlefische Erwerbungen	
à l'Orient latin	184	d. Georg v. Brandenburg	338
Ratalog d. Bibliothet d. deutschen		Reuftadt, Georg v. Branden=	990
Reichstages	185	burg	338
Reffel, Befch. v. Ratingen	359	Diterlen, Siftor.=geogr. Wörter=	
Knothe, Geich. d. Tuchmacher=		bud)	515
handwerks i. d. Oberlausit .	135	Duden, Biterreich u. Breugen	
Rolbe, Sehenswürdigfeiten Dar-		i. Befreiungstriege	74
burgs	530	Paoli, Programma di paleo-	
- Crbauung d. Elisabeth=		grafia	187
Kirche i. Marburg	530	Παπαγεώργιος, Μιχαηλ'Ακο-	201
Korrespondeng, f. Friedrich.		μινάτου τα σωζόμενα έκδο-	
Korrespondenzblatt d. Bereins f.		θέντα ύπὸ Δάμπρου	381
ficbenb. Landest. Red. v.		Bfaff, 3. Erinnerung an Ötter	528
Bolff	367	Bolitifche Korrefp., f. Friedrich.	020
		hand and and the O are a confi	

Cretinean = Joly.

Bon

August v. Druffel.

Crétineau-Joly, der Eber, der Brigant der Bendée, wie er sich zu nennen liebte, gehört zu den fruchtbarften Schriftstellern bes modernen Frankreich. Er ist bekannt als ber eifrige Berfechter des Königthums von Gottes Gnaden, des römischen Papst= thums und der Jesuiten. Seine Geschichte der Gesellschaft Jesu in sechs Bänden hat allgemeine Beachtung gefunden, sie gilt als bie offizielle Darstellung, welche ber Orben von seiner eigenen Wirksamkeit gegeben hat, und obgleich man sich wohl nie verhehlte, daß dieselbe parteiisch sei, so wurde dieselbe doch mit Recht wegen bes in ihr enthaltenen Materials geschätt. Bon Crétineau-Joly wurden ferner die Memoiren des Kardinals Consalvi der Welt befannt gemacht. Den gegen ihre Echtheit erhobenen Bebenken hat kein Geringerer als Ranke widersprochen und von Crétineau's Arbeit in seinem Aufsage über Consalvi mehrfach Gebrauch gemacht. Auch andere Schriften des Berfaffers werden noch immer als Quelle benutt, obgleich dieselben alle in erster Linie zu politischen und religiösen Agitationszwecken bestimmt Kurz, der Name Crétineau = Joly's nimmt noch immer eine bekannte, ja geachtete Stellung ein, obgleich seine bedeutenoften Werke schon vor 30-40 Jahren erschienen sind.

Über diesen am 4. Januar 1874 verstorbenen Schriftsteller liegt ein Buch vor, welches bereits im Jahre 1875 ein Kanonikus sistorische Zeitschrist N. F. Bb. xvI.

zu Poitiers, Mannard 1), der Verfasser zahlreicher erbaulicher und historischer Werke, erscheinen ließ. Dasselbe scheint diesseits wie jenseits der Vogesen kaum Beachtung gefunden zu haben2), obgleich es dieselbe in hohem Grade verdient. Die Perfonlichkeit Crétineau's wird uns darin in anschaulichster Weise vorgeführt, Mannard war mit demselben persönlich bekannt und befreundet, zudem lagen ihm Memoiren und Briefschaften vor. Wir erhalten Ginblick in die Entstehungsgeschichte der verschiedenen Werke, welche Crétineau Indem Crétineau eine nicht unbedeutende Rolle in verfaßt hat. den ronalistisch-klerikalen Bestrebungen der letten Jahrzehnte spielte, fällt burch seine Biographie benn auch manches Streiflicht auf bas Ringen der verschiedenen politischen und kirchlichen Parteien, nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Italien und in unserem Vaterlande; selbst Rußland bleibt nicht unberührt. baher das Wesentliche aus dem Buche des zuweilen etwas ge= sprächigen Kanonikus im folgenden zusammengefaßt werden.

1.

Crétineau-Joly wurde am 23. September 1803 zu Fontenay= le-Comte in der Bendée geboren als der Sohn eines mäßig begüterten Tuchhändlers. Während ber Vater das Kind bem eigenen Berufe zu erhalten munichte, murde ber fleine Jakob, welcher ichon in feinen Spielen vor allem den fatholischen Rultus nachzuahmen liebte, von dem Beiftlichen feiner Baterstadt in bas Studium bes Lateinischen eingeführt, fam bann mit 10 Jahren in ein gleichfalls von Geiftlichen geleitetes Rolleg zu Lucon. Obschon er bereits damals in seinen Studien mehr vielseitig als gründlich gewesen war, konnte er doch mit 17 Jahren leicht das Baccalaureatsexamen zu Poitiers machen; gleich nachher begab er sich, ohne seine Familie zu benachrichtigen, nach Paris, mochte es ihm auch fast völlig an Mitteln fehlen. Mit Mühe gelang es seiner Mutter, ben leichtsinnigen Burschen burch seinen Bater

¹⁾ Jacques Crétineau - Joly, sa vie politique, religieuse et littéraire d'après ses mémoires, sa correspondance et autres documents inédits par M. l'Abbé U. Maynard, chanoine de Poitiers. Paris, F. Didot. 1875.

²⁾ Fagniez hat in der Revue historique 1876 es furz erwähnt.

einholen und wieder in das elterliche Haus zurückschaffen zu lassen. Derselbe war erschöpft von Anstrengung und Entbehrung.

Mannard vergleicht diesen Vorfall mit der Rücksehr des verlorenen Sohnes in der Bibel. Während einer Krankheit, die ber junge Crétineau sich zugezogen, sprach berselbe noch immer von Paris, aber nicht die Lockungen der Großstadt lagen ihm mehr im Sinn: St. Sulpice, das Priesterseminar ist das Ziel seiner Bünsche. Er trat wirklich in basselbe ein, seine Mutter begleitete ihn bis an die Schwelle. Zwei Jahre blieb er dort, von furzen Ferien abgesehen, während beren er in der Heimat eine Haltung bewahrte, die Gutes zu versprechen schien. aus dem Seminar an seine Eltern und Schwestern gerichteten Briefe sprachen von dem ungeduldig erwarteten Glücke, bald burch die Ertheilung ber ersten Weihen ganglich von der Welt abgesondert und den Kindern Gottes zugesellt zu werden. Schwestern rührten ihre Hände, um den priesterlichen Anzug und Rirchenschmuck für den Bruder vorzubereiten, der, schon mit der Tonsur versehen, während der Ferien in der heimatlichen Kirche wohl die Dienste eines Subdiakons verrichtete und ihnen als das Mufter eines Geiftlichen erschien. Als er mit einem Seminar= freunde zusammen bann nach Beendigung ber Ferien abreifte, ahnte niemand, daß die beiden jungen Kleriker, statt bes Weges nach St. Sulpice, ben nach Italien einschlagen würden. geliehenem Gelde gingen sie nach Marseille, schifften sich bort ein, um nach Rom zu reisen. Aber, wie Mannard sich aus= brudt, "ein Windstoß jagte sie nach Monaco, wo sie scheiterten". Da die Fährlichkeiten des Schiffbruches indessen gar nicht geschildert werden, ist es vielleicht zutreffender, jenen Ausdruck nicht allzu förperlich zu verstehen, sondern ihn auf einen moralischen Schiffbruch zu beuten. Jebenfalls war Crétineau in schwere Bedrängnis durch Schulden gerathen. Die Mutter eilte, mit Gold beladen, dem rückfälligen verlorenen Sohne nach und brachte ihn wieder in das Priefterseminar zuruck. Es wurde ihm von dem Borstande der Anstalt Berzeihung gewährt, aber erneute "humo= ristische" Ausflüge, Überschreitungen der Seminarordnung beein= trächtigten das Verhältnis auf's neue. Vor Ablauf des dritten

L-odill.

Jahres verließ Crétineau die Anstalt: er hatte keinen Beruf zum geistlichen Stande gezeigt.

Crétineau war erst 20 Jahre alt, wurde aber sofort als Professor der Philosophie an bem Gymnasium seiner Baterstadt angestellt. Seine Vorträge bei ben Schülern follen belebt ge= wesen sein durch Lesefrüchte hauptsächlich aus der philosophischen Literatur des 18. Jahrhunderts; gleichzeitig brachte er die Be= völkerung der kleinen Stadt öfter durch boshafte Berfe in Aufregung. Aber nur furze Zeit blieb er in dieser Stellung; Bluthusten zwang ihn, dem Lehramt zu entsagen. "Es war ein Gluck für ihn, ein Bortheil für uns", sagt Mannard, denn fo wurde er ber bescheibenen Stellung eines Gymnasiallehrers ent= Jene von der Vorsehung gesandte Krankheit führte ihn auf neue Wege. Er wurde von dem Bischof Franssinous dem Herrn Adrian v. Montmorency, Herzog von Laval, empfohlen und dieser nahm ihn als Privatsekretär nach Rom mit, wohin er eben als Gefandter abging.

Zwischen dem vornehmen Botschafter und dem jungen Crétineau bildete sich schnell ein herzliches Verhältnis aus. Der Herzog von Laval hatte, wie Crétineau, in seiner Jugend die geistliche Lauf= bahn einschlagen sollen; er stammte, wie Pius VII. sich ausbrückte, aus einem Sause, welches man eine Pflanzschule von Kardinälen nennen konnte, und hätte somit auf eine glänzende geistliche Lauf= bahn rechnen dürfen. Aber der Tod des älteren Bruders hatte ben jungen Abelichen aus dem Priesterseminar abberufen; statt nach der Stola zu ftreben, hatte er dann nach bem Degen ge= griffen und war in die Armee eingetreten. Als dieser vornehme Herr jett mit der Vertretung des allerchristlichsten Königs dem heiligen Stuhle betraut wurde, nahm der Papft ihn mit der größten Freundlichkeit auf, mit allem Grund, benn einen be= quemeren Vertreter Frankreichs konnte sich die Curie nicht wünschen, als diesen unwissenden, leichtfertigen Ravalier. Pius VII. gab bei seiner Antrittsaudienz ber Hoffnung Ausbruck, ber Berzog werde nie vergessen, wie er selbst einst dazu bestimmt gewesen sei, ein Mitglied des Kardinalskollegiums zu werden, eine Wen= bung, welche, wenn man sie überhaupt ernsthaft nehmen dürfte.

sicherlich für das heilige Kolleg weniger schmeichelhaft war, als sie es für den französischen Botschafter sein sollte.

Benige Tage nach der Ankunft des neuen Botschafters in Rom wurde Pius VII. von dem Schlagfluß getroffen, welcher ihn am 20. August zum Tobe führte. Crétineau hatte die Gelegenheit, aus nächster Nähe bem Intriguenspiel eines Konklaves zuzusehen. Sein Herr, der Herzog von Laval, spielt dabei eine unglückliche Rolle; ihm gibt Metternich die Schuld, daß das Ergebnis der Wahl so wenig den Wünschen der Regierungen entsprach. Aus Mannard erfährt man, daß die Bartei der Belanti sich ihm näherte, indem man ihm sagte: "Führen Sie uns einen einzigen Fehlgriff aus ber Geschichte der letzten zwei Jahr= hunderte an, der die Tyrannei und den Ehrgeiz des römischen Hofes bezeugte; biefer hat nur einen begangen, und zwar aus Schwäche, das beweift Clemens XIV." Laval ließ sich nun zwar nicht von dieser Partei ganz in's Schlepptan nehmen, er befürwortete mit Öfterreich die Wahl eines gemäßigten Papftes; aber während der Raiserstaat mit der ausdrücklichen Exklusion gegen ben Kardinal Severoli vorging, zögerte Laval, gegen ben Kardinal della Genga, schließlichen Kandibaten der Zelanti, diese Maßregel zu ergreifen, bis es zu spät war. Proximus urbi Hannibal, sagte, die Lage erkennend, der Kardinal Bidoni, indem er auf den Vornamen della Genga's anspielte, welcher als Leo XII. ben papftlichen Stuhl beftieg.

Die Thronbesteigung Leo's XII. bedeutete den Fall des Kardinals Consalvi, welcher den ihm angebotenen Posten eines Präsetten der Propaganda ausschlug und sich so völlig in die Einsamkeit zurückzog, daß er nur mit seiner Freundin, der Herzogin von Devonshire, und um ihretwillen mit dem der Herzogin entsernt verwandten französischen Gesandten Laval in näherem Berkehre blieb. Der junge Crétineau erlangte durch Bermittlung des Kardinals Bernetti noch eine Audienz dei dem gestürzten Staatssekretär Pius' VII., welcher seinem Herrn bald im Tode nachsolgte, so daß man nicht recht versteht, wie Maynard erwähnen kann, daß, durch Bermittlung der Engländerin, Laval über alle Vorgänge in dem Palaste Consalvi's unterrichtet worden

sei. Laval wußte sich auch dem neuen Papste zu nähern, nach Maynard wäre es seinem Kathe zuzuschreiben, daß Leo XII. den achtzigjährigen Somaglia zum Staatssekretär erwählte; Crétineau knüpfte Verbindungen an mit dem Kardinal Bernetti, welcher, einst Anhänger Consalvi's, jetzt mehr und mehr das Vertrauen Leo's XII. gewann.

Über die große Politik dieser Zeit ersahren wir indessen in dem Buche Mahnard's nur wenig; dagegen schildert er uns bezgeistert, zum Theil mit Crétineau's Worten, die Eindrücke, welche dieser von dem geistlichen und antiken Rom empfing. Er hebt besonders hervor, daß Crétineau das Glück gehabt habe, im Sahre 1825 die Feierlichseiten des allgemeinen Jubeljahres zu erleben, fügt aber dann hinzu, daß Crétineau, in der Botschaft wie draußen, auch entgegengesetze, vielleicht verderbliche Eindrücke empfangen habe. Madame Recamier erschien in Rom und der prachtliebende Herzog von Laval machte sich, wie Maynard sagt, zu ihrem Priester oder Bedienten, die Festlichseiten wurden mit erneutem Eiser aufgenommen, nachdem der Tod Consalvi's, von welchem man schon aus Rücksicht für die Herzogin von Devonsshire Notiz nehmen mußte, sie auf kurze Zeit unterbrochen hatte.

Was wurde ans Crétineau in diesem Wirbel? fragt Maynard, und er antwortet: "Crétineau selbst gesteht, daß er sich in eine Bereinigung von Carbonaris verlocken ließ, beren Gefahr er nicht gekannt haben will; aber in seiner Familie weiß man noch von anderen Abenteuern zu erzählen, welche einige Fegen seiner Soutane und seines geistlichen Berufes kosteten." "Immer mehr mußte Crétineau ben Geschmack an ber Ginsam= keit und an strengen Sitten verlieren, als sich im folgenden Jahre zur Feier der Krönung Karl's X. die Festlichkeiten ver= doppelten." Es zeigte sich flar, daß die Lust, geistlich zu werden, wenn sie überhaupt je vorhanden gewesen, endgültig geschwunden war, und sie wurde auch nicht dadurch wieder erweckt, daß Crétineau einmal zur Feier des Ludwigstages in der Französischen Kirche durch Vermittlung des Herzogs von Laval die Festpredigt hielt, welcher sogar der Papst und mehrere Kardinäle beiwohnten; dies behauptet wenigstens Crétineau selbst, mährend ein gleich=

zeitiger Zeitungsbericht nichts von ber Gegenwart bes Papftes weiß. Der Katholik Crétineau schwamm, nach Mannard, bamals wie schon vorher in Voltaire's Fahrwasser, und nur der Royalist Crétineau befand sich nie mit sich selbst im Widerspruch. im Jahre 1817 hatte Crétineau ein Drama verfaßt, in welchem nicht der Herzog von Alba der Held war, sondern vielmehr dessen Das Stud fehrte seine Spige gegen die Inquisition und feierte, wie Mannard ingrimmig sich ausdrückt, die "heilige Tolerang". Eine Schrift "Satire à mes contemporains", welche bamals verfaßt wurde, wird als wenig religiös bezeichnet, ein Gedicht "Beatrice Cenci" ist angefüllt mit gehäffigen Deklamationen nicht nur gegen Papft Clemens VIII. und gegen Rom im 16. Jahrhundert, sondern gegen alle Päpste, gegen das päpstliche Rom, in welchem das Lafter die Maste ber Frömmigkeit annehme und wo das Verbrechen mit abergläubischer Devotion einen unauflöslichen Bund eingegangen habe, die Religion zur Abgötterei werde, wo ehrgeizige und gierige Priester und despotische Bapfte uns mit Bedauern erfüllten, daß bas Beidenthum untergegangen sei, der Protestantismus fern gehalten werde. Underes dagegen in den Schriften wird von Maynard in begeisterten Worten wegen seines dristlichen Geistes gerühmt. Man kann bem Biographen schwerlich Unrecht geben, wenn er sagt, in Crétineaus Hirn habe ein wahres Chaos geherrscht.

Die literarische Thätigkeit des jungen Franzosen zog zwar nicht die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich, aber der Bischof von Luçon nahm doch Veranlassung, Crétineau brieklich zu warnen. Die Antwort war ein zerknirschtes Schreiben, worin derselbe um Verzeihung bat für seine Fehler und sich bereit erklärte, in einem Trappistenkloster zu büßen. Crétineau begab sich wirklich dorthin und legte die dort empfangenen Eindrücke dann in einem Gesdichte "Les Trappistes" nieder. Mögen noch in späterer Zeit in Gedichten mancherlei Dinge vorkommen, welche Maynard als "juvenilia" bezeichnet, so versichert unser Biograph doch, daß die Bekehrung eine aufrichtige und wahre gewesen sei.

Über den jetzt folgenden Jahren schwebt ein gewisses Dunkel. Maynard vermuthet, daß Crétineau in Rom geblieben sei, bis der Herzog von Laval abgerufen und durch Chateaubriand erset Dies erfolgte im Jahre 1828. Nach dieser Zeit finden wir ihn wieder als Lehrer an einem Rolleg, bann, ba feine Gesundheit das Unterrichten nicht lange ertrug, als eine Art Hauslehrer in ber kleinen Stadt Confolens. Indem er fich mit einem dortigen Bürgermädchen zu verheirathen beschloß, zog er jest endgültig die Soutane aus, welche er in den vorhergehenden Jahren so oft an- und wieder abgelegt hatte. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er als Privatmann lebte und die Ginkunfte, welche ihm aus seinem Vermögen erwuchsen, durch Privatunter= richt etwas zu vergrößern sich bestrebte. Schon vor der Juli= revolution hatte Crétineau in einer einstweilen dem Druck vorent= haltenen Dichtung den Kampf der Bendée gegen die Revolution verherrlicht, die gleiche Gesinnung vertrat er jett in gelegentlichen Beitungsartifeln. Er fampfte barin für bas legitime Konigthum und überschüttete die Anhänger der Orleans mit Spott und Hohn. Er schrieb nur für ein kleines in bem benachbarten Riort erscheinendes Blatt Le Véridique, aber die Legitimistenführer wurden doch auf Crétineaus polemisches Talent aufmerksam. Im Jahre 1833 folgte er einem Rufe nach Nantes zur Übernahme ber Redaftion einer größeren Zeitung, und zwar um fo lieber, ba gleichzeitig die bisherige gunftige Lage ber Familie seiner Eltern sich in das Gegentheil verkehrte.

Hier bot sich ihm zum erstenmale Gelegenheit, sich anders als mit der Feder an den politischen Vorgängen zu betheiligen. Der Putsch der Herzogin von Berry hatte mit deren Gefangennahme ein schnelles Ende gefunden, in die Hände der Regierung waren verschiedene Papiere gefallen, durch welche die Häupter der Legitimistenpartei, u. a. Sesmaisons, Kersabiec und Berryer schwer, aber auch Erétineau selbst einigermaßen kompromittirt wurden. Diese Aften lagen in der Gerichtsschreiberei zu Kennes, sie bildeten das Material zu einem Hochverrathsprozeß, dem die am meisten Bedrohten mit Sorgen entgegensahen. Einer von ihnen wandte sich an Crétineau um Hülfe. Gebt mir 30000 Frs. und drei Tage Zeit, sagte dieser; 30000 Frs. ist die Summe, auf welche sich das Gehalt eines Gerichtschreibers kapitalisirt, drei

Tage rechne ich auf die Reise von Nantes nach Rennes mit Ausenthalt. Das Gelb wurde beschafft; die Vorsehung, so schreibt Maynard, hatte für die Zeit zu sorgen. Crétineau begibt sich Abends in's Theater, besucht den Präfekten selbst in seiner Loge, ihüt ein plötliches Unwohlsein vor, das ihn zwinge, nach hause zu gehen, und besteigt mit einem verabschiedeten Oberft Duris einen bereitgehaltenen Wagen, in dem er eiligst nach Rennes fährt. Seiner Frau hatte er für die nächsten drei Tage Journalartikel übergeben mit der Anweisung, zu dem kranken Crétineau Niemanden zuzulassen. In Rennes machen sich die beiden Genossen an einen Schreiber, ber ihnen zugänglich erscheint, sie bewirthen ihn glänzend, worauf dieser sich bereit erklärt, gegen den versprochenen Lohn ihnen die betreffenden Papiere bei Nacht aus dem Fenster zu werfen. "Der Himmel begünstigte ihr Borhaben": in rabenschwarzer Nacht gelangen die gewünschten Pa= piere und noch einige andere in ihre, der bedungene Lohn in bes Schreibers Hand, und in Eile geht es wieder fort in der Richtung nach Nantes. Die Papiere werden unterwegs in einem Wirthshause verbrannt; zu Hause angelangt, legt sich Crétineau nun wirklich in's Bett. Trothem wendet sich der Verdacht gegen ihn, er wird vom Staatsanwalt einem Verhör unterzogen. Auf die Frage: "Wiffen Sie, daß zu Rennes aus der Gerichtsschreiberei Papiere verschwunden sind?" antwortet er: Das ist das erste, was ich höre, und beruft sich auf den Präfekten als Zeugen für seine Krankheit. Man konnte ihm nichts anhaben. Den Präfekten Dural wußte Crétineau dann noch durch den Hinweis auf einen tompromittirenden Privatbrief zu bestimmen, ihm für einige Ben= beer, welche die Waffen gegen Louis Philippe getragen, Pässe auszustellen.

Mehrere Jahre redigirte Crétineau seine Zeitung L'Hermine 1) in Nantes, häufig zog seine leidenschaftliche Sprache ihm Wißshelligkeiten seitens des Staatsanwaltes zu. Aber das trug nur dazu bei, sein Ansehen bei der Legitimistenpartei zu steigern; man dachte daran, ihn nach Paris zu ziehen, was durchaus seinen

¹⁾ Das alte Wappen der Herzoge der Bretagne.

Wünschen entsprochen hätte. Hier sollte er die Redaktion eines neuen Journals La Patrie übernehmen. Aber die Verhandlungen, welche hierüber geführt wurden, zerschlugen sich und führten nur zu dauernder Feindschaft zwischen Crétineau und dem Manne, welcher die Vermittlerrolle übernommen hatte. Crétineau kehrte nach Nantes zurück. Aber es duldete ihn nicht länger in der Provinz; im November 1837 erklärte er seinen Entschluß, die Redaktion der Hermine niederzulegen. Einen Monat nachher war er nach Paris übergesiedelt.

2.

Historische Studien zu unternehmen, war der angebliche Zweck dieses Schrittes. Crétineau beschäftigte sich auch in der That mit einem Werke über die Geschichte der Bendée-Ariege, aber seine Hauptarbeitsfraft wandte er auch jett noch der Tagesschriftstellerei zu. Die Leitung der Europe monarchique wurde ihm übertragen, an der damals auch Fialin, der spätere Herzog von Persigny von Napoleon's Gnaden, und La Guerronnière mitarbeiteten. Aber wie damals so viele legitimistische und demokratische Blätter litt auch die Europe schon bedenklich an der Schwindsucht, nach zwei Monaten hörte sie auf zu erscheinen. Während der kurzen Zeit seiner Redaktion und auch nachher war Crétineau vor allem bemüht, die Begnadigung der bei den verschiedenen legitimistischen Aufständen verurtheilten Bendeer durchzuseten. Als seine publizistischen Artikel erfolglos blieben, erwirkte er schließlich eine Audienz bei Louis Philippe, der alle Verantwortlichkeit auf den Minister Teste abwälzte, auf benselben, der 1847 wegen Bestechung verurtheilt wurde. Crétineau erflärte, er habe ein Rezept, um diesen umzustimmen. Er begab sich zu dem Minister; als dieser hartnäckig blieb, drohte ihm Crétineau ber Welt mitzutheilen, daß Teste seiner sterbenden Tochter einen Beichtvater verweigert habe. Teste, der dies mit Rücksicht auf seine Frau fürchtete, begnadigte die Bendeer, und wurde zum Danke bafür von Louis Philippe als Minister entlassen; der König gab als Grund eben jene von Teste nun befürwortete und vollzogene, von der gesammten Presse und den übrigen Mitgliedern des Kabinets verurtheilte

Maßregel an. Crétineau hatte also zweierlei erreicht: die Befreiung der Gefangenen und den Sturz des gehaßten Ministers.

Seine hiftorischen Arbeiten hinderten ihn nicht, im Jahre 1841 auf einige Monate die Leitung der in Grenoble erscheinenden Gazette du Dauphiné zu übernehmen; er führte bieselbe indes von Paris aus. Großes Aufsehen erregte eine Polemik über ben Aufstand, welcher im Jahre 1816 bort von Baul Didier gegen die Bourbons angezettelt, von dem General Donnadien unterbrückt und bann mit blutigen Exefutionen bestraft worden war. Crétineau verfocht die Behauptung, daß die Orleans die Hand im Spiele gehabt hätten, und bag berfelbe Bergog von Decazes, welcher jett das Vertrauen Louis Philippe's genieße, damals als Polizeiminister jene unmenschliche Grausamkeit befohlen habe, welche die Anhänger des Julikonigs jest dem legitimen König= thum vorzuwerfen wagten. Crétineau stellte im Berlauf bes Kampfes die Behauptung auf, er verfüge über Briefe, welche Decazes an einen Agent provocateur gerichtet habe, und stellte beren Bekanntmachung in Aussicht, falls der Herzog Decazes nicht vorziehen sollte, sich dieselben burch vertraute Personen vorlegen zu lassen. Besonders ber General Donnadieu suchte ihn erstlich burch das Anerbieten einer Geldsumme von 60000 Frs., dann durch einen von J. Favre geführten, erfolglosen Prozeß zur Bekanntgabe zu bewegen. Crétineau weigerte fich und gab schließlich eine Erflärung ab, worin er in zweideutiger Weise ableugnete, gesagt zu haben, daß er breiundachtzig Briefe von Decazes in Banben habe. Seine Gegner meinten barauf bin, Crétineau muffe um höheren Preis dieselben an die Regierung verkauft haben. Mannard ift ber in sich etwas widerspruchsvollen Ansicht, daß Crétineau die Septembergesetze über die Presse von 1835 fürchtete, und daß die Briefe in Wirklichkeit nicht die Bedeutung hatten, welche Crétineau ihnen anfänglich beilegte. Mannard meint: "Im Kriege beruft man sich wohl auf Streitfrafte, welche man nicht besitzt." Im Jahre 1862 erklärte Crétineau: "Jene Dokumente waren vorhanden. Frommer Familiensinn, die Furcht den eigenem Namen in eine schmähliche Schurkerei verwickelt zu sehen, veranlaßten ihre Vernichtung." Somit ist es unmöglich,

ein endgültiges Urtheil über Crétineau's Verhalten in bieser zweifelhaften Angelegenheit zu fällen.

Crétineau hatte anfänglich die brängenden Aufforderungen, die Briefe zu veröffentlichen, durch bas Versprechen beschwichtigt, es solle geschehen, wenn er seine Geschichte ber "Vendée militaire" In den Jahren 1840 bis 1842 erschien Dieses beendigt habe. vierbändige Wert, welchem schon früher einige demselben Gegen= ftand gewidmete kleinere zum Theil romanartige Schriften voraus= geschickt worden waren 1). Mannard bemerkt selbst, die Geschichte sei für Crétineau nie ein Gegenstand der Wißbegierde, sondern eine Waffe im Dienste seiner Theorien gewesen; und nach bem, was wir bisher von Crétineau's Studiengang erfahren haben, wird dieses Urtheil nicht überraschen. Mannard weiß indessen nur rühmliches über die umfangreichen Vorstudien zu berichten, welche Crétineau für sein Werk angestellt habe: In Nantes konnte er bie schriftlichen und mündlichen Aussagen ber Zeitgenoffen sammeln, in persönliche Beziehung zu benjenigen treten, welche bei ber Volkserhebung eine Rolle gespielt hatten. Aber in Nantes hatte auch der eine der Repräsentanten des Wohlfahrtsausschuffes, Carrier, seines blutigen Amtes gewaltet, hierhin waren zahlreiche Berichte, amtliche und private Korrespondenzen der republikani= schen Generale und Agenten gelangt und hatten im bortigen Archiv ihren Plat gefunden. Mit Versprechungen und Drohungen, mit tausenderlei Aniffen, deren Crétineau sich selbst oft gegen Maynard rühmte, wußte er sich den Eintritt zu erwirken und begnügte sich dort nicht damit die Dokumente zu studiren und Auszüge baraus anzufertigen, jondern mehr als ein Attenftück wanderte auch in seine Tasche; "Gott möge es ihm verzeihen", Außerdem wandte er sich an einen alten fügt Mannard bei. Mann, Boursault, der zuerst Schauspieler, bann bei ber Stragen= und Sittenpolizei beschäftigt gewesen war. Er hatte der Bera= partei angehört und in enger Berbindung mit den republikanischen Heerführern gestanden. Der Mann war über 90 Jahre alt, foll aber ein wunderbares Bedächtnis besessen haben, und erwarb sich

- - - - b

¹⁾ Charette, Drame politique; Épisodes des guerres de la Vendée.

um das Buch Crétineau's nicht nur dadurch Berdienste, daß er aus seinen Erinnerungen mittheilte, sondern er vermittelte auch Crétineau's Bekanntschaft mit verschiedenen Helden der Revolutionszeit, deren Erzählungen, nach Mahnard, unserem Autor die Mögelichkeit gewährten, die ihm mündlich und schriftlich von seinen rohalistischen Parteigenossen zuströmenden Berichte mit kritischer Hand zu prüfen und zu sichten.

Noch eine weitere Maßregel hielt Crétineau vor der Versöffentlichung seines Werkes für nützlich. Er wollte "die Luft des verbannten Hofes athmen", von den Prinzen das letzte Wort vernehmen, und begab sich deshalb zu Karl X. nach Görz, und ebenso zu der Herzogin von Berry und dem Grafen v. Chambord.

Über diese Besuche erfahren wir nun einige Anekdoten. foll Crétineau dem König Karl gesagt haben, das beste Mittel, bie Julirevolution zu vermeiben, würde gewesen sein, den Berzog von Orleans an die Spitze der Armee zu stellen und ihm einige zuverläffige Abjutanten beizugeben, die den Befehl hätten, ihn bei dem ersten Versuche bes Verrathes zu erschießen; worauf der König ihm seufzend Recht gegeben habe. Von einem weiteren Erfolge biefer Reisen erfahren wir nichts gewisses, indessen werben wir einen Rückschluß ziehen können aus der Entstehungsgeschichte des Buches und aus dem Inhalt, welchen dasselbe schließlich er= Crétineau leugnet nämlich ben religiösen Charafter bes Krieges, erhebt scharfe Vorwürfe gegen ben Abel, der weit weniger Aufopferungsfähigkeit gezeigt habe als die Bauern, und wendet sich schließlich in einem "Ingratitude des Bourbons" überichriebenen Rapitel gegen die Französische Königsfamilie, welche so hervischer Opfer, wie sie die Bendeer gebracht, faum werth gewesen sei. Früher war es seine Absicht gewesen, die Schicksale der Herzogin von Berry bis zu ihrer Entlassung aus Blage seinem Buche einzuverleiben, aber die dringenden Borftel= lungen hochstehender Legitimisten, welche sein Parteigewissen an= riefen, wußten dieses noch glücklich zu verhindern, obschon Crétineau sich aufänglich auf die Nothwendigkeit, unparteiisch zu sein, berufen und erklärt hatte, er verzeihe einem Feinde lieber ein Verbrechen als einem Freunde einen Fehltritt. Die Berhandlungen

indessen, welche Crétineau über eine Penfion mit den Bourbonen gepflogen hat und beren Charafter mit ben Worten: "otant, donnant" furz und schlagend bezeichnet ist, führten zu keinem Ergebnis, denn mit blogen Versprechungen ließ sich Crétineau, gewarnt von seinem Freunde, Baron Dudon, nicht abspeisen, und so erschien jenes umstrittene Kapitel, wurde auch in dem übrigen Buche manches den Bourbonen Unerwünschte beibehalten. bem Hofe des Grafen v. Chambord erhob man die Anklage: Crétincan habe den exilirten Prinzen das Meffer an die Reble gesetzt, um Geld zu erpressen; jenes Rapitel sei die Rache ge= wesen, weil jene sich zu nichts herbeigelassen hätten. Mannard erflärt dies aber für eine Verleumdung; er meint, man habe höchstens von einer Drohung, nicht von Rache sprechen können und weist auf einige Briefe von dem Grafen v. Chambord und von beffen Mutter bin, welche beweisen sollen, daß beide ibm jene Angriffe nicht nachgetragen haben. Kann es eine Thatsache geben, welche Heinrich V. beffer charakterifirt, als daß er einem Manne wie Crétineau zwar nie einen Groschen zukommen läßt, aber ihm fast vertraulich zu nennende Briefe schreibt?

Nachdem bas Buch ausgegeben, wußte Crétineau auch für die nöthige Reklame zu forgen! Mannard erzählt, wie Crétineau seine Kollegen von der Presse der verschiedensten Parteirichtung eines Abends zu einem Bankett eingeladen, und als dieselben von der Sorge für die nächste Journalnummer bedrängt fort= gehen wollten, jedem von ihnen eine felbstverfaßte, in dem Tone und der Gesinnung des betreffenden Blattes gehaltene, aber im Grunde lobende Anzeige seiner "Vendée militaire" überreicht Der Erfolg fehlte nicht. Die gesammte Pariser Presse aller Parteifarben besprach das Buch und so mußte dem Publifum bessen Werth einleuchten. In wenigen Monaten erlebte es eine zweite, später noch brei Auflagen. Da sich indessen bieser Er= folg nicht hatte voraussehen lassen, so war Crétineau genöthigt gewesen, die erste Drucklegung auf eigene Rosten zu übernehmen, weil er keinen Verleger hatte finden können. Indem sich die Börse der Bourbonen nur "halb geöffnet aber bald wieder ge= schlossen hatte", mußte er es mit Freuden begrüßen, als er in

dem früheren Minister Baron Dudon einen freigebigeren Gönner Bu Nantes hatte Crétineau einst bessen Wahl zum De= putirten, freilich erfolglos, befürwortet, dies hatte den Grund gelegt zu dauernder Freundschaft und Dudon schoß ihm 20,000 Frs. vor, um den Druck zu ermöglichen, und nahm diese Summe auch nicht wieder an, als Crétineau sie später nach dem glücklichen Erfolge zurud erstatten wollte. Dudon hatte ferner Crétineau für sich gewonnen, indem er sich für denselben um einen Sit in der Afademie bemühte; nach Mannard gaben auch Berryer und Montalembert sich den Anschein Crétineau's Candidatur zu wünschen, worauf dieser ihnen aber in's Gesicht Verstellung vorgeworfen haben soll. Die Sache kam nicht zu Stande, aber tropbem fühlte Crétineau sich Dudon verpflichtet, und bald fand er Gelegenheit für das bezeugte Wohlwollen sich dankbar zu er= weisen. Dubon stand in dem Rufe eines ziemlich dunkeln Chrenmannes, man warf ihm vor, nach 1815 als Mitglied der zur Liquidation der Kriegskosten und Kontributionen eingesetzten Kom= mission sich auf unehrliche Weise bereichert zu haben, sprach höhnisch von seinem "historischen" Vermögen, und der Figaro sagte von ihm einmal: "Dudon war heute zwei Stunden auf der Tribune, ohne etwas in die Tasche zu stecken." Crétineau verfaßte nun "eine Geschichte der Verträge von 1815 und ihrer Ausführung", worin Dudon als der einzige und eifrige Bertreter der französischen Interessen gepriesen wird. der Zweck des Buches. Daß Crétineau sich sein Arbeitsfeld weiter steckte, war, wie Maynard richtig bemerkt, nur Vorwand. Indem er aber Dudon feierte, geißelte er die anderen Staats= männer Ludwig's XVIII. vielfach mit scharfen Worten, besonders Tallegrand, dessen Nachlässigkeit die Rückgabe der von Frankreich zusammengeraubten Kunstschätze verschuldet habe.

"Das Buch Crétineau's war für die Shre des Baron viel mehr werth, als die 20000 Frs. für Crétineau's Wohlstand", urtheilt Maynard und findet es natürlich, daß Dudon oft die Absicht aussprach, Crétineau in seinem Testamente zu bedenken. Aber diese Hoffnung siel gänzlich in's Wasser. Der greise Dudon führte, "wie ein zweiter Salomo", ein entsetzlich auss

schweisendes Leben, und Crétinean, der ihn aus der Tyrannei der Weiber erretten wollte, zog sich dadurch erstlich der Frauen und damit auch Dudon's Feindschaft zu. Dudon starb plötzlich, ohne daß der geistliche Beistand des Jesuitenpaters Ravignan, welchen Crétineau zu demselben geschickt hatte, angenommen worden wäre, und so wurden neben der Nichte des Verstorbenen besonders "einige Damen" reich bedacht, Crétineau aber erhielt nur 16 000 Frs. und die wenig werthvolle Bibliothek, und somit kaum mehr als den Ersatz sür andere 16 000 Frs., welche die Vendée militaire ihm eingetragen und die er dann in leichtsinniger Weise dem Baron Dudon zur Anlage in einem bald scheiterndem Unternehmen übergeben hatte.

3.

Die Berbindung mit dem Baron Dudon wurde noch in einer anderen Beziehung für Crétineau-Joly bedeutungsvoll. Crétineau erzählt darüber selbst, wie Dudon ihn zu einer Reise nach dem Drient eingeladen habe, bann aber, weil die Best bort herrschte, mit ihm nach Rom gegangen sei. hier begegnete Crétineau zufällig auf bem Corso einem einstigen Studiengenossen von St. Sulpice, der inzwischen in den Jesuitenorden eingetreten war, dem P. Philippe de Villefort. Crétineau besuchte denselben, wurde mit anderen Jesuiten befannt, dem General vorgestellt, und nach zwei Tagen war abgemacht, daß die Gesellschaft Jesu die Auf= gabe, ihre Geschichte zu schreiben, in seine Sande lege. Gregor XVI., welcher schon als Kardinal Crétineau fennen gelernt hatte, billigte die Wahl der Söhne des hl. Ignaz, indem er zu Crétineau jagte: "Es ist ganz in der Ordnung, daß der Verfasser ber kriegerischen Bendée der Geschichtschreiber der Jesuiten wird; sind diese nicht die Bendéer der Kirche?" Der Ordensgeneral P. Roothan brachte ihm im Auftrage des Papstes eine Reliquie des heiligen Kreuzes, die in ein schönes silbernes Rreuz gefaßt war, und jagte: "Sängen Sie dieses Geschent des heiligen Baters um den Sals, so werden Sie während all' der Zeit, wo Sie an unserer Geschichte arbeiten nicht mehr an Ihren Ropfschmerzen leiden." Diese Reliquie trug

Crétineau von da ab fortwährend 30 Jahre hindurch, und zwar, wie Maynard sagt, in der auffälligsten Weise.

So aufgemuntert, gab sich Crétineau an die Arbeit und mit ihm die Jesuiten, welche der General ihm zur Unterstützung zuwies. Maynard sagt, es habe ihm eine merkwürdige Korrespondenz vorgelegen, welche gestatte, fast von Tag zu Tag den Fortschritt der gemeinsamen Arbeit zu verfolgen, und behauptet, es gehe baraus zweierlei hervor: erstens, daß dem Geschichtschreiber nichts ver= heimlicht und zweitens, daß ihm alle Unabhängigkeit gelassen wurde; man könne somit Crétineau unbedenklich Glauben schenken, wenn er versichere, weder ein Anwalt, noch ein Gegner, sondern einfach ein gerechter Richter gewesen zu sein, wenn er betheuere, daß während der langen Zeit der engsten Beziehungen die Jesuiten seinen Überzeugungen und seinen Pflichten nie auch nur das leifeste Opfer zugemuthet hätten. Dazu paßt es aber nicht ganz, wenn Maynard fortfährt: "Ich finde den Beweis für die von den Jesuiten ihm gelassene Freiheit und die von dem Historiker fest= gehaltene Unabhängigkeit in den einander widersprechenden Rath= schlägen, welche ihm zugingen." Es möchte zudem zweifelhaft sein, ob den angeblichen Gegensatz, der zwischen den verschiedenen Rathschlägen geherrscht haben soll, irgend Jemand außer Maynard wahrzunehmen im Stande ift. Es wird uns von ihm berichtet, schon bei ber britten Seite habe ber Ordensgeneral Ginspruch erhoben: er fand, daß die Gesellschaft zu sehr gelobt werde, wenn man sie höher stelle als alle anderen Körperschaften. Will Maynard es vielleicht als ein Zeichen unabhängigen Sinnes preisen, daß Crétineau durchschaute, wie wenig ernst jene Mahnung gemeint war, und daß der General sich nicht hartnäckig sträuben würde, wenn Crétineau behauptete, das Lob sei keineswegs übertrieben? In seiner wirklichen Bebeutung mußte jenes Wort bes Generals ziemlich in derselben Richtung wirken, wie die rückhaltlose Bewunderung der großen Masse der Jesuiten, von der uns Mannard enzählt und die allerdings ernster zu beurtheilenden Mahnungen des P. Montézon, d. h. des Mannes, welcher Crétineau als Haupthülfsarbeiter von dem General zugewiesen war. Montézon wird uns als ein Mann geschildert, der trot seiner plumpen, historifde Beitschrift R. F. Bb. XVI.

fast sonderbaren Erscheinung sehr klug und sehr geschickt war, stets zum Ziele zu fommen, die Leute babin zu führen wußte, wohin er sie haben wollte, der sogar auf Sainte-Beuve Einfluß zu üben verftand. Dieser P. Mategon nun, wir bedienen uns seiner Worte, erhob gegen Crétineau die Anschuldigung, daß seine Arbeit nicht burchweg dem Zwecke einer Apologie entspreche, daß seine Unparteilichkeit zu affektirt und zu strenge sei. Möge bieses Verfahren für den gegenwärtigen Zeitpunkt als gerecht und auch als geschieft erscheinen, so muffe man boch an die Nachwelt benfen, welcher Crétineau's vortreffliches Werk, das fein ephemeres Pamphlet sei, angehören werde. "Ich lasse Ihnen völlige Freiheit bes handelns, felbst an Stellen, die viele Priefter und Ratholiken verlegen würden, aber es ist meine Pflicht, gegen gewisse Ausbrücke, Andeutungen und Urtheile zu protestiren, welche geeignet find, die Gesellschaft, und zwar ungerechter Beise, in wichtigen Andernfalls würde mir die Mitarbeit Dingen zu kompromittiren. zu peinlich, ich mußte überlegen, ob ich fie fortsetzen darf. Schluß erkläre ich, bag die Gesellschaft Ihnen ewige Dankbarkeit schuldet und schulden wird für den edlen Muth, mit dem Gie ein Wert unternommen haben, welches fo viele Schwierigkeiten barbot, welche sie glücklich besiegt haben. Ich denke nicht, daß Sie furz vor bem Ziele eine Gulfe zurudweisen wollen, die Sie bisher nicht irre geführt hat. Für die Schilderung ber Unterdrückung der Gesellschaft mag sie nicht unumgänglich nothwendig sein, würde aber jedenfalls einigen Nugen gewähren; erforderlich wäre sie aber, wenn Sie die Geschichte wenigstens bis zur Wiederaufrichtung der Gesellschaft 1814 fortführen wollten."

So sehr man es bedauern muß, daß Mahnard uns von den Beispielen, welche Montézon damals anführte, nichts mitgetheilt, sich überhaupt auf die zudem lückenhafte Wiedergabe des obigen Brieses beschränkt hat, so sehen wir daraus doch zur Genüge, wie, nach Mahnard, der gute Pater, wir aber werden sagen dürsen, wie der Iesuitenorden, selbst durch die Arbeit eines Crétineau nicht zufrieden gestellt worden war. Mahnard versichert, daß es Wontézon nicht gelungen sei, bei dem überzeugungstreuen Crétineau etwas auszurichten, denn so zugänglich er für Bitten, so unempfänglich

jei er für Drohungen gewesen. Genug, bas Verhältnis blieb Der Jesuitengeneral ließ sich das Manustript von ungetrübt. Crétineau vorlesen und empfand barüber, nach des P. Villefort Außerung eine solche Freude, daß er eine wesentliche Besserung seines förperlichen Befindens zu verspüren glaubte. Händen wurde dem Geschichtschreiber überschwängliches Lob ge= spendet, und als der Baron Dudon den Jesuiten barlegte, wie-Crétineau-Joly durch die Übernahme seiner Aufgabe ein außer= ordentliches Opfer gebracht, sich als Wortführer des von aller Welt gehaßten Jesuitenordens für jede anderweitige Stellung unmöglich gemacht habe, ließen die Jesuiten sich gern bereit finden, ihn mit flingender Münze hierfür zu entschädigen. Mannard erzählt bieses, gibt aber nicht die Summe an, welche, nach unbelegter mündlicher Mittheilung 60000 Frs. betragen haben foll. Um den gezahlten Preis erwarb die Gesellschaft Jesu das Eigenthumsrecht an dem Werke, Crétineau überließ die Verfügung über das erhaltene Geld dem Baron Dudon, welcher es, nach Crétineau's Außerung in einem späteren Briefe in Rente, nach Maynard bagegen in Theateraftien anlegte. Schon im Jahre 1847 sollen darüber die Parifer Wigblätter Scherze gemacht haben, daß das Geld ber Jesuiten zur Errichtung bes Corps be Ballet und für bie Masten= bälle verwandt wurde; aber das focht Crétineau nicht an: Mannard meint, sein zuweilen etwas sonderbarer Freund habe gern zu Dudon's Vorschlag seine Zustimmung gegeben. Konnte er doch so der Meinung begegnen, als habe er sich mit Haut und Haar ben Jesuiten überliefert. "Ein bischen Jesuit mag ich immerhin sein, aber Ihr seht, ich bin noch immer kein Kapuziner", pflegte er benen zu fagen, welche ihn als Affilirten ber Jesuiten bezeich= neten, während er ernsthafteren Leuten darlegte, daß man sein Gelb noch schlechter anlegen tonne, daß der Borsenschwindel auch nicht mehr die Moral fördere, der Gerechtigkeit aber erheblicheren Eintrag thue. Crétineau's Interesse für die Theaterwelt war auch in anderer Beziehung fehr lebhaft. Mahnard erzählt uns, daß er sich gern hinter den Koulissen 1) umhergetrieben habe, wo er

1 - 1 / 1 - Cla

¹⁾ Bgl. dagegen Mahnard S. 193.

als der Mann, der alles wisse, bezeichnet und angeredet wurde, und es wird uns eine erbauliche Geschichte berichtet, wie Crétineau eine Tänzerin, die sich an ihn mit einer gotteslästerlichen Kedensart gewandt hatte, zu einem Jesuiten führte, der dieselbe zu einer vortrefflichen Christin machte 1).

Nach bem Gesagten wird niemand die Ansicht gewinnen, -als ob das Werk Crétineau's über die Gesellschaft Jesu entftanden sei, weil die Jesuiten in dem Wunsche, eine objektive Darstellung ihrer Ordensgeschichte zu besitzen, sich an einen außerhalb irgend eines Orbens ftehenden bewährten Siftorifer gewandt hatten. Aus einer angeblich beträchtlichen Zahl von Bewerbern wurde Crétineau ausgewählt, weil man von ihm hoffte, daß er dem Zweck am besten bienen werbe, welchen bie Gesellschaft Jesu mit ber Veröffentlichung zu erreichen hoffte. Crétineau konnte versichern, und er that es, daß er nie zu ben Schülern, nie gu ben Jüngern der Jesuiten gehört habe. Er fügt hinzu, daß er bei Übernahme seiner Aufgabe keinen Innger bes hl. Ignaz, und wäre es nur vom Ansehen, gefannt habe, er sei weber ein Freund ober Bewunderer, noch ein Gegner bes Ordens gewesen; derselbe habe für ihn feine andere Bedeutung gehabt, als Bitellius und Otho für Tacitus. Die Jesuiten gaben sich augenscheinlich der Hoffnung bin, bag bas Publifum, Diefen Worten vertrauend, gläubigen Sinnes das Wert entgegennehme, in welchem Die Ge-Gerade damals erfuhr dieselbe sellschaft verherrlicht wurde. wieder in Frankreich heftige Anfeindungen; Thiers verlangte die Ausführung der Ordonnanzen von 1828, welche den Jesuiten= orden von dem frangösischen Boben verbannt hatten, aber so wenig in Kraft waren, daß die Jesuiten, welche man früher als Weltgeistliche stets bulbete, jett sich wieder offen als Väter ber

¹⁾ Als Beispiel der Maynard'schen Schreibweise möge angesührt werden, daß er der Frage der Tänzerin: "Sagen Sie, Herr Crétineau, der Sie alles wissen, ist es wahr, daß Jesus Christus, von dem man so viel spricht, Marsichall von Frankreich war?" die Bemerkung beisügt: Das ist die theologische Wissenschaft der Pariser Koulissen, und sie steht nicht viel höher in mehr als einer Afademie.

Gesellschaft Tesu bezeichneten. Wie die Schrift des P. Ravignan: De l'existence et de l'institut des Jésuites, zu welcher auch der P. Montézon das Material lieferte, war auch das von Créstineau veröffentlichte Werk bestimmt, auf die öffentliche Meinung Frankreichs einzuwirken.

Für diesen Zweck schien es von Bedeutung, nicht bloß die frühere Beit bes Orbens bis zu feiner Aufhebung burch Clemens XIV. gu behandeln, sondern die Geschichte bis auf die Gegenwart fortzu-Manche waren wohl ber Meinung, daß man Bedenken tragen muffe, die Geschichte ber Gegenwart in einem Augenblicke barzustellen, wo vielmehr alles darauf anzukommen schien, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, wo der Papst selbst beschwich= tigende Schritte that und ben Jesuiten Borsicht und Nachgiebig= feit anempfahl. Diese Verhältnisse machen es schon begreiflich, daß der 6. Band mehr auf der Oberfläche bleibt als die früheren, und daß man überall wahrnimmt, welche Rücksich ten sich ber Berfasser vielfach auferlegen mußte. Bon Interesse ist hier fast nur die Polemik, welche sich an Rossi's Sendung nach Rom knüpfte, wobei Crétineau entschieden Front macht gegen Thiers, und gegen die Gegner der Jesuiten im französischen Klerus, Ifvard, Fallour, Lacroix und Bonnechose, von denen er den letzteren später zu Gnaden aufgenommen hat. Selbstverständlich ift es, daß auch hier überall ber General ber Gesellschaft seinen Ein= Maynard erzählt, daß Crétineau bem Wunsche bes P. Bresciani, es möge der Antheil, welchen Karl Albert von Sardinien an dem Aufstande gegen Viktor Emanuel I. im Jahre 1821 genommen, verschwiegen bleiben, sofort entsprochen habe, als P. Roothan bessen Bitten unterstützte, und ihm schrieb: "Ihr Schweigen in diesem Bunkte kann Ihrem Rufe ber Unparteilich= feit nicht schaben, denn berfelbe ist zu fest begründet und zu wohl verdient." Karl Albert war eben damals noch ein eifriger Gönner der Gesellschaft Jesu. Wie würde wohl das Urtheil nach 1848 gelautet haben?

Durch sein Buch und durch verschiedene andere Dienste, welche Crétineau der Gesellschaft leistete, indem er z. B. einmal

schnell die Ausschließung eines Jesuiten bewirkte!), der in einen standalösen Prozeß verwickelt zu werden drohte, schaffte er sich nicht bloß bei dem Orden eine einflugreiche Stellung, sondern ber Jesuitengeneral vermittelte auch, daß der Batikan von seinem Wirken Kenntnis nahm. Crétineau durfte nicht bloß den Karbinälen Bernetti und Lambruschini näher treten, sondern er fam auch in Beziehungen zu Gregor XVI. selbst, ber einstens als Camaldulenser und Kardinal sein Beichtvater gewesen war 2). "Macht mich lachen", soll ber Papst zu Crétineau, ber fast jeben Abend in den Batikan berufen wurde, zu ihm öfter gesagt haben, und was wir über ihre Unterhaltung erfahren, macht ben Ginbruck, daß zwischen beiben ein sehr vertrautes Verhältnis geherrscht haben muß. Der Papst und Crétineau spielten wohl Berfteden in den vatikanischen Gärten. "Als Papst bin ich Ihr Bater", sagte einst ber Papst; "aber in ber Literatur sind wir Brüber. Denn auch ich bin ein berühmter Schriftsteller; ich habe ein schönes Buch geschrieben: der Triumph der Kirche. Anfäng- , lich sprach kein Mensch bavon, nicht einmal in meinem Rloster; aber seit ich Papst bin, ist alle Welt darin einverstanden, daß es ein Meisterwert ist."

Mit frischem Humor äußerte sich der Papst über die von oben bestellte Loyalität seiner Unterthanen, wie sie sich bei der von dem Kardinal Lambruschini widerrathenen, zwei Millionen verschlingenden Kundreise durch die Marken gezeigt hatte. Er

¹⁾ Maynard erzählt S. 246, daß die Regierung Louis Philippe's durch Bersprechungen und Drohungen versucht habe, Erétineau zur Theilnahme an ihrem Kampse gegen die Jesuiten zu bestimmen. Das ist nicht geradezu unsmöglich. Wenn er aber erzählt, daß man ohne jede Garantie Erétineau die Atten über den ebendort von Maynard erzählten Standalprozeß in die Hände gegeben habe, damit er sie in seiner Geschichte der Gesellschaft Jesu verwerthe, worauf Erétineau nichts eiligeres zu thun gehabt habe, als dieselben dem General der Jesuiten zu unterbreiten, so klingt dies sehr unwahrscheinlich. Was hätte es in der That für die Zwecke der Regierung bedeutet, wenn Erétineau auch in seinem Werke einen einzelnen Jesuiten an den Pranger gestellt hätte, mit welchem sich die Tagespresse eifrig genug beschäftigte?

²⁾ So behauptet wenigstens Mahnard S. 27. Ob es nicht ein Mißverständnis eines Ausdrucks ist, wie wir ihn S. 32 finden?

erzählte Crétineau, daß er einst ein auf ber Bobe eines Berges gelegenes Dorf besucht habe; man habe ihm die Pferde ausgespannt und das Viva il Santo Padre! jubelnde Volf habe keuchend in voller Mittagshipe ben Wagen ben Berg hinangeschleppt. Mitleid erfüllt, habe er wiederholt gesagt: Povera gente! aber der Gonfaloniere ihn barauf mit der Bemerkung beruhigt, daß alle gut bezahlt seien. Ein anderes Mal gab der Papft zu verstehen, daß er die in der papstlichen Hofhaltung herrschende Berschwendung gut durchschaue. Und berfelbe Papft, der solche Außerungen machte, rieb sich vergnügt die Hände, als Crétineau ihm erzählte, wie die Tänzerin Cerrito 18 Mal voller Begeisterung von den Römern herausgerufen worden jei, und äußerte: "So lange meine Römer Tänzerinnen Beifall flatschen, werden sie nicht an eine Revolution benten." Unterschätzte Gregor XVI. wirklich die immer und immer sich wiederholenden Umtriebe und Bewegungen, gegen welche seine ambulanten Rriegsgerichte boch in ständiger Thätigkeit waren? Ober gab er sich ber Meinung bin, baß er den Bewohnern seiner Hauptstadt mehr Zutrauen schenken bürfe, als denen der Marken? Oder täuschte er sich selbst mit Absicht? Daß Gregor XVI. lebhafte Besorgnis hegte vor ber Thätigkeit der geheimen Gesellschaften, wissen wir auch aus anderen Quellen; aus Mannard erfahren wir von einem Plan, ben er gegen Enbe feines Lebens zu beren Befampfung faßte, wobei Crétineau eine Hauptrolle spielen sollte. Der Papft ließ im Mai des Jahres 1846 durch den Kardinal Lambruschini Crétineau zu sich bescheiben, als dieser gerade im Begriffe war, sich zu Ankona mit seinem Freunde, bem Baron Dubon, nach bem Drient einzuschiffen: Crétineau wurde verständigt, es handle sich um eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit, und war nach brei Tagen zu den Füßen bes Papstes. Gregor erklärte, er fühle seinen Tob herannahen und sehe voraus, daß die Re= gierung seines Nachfolgers durch die in der Luft befindlichen revolutionären Gewitter ebenso sehr Beunruhigung erleiben werbe, wie seine eigene beren burchgemacht habe; er wolle beshalb eine Art politischen Testaments hinterlassen, indem er Crétineau beauftrage, eine Geschichte ber geheimen Gesellschaften und ihrer

Folgen zu verfassen. Als Crétineau bemerkte, daß man zum Kampse Wassen bedürse, und er nicht wisse, an welches Zeughaus er klopsen dürse, verwies ihn der Papst auf Dokumente, die er selbst im Besitze habe, und auf die Mitwirkung seines früheren Staatssekretärs, des Kardinals Bernetti, welchen er leider auf Metternich's Beranlassung habe entlassen müssen, und ebenso auf die Unterstützung seines jetzigen, des Kardinals Lambruschini. Als Crétineau dann noch die Mitwirkung des Königs Ferdinand von Neapel und des Fürsten Metternich für erforderlich erklärte, versicherte der Papst, daß er der Mitwirkung des ersteren gewiß sei, da dieser selbst einen solchen Plan früher gehegt habe; Kardinal Altieri, der einstige Nuntius in Wien, den der Fürst Metternich wie einen Sohn behandelt habe, solle an diesen schreiben. Inzwischen möge Crétineau nach Neapel gehen.

Bermuthlich bezieht sich auf diese Audienz auch eine Anekdote, welche Maynard an anderer Stelle¹) berichtet. Der Papst soll auf ein Packet Briefschaften auf seinen Schreibtisch gedeutet und deren Wichtigkeit gerühmt haben, während er mit den stets wieder-holten Worten: "Nein, diese kann ich nicht hergeben", im Zimmer auf und ab gegangen sei. Crétineau saßte dies als Wink auf und steckte die Papiere seinerseits ruhig in die Tasche. Dieses Versahren wurde ihm nicht verdacht, aber er mußte sich Spöttereien des Kardinals Vernetti gefallen lassen, welcher ihn einmal näher an seinen Arbeitstisch heranzutreten einlud mit der Vemerkung: "Nur heran, es liegen keine Papiere auf dem Tische."

Crétineau ging nach Neapel und erhielt am 2. Juni Audienz bei dem Könige. Dieser empfing ihn mit den niederschlagenden Worten: "Sie kommen zu mir im Auftrage des Papstes Gregor, in diesem Augenblicke erhalte ich die Nachricht von seinem Hins scheiden." Gregor war am 1. Juni gestorben.

Diese Botschaft schien alles in Frage zu stellen. Der König freilich griff nichtsbestoweniger den vorgelegten Gedanken mit Eifer auf, versicherte, daß seine Minister Trétineau bei seinen

5.0000

¹⁾ S. 269.

Forschungen unterstützen, er selbst mit dem Jesuitenprovinzial P. Manera das Archiv seines Baters Franz I. durchgehen werde. Aber Crétineau dachte unter den veränderten Umständen einstweilen nicht an die Fortsetzung der Arbeit, deren Gedeihen doch ganz davon abhängig sein mußte, wie sich Gregor's Nachfolger dazu stellen würde. Er ging mit seinem Baron Dudon jest in den Orient. Als er zurücksam und der Iesuitengeneral ihm eine Audienz dei Pius IX. vermittelte, wurde er freudig überrascht, als der Papst ihm mittheilte, daß er an dem Gedanken seines Borgängers, von dem ihm die Kardinäle Bernetti und Lambruschini Kenntnis gegeben, sesthalte. Pius IX. forderte Créztineau auf, sofort nach Wien zum Fürsten Metternich zu reisen, den Winter sollte er dann in Kom zubringen, um unter den Augen des Papstes das Werk zu vollenden.

Nach Paris zurückgefehrt, wurde er durch die österreichische Gefandtschaft davon verständigt, daß Fürst Metternich ihn im Ottober empfangen wolle. Crétineau reiste nach Wien, wurde von dem Fürsten Metternich mit größter Freundlichkeit aufge= nommen, ja ber Staatsfanzler verbreitete sich über den Plan bes Buches und entwarf im Gespräche gewissermaßen bessen Grundzüge; sofort versprach er Crétineau mit ben Beamten ber Staatskanzlei in Bezichung zu bringen. Aber wie Crétineau in seinen Memoiren bemerkt, das Wort "sofort" bedeutet bei einem Deutschen ein bis zwei Wochen, und wenn dies Urtheil über die Deutschen bei einem Schriftsteller, ber mit dem Geschäftsgange der Curie durch Erfahrung vertraut sein mußte, in seiner MIgemeinheit einigermaßen überraschen muß, so erklärt es sich leicht aus bem, was Crétineau über seine weiteren Erfahrungen in Wien mittheilt. Obschon auch der französische Gesandte Graf Flahaut sich für ihn verwandte, mußte Crétineau ben Fürsten an die Erfüllung seines Bersprechens mahnen. Darauf hin wurde Crétineau von dem Baron Hügel eingeladen, seine Arbeit zu beginnen, aber fortwährend von demselben mit anderen ge= lehrten Dingen unterhalten; anftatt über bie geheimen Gefell= schaften Material zu erhalten, mußte Crétineau sich an der Hand ber Generalstabsfarten von Hügel vordemonstriren lassen, daß

nicht dem Könige Sobiesti, sondern dem Raiser Leopold die Befreiung ber Stadt Wien zu verdanken fei. Die übrigen Beamten ber Staatsfanzlei waren von der gleichen Söflichkeit wie Sügel, aber ebenso wenig sachlich entgegenkommend, wie Crétineau meint, aus Übelwollen, aus revolutionärer Reigung, oder, was wohl das Richtige ift, weil sie sich keine Ungelegenheiten zuziehen wollten. Da half auch nicht, daß der päpstliche Nuntius Biale-Prela sein Wort für Crétineau einlegte, man war gern bereit Crétineau bas Gefängnis auf bem Spielberg zu zeigen, und legte ihm Dankesschreiben vor, welche die Gefangenen des Spielbergs und ber Bleikammern an ben Fürsten Metternich gerichtet hatten, darunter ein von Sylvio Pellico dem Fürsten gewidmetes Exemplar ber Prigioni, von den eigentlichen Akten aber bekam er nichts zu sehen. Eine schwache Hülfe fand Crétinean schließlich durch Vermittlung bes P. Beckr, bes jetigen Jesuitengenerals, an bem Grafen von Bombelles, von dem er einige Aufklärung über bebenkliche Komplotte erhalten haben will. Aber Bombelles stellte seinen Bemühungen ein schlechtes Prognostikon; er meinte, wenn Crétineau auch von dem Dolche eines Carbonaro verschont bleibe, so würden sich ihm sicherlich Fürsten entgegenstellen, die an seinem Schweigen ein Interesse hatten. Bergeblich bemühten sich mit Crétineau die Vertrauten der konvertirten Berzogin von Anhalt-Köthen, b. h. beren Beichtvater P. Beckx, ferner der erst von Beust im Jahre 1868 als Unterstaatssekretär im auswärtigen Amte pensionirte Baron Mensenburg, ber Redakteur des Österreichischen Beobachters Vilat und der öfterreichische Hiftoriograph Fr. v. Hurter, einen Ausweg aus den obwaltenden Schwierigkeiten zu finden. Bombelles rieth schließlich Crétineau zur Abreise, indem er darauf hinwies, daß Mailand und Benedig als die Hauptheerde ber Revolution mancherlei Material darbieten würden. Crétineau folgte dem Rathe um so lieber, da Pius IX. ihn bereits durch bie Jesuiten zur Rückfehr nach Rom ermahnen ließ.

Immerhin waren, so behauptet Crétineau wenigstens in seinen Memoiren, wichtige Aktenstücke in seiner Hand. Insbesondere waren ihm in Wien wie später in Mailand Aktenstücke anvertraut worden, durch welche die Betheiligung des im letzten

Augenblicke stets wieder schwankenden Königs Karl Albert von Sardinien an ber nationalen geheimen Bewegung in Lombardo= Benetien gegen Österreich festgestellt war. Als nun Crétineau= John im November 1846 auf der Rückreise nach Rom, wie er versichert, ohne jede andere Absicht, als um seine Gedanken und Materialien zu ordnen, nach Genua kam, wo der König damals Hof hielt, wurde Crétineau von dem papstlichen Nuntius am Sardinischen Hofe Antonucci aufgesucht, und dieser schlug ihm vor, er möge den Minister bes Außern, Solar de la Margerita, besuchen und eine Audienz bei dem Könige erbitten, der den Geschichtschreiber der Vendée und der Gesellschaft Jesu sehr hochschätze. Crétineau lehnte ab: er würde bei dem Könige entweder einen ungeeigneten Freimuth an den Tag legen oder sich zur Heuchelei verurtheilen muffen. Tropbem erfolgte das, was er offen zu unternehmen dem Nuntius abschlug, im Dunkel der Nacht auf Veranlassung eines Jesuiten. Der Pater Polidore war von dem Könige unter dem Siegel des strengsten Geheim= nisses beauftragt worden, Crétineau zu einem Stelldichein mit ihm in einem abgelegenen Hause einzuladen. Crétineau gab den Bitten des Jesuiten nach und suchte den König auf; dieser be= fragte ihn, ob es wahr sei, daß Crétineau durch den Fürsten Felix Schwarzenberg Dokumente, die ihn beträfen, erhalten habe, und als Crétineau dieses bejahte, suchte der König ihn zu be= stimmen, sich nicht zum Werkzeuge des Wiener Hofes in einem Augenblicke herzugeben, wo der Krieg Italiens gegen Osterreich vor der Thur stehe. Daß Crétineau ausführte, der Gedanke an sein Werk sei nicht in Wien sondern in Rom entstanden, machte wenig Eindruck auf den König, der vielmehr dabei blieb, Crétineau werde ihm durch die Veröffentlichung eine Beleidigung anthun, und zwar eine unverdiente, sich auf Verleumdungen stützenbe Mit einer diese Bemerkung schroff zurückweisenden Beleidigung. Erklärung Crétineau's soll die sonderbare Audienz plötzlich ab= gebrochen worden sein, was aber nicht hinderte, daß am folgenden Tage der Minister Solar in der Zelle eines Jesuiten mit Cré= tineau zusammentraf, und ihn im Namen des monarchischen Ge= dankens bat, gewisse Wahrheiten nicht an's Licht zu ziehen,

worauf Crétineau mit dem Hinweis auf die unveräußerlichen Rechte der Wahrheit erwidert haben will; um weiteren Berssuchungen aus dem Wege zu gehen, schiffte sich Crétineau ein und begab sich über Civitavecchia nach Rom.

Bius IX. ließ sich Bericht erstatten über seine Reisen und versicherte, daß er die Aften über die italienischen Verschwörungen habe zusammenstellen laffen; Crétineau möge sich an den Kardinal-Staatsfefretar Biggi und an feinen Vertrauten Corboli = Buffi wenden. Aber wenn burch wiederholte Versicherungen der Jesuiten Villefort und Roothan Bedenken, welche Crétineau schon während feines Wiener Aufenthalts über eine Veranderung ber Stimmung bes Papstes hegte, früher beschwichtigt worden waren, so mußte er jett bei seinem römischen Aufenthalte sich immer mehr überzeugen, daß bieselben nicht ohne Grund seien. Pius IX. empfahl ihm christliche Liebe walten zu lassen gegen bekehrte Verschwörer: Rarl Albert hatte fich an den Papft gewandt, um Crétineau's Werk zu hintertreiben und der Papst mußte nach seiner ganzen damaligen Haltung dem König zu willfahren wünschen. So fügte er denn jener Aufforderung, sich an Gizzi zu wenden, durch plötliche Erleuchtung veranlaßt, die Worte bei: "Es ist eine ernste Sache, über die ich vor Gott nachdenken muß. Weben Sie einstweisen nach Neapel zum Könige und seinen Ministern; inzwischen werde ich vor diesem Kruzifige beten. Aber welchen Entschluß es mir auch immer eingibt, versprechen Sie mir, sich banach zu richten." Crétineau gab dies Bersprechen, obgleich er einsah, daß es ihm ein Opfer auferlegen werbe. nach Neapel, auf Befehl bes Papstes ausgerüstet mit Briefen bes P. Manera an ben König und bessen Beichtvater, ben Liguorianer Cocle; die Minister sagten ihre Mitwirkung zu, freilich unter der peinlichen Bedingung, daß ihr eigener, wie der Antheil anderer hoher neapolitanischer Staatsbeamten an ben geheimen Gesellschaften verschwiegen bleiben solle, dagegen war der Beicht= vater des Königs, auch ein früherer Carbonaro, unzugänglich, derselbe leugnete, daß der König je Crétineau etwas in Aussicht gestellt habe, behauptete, das Archiv des Königs Franz sei vernichtet worden, es fam zu einer stürmischen Erörterung, welche bamit enbete, daß Crétineau mit Enthüllungen brohte. Bei ber einflugreichen Stellung des Beichtvaters ftand es jett feft, daß Crétineau nie mehr zu der Person des Königs gelangen werde, und so hat der Brief, mit welchem sich Crétineau, "ber Bendéer an den Bourbonen", an König Ferdinand mandte, nicht ben Charafter eines drohenden Absagebriefes. Er berief sich — wir wissen, mit wie zweiselhaftem Rechte — auf ben Fürsten Metternich, ber ben Plan seines Werkes gebilligt habe, auf das gegebene königliche Wort, ließ aber für den Fall, daß der Grund der ihm gemachten Schwierigkeiten in ber Rücksicht auf bas Andenken bes Königs Franz liege, die Bemerfung einfließen, "er habe nur Dokumente suchen wollen, die zur Bertheidigung geeignet seien, da er die kompromittirenden bereits zu seiner Verfügung habe." Der König war wüthend, übersandte Crétineau's Brief an ben Papft, ber an bemfelben die Spuren ber foniglichen Nagel mahr= zunehmen glaubte und dieselben Crétineau vorwies, wie wenigstens dieser in einem späteren Briefe an den Kardinal Antonelli be= hauptete. Mit der Ausführung des von Gregor XVI. ihm über= tragenen Werkes war es endgültig vorbei. Nach Rom zurückgekehrt, erhielt Crétineau am 21. Dezember eine Audienz bei Bius IX., worin dieser ihm erklärte, daß er gebetet und überlegt habe, und daß er als Papst und als Fürst die Herausgabe des Buches nicht erlauben könne. Er schulbe indessen Crétineau eine Entschädigung und ertheile ihm schon jest seinen Segen als bem Berfasser einer politischen Geschichte ber Papste, worüber sie nach ben bevorstehenden Festtagen weiter verhandeln wollten. fam es nicht; Crétineau sah den Papst erst nach zehn Jahren Er wandte sich beshalb einer anderen Aufgabe zu. wieder.

4.

Es mußte sich seinem Auge die Wahrnehmung aufdrängen, daß das Scheitern seines literarischen Planes mit der großen Umwälzung in Zusammenhang stand, welche sich nach der Thronsbesteigung des Papstes Pius in Kom vollzogen hatte. Daß Pius IX. überhaupt anfänglich den Gedanken seines Vorgängers ausgriff und die Jesuiten und Crétineau an dessen Ausführung

weiter zu arbeiten ermunterte, mag als ein Zeichen aufgefaßt werben, wie die später zur Herrschaft gelangte Auffassung schon damals bei bem Papste im Reime vorhanden war, wenn man auch nicht mit Kardinal Bernetti urtheilen will, daß überhaupt das Herz des Papstes größer gewesen sei als sein Ropf. Jedenfalls hatte noch die entgegengesette Strömung durchaus die Oberhand; das papstliche Rom bot einen völlig veränderten Anblick bar für benjenigen, ber es unter Gregor XVI. gekannt hatte: als Reformator und als Befreier des Kirchenstaates ließ sich ber neue Papft von denselben Leuten feiern, welche sein Vorgänger mit blutiger Strenge verfolgt hatte. Mit welchen Gefühlen mußte es Crétineau erfüllen, wie der Graf Rossi zum Rathgeber und dann zum Minister Bius' IX. erwählt murde, derselbe Mann, welchen er in seiner Geschichte bes Jesuitenordens zu einem vaterlandlosen Condottiere der Intelligenz gestempelt, dem er vorge= worfen hatte, er habe in Genf alle Götter angebetet! Aussichten eröffneten sich für seine Freunde, die Jesuiten; sie verstanden, mas es bedeutete, wenn das Bild des Papstes Pius demonstrativ zwischen Clemens XIV. und Gioberti aufgehängt wurde: es war zu befürchten, daß Pius IX. auf das Breve "Dominus ac redemptor" zurückgreife, mit welchem Clemens XIV. die Abschaffung der Gesellschaft Jesu für ewige Zeiten angeordnet hatte. Nichts natürlicher, als daß sich in dieser Noth die Augen der Jesuiten auf Crétineau richteten. Dieser sollte den Schlag führen, welchen die Jesuiten mit offenem Bifir zu unternehmen Scheu trugen. Er übernahm es, wie er fagte, "ben Männern von 1847 dieselbe Maste vom Gesicht zu reißen, mit welcher die großen Schuldigen der Jahre 1769 und 1773 geschützt waren"; Crétineau schrieb sein Buch über Clemens XIV. und die Jesuiten.

Die dauernde Bedeutung dieser Schrift über die Aufhebung des Jesuitenordens liegt darin, daß hier eine Anzahl von Aktensstücken angeführt sind, welche Crétineau bei der Abkassung seiner Geschichte der Gesellschaft Jesu noch nicht vorgelegen hatten. Über deren Glaubwürdigkeit sind freilich die Ansichten bis auf den heutigen Tag noch nicht geklärt; der Grund hierfür liegt in der geheimnisvollen, augenscheinlich auf Verdeckung der Wahrheit

abzielenden Beise, wie Crétineau sich über deren Herkunft äußert. Nachdem er mit wurmstichigen inneren Gründen die Behauptung gestütt hat, daß die Jesuiten auch Dokumente, welche ihre Unschuld flar stellten, entsprechend ihrer stets bewiesenen Devotion gegen bas Papstthum vernichten ober wenigstens ber Vergessenheit weihen würden, ihre Gegner aber aus Haß gegen die Jesuiten ebenfalls folche Dokumente geheim halten müßten, tritt Crétineau als Liebhaber ber Gerechtigkeit auf, als ber unparteiische Historiker, dem es nur auf die Feststellung der Wahrheit ankomme; als solcher habe er die Pflicht, über die unbefannten Dokumente zu urtheilen, welche ihm die Vorsehung während einer zu anderen Forschungen unternommenen Reise im Norden und Süden von Europa in die Sande geliefert habe. Im Schweiße seines An= gesichts will Crétineau die ersten Papiere aufgetrieben, im Laufe seiner anderen Arbeiten hier und dort dann einzelne weitere Dofumente aufgefunden haben.

Schon Theiner hat barauf hingewiesen, daß der Beichtvater bes Papstes Clemens, ber Franziskaner Buontempi, manche Akten, die in das vatikanische Archiv gehört hätten, nach dem Tode bes Papstes in das Archiv seines Ordens gebracht habe, von wo sie ber General der Franziskaner an die spanische Regierung zu Anfang bes Jahrhunderts ausgeliefert habe. Von hier ver= schwanden die Papiere in räthselhafter Beise, St. Priest fand nur noch die Aktenumschläge vor, und Theiner sprach, wie May= nard fagt, "in seiner plumpen beutschen Naivität", die Vermuthung aus, daß diese Papiere in die Hände Crétineau's gelangt seien. Mahnard gibt dieses zu, verbreitet aber dann in erwünschter Beise noch mehr Licht über die Herbeischaffung der Dokumente. Er bemerkt mit Recht, daß Theiner's Mittheilung sich nicht auf alle Papiere Crétineau's beziehen könne, und berichtet nun, daß es eitle Prahlerei seines Freundes Crétineau sei, wenn bieser von seinen mühevollen Forschungen erzähle; Crétineau habe damit nur auf eine falsche Spur leiten wollen, wie er benn auch eine "hervorragende Persönlichkeit", welche ihm im Jahre 1847 drohte, man werde ihm eine Gewissensfrage aus der Angabe seiner Quellen machen, in gröbster Weise zurückgewiesen habe. Maynard befeitigt alle die Redensarten, mit welchen Crétineau der Beantwortung der Frage: Haft du die Dokumente von den Jesuiten erhalten? auszuweichen wußte, indem er diese Frage mit einem entschiedenen "Ja" beantwortet; Maynard sagt, er könne bie Namen ber inzwischen verstorbenen Bersonen nennen, unterlasse es aber, da er ohnedies alles gesagt, ober wenigstens zu ver-Obgleich somit an dieser wichtigen Stelle stehen gegeben habe. ber Verfasser bem sonst von ihm angenommenen Grundsate Voltaire's: "Nur die Lebenden bedürfen der Rücksicht, die Todten nur der Wahrheit", nicht ganz treu bleibt, so werden wir doch hin= länglich über das Verhältnis zwischen Crétineau und den Jesuiten unterrichtet. Maynard erzählt Folgendes: Die Jesuiten lieferten Crétineau gegen das Versprechen unbedingter Geheimhaltung bas Material aus den verschiedenen Archiven. Indem Crétineau zum Stillschweigen sich verpflichtet fühlte, griff er zu ben verschiedenen theils halb theils ganz unwahren Ableugnungen, erzählte z. B. in der Einleitung seines Buches, der Jesuitengeneral habe ihn im Namen seines Ordens und ber Ehre bes heiligen Stuhles fast mit Thränen im Auge gebeten, auf die Beröffentlichung des Werkes zu verzichten. Mannard sucht nun darzulegen, daß die . Jesuiten ihm die Dokumente liefern, und ihre Berwerthung zur Rechtfertigung ihrer Gesellschaft, auch auf die Gefahr hin, daß bas Anbenken eines Papstes einen leichten Flecken erhalte, erlauben konnten, daß sie aber darum nicht die Verantwortung für die Art, wie Crétineau seine Aufgabe ausführte, treffen dürfe. Diese Beweisführung würde man eher als richtig anerkennen, wenn Mannard uns aus der Zeit vor dem Erscheinen bes Buches warnende Briefe des P. Roothan hätte mittheilen konnen, ober wenn er wenigstens hatte nachweisen konnen, daß die Jesuiten vorher nicht von dem vollen und ganzen Inhalt der Crétineaus schen Schrift unterrichtet worden seien. Mannard gibt indessen nur aus einem nach ber Vollendung des Buches am 1. Juni geschriebenen Briefe Roothan's vorsichtig ausgewählte Citate: "Eben erhalte ich Ihr berühmtes (fameux) Werk ... Sie wissen, was ich barüber benke. Falls mich die Erfahrung nicht bes Gegentheils überführt, bleibe ich bei meiner Besorgnis

vor Argernis und vor der Wiedererweckung des Hasses gegen uns. Ihre Leidenschaft für die historische Wahrheit hat es nicht verstanden, Kücksicht zu nehmen auf die Verhältnisse von Zeit und Ort 2c. Wir werden sehen, ob meine Besorgnisse eitel gewesen sind. Sott besohlen! ... Ich bitte Gott, daß er die Absicht Gutes zu thun, welche Sie gehabt haben, segnen möge, und daß er gnädig die üblen Wirkungen fern halten möge, welche durch eine gute Absicht wohl entschuldbar, aber nicht verhindert werden."

So schrieb der General 1). Crétineau schickte den Brief einem anderen Jesuiten, und fügte hinzu: "Der General hat noch immer Furcht, nichts als Furcht, laßt uns guten Muth Andere Jesuiten, die Provinziale von Lyon und von Belgien, schrieben Crétineau, sie flehten Gottes Segen auf bas herrliche Buch herab, von dem ihre Bäter entzückt seien, sie dankten ihm für die erwiesene Wohlthat; von einem Ungenannten, ber indessen nach Mannard eine hohe Stelle im Orden bekleidete, erzählt Mannard, daß er hinsichtlich jener Bedenken geschrieben habe: "Warum soll man schließlich nicht die Wahrheit sagen?" Auf Grund dieser Zeugnisse wird man mit Maynard wohl der Ansicht sein, daß Crétineau in seinen Memoiren mit Recht schreiben durfte, daß die Jesuiten seinem Werke zujubelten und es patronisirten; man wird Maynard aber kaum zustimmen, wenn er bie von ihm selbst aufgeworfene Frage, ob man bas Berhalten bes Generals als eine jesuitische Komödie bezeichnen dürfe, ben= Wir werden später noch einen noch verneinend beantwortet. besseren Einblick in die Absicht gewinnen, welche den Jesuiten= general bei seinem Verhalten bestimmten.

Warum die große Besorgnis vor der Berantwortlichkeit für Crétineau's Buch? Erstens enthält dasselbe über Clemens XIV.

¹⁾ Der General antwortete Crétineau am 1. Juni, am 26. Juni schreibt P. Janssen schon zum zweiten Wale an Crétineau die Bitte, in der neuen Auslage die anstößigen Stellen ändern zu wollen, aber noch am 24. Juli ershielt er lobende Briefe der Jesuitenprovinziale. Kardinal Bernetti erwähnt am 23. Juni, daß das Buch noch schwer zu bekommen sei, jeder es haben wolle.

Enthüllungen, welche für beffen Andenken bedenklich waren. wird ber Wortlaut eines von bem Kardinal Ganganelli während des Konklaves dem spanischen Hofe übermittelten Billets mitgetheilt, welches trot seiner vorsichtigen Fassung als ein Bersprechen gegen Erlangung der Tiara die Gesellschaft Jesu aufzuheben, aufgefaßt werden mußte, und somit als simonistisch bezeichnet werden konnte. Ferner wird barin erzählt, daß Clemens XIV. nach Erlaß des verhängnisvollen Breves von Gewissensbissen gepeinigt, fast in Bahnfinn verfallen sei. waren Behauptungen, welche einen Papst, ber in einem Angriff auf die Chre seiner Vorgänger ein Attentat gegen sich selbst zu erkennen geneigt war, sicherlich erregen konnten, aber mehr als alles biefes mußten verschiedene Anspielungen auf die Gegenwart, auf Bius IX. bedenklich erscheinen. Der Schluß des Werfes lautete: "Auch jetzt noch kann Europa die Verblendung einiger Fürsten, die Schlechtigkeit ihrer Minister und die Leidenschaften ber von Born und Egoismus trunkenen Menge zu fürchten haben. Gebe der Himmel, daß die katholische Welt nicht mehr über die schmähliche Nachgiebigkeit eines Papstes zu klagen habe! Möchten wir nie auf bem papftlichen Stuhle Papfte sehen, bei benen bas Herz mehr wiegt als das Hirn1), und die glauben, sie seien beftimmt, der Gerechtigkeit und bem Frieden zum Siege zu verhelfen, weil die Feinde des Römischen Stuhles sie mit einer Schmeichelei nach der anderen gegen einen mit Blumen bedeckten Abgrund hinlocken". In der Einleitung sprach Crétineau die Hoffnung aus, daß die traurigen Lehren, welche sich aus dem Schicksale Clemens' XIV. ergäben, nicht verloren gehen, sondern eine neue Ara heraufführen würden: "Es ist nicht mehr möglich, daß Rom schwach ober furchtsam ist, wenn es hört, wie seine Nachgiebig= feit von ben Diplomaten als ein Zeichen bes Berfalls aufgefaßt Nicht mit Unrecht sah Pius IX., sahen noch mehr seine damaligen Vertrauten in solchen Wendungen eine scharfe Kritik ihrer selbst. Sie schwiegen nicht. Schroff war auch die Sprache der Jesuitengegner. Der Konvertit Moeller erhob in der Revue

¹⁾ Citat des oben erwähnten Bernettischen Urtheils über Pius IX.

de Louvain, Lenormant im Pariser Correspondant seine Stimme, in der römischen Speranza bezeichnete man Crétineau als einen feilen Lohnschreiber, als einen zweiten Jovius ober Pietro Aretino, und diese Stimmung war auch in dem römischen Klerus weit verbreitet: ber Dominikaner Angelo Modena, welcher sein Amt als Sekretär der Inderkongregation noch lange Jahre und später in ganz anderem Sinne übte, ließ zu, daß in dem von Monsignore Gazzola geleiteten Contemporaneo ein scharfer Artikel gegen Crétineau erschien, bessen ausgesprochener Zweck war, bas burch Crétineau's Buch veranlaßte "Argernis" zu Crétineau's Buch burfte im Rirchenstaate nicht verkauft werben, man wollte es auf ben Inder feten, Gioberti's Gesuita moderno aber wurde fast unbeanstandet allenthalben feil gehalten. Auch ber Papft äußerte sich migbilligend über Crétineau's Buch, beklagte sich schmerzerfüllt bei einem Jesuiten barüber, fügte aber wiederholt bei, daß er Crétineau von Herzen verzeihe. Der P. Janffen wandte sich barauf wiederholt an Crétineau, und schlug bemselben vor, in einer neuen Auflage jene An= spielungen zu streichen, und sofort brieflich den Papft um Berzeihung anzugehen und ihm zu sagen, daß er diejenigen Wendungen beseitigen wolle, welche zu Mißdeutungen Anlaß gegeben Der Jesuit erklärte, daß Crétineau damit vor Allem ber Gesellschaft Jesu einen großen Dienst leisten würde, benn man halte allgemein an ber Meinung fest, daß ber Zweck bes Buches gewesen sei, die Jesuiten an dem heiligen Stuhle zu rächen, und daß die Jesuiten alles Material geliefert hätten. Die Jesuiten wünschten um so bringender diesen entgegenkommenden Schritt, als sie gerade bamals wieder eine öffentliche Gunstbezeugung bes Papstes zu erlangen hofften. Welchen Ein= druck würde es aber wohl gemacht haben, wenn man nicht bloß vermuthen, sondern sich hätte überzeugen können, daß Crétineau in engfter Verbindung mit den Jesuiten stand und daß, wenn auch ber General vorsichtiger war, doch zahlreiche Jesuiten und mit ihnen die Dupanloup und Montalembert Crétineau zujauchzten, ber einstige Staatssekretar Gregor's XVI., Karbinal Bernetti, in seinen Briefen an Crétineau über Pius IX. die gleichen Gedanken aussprach, welche in dem Buche so anstößig erschienen!

Da bieses nicht ber Fall war, konnte Crétineau in einer neuen Schrift "Défense de Clément XIV. et réponse à l'abbé Gioberti" jede Berbindung mit ben Jejuiten fühn ableugnen. Er schrieb: "Gewisse leichtfertige Menschen möchten eine gewisse Solidarität zwischen dem Autor der Geschichte ber Gesellschaft Jesu und den Mitgliedern Dieses Inftituts behaupten. alle Mal erkläre ich, daß dieses nie der Fall war, meine Unabhängigkeit und mein Freimuth wurden es nie geduldet haben. Für mich allein muß ich die Verantwortlichkeit für meine früheren und späteren Schriften beanspruchen, besonders mas die Bur: bigung ber Handlungen bes päpstlichen Stuhles in bem Buche über Clemens XIV. und in ber "Défense" angeht. Hier besteht, wie ich laut verkünden muß, nicht nur ein Mangel an Ginverständnis, sondern ein vollständiger Gegensatz zwischen dem Autor und ben Batern ber Gesellschaft Jesu." Go schließt die Borrebe au ber "Défense"; in ber Schrift selbst versichert er, daß er die Bater nur mit lauter Stimme und ohne jebe Furcht begludwünschen würde, wenn sie ihm die Dofumente geliefert hatten, und beshalb verlange, daß man ihm auf sein Wort glaube, wenn er es leugne; selbst wenn man den unmöglichen Fall annehme, baß die Jesuiten die Dokumente gehabt hätten, würde man bann ihnen die Thorheit zutrauen dürfen, daß sie nach langer Zeit bemüthigen Schweigens vor der Autorität des Papstes den Römischen Stuhl in einem Augenblicke angriffen, wo berfelbe von einem Manne eingenommen werbe, ber ihnen schon als Bischof stets Achtung und Ehre bewiesen und sie seit seiner Erhöhung trot der Schwierigkeit der Zeiten fortdauernd mit seinem hohen Schutze bedacht habe?

Das lautete wohl etwas anders, als jene früheren Anspielungen auf den Mann mit mehr Herz als Kopf, und sollte augenscheinlich beruhigend an höchster Stelle wirken; denn hier hatte man die Hände nicht in den Schoß gelegt. Pius IX. hatte allerdings gesagt, daß er Erétineau verzeihe; aber das schloß nicht aus, daß bereits im selben Jahre 1847 im Vatikan selbst die

Ver Oratorianer Theiner begann an seinem Werke über Clemens XIV. zu arbeiten. So gern man über die Entstehungsgeschichte dieser Arbeit genauer unterrichtet wäre, wissen wir darüber nur wenig. Theiner selbst schreibt in der Einleitung S. XVIII, er habe das Werk ohne irgend eines Menschen Aufsorderung oder Zurede angesangen und erklärt seierlich: "Wir legen dieses Zeugnis zur Steuer der Wahrheit vor Gott und der Welt ab und werden es vor dem Richterstuhle Gottes vertreten". Es möchte einem ganz unheimlich werden bei dieser Betheuerung, deren Grund man nicht sofort einsieht, und man kommt auf den Gedanken, den obigen Ausdruck in möglichst beschränktem Sinne etwa so zu sassen dass Theiner seine Arbeit zwar selbständig angesangen, aber dann bald von einem hohen Gönner zur Fortsetzung aufsemuntert und dabei thatkräftig unterstützt worden sei.

Nach Maynard steht es nämlich unbedingt fest, daß Bius IX. Theiner's Buch in seinem ersten Entwurfe (dans son premier dessein) autorisirt und sogar gebilligt hat, und wenn wir auch nicht versuchen möchten, wie Mannard, das Gespräch zwischen bem Papste und Theiner zu konstruiren, so ist doch wohl sicher, daß vor 30 Jahren die ausgiebige Verwerthung des vatikanischen Archivs in dem Buche eines papstlichen Archivbeamten nicht gut denkbar war ohne ausbrückliche papstliche Erlaubnis. Sedenfalls aber war Pius IX. in ber Wahl ber Persönlichkeit nicht glücklicher als ber Jesuitengeneral: bas im Jahre 1852 von Theiner herausgegebene Werk über Clemens XIV. gleicht dem Crétineau's jowohl im Mangel an besonnener Kritik, als in der Gemeinheit ber Sprache und in unwürdiger Heuchelei bezüglich bes eigentlich mit dem Buche verfolgten Zweckes. Auch Theiner verdreht den Sinn ihm vorliegender Dofumente und versucht die ihm unbequemen abzuleugnen, er weiß nur von "Albernheit, Widersprüchen, Bosheit, Entstellung der Thatsachen", von abgeschmackten Jabeln, satanischem Hasse zu reben, wenn er eine gegnerische Ansicht befämpft, und will uns glauben machen, daß er lange Zeit Bebenken getragen habe, sein in der möglichst reinsten (!) Absicht und in aller Liebe abgefaßtes Werk fortzusegen, weil es vielleicht

tropdem in der gegenwärtigen Lage der Dinge unzeitig sein und der Gesellschaft Tesu schaden könnte; er sagte, er habe das Werk wirklich bei Seite gelegt, aber nun habe ein geheimer Vorwurf seine Seele zernagt, in seinem unwürdigen aber indrünstigen Gebet am Fuße des Gekreuzigten wie an den Füßen des Altars habe er sich wiederholt die Frage vorgelegt, od es erlaudt sei, den auf Clemens XIV. lastenden Fluch der Verleumdung fortbestehen zu lassen. Schließlich spricht er höhnisch die Meinung aus, gerade die den Iesuiten am meisten ergebenen Katholiken, welche Crétineau zur Veröffentlichung des den Papst Clemens mit Koth bewerfenden Werkes ermuntert hätten, müßten jetzt mit desto größerem Enthusiasmus sein Werk begrüßen, da durch dieses jener große Papst von allen jenen gottlosen Verlästerungen gereinigt werde.

Die Jefuiten waren natürlich weit entfernt, diesem Borschlage Theiner's zu entsprechen. Sie empfanden Theiner's Werk als einen gegen sie geführten Streich und unterstütten Crétineau mit Gifer, als biefer sich zum Kampf anschickte. Wieder war es ber P. Montezon, der mit seiner Gelehrsamkeit ihm zu Sulfe fam, Abschriften von Aftenstücken lieferte, von benen er eine zweite Ausfertigung gleichzeitig unserem Mannard gab, und diesem badurch bas Bergnügen verschaffte, sich wiederholt über Crétineau innerlich lustig machen zu können. Dieser rühmte nämlich oft bie Resultate seiner angeblich eigenen Forschungen vor bem besser über den Sachverhalt unterrichteten Freunde. Crétineau ver= faßte zwei offene Briefe an ben P. Theiner, worin er diesen erbarmungslos angreift, sowohl die Person als ben Schriftsteller. Aber der Angegriffene war päpstlicher Archivar und man konnte fürchten, daß dieser Angriff und besonders die Art des Angriffs an höchster Stelle Mißfallen hervorrufen könne. So kam ber Jesuitengeneral zu dem Entichlusse, öffentlich jede Gemeinschaft mit Crétineau zu verleugnen. Am Weihnachtsabend 1852 unterzeichnete Roothan eine amtliche Erklärung, welche ber Hoffnung Ausbruck gab, Crétineau werde in der angeblich zu Paris im Drucke befindlichen Antwort auf Theiner's Werk nicht die Grenzen einfacher Vertheidigung überschreiten und als Katholik die Ehr=

surcht vor dem Statthalter Christi bewahren, dann aber förmlich im Namen des Ordens Protest erhob gegen alles, was in Crétineau's Schriften gegen die Ehre des apostolischen Stuhles und die demsselben schuldige Achtung verstoße.

Maynard erklärt, daß er die Nothwendigkeit, Crétineau in der Öffentlichkeit Preis zu geben, vollkommen einsehe, aber er meint, der General hätte vertraulich durch ein wohlwollendes Wort den Eindruck jener Magregel abschwächen sollen; denn ein allzu peinlicher Gegensatz bestehe zwischen ben bisherigen Briefen voller Liebe und Dankbarkeit und biefer hochfahrenden und verlegenden Erklärung, die für Crétineau eine schreckliche Herausforderung gewesen sei. Tropbem habe Crétineau edelmüthig ge= schwiegen und vielmehr erklärt, daß es dem Jesuitengeneral alle Ehre mache, wenn er die Verbrechen ber Unterdrücker ber Gesell= schaft Jesu verzeihen wolle; er selbst als mahrheitsliebender historifer habe indessen bas Recht, von anderen Gesichtspuntten sich leiten zu lassen. Aber es ist zu erklärlich, daß schon jetzt bas enge Verhältnis, in welchem Crétineau zu ben Jesuiten stand, eine gewisse Trübung erfuhr. 1) Am Weihnachtsfeste 1852 kam er in das Jesuitenkloster zu Paris, mährend man bei Tische saß, und der berühmte P. Ravignan vor allen begrüßte ihn auf's herzlichste und sprach laut seine Bewunderung über ben ersten Brief Crétineau's an Theiner aus: "Nun haben auch wir un= seren Pascal gefunden", sagte er. Am Abend vorher hatte ber General schon jene Erklärung erlassen und gleichzeitig sich an ben P. Ravignan gewandt, damit dieser sich der Aufgabe unter-

¹⁾ Maynard berichtet an einer anderen Stelle seines Buches in einer Anmerkung S. 234, daß Crétineau am 7. Januar 1853 à un membre haut placé dans la Compagnie, also wohl dem General das ihm für die Geschichte der Jesuiten gezahlte Geld wieder angeboten habe. J'ai prié Mr. le baron Dudon d'avoir la complaisance de s'entendre soit avec Vous, soit avec tout autre membre de l'ordre que Vous désignerez, pour terminer cette petite affaire et recevoir les fonds. Maynard fügt hier bei: L'affaire n'eut pas de suite, grâce à une heureuse reconciliation. Ich glaube, daß Maynard mit Recht auf diesen faum ernstlich gemeinten Coup wenig Gewicht legt, aber genauere Mittheilungen über den damaligen Briefwechsel wären doch etwünscht gewesen.

ziehe, eine neue Geschichte ber Unterdrückung ber Gesellschaft Jesu zu schreiben. P. Roothan entwickelte seine Ansicht in folgender Weise: "Es ist nicht erwiesen, daß in bem Konklave Versprechungen gegeben worden seien, man konnte aber gang gut ein Versprechen abgeben, ohne in Simonie zu verfallen, wenn man der Ansicht war, daß die Aufhebung nothwendig sei, deren schlimme Folgen man überdies nicht in ganzem Umfange übersehen konnte." Den Papst stellte sich ber General vor als einen guten Ordensmann und einen guten Theologen, als einen Freund ber Jesuiten, der nur dem Zwange weichend und voller Gemissens= bebenken jo spät als möglich gegen die Jesuiten vorging. Roothan fügt ein, daß er Ravignan keine Tortur anthun wolle, denn das könnte seiner Gesundheit schaden (sic!) und würde schwerlich Erfolg haben. Unbedingt aber müffe Clemens XIV. geschützt werden gegen die Verherrlichung seitens der Revolutionäre und verdorbener Mönche, gegen die Ansicht, als ob durch ihn zum ersten Male von Rom aus jener ,schöne' Westfälische Friede anerkannt, der religiöse Indifferentismus und die Toleranz be= gründet worden sei. Stimme Ravignan mit ihm in dieser Auf= fassung überein, so möge er die Arbeit übernehmen. 1)

Das alles bedeutete nichts anderes, als daß die Jesuiten sich von Crétineau lossagten. Bei dem folgenden Besuche in dem Jesuitenstonvikt sand Crétineau, wie Maynard sagt, veränderte Gesichter oder vielmehr veränderte Herzen. Ravignan verhehlte ihm nicht, daß er zur Feder greisen wolle, aber noch wurde alles scherzhaft behandelt, Crétineau kniete vor Ravignan nieder und sagte lachend: "Wein ehrwürdiger Bater, lassen wir doch Gasconnaden bei Seite. Sie wissen recht wohl, daß Sie nicht im Stande sind, die Arbeit zu machen." Der Provincial versicherte Crétineau, man werde es schon zu verhindern wissen. Niemand und am allerwenigsten

¹⁾ Ponlevon S. J. druckt den Brief Roothan's in seiner "Vie du R. P. de Ravignan" leider ohne genaues Datum ab und gibt nur an, er sei im Dezember geschrieben. Es wäre sestzustellen, wann die Nachricht vom Schritte des 24. Dezember in Paris ankam. Der zweite Brief Crétineau's an Theiner trägt das Datum Januar 30, ist indessen, so viel ich sehe, noch gar nicht von dem Roothan'schen Briefe beeinflußt.

Crétineau hörte bavon, daß Ravignan sich an die Aussührung gemacht habe. Aber es kam doch anders, als Crétineau dachte. Unter Ravignan's Namen erschien im Jahre 1854 ein stattlicher Band, welcher die Zeiten vor Aushebung des Fesuitenordens beshandelte und sich in der Vorrede als im Austrage des inzwischen verstorbenen Generals Roothan einführte. Zum Wahlspruch hatte sich Ravignan denselben Satz des Grasen de Maistre erswählt, auf welchen sich auch Crétineau berusen hatte: "Man schuldet den Päpsten nur Wahrheit und sie brauchen nur Wahrscheit.") Und wie war Crétineau's darin gedacht? Gar nicht, er war nicht mit einem Worte erwähnt. Gewiß die schärsste Verzurtheilung, welche überhaupt benkbar war!

Das war für Crétineau zu viel. Er schrieb eine Schrift: "Bius IX., die Jesuiten und Clemens XIV." und las dieselbe im Herbste 1854 seinem Freunde Mannard vor. Hier war, wie dieser sagt, von oben bis unten der Vorhang zerriffen, ber bas Beheimnis feiner Beziehungen ju ben Jesuiten verhüllte, und von dem Maynard uns nur einen Zipfel gelüftet hat. Angriffe gegen Pius IX. waren bort schärfer, als jemals zuvor. Mannard erklärt dies mit vorgefaßten Meinungen, die bei Crétineau nicht durch ben Orden und seine Oberen selbst, sonbern vielleicht burch ein indistretes Mitglied besselben genährt, und die in einem lächerlichen Maße gesteigert worden seien "durch das Gerücht von einer römischen Pression in entgegengesetztem Sinne, wodurch P. Roothan zum Reden und Navignan zum Schweigen gebracht worden wäre." Die Worte sind dunkel; follten sie dahin zu verstehen sein, daß Bius IX. von Roothan über seine Beziehungen zu Crétineau wahrheitsgemäße Austunft gefordert und das Werk Ravignan's mißbilligt habe? Aus der Biographie Ravignan's von Ponlevon erfahren wir, daß ber Papst bei Überreichung des Ravignan'schen Buches sich unzu= frieden über das Wiederhervorziehen der widerwärtigen Kontroverse geäußert, nur einige Seiten burchflogen und es bann bem

¹⁾ Crétineau, Seconde lettre i. f. Den ersten Satz des Maistre'schen Ausspruches: "Es würde gewiß den Päpsten mißfallen, wenn man behauptete, sie hätten nie auch nur im geringsten Unrecht gethan", läßt Ravignan fort.

Prälaten, der es ihm vorgelegt, zur Berichterstattung zurücksgegeben hat. Man sollte denken, Crétineau habe dies in einem für ihn günstigen Sinne deuten können, aber wozu dann gerade jetzt die scharfen Angriffe auf den Papst?

Maynard vereinte seine Bemühungen mit benen ber Jesuiten, um die Beröffentlichung von Crétineau's Schrift zu hintertreiben. Es gab peinliche Auftritte auch zwischen Maynard und den Jesuiten. Um bemerkenswerthesten ist eine Erörterung, welche Mannard mit Ravignan und bem P. Montezon, einst Crétineau's jett Ravignan's Mitarbeiter, über jenes Billet hatte, welches, nach Crétineau, Clemens XIV. vor seiner Wahl ausgestellt haben follte, von dem aber Ravignan nichts erwähnt und an beffen Stelle er einfach ben Bericht bes Jesuiten Corbara 1) abgedruckt hatte. Mannard bemerkte bem P. Ravignan, ber ihm für eine lobende Besprechung seines Buches bankte, daß er wirklich Dank verdiene, weil er ihn in der That zu viel gelobt und zu wenig getadelt habe; benn wie könne es 3. B. Ravignan verantworten, den Geschichtschreiber der Gesellschaft, Crétineau, ebenso todt zu schweigen, wie jenes Billet Clemens' XIV. Ravignan schwieg hinsichtlich Crétineau's, war aber sehr erstaunt über den anderen Vorwurf; er wußte angeblich nichts von jenem Billet. Maynard wandte sich nun an P. Montezon, der in die größte Verlegenheit gerieth und schließlich stammelte: "Ja, ja, jenes Billet existirt, ich habe es gesehen." Montezon traf also die Schuld, den Ordens= genoffen zu einer unfreiwilligen Geschichtsfälschung veranlaßt zu haben, wider befferes Wiffen, benn er wußte, daß Crétineau's Bericht in diesem Punkte ganz richtig gewesen war. Maynard tritt persönlich bafür ein, daß Crétineau das bewußte Billet in

¹⁾ Man wird mit Erstaunen den als wörtliche Anführung auftretenden Auszug bei Ravignan S. 224 mit dem Bortlaut, wie er uns jest bei Dölslinger, Beiträge 3, 40 vorliegt, vergleichen. Aber mit noch größerer Berwuns derung wird man erfüllt, wenn man sich überzeugt, daß die Stellen, welche Ravignan ausläßt, bereits von Crétineau ganz ehrlich mitgetheilt waren "Clément XIV. et les Jésuites" S. 255 und 261; die letztere allerdings ohne ausdrückliche Berweisung auf die Quelle. Ravignan selbst ist übrigens nicht verantwortlich zu machen, vgl. Mahnard S. 329.

Händen gehabt habe, er sagt: Crétineau's Söhne erinnerten sich auch daran, dann aber folgt bei Maynard der seltsame Ausspruch: "Das Billet existirt auch jetzt noch und ich könnte wohl angeben, wo es liegt. Es ist nicht mehr in Madrid." Obsgleich man Maynard Glauben schenken wird, hätte man doch gerne solches Versteckenspielen vermieden gesehen.).

Wie man sieht, hätte Ravignan bei einem Streite mit Crétineau wohl eine ziemlich schlechte Figur abgegeben, und man würde es schon verstehen können, wenn die Jesuiten alles aufgeboten hätten, um einen öffentlichen Standal zu vermeiben. Die Jesuiten kamen auf den Gedanken, Maynard möge eine Schrift schreiben: "Clemens XIII. und Clemens XIV. nach Theiner und Ravignan", und obgleich somit Crétineau auch hier nicht auf dem Titel genannt werden sollte, so meinten sie, in dem Buche selbst könne dann doch ausgeführt werden, daß die Behauptungen Ravignan's meistens mit denen Crétineau's übereinstimmten, daß dieser dagegen von Theiner schmählich verleumdet worden sei. Mahnard gab sich an die Arbeit, reiste häusig deshalb nach Paris, die Jesuiten halsen ihm, aber nachdem mehrere Monate verstossen waren, entzogen ihm plössich die Jesuiten ihre Mitwirkung und ihre Billigung. Es hieß, die Arbeit sei nicht mehr nothwendig.

¹⁾ Die Erzählung Mannard's läßt es an Rlarheit fehlen, was uns inbessen nicht abhalten darf, deren Kern für richtig zu halten. Maynard faßt in seinem Berichte die beiden Punkte zusammen, als ob sie in einer einzigen Frage von ihm vorgebracht worden wären, und fährt dann fort: "Le Père se taisait sur le chapitre de Crétineau . . . sur la question du billet il me regardait étonné de ses grands beaux yeux, car il avait été de bonne foi et n'en savait pas davantage." Da muß man doch fragen, wie Maynard benn erfahren hat, daß sich das Anblicken auf den zweiten Bunft bezog. Man muß statt der Einen zwei Fragen annehmen. Wenn ich mit bem Worte "an= geblich" einen leisen Zweifel an der Richtigkeit des Urtheils von Maynard über das Nichtwissen Ravignan's ausspreche, so gründet sich dies auf die Erwägung, daß Maynard dem Jesuiten ein Maß von Unwissenheit zuschreibt, welches mir unglaublich erscheint. Ravignan mußte doch wenigstens Theiner gelesen haben. Zumal wenn es wahr ist, was Maynard auf S. 322 erzählt, baß Ravignan anfänglich mehrfach Crétineau citirt, dann aber alle biefe Stellen auf höheren Besehl gestrichen hatte, kann man Ravignan unmöglich ein eso imbecille Rolle ipielen laffen.

Maynard warf sein Manustript in's Feuer, was er bei Abfassung seiner Biographie Crétineau's sehr zu bedauern Ursache hatte: kostbare Einzelheiten seien dadurch seiner Erzählung verloren gegangen.

Dag man Mannard's Gingreifen und überhaupt eine öffent= liche Genugthung für Crétineau als überflüssig ansah, erklärt sich aus dem Gange der Verhandlungen, welche inzwischen P. Montezon mit Crétineau bireft geführt hatte. Crétineau klagte in scharfen Ausdrücken über die ihm feitens ber Jesuiten bewiesene Rücksichtslosigkeit, hütete sich aber boch sorgfältig vor einem ent= Montezon übermittelte ihm ein Schreiben scheibenben Schritte. des P. Rubillon, des Affistenten für Frankreich, worin hervor= gehoben war, daß durch etwaige Schritte Crétineau fich jelbst viel mehr schaden werde als der Gesellschaft Jesu; darauf schrieb Crétineau einen Brief, worin er seine stets gegen die Jesuiten bewiesene Nachgiebigfeit betonte und erklärte, daß er im Jahre 1847 seine Pflicht gethan habe, aber jest nicht ein Handwerker werden wolle; Ravignan habe ihn zu vernichten gesucht, er muffe seine Beschäftigung als Historiker aufgeben. Montezon setzte ihm bann auseinander, daß nicht an Ravignan die Schuld liege. Dieser habe Crétineau mehrfach ehrenvoll erwähnt gehabt, aber es sei ihm verboten worden, den kompromittirenden Namen Crétineau's auszusprechen, man habe entschieden, er muffe sich innerhalb der von P. Roothan vorgeschriebenen Grenzen halten. Das war eigentlich eine neue Beleidigung, eine Erweiterung ber alten: man erkannte ausdrücklich an, daß nicht der einzelne P. Ravignan, sondern die Ordensoberen die Verantwortung für das eingeschlagene Verfahren trügen, womit allerdings Crétineau kaum etwas neues gesagt wurde. Wenn Montezon ein anderes Mal ihm drohend schrieb: "Unsere Geschichte, oder vielmehr Ihre Geschichte wird Autorität und Werth völlig verlieren, wir werden genöthigt sein, sie entweder selbst auf's neue vorzunehmen ober fie durch einen anderen schreiben zu lassen", so war dies in erster Linie gleichfalls für Crétineau verletend; mochte Crétineau bamit auch eine Waffe gewinnen, um jene angebrobte Konkurrenzarbeit in der Wurzel zu bedrohen, so war doch deren Anwendung gefährlich:

es hätte sich gezeigt, wie wenig sein eigener Mitarbeiter an die Wahrhaftigkeit und Unansechtbarkeit ihrer früheren gemeinsamen Arbeit glaubte. Eher ließ sich zu seinen eigenen Gunsten verwenden, wenn Montézon ihm schrieb: "Mit Unrecht sucht man Ihnen die Weinung beizubringen, daß ihr Ruf als Historiker von uns angegriffen oder beeinträchtigt worden sei. Den Grund, oder besser ausgedrückt, die Nothwendigkeit unseres Verhaltens erkennen alle vernünstigen Leute, und in deren Augen werden dadurch weder Ihre Wahrhaftigkeit noch Ihr Talent, noch Ihre uns geleisteten Dienste beeinträchtigt; wir sagen es allen, die es hören wollen. Die anderen Leute aber (hier sind wieder einige Worte ausgeslassen) sind Menschen, die uns nicht kennen, die Sie von uns zu trennen und zu bewirken suchen, daß Sie durch einen wahrshaft tadelnswerthen Schritt niederreißen, was Sie mit so großer hingebung ausgebaut haben."

Aus diesen Briefen geht vor allem hervor, wie fest die Jesuiten Crétineau in den Händen zu haben glaubten; man begreift aber auch, wie Mannard dazu kommt, den Jesuiten die ihnen meistens zugeschriebene Klugheit abzusprechen und vielmehr zu behaupten, daß es nicht an ihnen liege, wenn sie sich noch nicht selbst zu Grunde gerichtet hatten. Ginen Augenblick schien es zu einem endgültigen Bruch zwischen Crétineau und ben Jesuiten gu kommen, indem Crétineau nach vergeblicher, fast durch ein ganzes Jahr fortgeschleppter Unterhandlung schließlich sich an bas Pariser Blatt Siècle mandte mit einem Briefe, welchem, nach Mannard, wohl keine einzige katholische Zeitung Aufnahme gewährt hätte. Damit waren die Verhandlungen mit Montézon zwar nicht abgebrochen, indeffen ber Jesuit benutte ben Schritt Crétineau's, um ihm zu bedeuten, daß nun Crétineau selbst jede Ehrenerklärung ihrerseits unmöglich gemacht, Crétineau und Ravignan sich gegen= seitig nichts mehr vorzuwerfen hätten. Crétineau aber fing an mit dem Drucke ber Streitschrift gegen die Jesuiten; erst jest ließen sich die Jesuiten doch zu einer gewissen Nachgiebigkeit bestimmen. In den "Précis historiques", welche die Jesuiten zu Bruffel herausgaben, murbe eine lobende Rotiz über Crétineau's Werf veröffentlicht; damit erklärte sich Crétineau zufrieden ge=

stellt. Die Jesuiten übernahmen außerdem, ihm auch die Huld Pius' IX. wieder zu verschaffen, wozu Crétineau ihnen im voraus unbedingte Vollmacht gab, in seinem Namen jedwede Verpflichtung zu unternehmen. Er warf seine Schrift "Pie IX. etc." in's Feuer.

Trop der augenblicklichen Nachgiebigkeit waren die Jesuiten Sieger in dem Streite geblieben. Jene Notig in der Zeitschrift wurde bald vergessen. Als die Jesuiten vier Jahre später durch ben P. Ponlevon Ravignan's Biographie schreiben ließen, behaupteten sie benselben Standpunkt, welchen sie bei der Beröffent= lichung bes Ravignan'schen Buches eingenommen hatten: Crétineau wurde gar nicht erwähnt. Wieder erhob dieser in entrustetem Tone Vorstellungen und sette es durch, daß in einer neuen Auflage ihm für seine Geschichte ber Gesellschaft Jesu wenigstens ein furzes Lobeswort gespendet wurde. So bescheiden diese Genug= thung war, erklärte fich Crétineau befriedigt, das äußere Berhältnis wurde hergestellt, Crétineau wieder zu den Festlichkeiten der Jesuiten eingeladen. Aber oft flagte er doch noch über die Undankbarfeit ber Jesuiten seinem Freunde Maynard, welcher ihn dann damit tröftete, daß er felbst die gleiche Erfahrung mit den Bätern ber Gesellschaft gemacht habe. Als Mannard es aber einmal wagte, nicht im Tone bes Vorwurfs sondern mit Ergebung seine Rlage bem P. Montezon vorzutragen, rief bieser aus: "Wie kann man die Jesuiten der Undankbarkeit bezüchtigen, da sie doch täglich für ihre Wohlthäter beten?"

Daß Crétineau den dringenden Wunsch hegte, einen Bruch mit den Jesuiten zu vermeiden, war bedingt durch die Lage, in welcher er sich als Mensch und Schriftsteller befand. Seine ganze Thätigkeit hing ab von den freundschaftlichen Beziehungen von den Jesuiten, die Gefahr, von ihnen preisgegeben zu werden, mußte ihm vorkommen, als ob der Boden wanke, auf den er sein Haußgebaut hatte, als ob er hülflos in die Wüste hinausgestoßen werde. Nicht bloß seine bisherigen Schriften über die Geschichte der Jesuiten, sondern auch ein weiteres Werk über den Sonders bund, welches 1850 erschien, war ihm von den Jesuiten aufgestragen, unter ihrer thätigen Mithülse vollendet und völlig in ihrem Sinne geschrieben worden. Der General der Gesellschaft

hatte ihm im Sommer bes Jahres 1849 auf dem bei Lüttich gelegenen Schlosse bes Grafen b'Dultremont ein Stellbichein ge= währt und ihn aufgefordert, die Beschichte bes Sonderbundes zu schreiben, wozu ihn bereits vorher der P. Ravignan öfters er= muntert hatte; Crétineau ging um so lieber an das Werk, weil er hier hoffen konnte, seine in Wirklichkeit wohl sehr unbedeutenden, von ihm selbst aber sehr hoch angeschlagenen Vorarbeiten für die ihm von Pius IX. verbotene Geschichte der geheimen Gesell= schaften zu verwerthen. Auch von dem Kardinal Bernetti war er auf einige Quellen aufmerksam gemacht worden, ben hauptsäch= lichen Stoff aber trugen ihm die beiden Jesuiten Roh und Hartmann zu, welche, wie Mannier erzählt, mehrere Monate hindurch sich fast täglich in Crétineau's Wohnung zu gemeinsamer Arbeit einfanden, aber dabei boch so sorgfältig im hintergrunde hielten, daß sie so wenig wie der Orden verantwortlich gemacht werden konnten für das Argernis, welches auch durch bieses Werk im Batikan hervorgerufen werden mußte. Das Buch machte Aufsehen, nicht durch die langathmigen Deklamationen über die Berruchtheit der Freimaurer und Carbonari, über die Umsturzpolitik Lord Palmerfton's, über die Feigheit Frankreichs und Ofterreichs, sondern durch die scharfen Urtheile, welche über Bius IX. und sein Berhalten zu bem Sonderbunde gefällt wurden. Die vom Papfte durch den Nuntius den Führern des Sonderbundes übermittelte Erklärung: "Der heilige Stuhl ist entschlossen, sich jeder Gin= mischung zu enthalten" bezeichnet Crétineau als ein mit ber Spite eines Carbonarodolches geschriebenes Todesurtheil über die wahren Katholiken, er höhnt bitter über den Papft, der alle Indifferenten bes Erdballs und alle Verschwörer gegen Kirche und Thron em= pfange und segne, aber die Abgesandten der getreuen katholischen Schweizer unverrichteter Dinge heimgeschickt habe, nachdem sie einen ganzen Monat vergeblich auf eine Audienz gewartet hatten. Er wirft dem Papst vor, daß er den umsturzeifrigen kalvinistischen Ismael mit dem katholischen Isaak auf gleiche Stufe gestellt, Bastarden die gleiche väterliche Liebe gewidmet habe wie den Kindern der rechtmäßigen Gattin. Bezüglich der Demonstrationen bes römischen Volkes zu gunften der Sieger über den Sonderbund bemerkte er bitter, daß dieselbe Menge, welche gerufen habe: "Es lebe Pius IX. allein!", jest mit dem Geschrei: "Es leben die Protestanten!" vor das Haus des schweizerischen Geschäfts= trägers gezogen sei, verschwieg aber, wie Maynard tadelnd bemerkt, daß Pius IX. im Konsistorium sich mißbilligend über diesen Vorsgang ausgesprochen habe.

5.

In der Zeit des Jahres 1854, wo das Verhältnis zu den Jesuiten in so bedenkliches Schwanken gerathen war, mußte Crétineau boch baran benten, eine andere Stute für feine materielle Existenz, ein anderes Feld der Thätigkeit zu suchen. war dies zu finden? Die Sparsamkeit ber Bourbonen hatte er kennen gelernt und sich durch sein Kapitel "Ingratitude des Bourbons" dieselben jedenfalls gründlich entfremdet, von dem Papste war ebensowenig etwas zu erwarten, nachdem seine Mission wegen der geheimen Gesellschaften ein schnelles Ende gefunden und die Polemik über Clemens XIV. sowie die Geschichte bes Sonderbundes ihn bei bem Papfte noch unbeliebter gemacht haben mußten und seine Annäherungsversuche bei dem Kardinal Antonelli, wie wir weiter unten sehen werben, gescheitert waren. waren ihm die beiden Zufluchtsstätten verschlossen, an welche sich zu wenden ihm sonst bei seiner legitimistisch=klerikalen Partei= stellung wohl am nächsten gelegen hätte. In Dieser Lage faßte er den Entschluß, sich an einen anderen Hort des Legitimismus zu wenden — an den Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Am 8. März 1854 richtete er an den Zaren ein Schreiben, worin er unter schmeichlerischen Wendungen über bessen persönliche Eigenschaften barlegte, daß die öffentliche Meinung in ganz Europa Rußland für ein außerhalb der Zivilisation stehendes Reich halte. allen den zahlreichen Zeitungen und Broschüren, welche erschienen, . gebe es keine einzige, welche sich die Vertheidigung Ruglands angelegen sein lasse. Von Madrid hin bis nach Wien habe die gesammte Presse sich die Verfolgung der russischen Heere und Flotten zur Aufgabe gemacht und England und Frankreich fänden bei ihrem Kreuzzuge zu gunften bes Islams nirgends Widerftand.

Gewiß sei die große Macht, welche Dank der Revolution die Tagespresse gewonnen habe, sehr zu beklagen, aber es sei an der Thatsache nichts zu ändern: die Presse sei der Regulator der öffentlichen Meinung, der Thermometer ber Politik, ja des Gewissens der Bölfer. Es könne sich nur darum handeln, daß auch bie anständigen Leute aus ber Freiheit ber Presse Bortheil zu ziehen versuchten: man muffe die Vorurtheile befämpfen, die Intriguen aufdeden, den Beleidigungen mit durchschlagenden Wahr= heiten begegnen. In diesem Gedankengange kommt er bann zu bem Borschlage, ber Bar möge einen gewiffenhaften Schriftsteller mit dem Auftrage betrauen, die bisher allzuwenig gekannte Geschichte bes ruffischen Reiches zu schreiben. In einigen Jahren der Arbeit könnte das große Gebäude vollendet sein, inzwischen aber auch durch ein an einem Brennpunkt der europäischen Ideen erscheinendes Journal viel erreicht werden. Diese Vorlage an ben Zaren war von einem Briefe an ben Baron Meyendorff begleitet, worin die kaum mehr erforderliche Erläuterung gegeben wurde, daß Crétineau selbst jene von ihm als nothwendig bezeichnete Aufgabe lösen wolle, und worin es hieß: Ich stehe stets und überall zu Befehl bes Kaisers.

Mannard verwendet mehrere beredte Seiten seines Buches wenn nicht zur Vertheidigung, so doch zur Erklärung dieses Schrittes, welcher erfolgte, mahrend Frankreich sich bereits mit Rußland im Kriegszustande befand, mochte auch das Wort, welches biesen Zustand ausdrücklich bezeichnete, erst einige Tage nachher ausgesprochen werden. Crétineau's Verhalten bedeutete einfach Landesverrath. Mannard versucht darzuthun, daß Crétineau sich von dem Begriffe Patriotismus nicht die gewöhnliche banale Vorstellung gemacht habe. Der Bendéer, der sein Vaterland vielmehr bei ben Emigranten als in dem Lager der Konventsheere gesucht, habe nicht anerkennen können, daß dort Frankreich sei, wo die Fahnen irgend eines gerade über Frankreich herrschenden Gewalthabers sich befänden. Derlei Gesinnung habe er nicht Patriotismus sondern Patrouillotismus genannt. Crétineau sei von unversöhn= lichem Hasse gegen jede Revolution erfüllt gewesen, er habe kein Grauen barüber empfunden, wenn der Marschall Radesky in ber

Zeit nach der Schlacht von Novara ihn nach aufgehobener Tafel wohl zu den Leichen gehängter Empörer geführt und gesagt habe: "Mit einer guten Zigarre gibt es nichts befferes für die Berdauung"1). Als Abarten der Revolution habe Crétineau den Orleanismus und den Bonapartismus bezeichnet, Dieselben mehr gehaßt als einen Robespierre ober Danton. Ein frangösischer Bischof, der ihm sein Entsetzen aussprach, weil der Erzbischof von Palermo den General Garibaldi an der Pforte seiner Rathebrale empfangen hatte, sei von Crétineau mit ber Bemerkung heimgeleuchtet worden: er habe besseres gesehen, nämlich daß jener Bischof, mit dem er sprach, das Weihrauchfaß vor Napoleon geschwungen habe. Als sein Sohn damals bei ber Konstription fein Freilos gezogen, habe Crétineau erklärt, eber den letten Thaler opfern zu wollen, bevor derfelbe sein Blut für den Ruhm' eines Bonaparte zu Markte tragen folle. Seine Fenfter wurden nicht illuminirt bei der Rückehr der siegreichen französischen Truppen nach dem Krimfeldzuge, und Maynard meint, vielmehr bei dem Siege Ruglands, d. h. ber Gegenrevolution murbe Crétineau innerlich gejubelt haben.

Der Schritt, welchen Crétineau bei dem Kaiser Nikolaus versucht hatte, blieb mehrere Monate erfolglos. Erst nachdem die Schlacht an der Alma von den Heeren der Westmächte gewonnen und die Belagerung Sebastopols in so günstigem Fortsgang schien, daß man sogar der Tartarennachricht von seinem Fall im Westen Europas Glauben schenkte, wurde ihm von dem russischen Gesandten zu Berlin, Baron Budberg, eine Antwort zu Theil. Die russische Regierung griff aber nur den Gedanken,

¹⁾ Nur gelegentlich erfahren wir hier etwas über diese Berbindung Cretineau's mit dem österreichischen Feldherrn, wie denn überhaupt mehrere Lücken in Mahnard's Darstellung sich sinden. Warum wird und S. 107 das Urtheil Gregor's XVI. über die Bonaparte mitgetheilt, aber das über die Orleans verschwiegen? — Bei obigem Bericht über die Roheit des Marschalls Radesth wird zu beachten sein, daß derselbe von einem Manne stammt, der damit gewiss nicht dem Feldherrn zu nahe treten, sondern ihn vielmehr verherrlichen wollte. Dennoch sträubt man sich, ihn für baare Münze zu nehmen und darf sich hierbei auf Crétineau's allgemeine Unzuverlässigseit berusen.

ein Journal zu gründen, auf, von der Geschichte Ruglands, die geschrieben werden sollte, war nicht weiter die Rede. Zudem sollte nur durch eine Privatgesellschaft ruffischer Patrioten, nicht von der Regierung selbst die Ausführung unternommen werden, und als Crétineau dienstbereit nach Berlin gekommen mar, zeigte sich, daß die ganze Sache noch in weitem Felbe stand. Es war für seine Plane ein günstiger Zufall, daß die Revue des deux mondes in ihrer Rummer vom 1. Dezember einen Artikel aus einer Ra= poleonischen Feder brachte, welcher versuchte, Zwietracht zwischen Preußen und Rußland zu fäen. Beranlaßt von dem Baron Bubberg griff Crétineau zur Feder, um bagegen zu schreiben. herren der ruffischen Gesandtschaft ertheilten ihm die lebhaftesten Lobsprüche wegen der Broschüre "La Cour et le Gouvernement de Prusse en face de la coalition"1), deren Drucklegung zu Brüffel Budberg vermittelte, nachdem bas Manuftript von den Damen der Gesandtschaft abgeschrieben worden war. Resselrode, der russische Minister, schrieb an Budberg voller Befriedigung über den Gindruck, welchen die Broschüre in Petersburg machte. Jett meinte Crétineau gewonnenes Spiel hinsichtlich des Zeitungs= projektes zu haben, Budberg gab die besten hoffnungen, und Crétineau, der sich inzwischen nach Paris zurückbegeben hatte, traf am 17. Februar 1855 wieder in Berlin ein, die Vorbereitungen für das Erscheinen einer ruffisch gefinnten Zeitung in Preußens Residenzstadt wurden getroffen. Aber es folgten ihm unausgesetzt französische Spione, und wenn er diese auch einmal eine unfrei= willige Reise nach Wien machen ließ, indem er selbst sich mit Bud= berg in einen reservirten, anscheinend ben letten Wagen eines Zuges bildenden, in Wirklichkeit aber nicht angetoppelten Waggon sette, während jene in einem der vorderen Wagen Plat nahmen, fo empfand er boch überall eine hindernde Sand, deren Beseitigung er auch nicht durch eine Eingabe an Friedrich Wilhelm IV. zu erreichen vermochte. Und als man dann, statt Berlin, Bruffel als Druckort der Zeitung in's Auge faßte, machte die belgische

¹⁾ Mannard bezeichnet diese Schrift als unauffindbar. Die Münchener Staatsbibliothek besitht sie. Bor. 49 hm.

Polizei ihm nicht geringere Schwierigkeiten, als vorher Herr v. Hinckelben. Crétineau schlug dem Grafen Resselrobe vor, das Erscheinen bes geplanten Journals Le Nord noch einige Zeit aufzuschieben und erneuerte statt bessen bei bem Kanzler den früheren Vorschlag, durch ihn eine Ruffische Geschichte schreiben zu laffen, in welcher nur die beiden letten Herrscher behandelt werden follten. Inzwischen hatte aber die ruffische Regierung ihren Plan weiter verfolgt, indessen, da sie mit Crétineau nicht durchzudringen vermochte, einen anderen Redakteur ausgewählt. Crétineau, ber sich seine Familie gerade nach Brüssel hatte nach kommen lassen, beklagte sich barüber auf das bitterste bei Baron Budberg, ver= stand sich jedoch auch dazu bloger Mitarbeiter bes Blattes zu werden, welches er so gern selbst geleitet hätte. Ein ziemlich beutlicher Wink ber belgischen Regierung zwang ihn, Bruffel zu verlassen, und so begab er sich nach ben Ufern des Rheins, nach Bonn oder Köln, und schrieb von hier Artikel für den Nord, die freilich vielfach durch die ruffische Zensur so zugestutt wurden, daß er sie kaum wiedererkennen konnte. Crétineau beklagte sich wiederholt darüber, daß man ihn zwinge, nur mit Handschuhen zuzugreifen, er ermahnte zu lebhafterer Sprache, man muffe bie Lacher auf seine Seite bringen, aber man wird boch ben ruffischen Diplomaten faum Unrecht geben fonnen, wenn sie die leiden= schaftliche Sprache Crétineau's mäßigten und Artikel ganz bei Seite legten, wie die von Mannard jetzt veröffentlichte Note secrète pour les roys de l'Europe, worin Louis Napoleon wegen der Erhebung Morny's tiefer gestellt wurde, als Nero, der zwar seine Mutter tödten, aber nicht habe entehren laffen 1). Dort heißt es 3.B.: "Bürde das schreckliche "Ventrem feri" Agrippina's (Tacitus An. XIV, 8) wohl bem Fluche an die Seite gesett werben konnen, welchen aus ihrem Grabe heraus Hortense Beauharnais auf ihren Sohn schleubern könnte?" Gine solche Sprache hielten boch selbst die Ruffen für unangemessen. Dagegen hatten sie natürlich gar nichts bagegen, wenn Crétineau-Joly ultramontane Bischöfe ver-

¹⁾ Eine Anspielung auf diese Stelle sindet sich übrigens auch in der Broschüre S. 31: Bonaparte, enfant de la presse, a eu le courage de frapper le ventre qui l'avait nourri.

höhnte, weil sie die am Tage Mariā Geburt (8. Sept.) erfolgte Eroberung des Walakoff dem besonderen Schutze der Muttergottes zuschrieben, wenn er erklärte, an dem Tage von Lepanto habe man der Madonna danken können, aber es sei ein Wahnwitz zu meinen, daß dieselbe hl. Jungfrau jetzt die Mohammedaner bezünstige, welche der mit Häretikern, Exkommunizirten und Generalen schweizerischer Freischärler verbundene Kaiser Napoleon unterstütze: "Wögen die Bischöfe und die neukatholischen Zeitungen noch so trefsliche Napoleonische Höslinge sein, so werden sie doch zu der heiligen Jungfrau und noch mehr zu unserem Glücke nicht die Mutter Gottes auf ihre Seite bringen, sie werden sie nicht für einen Erfolg verantwortlich machen können, welcher dem Türken zu Nutzen gereicht."

Daß Crétineau's Artikel so häufig in den Papierkord wansderten, gab bald Anlaß zu Verstimmung, welche zu gereizten Briesen an Budderg und an den russischen Gesandtschaftssetretär Baron Grote führte. Es kam hinzu, daß die russische Regierung sich in dem Geldpunkte keineswegs besonders freigedig zeigte. Die Broschüre über Preußen, für welche das Honorar zu bestimmen ihm von Budderg überlassen worden war, blied einsach undezahlt, vergeblich beklagte Crétineau sich deshald sogar bei dem Kanzler Nesselwege ein schutztlicher Kontrakt, welchen die russische Regierung am 1. März 1855 mit Crétineau abgeschlossen hatte, bot ihm wenig Schutz, denn wie und wo hätte Crétineau es wagen dürsen, auf dem Prozeswege die Besriedigung seiner Ansprüche zu erzwingen? Zudem mußte er einsehen, daß die Friedensverhandslungen, welche begannen, bald seine ganze Thätigkeit den Russen werthlos zu machen drohten.

So entschloß sich Crétineau, dieses ganze Verhältnis zu lösen und auf die Rücksehr in die Heimat zu denken. Der Pfarrer von Sedres, welcher bei der Prinzessin Mathilde und im Justizministerium Zugang hatte, konnte ihm im Frühjahr 1857 melden, daß er nach Paris zurücksehren dürse, der Friedensvertrag sicherte ihm Strassosischen Lyatigkeit wegen seiner landesverrätherischen Thätigkeit. Crétineau begab sich nach Courbevoie, wo er einige Zeit in stiller Zurückgezogenheit lebte.

6.

Indessen bauerte dies nicht lange. Crétineau entschloß sich, möge es koften, was es wolle, mit der Curie wieder Fühlung zu suchen. Sein Vorschlag, eine Geschichte der Revolution in Italien zu schreiben, war freilich im Jahre 1850 von dem Kardinal Antonelli nicht beantwortet worden; vergeblich hatte Crétineau versichert, daß bei vollständiger Kenntnis der Politik Pius' IX. die Bemer= fungen, welche ben Papft in der Geschichte bes Sonderbundes verlett hatten, gewiß fortgefallen wären. Daß Crétineau bann im Jahre 1852 die ihm von dem Kardinal Bernetti vermachten poli= tischen Papiere vor der papstlichen Polizei, welche sie beschlag= nahmen sollte, unter Benutung eines fremden Passes nach England in Sicherheit gebracht hatte, war nicht geeignet gewesen, in Rom eine bessere Stimmung hervorzurufen. Im November des Jahres 1857 erschien Crétineau, als sein Sohn in das Noviziat bei ben Jesuiten 1) eintrat, in Rom und wandte sich, mit den Jesuiten schon versöhnt, in einem bemüthigen Schreiben mit ber Bitte um Verzeihung an den Papft. Diefer gewährte ihm eine Audienz, nachdem Crétineau dem Kardinal Villecourt das geforderte förmliche Bersprechen abgelegt hatte, nichts zu schreiben und zu veröffent= lichen, was das Herz des Statthalters Chrifti verlegen könne und bemselben fünftig alle Schriften zu unterbreiten, beren Mittheilung gewünscht werde. Setzt gelang es ihm auch nach einigen Unterhandlungen am 14. April 1859 mit Hülfe des Jesuiten Billefort, die Bezahlung einer Summe von 2000 Sc. zu erlangen, welche er auf Grund von Busagen ansprach, die ihm einst bei seinen Arbeiten über die Geschichte ber geheimen Gesellschaften gemacht worden waren, und es kummerte ihn wenig, wenn in den Vor= zimmern des Papstes, wie Mannard berichtet, vornehme Prälaten erzählten2), Crétineau habe den Papst dazu gezwungen mit der Drohung der Welt mitzutheilen, daß er Freimaurer gewesen sei.

¹⁾ Derselbe scheint später den Orden wieder verlassen zu haben. Man erfährt aber dies nur beiläufig, da er wieder als Abbé auftritt; über die Zeit und die Gründe ist nichts gesagt.

²⁾ Mannard sagt an dieser Stelle weniger als er weiß: "Je sais qui, le premier, dans une antichambre du Vatican, a proféré la calomnie et

Raum war die Verföhnung erfolgt, so setzte Crétineau schon jeine Feder im Dienste bes Batikans in Thätigkeit. Am 27. November hatte er bei Pius IX. Audienz gehabt, am 8. Dezember überreichte er bem Kardinal Antonelli eine Stizze zu einem neuen Berke: "Die Römische Kirche gegenüber ber Revolution." Antonelli unterstütte ihn bei der Arbeit, freilich mit einer gewissen Burud= haltung, wie Crétineau flagte: ber fluge Staatsfefretar mar eher bereit Porträts zu Illustrationen als Dokumente für den Text zu liefern, und obgleich Crétineau ausdrücklich erklärte, feine Gelbforderung erheben zu wollen, fand sein Anerbieten, nach Rom zu tommen, um bas Manuffript vorzulegen, feineswegs Entgegen-Anfänglich erhielt er darauf von dem Jesuitengeneral P. Beck zur Antwort, er habe aus dem Gespräch mit Antonelli zu entnehmen geglaubt, daß man die Verantwortlichkeit scheue und sich die Freiheit des Urtheils vorbehalten wolle; es sei in Rom durchaus nicht üblich, vor dem Erscheinen eines Werkes eine Approbation zu ertheilen; indes einige Wochen später ließ sich Antonelli bestimmen, zwar nicht Crétineau einzuladen, aber ihm doch, wenn er kommen wolle, eine wohlwollende Aufnahme Beckr meinte, Crétineau werbe barauf hin wohl zu versprechen. jedenfalls die Reise unternehmen. In den ersten Tagen des Oktober war Crétineau schon in Rom mit dem ersten Bande, der die Zeit bis zum Tode Pius' VII. behandelte, in Aushängebogen, mit dem zweiten im Manuftript, an einigen Stellen hatte er noch Lücken gelassen, welche nach Anweisung der Interessirten erganzt werden sollten.

Seine Aufnahme war eine so begeisterte, daß selbst die Bäter der Gesellschaft erstaunt waren über die seit Jahresfrist erfolgte Beränderung der Stimmung; da man in den höchsten Regionen ihm wohl wollte, bezeugten alle niedriger stehenden Prälaten ihm Freundschaft, und Crétineau äußerte in einem Briese an seinen Sohn, daß bei dem leisesten Winke seinerseits auch der P. Theiner

qui, par conséquent, en est responsable. Je sais même sur ce monsignore une assez bonne histoire, où Crétineau aurait assez l'avantage, et je pourrais la raconter au besoin." ©. 410.

aus seinem Vatikanischen Archiv nach der Minerva kommen würde, um baarhäuptig und auf den Knien ihn wegen der Schläge um Verzeihung zu bitten, welche Theiner von Crétineau erhalten hatte. Vor allem wichtig war, daß er sich mit Antonelli gut verstand; "ich versuche mit ihm an Schlauheit zu wetteisern und werde nicht immer geschlagen", schrieb Crétineau seinem Sohn. Als ein besonderes Glück betrachtete er es, daß er sich der Mitsarbeit des bekannten Jesuiten Perrone zu erfreuen hatte.

Daß Crétineau's Werk Anklang bei Pius IX. und beffen Schmeichlern fand, wird uns nicht verwundern. Crétineau schien jett alles vergessen zu haben, was er früher, was er noch furz vorher geschrieben hatte. Die glänzende Stellung der Kirche gegen= über den vergeblichen Angriffen der Revolution wird geschildert, es geschieht in dem Augenblicke, wo der italienische Krieg vor der Thure stand, der den Kirchenstaat verkleinern und seinen Fall vorbereiten sollte. Crétineau verwendet eine ganze Zahl von biblischen Citaten, um bas Verhalten Pius' IX. nach seiner Thronbesteigung zu verherrlichen, er wird mit dem Heilande verglichen, welchen diejenigen, die sich zu seinem Verderben verschworen hatten, als König anredeten. Pius IX. ift der einzige Papft, welcher auf dem Bilde in Crétineau's Buch in frommem Gebete bargestellt wird, mährend auf der danebenstehenden Seite bes Textes gesagt ist, Pius habe der Stimme Gottes gehorcht, welche an ihn die Worte zu richten schien: "Ich habe Dich aufbewahrt für die Fülle ber Zeiten, für den Tag bes Beils, um aufzurichten bas Land, und meine zerstreute Erbschaft zu sammeln, um ben Gefangenen zu sagen: Seib frei! und benen in ber Finsternis: Sehet bas Licht!"1) Jest verherrlicht berselbe Mann, welcher ben oben er= wähnten Artikel in dem ruffischen Nord geschrieben, das Heer des fatholischen Frankreich, welches nach der Krim gezogen sei, be= gleitet von Orbensschwestern und Jesuiten, da Napoleon III. sich nicht mehr vor denselben gefürchtet, während man unter Karl X. feine Feldgeistlichen geduldet habe. Die Truppen hätten sich nicht geschämt fatholisch zu sein, und so bas Glück an ihre Fahnen ge-

¹⁾ Freie Umschreibung der Stelle Jesaias LIX.

fesselt. Louis Napoleon wird gerühmt, weil er zu gunsten bes Kirchenstaates eingetreten sei; wenn die Königin Hortense von ihm gesagt habe, er sei ein milder Tropkopf, so habe er ben zweiten Theil des mütterlichen Urtheils in der glücklichsten Weise wider= legt, durch Nachdenken und Unglück habe sich seine Kenntnis der Geschäfte und der Menschen entfaltet; um sich auf bas später burch ihn wieder hergestellte Kaiserthum vorzubereiten, folgte der Pring einer natürlichen Ruhmbegierbe, einem religiöfen Gebanken, bem offenkundigen Wunsche Frankreichs und Europas. wird bem Kaiser Franz Josef von Ofterreich wegen bes Konkorbat= abschlusses hohes Lob gespendet: "das katholische Deutschland er= fannte, bag ihm ein Führer geboren war!" Es war die Zeit, in der die klerifalen Kreise von einem Bunde der fatholischen Mächte Österreich und Frankreich träumten. Der Zorn des Autors wendet sich nur gegen bas liberalisirende Biemont und Belgien, wobei sorgfältig verschwiegen wird, daß ersteres sich dem Bunde der Westmächte während bes Krimfrieges angeschlossen und damit bie Grundlage zu dem späteren gemeinsamen Vorgehen mit Frankreich bereits gelegt hatte. So wenig, wie sein Gegner Theiner, unterläßt es Crétineau-Joly, Pius IX. auch wegen der Berkündigung bes Dogmas von der unbefleckten Empfängnis zu preisen, welche er unternommen habe, gestärft von bem Glauben, daß er gur Belohnung für die durch seine allzu große Gute herbeigeführten Prüfungen ein großes religioses Glück verdiene.

Benn wir jetzt den Werth des Werkes vom historischen Standpunkt abwägen, so werden wir dessen Bedeutung gewiß nicht hoch anschlagen können. Langwierige und langweilige Deklasmationen gegen Jansenismus, Iosephinismus, St. Simonismus und Fourierismus werden abgelöst von in leidenschaftlicher Sprache vorgetragenen Erörterungen über die Verderblichkeit der geheimen Gesellschaften. Der historische Stoff, welcher uns dargeboten wird, ist, von der weiter unten zu erörternden Benutzung der Memoiren des Nardinals Consalvi's abgesehen, keineswegs beseutend. Nach dem Lärm, den Crétincau von seinen Studien über die geheimen Gesellschaften gemacht hatte, erwartet man sicher mehr zu ersahren, als einen wenig bedeutenden Brief Mazzini's und

andere nebensächliche Notizen. Wohl sind einzelne ganz interessante Briese aus der Zeit um das Sahr 1830 mitgetheilt über die Hossinungen der Berschwörer auf die Mitwirkung des müßigen römischen Klerus, Änßerungen des Zweisels, ob die Einheit und Unabhängigkeit Italiens jemals hergestellt werden könne, aber diese Mittheilungen werden pseudonymen Versassern in den Mund gelegt, Nubins; u. A. und selbst Maynard zweiselte an ihrer Echtsheit dis zu der Zeit, wo er seine Biographie Crétineau's schried und alle die Papiere in die Hände bekam. Indem er sich jest sür die Schtheit verdürgt, wird man seinem Worte wohl Glauben schenken, muß es aber lebhaft bedauern, daß von ihm die Entshüllung der vollen Wahrheit noch immer für unzeitgemäß erskärt wird.

Wenn somit noch mancherlei Fragen unbeantwortet bleiben, die wir bezüglich des Inhalts von Crétineau's Werf an Maynard richten möchten, so belehrt uns Maynard doch in dankenswerther Weise darüber, daß in dem Buche eine Veröffentlichung vorliegt, für welche der Kardinal Antonelli und der Issuitengeneral ebenso verantwortlich sind als Crétineau selbst. Und um dieser Thatsache willen darf daß Buch "L'église Romaine" eine erhöhte Bedeutung beanspruchen als Zeugnis sür die Verblendung, welche im Vatikan hinsichtlich der Weltlage in einem Augenblick herrschte, wo der Italienische Krieg vor der Thüre stand, welcher die Verkleinerung des Kirchenstaates, seinen schließlichen Sturz vorbereiten sollte. Und dieses Buch wurde in den Iesuitenkollegien zur Vorlesung während der Mahlzeiten benutzt!

Die freundschaftlichen Beziehungen Crétineau-Joly's zu dem Batikan und zu den Jesuiten waren durch das Werk sest begründet. P. Beck schrieb ihm am 26. Mai 1859: "Es ist mir ein wahrer Trost, daß man gegen das Werk meines Wissens nicht nur nicht die geringste Einwendung erhebt, sondern daß Alle des Lobes voll sind. Mit Vergnügen sehe ich, daß Sie viele Kücksicht und Mäßigung gegen gewisse hochgestellte Personen gehabt haben." Das überschwänglichste Lob wurde ihm gespendet von den dem Papste nahestehenden Prälaten, wenn sie auch wohl einen Scherzeinssließen ließen über die milde Behandlung der ersten Jahre des

Pontifikats Pius' IX., wie benn 3. B. Fioramonti meinte, Crétineau fei so salbungsvoll und honigfüß gewesen, baß er sich zum Fasten= prediger in einem Nonnenkloster eigne. Auch ber Papst sprach sich, nachbem er wiederholt den seiner Regierung gewidmeten Abschnitt gelesen, lobend über seinen Lobredner aus 1) und äußerte seinen Dank für die Dienste, welche Crétineau ihm durch sein Buch in einem Augenblick geleistet hatte, wo die Broschüre La Guerro= nière's "Napoléon III. et l'Italie" die öffentliche Meinung in einer für den Batikan besorgniserweckenden Weise erregte. fandte seinem geliebten Sohne Crétineau ein schmeichelhaftes Breve, ließ sich die Briefe vorlesen, welche Crétineau an seinen Sohn Heinrich, ben Jesuiten, schrieb, und schenkte bem Bater wie bem Sohne das lebhafteste Interesse. Crétineau schwamm im Jubel= gefühl ber papftlichen Gnabe. Er vertraute seinem Sohne am 4. April 1859 an, daß er Aussicht habe, nach Rußland geschickt zu werden, um die Zulaffung eines Muntius in St. Petersburg anzubahnen. Auch der Wiener Hof soll sich an ihn gewandt haben in der Hoffnung, Crétineau's Feder mährend des italienischen Konfliktes für das Habsburgische Interesse zu gewinnen; vielleicht aber hat die lebhafte Phantasie Crétineau's mehr zu sehen ge= glaubt, als der Wirklichkeit entsprach, wenn er in einem und demselben Briefe zuerst von der Krönung seiner Laufbahn durch die Sendung nach Petersburg sprach und bann hinzufügte: "Es ist leicht möglich, daß ich nach Wien berufen werde, noch leichter, daß ich nach Rom gehe." Jedenfalls möchte man hierüber noch

¹⁾ Eine Äußerung des P. Becky scheint darauf hiuzudeuten, daß bei der Prüfung des Crétineau'schen Manustripts im Batikan doch einmal eine Meisnungsverschiedenheit auftauchte. Derselbe schreibt am 26. Mai 1859: "En apprenant votre départ, j'avais peur; mais, Dieu merci, vous avez su vous vaincre." Crétineau war nämlich im Dezember 1858 von Rom nach Paris zurückgekehrt, um hier die letzte Hand an sein Buch zu legen, ihm, wie er sich ausdrückte, das Bouquet zu geben. Aber Crétineau selbst schried gleich nach der Ankunst in Paris am 17. Dezember 1858: "Le livre a été lu, approuvé et applaudi au Vatican; et, à l'heure qu'il est, on est tout stupésait d'une aventure aussi extraordinaire; car c'est le premier ouvrage qui, de mémoire de Pape ou de secrétaire d'État, ait reçu un pareil honneur."

anderweitige Mittheilungen wünschen, denn gerade die Notizen, welche Mannard auf Grund von Briefen Fioramonti's über die Außerungen bes Papftes felbst gibt, lassen eine leicht ironische Stimmung gegenüber bem literarischen Rämpen burch= schimmern. "Man kennt ben Crétineau nicht wieder, so ruhig und gemäßigt zeigt er sich", war eine Außerung, die der Papst oft wieberholte; ein anderes Mal erflärte er, Crétineau's Sohn Heinrich, ber Jesuit, habe bieses burch seine findlichen, aber offenen und freimuthigen Ermahnungen erreicht, ober auch: "Der fleine Beinrich verdiente wirklich der große Heinrich genannt zu werden!" Bielleicht, daß die Briefe, aus welchen biefe vereinzelten Stellen Mannard barbietet, in ihrem vollständigen Zusammenhange biesen Gedanken als unrichtig erweisen, aber die bis jest bekannt ge= machten Sate beuten barauf hin, daß innerlich Pius IX. noch immer ein gewisses Mißtrauen gegen ben bekehrten Crétineau hegte. Un äußeren Gnabenbezeugungen ließ ber Papit es nicht fehlen: Crétineau wurde Rommandeur bes papftlichen Sylvesterorbens, im Jahre 1867 erhielt er bas Privileg sich eine eigene Sausfapelle einzurichten. Von finanziellen Anforderungen hören wir nichts mehr, woraus allerdings noch nicht zu folgern ist, daß fie unterblieben.

7.

Eine neue Aussicht auf Gelberwerb eröffnete sich Crétineau im Jahre 1861. Die Regierung Napoleon's III. trug tein Bestenken, den literarischen Landsknecht zu dingen, als sie glaubte, daß er ihr nütliche Dienste leisten könne, obschon derselbe während des Krimfrieges für Rußland gewirft hatte und gern während des Italienischen dem Kaiser Franz Josef seine Feder gewidmet hätte. Der bekannte La Gueronnière, welcher einst mit Crétineau zusammen sür das Lilienkönigthum gearbeitet hatte, war der Bermittler. Es handelte sich um die Bekämpfung der Orléans, denen Crétineau ja nie hold gewesen war. Die kaiserliche Regierung wünschte gründlich den Eindruck zu beseitigen, welchen der Brief des Herzogs von Aumale über die Geschichte Frankreichs hervorgerusen hatte. Man hatte benselben zwar alsbald nach der Berserusen

öffentlichung mit Beschlag belegt, aber damit wenig erreicht, da im Ausland neue Abdrücke in Masse angesertigt wurden. Obschon der Brief von einem der verhaßten Orléans ausgegangen, war Crétineau mit dessen Zweck, dem Kampse gegen die Bonaparte's, ganz einverstanden gewesen; trothem aber ging er auf den Borschlag La Gueronnières ein. Bei längerer Unterredung im Hause des Legitimisten La Rochejaquelin kamen beide überein, daß Créstineau ein Werk gegen die Orléans versassen und die Regierung 25000 Exemplare übernehmen solle. Zur Unterstützung bei seiner Arbeit wurde ihm ein Beamter des französischen Ninisteriums zugewiesen, der in den Archiven die erforderlichen Nachsorschungen anstellte: ungesäumt legte Crétineau Hand an's Werk und so entstand seine Geschichte Louis Philippe's von Orléans und des Orléanismus.

Gestütt auf Briefe Crétineau's an feinen Sohn Beinrich behauptet Maynard, Crétineau habe bei der Übernahme seiner Aufgabe verschiedene Bedingungen gestellt, so insbesondere, daß Napoleon dem Bapfte wenigstens das Patrimonium Petri ge= währleisten, womöglich ihm auch die übrigen Theile des Kirchen= staates wieder verschaffen solle, ferner müsse ihm selbst bei Ab= fassung bes Buches völlige Freiheit verbleiben. Mannard rühmt Crétineau, daß er als treuer Sohn ber Kirche zuerst bas eigene, d. h. der Kirche Wohl erstrebte, bevor er sich entschloß, Anderen, b. h. den Orleans, Ubles zuzufügen; die Geldfrage sei zwar auch in's Spiel gekommen, habe aber nur in zweiter Linie gestanden. Ich glaube indessen, man wird bei unbefangener Prüfung die künstliche Deutung bes "eigenen Wohles" durch die natürliche ersegen und ben Briefen Crétineau's nur die Bedeutung zuschreiben, daß Crétineau dadurch seinen Sohn und die Jesuiten zu einem milberen Urtheil über sein Gintreten für Napoleon bestimmen wollte. Mag auch in den Gesprächen mit La Gueronnière von der traurigen Lage bes Papstes nach ber Schlacht von Castelfibardo und von dem Wunsche, ihr abzuhelfen, die Rede gewesen sein, so leuchtet boch die in einem späteren Briefe an Crétineau enthaltene Dar= legung La Guerronnière's völlig ein, daß von bestimmten Ber= sprechungen nicht die Rede gewesen sei und Crétineau's Klagen

über beren angebliche Nichterfüllung jeder Begründung ents behrten.

Gleich den meisten Werken Crétineau's enthält auch bas Buch über die Orleans, welches jo auf Napoleonische Anregung erschien, eine Anzahl von Aftenstücken, welche ihren Werth be= halten und die jeder Historiker, der sich mit demselben Gegenstand beschäftigt, benuten wird. Ihre Bürdigung würde hier zu weit führen, uns kommt es nur barauf an, den Beist, in welchem das Werk geschrieben ift, festzustellen, um badurch das Bild des Hiftorifers Crétineau genauer zeichnen zu können. Es genügt darauf hinzuweisen, daß jett ber Schluß der berühmten Stelle des Tacitus über Agrippina's Ermordung auf Louis Philippe angewandt, bessen Verhalten nach dem Drama von St. Leu mit Nero's Ver= halten nach dem Tode der Mutter auf eine Stufe gestellt wird. Während früher ber Anfang berselben Stelle bes Tacitus zum Angriff gegen Napoleon III. und seine Mutter gedient hatte, geht Crétineau jett über Hortensia's Privatleben mit dem leichten Scherze, sie habe bas "Partant pour la Syrie" zu sehr geliebt, hinweg und bemüht sich, die Mutter und den Sohn mit glanzenden Farben zu verherrlichen. Das Auftreten Louis Napoleon's zu Strafburg wie zu Boulogne wird so bargestellt, daß ber unbefangene Leser für den Prätendenten Vorliebe fassen, die klein= lichen und feigen Orleans verachten muß. Wie bei ber Entenjagd ließen diese zu Boulogne Salven abgeben gegen unbewaffnete Leute, welche mit den Wellen um ihr Leben rangen; ihnen wird ber kaltblütige, stets seinem Stern unwandelbar vertrauende Rapoleon gegenüber gestellt, dessen Niederlage eine glorreiche ift, obschon er in den Kerker geworfen wird, welchen der Attentäter Fieschi bewohnt hatte, von denselben Orleans, welche furz vorher sich selbst zu verherrlichen meinten, indem sie bie Überreste bes ersten Rapoleon unter glänzenden Feierlichkeiten im Invalidendome beisetzten. Aber es hilft der Julidynastie nichts, sie wird vom Sturmwind hinweggefegt, und der zu ewiger Saft, b. h. zu ewiger Hoffnung verurtheilte Napoleon sieht das Gewölk, welches seinen Stern verhüllte, endlich am 2. Dezember 1851 ver= schwinden.

In diesem Tone geht es fort burch beibe Banbe, obgleich zwischen bem Erscheinen bes ersten und bes zweiten ein längerer Zwischenraum lag. Die Verzögerung war hervorgerufen burch Streitigkeiten zwischen Crétineau und seinem Berleger; wie man meinte, durch das Geld der Orleans veranlaßt, weigerte sich bieser nämlich, die Fortsetzung zu brucken und mußte erst auf gerichtlichem Wege bagu gezwungen werden. Statt des nie allzu flüssigen Geldes der Orleans dürfte aber wahrscheinlich auf die Haltung bes Berlegers bie inzwischen eingetretene Beränderung in dem Verhalten der faiserlichen Regierung von Ginfluß gewesen Der Herzog von Persigny nämlich — es war der alte Genosse Crétineau's Fialin von der legitimistischen Europe verleugnete die Abmachungen La Gueronnière's und nahm nicht die Exemplare, deren Abnahme durch die Regierung früher in Aussicht gestellt worden war. Maynard theilt uns leider nur wenige Briefe aus der Zeit mit, wo Crétineau mit diesem Buche über die Orléans zu thun hatte, und wir bleiben darüber im Dunkeln, ob nicht doch schließlich Napoleon III. sich herbeiließ, das Erscheinen des zweiten Bandes finanziell zu unterstützen. Wäre bei einem Manne, wie Crétineau, ein Rückschluß aus seinem späteren Verhalten zuverlässig und zulässig, so würde man freilich cher geneigt sein, dies zu leugnen und es mit dem Wunsche Crétineau's, sich wegen der früher erlittenen Täuschung zu rächen, erklären, wenn er wenige Jahre nachher zugleich mit den Orléans auch die Bonaparte mit leidenschaftlicher Feder heimsuchte. Jahre 1867 ließ er nämlich ein Buch über die drei letten Prinzen des Hauses Condé erscheinen, in welchem vielfach der Inhalt der früheren Schriften Crétineau's mit größerer Breite wiederholt, dann aber auch eine Anzahl von Korrespondenzen mitgetheilt wird, welche er aus dem Nachlasse des zu St. Leu so geheimnisvoll um's Leben gekommenen letten Condé erhalten hatte, Briefe des Herzogs von Bourbon und Enghien aus der Zeit der Emigration und solche von der Nonne gewordenen Prinzessin Louise von Bourbon. In diesem Werke wird bei Besprechung der Katastrophe in den Laufgräben von Vincennes manches harte Wort gegen den Mörder bes herzogs von Enghien gesagt, nicht minder freilich die Orleans

an den Pranger gestellt, welche im Ginverständnis mit der Abenteurerin Foucheres die Ermordung des Herzogs Ludwig Heinrich Auf der letten Seite seines Buches erklärte im Szene fetten. Crétineau es für ein Vergeben an bem Namen Condé, daß ber Herzog von Aumale, der durch die Intriguen Louis Philippe's jum Erben des letten Condé eingesetzt worden war, es gewagt habe, die Geschichte der Condé's wohlweislich nicht über das Jahr 1686 hinaus zu schreiben; das hielt ihn aber nicht ab, im Jahre 1871 sich an "das Herz des Bourbonen", an denselben Aumale zu wenden, und ihn um Auszahlung von 2 Millionen anzugehen, welche einst Ludwig Heinrich zu einer Stiftung für die Bendéer bestimmt hatte, gegen beren Berwirklichung die Regierung des Julikönigs aber Ginsprache erhob. erhielt auf seinen Brief keine Antwort. Er hatte, wie man sieht, wenig Glück bei den Versuchen, mit den verschiedenen französischen Onnaftien anzuknüpfen.

8.

Die Verdrießlichkeiten, welche er wegen des zweiten Bandes über die Orléans durchzumachen hatte, bestimmten Crétineau sich wieder dahin zu wenden, wo bisher seine schriftstellerische Thätigkeit doch noch am meisten Glück gemacht hatte, nach Rom. In dem Buche über die römische Kirche hatte er bereits Bruchstücke der Memoiren des Kardinals Consalvi verwerthen können; aber das Ganze war ihm damals nicht anvertraut worden. Crétineau wußte, daß das Originalmanustript im Besitze des Sekretärs der lateinischen Breven, Domenico Fioramonti war, und dieser ließ sich bestimmen, als Crétineau im Jahre 1863 in Kom erschien, das kostdare Manuskript auszuliesern. Unter Beishülfe seines Sohnes Heinrich, welcher die Übersetung übernahm, sollte Crétinean in Paris die Herausgabe besorgen.

Im Jahre 1864 erschien das Werk in zwei Bänden mit einer ausführlichen Einleitung versehen, in welcher zahlreiche andere Aktenstücke aus dem Nachlaß Consalvi's theils benutzt, theils im Wortlaut mitgetheilt werden. Der Sache nach war es eine Anklageschrift gegen Napoleon's Gewaltsamkeiten, die

berselbe sich gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche erlaubt hatte; besonders die Art, wie der erste Konful bei der Konfordatsverhandlung in den Memoiren geschildert wird, mußte peinlich berühren, obgleich andrerseits nicht zu verkennen ist, daß das Berhalten Consalvi's und berjenigen Kardinäle, welche die zweite Heirat Napolgon's innerlich verabscheuten, wie es in den Memoiren geschildert wird, keineswegs den Eindruck besonberer Charafterfestigkeit macht. Die Memoiren wurden auch bald in anderen Schriften verwerthet, meift in einem bem ersten wie bem zweiten Raiserreich feindlichen Sinne; so besonders von dem Grafen d'Hauffonville, welchem die früher ertheilte Erlaubnis zur Benutzung des französischen Archivs entzogen wurde, da man mit den Ergebnissen seiner Untersuchungen nicht zufrieden war. Besser wurde bort der P. Theiner aufgenommen — derselbe, welcher bereits früher jene Jehde mit Crétineau ausgefochten als er in der Absicht, Studien über das Konkordat zu machen, nach Paris kam. In dem Buche, welches dieser im Jahre 1869 über bas französische und bas cisalpinische Konkorbat veröffentlichte, waren Aftenstücke bes französischen auswärtigen Archivs ausgiebig benutt, Theiner durfte es dem Archivdirektor Prosper Faugere widmen, und obgleich er in der Vorrede in seiner widerlichen Weise betheuert, daß er nicht die geringste Beeinfluffung zu erfahren gehabt, in Paris gar feine Besuche gemacht habe, fo spricht er boch barin zugleich seine Befriedigung barüber aus, daß er die Ehre der Kirche, des heiligen Stuhles und Frankreichs habe rächen können. Es kann in der That gar kein Zweifel darüber obwalten, daß Theiner das Verhältnis des ersten Napoleon zu Pius VII. so geschildert hat, wie Napoleon III. wünschen mußte, daß es gewesen wäre, um als Borbild für seine eigenen Beziehungen zu Pius IX. zu dienen. Pater Theiner vertrat nicht bloß in seiner Darstellung einen ganz anderen Stand= punkt als Crétineau und d'Haussonville, sondern bestritt ihre Glaubwürdigkeit in der Vorrede wie in dem Werke felbst, iudem er gegen die mehrere Jahre später abgefaßten Memoiren Consalvi's bessen ganz gleichzeitige Depeschen in's Gesecht führte und Widersprüche nachwies. Das veranlaßte Crétineau zu einer Siftorifde Reitfdrift M. f. Bb. XVI.

s poolo

leidenschaftlichen Erwiderung, in welcher er den päpstlichen Archivar mit einer Fluth von Schmähungen übergoß, ihn an vielen Stellen aber auch sachlich, anscheinend mit Glück, bekämpfte.

In diesem wilden Streite hat Ranke 1877 als Richter gesprochen. Er fällt ein Urtheil, mit welchem jeder der Kämpfenden, soweit es ihn selbst betraf, gewiß zufrieden sein konnte, dessen Richtigkeit bezüglich des Gegners aber gewiß keiner zugegeben hätte. Kanke meint, die von Theiner hervorgehobenen zuweilen sehr bedeutenden Widersprüche zwischen den Depeschen und den Memoiren könnten durch Vergeßlichkeit Consalvi's erklärt werden; Consalvi sage ja selbst in den Memoiren, daß er bei deren Aufzeichnung jedes Hülfsmittel habe entbehren müssen, nicht einmal seine eigenen Korrespondenzen seien ihm zur Hand gewesen. Das Ergebnis seiner Untersuchung kaßt Kanke in dem Ausspruch zussammen: "Ich bin weit entfernt, Theiner eine Fälschung der Depeschen oder auch dem Herausgeber der Memoiren willkürliche Abänderungen Schuld zu geben."

Maynard's Buch gewährt indessen die Möglichkeit, wenigstens an einer Stelle, ba wo von den letten Schwierigkeiten die Rede ist, welche sich dem Abschlusse des Konkordats von 1801 entgegen stellten, weiter zu kommen als bisher. Es ift ein Bunkt, wo auch Theiner mit seiner Befämpfung ber Memoiren eingesetzt hatte und so weit gegangen war, von "angeblichen" Memoiren Consalvi's zu sprechen, worauf Crétineau mit ber Beröffentlichung von brei Blättern bes italienischen Originaltextes im Faksimile geantwortet hatte. Nun erfahren wir von Maynard, daß furz nach der getreu nachgebildeten Stelle Crétineau sich allerdings in bem Texte eine Fälschung hat zu Schulden kommen laffen. Es handelt fich um bas Gespräch, welches Consalvi mit dem ersten Konsul vor der Galatafel am 14. Juli 1801 hatte. Die Span= nung war auf's höchste gediehen, ba Napoleon's Wunsch, an diesem Tage das Konkordat entsprechend der bereits im Monitour gegebenen Andeutung abgeschlossen zu sehen, an Consalvi's Wider= stand, in Underungen zu swilligen, gescheitert mar. Depesche nach Rom erzählt Consalvi, daß er möglichst gefaßt zu der Tafel erschienen sei, nach Lage der Sache trop der Gefahr

eines unangenehmen persönlichen Auftrittes, ber einzig mögliche Entschluß, ba mit seinem Fernbleiben jede Aussicht auf Berftanbigung geschwunden wäre. Consalvi fährt bann fort: "Napoleon ließ mir einen liebenswürdigen Empfang zu Theil werden, sagte mir bann aber, sofort auf die Sache eingehend: , Gine folche Berzögerung ift ärgerlich; mein Entschluß ift unabanderlich: entweder mein Entwurf ober keiner. Übrigens weiß ich, welche Haltung ich einzunehmen habe.' Ich machte ihm Vorstellungen so gut ich es verstand und es in so großer Versammlung thunlich war. Nach Tisch wandte ich mich auf's neue an ihn." So die Darstellung der Depesche Consalvi's vom 16. Juli 1801; die Memoiren berichten, der erfte Konsul habe, sobald er Consalvi's ansichtig geworden, diesem mit glühendem Gesicht und in weg= werfendem lautem Tone mit einem Schisma gedroht und ihn zur Abreise aufgefordert. Auf Die Schlußwendung Napoleon's: "Quand partez-vous donc?" soll Consalvi in ruhiger Würde: "Après dîner, général!" erwidert und so den gefürchteten Korsen stutig gemacht haben. Mannard aber enthüllt uns, daß in ben echten Memoiren Consalvi das Geständnis gemacht hatte, er habe keine Worte ber Erwiderung finden können. nach Crétineau's Ansicht ein unangemessenes Berhalten Consalvi's, und beshalb habe er zu dem Kardinal Antonelli, dem er die Memoiren vorlas, gesagt: "Hier ift augenscheinlich eine Lücke. Seinem ganzen Charafter entsprechend muß Consalvi geantwortet haben: Après dîner." Antonelli fand bieses ebenfalls wahr= scheinlich, und so wurden biese oft als Beweis ber Geistesgegen= wart Consalvi's angeführten von Crétineau erfundenen Worte unbedenklich dem Texte der Memoiren einverleibt1).

¹⁾ Die Stelle in den gebruckten Memoiren 1, 366 lautet: "Quand partezvous donc?" "Après dîner, général", répliquai-je d'un ton calme. Ce peu de mots fit faire un soudresaut au Premier Consul. Il me regarda très-fixement, et à la véhémence de ses paroles, je répondis, en profitant de son étonnement, que je ne pouvais ni outre-passer mes pouvoirs ni transiger sur des points contraires aux maximes que professe le Saint-Siége. Die Fälschung beschränkte sich also nicht bloß auf das Eine Bort; dasselbe mußte auch in den Zusammenhang eingepaßt werden. —

Maynard fügt ber Erzählung von diesem unverantwortlichen Betruge die Bemerkung bei, er halte fich zu ber Versicherung berechtigt, daß nirgends in den Werken Crétineau's eine schlim= mere Fälschung ober Interpolation vorkomme; bezüglich ber Memoiren Confalvi's versichert er ausdrücklich, die von ihm auf= gebeckte Fälschung sei bie einzige. Aber die Begründung bieser Behauptung will mir nicht einleuchten, und somit lege ich fie bem Leser vor. Mannard sagt, er selbst habe bas Original zu feiner Verfügung gehabt und es nach Belieben prüfen konnen; ba ihm aber die Zeit zu einer genauen Untersuchung fehlte, habe er öfter ben eigentlichen Überseter, Crétineau's Sohn, gefragt, ob die veröffentlichte Übertragung peinlich genau sei, und dieser habe stets versichert, es sei keine bewußte Ungenauigkeit vorge= Mannard schenkt biesem Ausspruch Glauben. scheint, daß hier nur zwei Fälle möglich sind: Entweder wußte ber junge Crétineau nichts von der oben bargelegten Fälschung, hielt sie am Ende gar für unwesentlich, und bann fann auf seine Urtheilskraft niemand bauen; ober er verschwieg bieselbe absichtlich sogar seinem Freunde Maynard. In biesem letzteren Falle muß uns sein falsches Zeugnis nur noch mißtrauischer machen.

Vielleicht wird man noch weiter gehen dürfen. Herr Gustave Fagniez hat auf meine Bitte hin im Wiener Archiv die Depeschen durchgesehen, welche ber österreichische Minister Graf Cobenzl¹)

Maynard schreibt S. 448: L'histoire ou l'origine de cette addition ne manque pas d'interêt. Crétineau lisait les Mémoires au cardinal Antonelli, je crois. Arrivé à la question de Bonaparte: "Quand partezvous?" et ne trouvant pas la réponse, il se tourne vers le cardinal, et lui dit: "Il y a évidemment une omission: Consalvi, avec son caractère a dû répondre: "Après dîner." "C'est bien probable", dit le cardinal; ... [beuten biese Punite an, baß ber Rarbinal noch mehr sagte?] et le mot sut ajouté au texte!

¹⁾ Die Stelle in den Memoiren lautet: "Tandis qu'il parlait se trouvant proche du comte de Cobenzel, ministre d'Autriche, il se retourna vers lui avec une extrême vivacité, et lui répéta à peu près les mêmes choses qu'à moy, affirmant plusieurs fois, qu'il ferait changer de manière de penser et de Religion dans tous les États de l'Europe, que personne n'aurait la force

in der Zeit nach jener von Consalvi berichteten Begegnung mit Napoleon an seinen Herrn einschickte. Da dieser Diplomat nach Consalvi's Bericht sich während des Gespräches Napoleon's mit dem Kardinal in der Nähe befunden und nachher von dem ersten Konsul mit ähnlichen Auslassungen heimgesucht sein soll, so ließ sich erwarten, daß er über diese Vorgänge nach Wien berrichtet haben müsse, zumal da von Consalvi dem Grasen Cobenzl das Berdienst zugeschrieben wird, später den ersten Konsul zur Wiederausnahme der abgebrochenen Verhandlungen bestimmt zu haben. Dies ist indessen nach Herrn Fagniez' Mittheilung nicht der Fall, von dem ganzen Vorsall in den Depeschen mit keinem Worte die Rede. Legt dieses Schweigen nicht die Vermuthung nahe, daß die Phantasie Crétineau's oder Antonelli's hier in noch außegebehnterem Maße, als Maynard zugibt, thätig gewesen sein könne?

Ich kann nicht leugnen, daß auch die Beschaffenheit des von Crétineau veröffentlichten Faksimiles Bedenken erwecken kann, wenn man einmal zum Argwohn veranlaßt worden ist. Es fällt in dieser Nachbildung auf, daß eine ganze Anzahl von Stellen nicht bloß, wie es in einem Konzepte vorzukommen pflegt, durchstrichen und verbessert, sondern absichtlich unlesdar gemacht worden sind. Man wird zwar vielleicht sagen, daß Consalvi selbst dies gethan haben könne, um ihm unvorsichtiger Weise entschlüpfte Worte vor der französischen Polizei verschwinden zu machen, aber diese Auskunft ist doch unbefriedigend; nur durch Vorlegung der Consalvischen Handschrift selbst wird die in's Schwanken gerathene Autorität der Memoiren sich wieder besseltigen können.

de lui résister, et qu'il ne voulait pas assurément être seul à se passer de l'Église romaine — c'est sa phrase — qu'il mettrait plutôt l'Europe en seu de fond à comble, et que le Pape en aurait la faute et la peine encore. Epäter soll bann Cobenzl dem crsten Konsul crstart haben, der Minister Sr. Heiligsteit wünsche dringend eine Berständigung und bedauere den Bruch; mais que, pour arriver à une conciliation, c'était au Premier Consul seul d'en ouvrir la voie. Ez leuchtet ein, daß dieser ganze Bericht in bedentlichster Beise in Zweisel gestellt ist, wenn Cobenzl wirtlich darüber nichtz berichtet hat. Bielsleicht läßt sich von einem Wiener Archivar sessifielen, ob alle von Cobenzl im Juli 1801 abgeschickten Depeschen noch vorhanden sind oder ob einzelne sehlen.

9.

Die in Form eines Briefes an Theiner abgefaßte Schrift "Bonaparte, le concordat de 1801 et le cardinal Consalvi", welcher die wegen Clemens XIV. früher an Theiner gerichteten zwei Briefe auf's neue angehängt wurden, war die lette Ber= öffentlichung bes streitbaren Schriftstellers, bessen hauptleiben= schaft, wie Maynard sagt, die Liebe zur römischen Kirche war. Mit einiger Überraschung wird man nach dieser Versicherung die Überschrift bes ben letten Lebensjahren Crétineau's gewidmeten Schlußkapitels lesen: Krankheit, Bekehrung, Tod. Wir erfahren nämlich, daß Crétineau trot aller Ermahnungen sich nie hat dazu verstehen wollen, bem Kirchengesetz burch Empfang Saframente zu entsprechen, und es erst im Jahre 1872 ben Jesuiten Wilde') und Tailhan gelang, ihn zur Ablegung einer Beichte zu bestimmen; er war damals bereits fast blind und wiederholt von Schlaganfällen heimgesucht worden. ab führte er ein zurückgezogenes beschauliches Leben, welches ben Beichtvater Tailhan veranlaßte, bei jeder Gelegenheit Crétineau's Frau zu versichern, daß ihr Mann ein Heiliger sei. Crétineau widmete sich von jest ab frommem Gebete, an der Zeitgeschichte nahm er nur noch insofern Antheil, als ihn glühende Sehnsucht nach der Herstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes Am 1. Januar 1875 starb er. Außer dem Jesuiten= general und dem Kardinal Antonelli, welcher Namens des Papftes schrieb, that auch der Graf von Chambord sein Beileid kund; er ließ bem Verstorbenen bas Zeugnis ausstellen, daß er burch sein ganzes Leben ein treuer Sohn der Bendée, ein wackerer und beredter Vertheidiger aller Principien gewesen sei.

Aller Principien! Der Bevollmächtigte Chambord's meint damit nur "Thron und Altar", wir werden uns den ungenauen Ausdruck aneignen und sagen können: "Ja, Crétineau vertheidigte alle Principien, selbst ohne Princip." Die Persönlichkeit Crétineau's

¹⁾ Wilde wird von Maynard als ein alter Freund Crétineau's bezeichnet, bessen Name häusig in seinen Korrespondenzen vorkomme. In der Biographie ist wenig von ihm die Rede.

erwectt gewiß nicht die mindeste Sympathie, sein Leben bietet nur beshalb Interesse, indem wir sehen, daß ein Mann wie er balb von bem Batikan und von ben Jesuiten, balb von bem Raifer Nikolaus und Napoleon III. herangezogen, von den ersteren trot einzelner Wechselfälle geliebt und hochgehalten wird. Indem wir über alle diese Beziehungen durch Mannard Mittheilungen erhalten, wird sein Buch als Quelle für die religiöse und politische Geschichte seinen Werth behaupten. Bon wenigen Ausnahmen abgesehen, bietet und Mannard, meift unter wörtlicher Benutung der Briefe und Memoiren Crétineau's, eine freimuthige Schilderung intereffanter Vorgänge und Perfonlichkeiten; und biefe verdient um so höhere Beachtung, als sie von einem Freunde und Parteigenoffen Denn Maynard gehört mit Leib und Crétineau's herstammt. Seele bem flerikalen und legitimiftischen Lager an; er wendet auf die liberale Zeit Bius' IX. das Wort felix culpa an, welches Augustinus mit Rücksicht auf die nachfolgende Erlösung von ber Erbjunde braucht, verherrlicht ben Syllabus, außert die Buversicht, Pius werde bas vatifanische Konzil beenden, das fatholische Glaubensbekenntnis fo vervollständigen, bag fünftig kein Raum für weitere Dogmen übrig bleibe, und schließlich fanonisirt werben. "Denn, so fagt Mannard, Bius ift ein Heiliger und ich muß an seine Heiligsprechung glauben, es scheint mir unmöglich, daß biesem großen Pontifikat nicht ein ewiger Denkstein in ber katholischen Liturgie gesetzt wird."

So schmeichelte Maynard dem lebenden Papste und prägt dadurch seinem Buche den Charakter einer Tendenzschrift auf. Wie ist es nun zu erklären, daß derselbe Mann in demselben Werke meist mit unbefangenem wirklich historischem Sinne verfährt und uns einsach die Thatsachen erzählt, ohne danach zu fragen, ob deren Ausdeckung dieser oder jener Partei lieb oder leid war? Das ist eine Frage, an deren Lösung man sich anfänglich verzgeblich abmüht, indessen wird die Sache begreislich, wenn man zwei Thatsachen in's Auge faßt. Erstlich ist Maynard ein ehrzlicher und anständiger Mann: wenn er das Wort de Maistre's ansührt, daß die Päpste nichts als Wahrheit bedürfen, so hat das einen ernsteren Sinn, als wenn ein Theiner und Crétineau

es in den Mund nimmt. Maynard wendet sich mit Gifer gegen diejenigen, welche unter bem Vorwand ber Inopportunität die Wahrheit verhüllt halten wollen; er versichert, daß er ohne falsche Schmeichelei nur die Wahrheit fagen, niemanden einen Bormand bieten wolle, das miderliche Wort "Idol des Batikan," — bekanntlich ein Ausspruch von Montalembert — zu wiederholen, und wenn diese Ausführung auch die Ginleitung bildet zu jener oben erwähnten Verhimmelung des Papstes, so hat Mannard doch zu viele "inopportune" Thatsachen mitgetheilt, als daß man dem Gedanken nachhängen dürfte, sie sei hohle Phrase und nicht ernst gemeint. Dann aber fommt in Betracht, daß trot aller Einwendungen, die er im einzelnen gegen Crétineau erhebt, Mannard gleichwohl dem Freunde mit seiner Biographie entschieden ein Ruhmesdenkmal errichtet zu haben glaubt. Auffassung, welche nach dem, was wir durch Mannard über Crétineau gehört haben, auffällig sein mag, wird indessen wenigstens halbweg verständlich, wenn man untersucht, welcher Maßstab für Mannard hinsichtlich der Behandlung der Geschichte Nachdem Mannard jene von Crétineau verübte Fälschung der Consalvi'schen Memoiren erwähnt hat, fährt er fort: "Wenn man mich fragte: "Würden Sie biefen Zusatz gemacht haben?" so würde ich offen antworten: "Nein." Aber welcher Schrift= steller würde heutigen Tages nicht stolz sein auf die Erfindung eines fo gludlichen und paffenden Wortes und den erften Stein auf Crétineau zu werfen wagen?" Mannard rechnet es sich zu besonderem Verdienste an, daß er in zahlreichen — natürlich lo= benden — Artifeln über Crétineau's Buch nie die gefälschte Stelle benutte, obgleich das von Crétineau Confalvi in den Mund gelegte Wort die Runde durch die ganze Presse gemacht Er hat augenscheinlich kein Gefühl dafür, daß es seine habe. Pflicht gewesen wäre, zu sprechen, statt zu schweigen, daß seine Artifel, trop ber Nichtberührung jener bedenklichen Stelle, bennoch die Autorität auch der Fälschung verstärken mußten. gesichts der Gefahr, die Gnade des Papstes zu verlieren, der Jesuitengeneral sich von Crétineau öffentlich lossagte, findet May= nard gang natürlich. "Aber, so fragt er, konnte Roothan ben

Stoß nicht unter ber Hand abschwächen burch einen vertraulichen Brief entgegengesetzten Inhalts?" Weiter unten möchte er alles als berechtigt zulassen, was die Jesuiten gegen Crétineau in der Öffentkichkeit unternahmen während der Zeit, wo dieser mit dem Batikan keine Fühlung hatte; nur das findet er anstößig, daß sie ihn auch bann noch einmal geringschätzig behandelten, als derselbe wieder vor dem Papste Gnade gefunden hatte. nach allem, was er uns über die Jesuiten mitzutheilen hat, ver= sichert Maynard schließlich, sie tropdem herzlich zu lieben, er wirft ihnen nicht die Wahl bedenklicher Mittel, sondern vielmehr naive Vertrauensseligkeit vor, wobei noch zu erwägen ist, daß Maynard jagt, er habe nur einen Zipfel bes Borhangs zurückgeschlagen, welcher das Walten der Jesuiten verhüllt. Maynard fühlt sich mit den Jesuiten und mit Crétineau eines Sinnes in dem Wunsche, mit allen Mitteln bas Gebeihen bes Papstthums zu fördern, ben Beifall Bius' IX. zu erringen, ift seine einzige Sehnsucht. Und gerade weil Maynard's moralisches Urtheil über die von ihm geschilderten Vorgänge gleichsam farbenblind wurde, indem er die Werthschätzung Crétineau's durch die Päpste zum Maßstab ber eigenen historischen Auffassung machte, hat er uns Crétineau's Thätigkeit wahrheitsgetren mit Unbefangenheit geschildert. So hat er besser, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre, der objet= tiven Geschichtschreibung gedient!

II.

Ein angeblicher Brief des Freiherrn vom Stein.

Von

Max Jehmann.

Der Antheil bes Freiherrn vom Stein an bem Beginne bes Freiheitstampfes der abendländischen Bölfer wider den ersten Napoleon ift aus ber eigenen Lebensbeschreibung bes großen Patrioten und aus zahlreichen, die Glaubwürdigkeit berselben erhärtenden urfundlichen Zeugnissen befannt. Er bewog Kaiser Alexander, den Krieg, welcher im Dezember 1812 mit der Vernichtung bes französischen Invasionsheeres geendet hatte, über die Grenzen Rußlands hinaus zur Befreiung Deutschlands fortzuseten; er brachte die preußischen Provinzen auf dem rechten Ufer der Weichsel unter die Waffen; er räumte die Hinbernisse hinfort, welche sich bem russischen Bundnisse in den Weg legten. Bu alle dem ließ er sich, wie er felbst erklärt, von der Überzeugung treiben, daß jeder Zeitverluft für ben großen Zweck bes Rrieges, die Befreiung Deutschlands, verderblich sei und daß, Angesichts ber unablässigen Rüftungen Napoleon's, alles auf die schleunige Entwickelung ber Streitfrafte ankomme. Das Gelingen seines Werkes aber ruhte auf ber einzigen Bertrauensstellung, die er bei bem Baren einnahm.

Mit diesen bisher so gut wie gänzlich unangesochtenen Thatsachen steht in schneidendem Widerspruch ein Brief, den W. Oncken in seinem Werke "Österreich und Preußen im Befreiungskriege" (1, 238) mittheilt. In demselben warnt Stein den preußischen

Staatskanzler vor eben dem Zaren und eben denselben Russen, deren Mitwirkung er sonst für die Besreiung des Vaterlandes als unentbehrlich bezeichnet. "Jeder Preuße", heißt es hier wörtlich, "muß wünschen, Glogau sowie die anderen Odersestungen von seinen Landsleuten und nicht von den Russen erobert und besetzt zu sehen, denn so rein die Absichten des Kaisers Alexander sind, so ist er doch von ehrgeizigen Männern umgeben und steht unter Einfluß berselben. Es könnte dieselben reizen, sich durch die Besetzung dieser Festungen unser Vaterland dienstbar zu machen, wie schon so manche Nationen gethan, die andern Völsern zu Hülfe gekommen."

Da es über jeden Zweifel erhaben ift, daß Stein in biefen Tagen bem im ruffischen Hauptquartier erschienenen preußischen Gefandten bie Buftimmung zur sofortigen Waffenverbrüberung ber Preußen und Ruffen zu entreißen suchte (f. Onden felbst a. a. D. 1, 257), so hat man nur die Wahl, ob man ben Schreiber jenes Briefes für einen Schwachkopf ober für einen Achselträger ansehen foll. Onden läßt seine Leser im Ungewiffen, wofür er sich entscheidet. "Bergleichen wir", sagt er (a. a. D. 1, 273), "biese Worte" — er meint Stein's Autobiographie — "mit dem Briefe Stein's vom 17. Februar, fo glauben wir einen ruffischen Doppelganger bes preußischen Patrioten vor uns zu haben, ber bort vor dem Eroberungsgeiste ber Ruffen warnte, während sein Doppelgänger hier bie Schädigung Preußens zu gunften des Königreichs Polen gang in der Ordnung, den Wider= stand Knesebeck's hochst verwerflich findet." Er gibt ber Stim= mung, in welche sein Gemüt durch die Beobachtung des Wider= spruchs zwischen dem Briefe und der Autobiographie versetzt wird, ben Namen "Staunen".

Das Staunen, sonst bekanntlich der Anfang der Kritik, hat bei unserem Autor diese erziehende Wirkung nicht gehabt: was wohl in einiges Staunen versetzen kann. Allerdings trägt das Schreiben die Unterschrift "Freiherr v. Stein", aber gab es denn nur den einen Stein, dessen Namen den Deutschen untrennbar geworden ist von der Erinnerung an die größte Epoche ihrer modernen Geschichte? Das Schreiben beginnt mit der Anrede

"Hoch = und Wohlgeborner Freiherr, Hochzugebietender Herr Staatskanzler", es erbittet "gnädige Nachsicht" für den Fall bes Irrthums, es erhofft Entschuldigung für bie "Dreiftigkeit" der Mittheilung, es erklärt: "auf dem hohen Standpunkt Em. Excellenz, bei Sochbero tiefen Ginsichten und Erfahrungen wird alles bieses eine richtigere Würdigung finden, als ich mir zutrauen darf". So redet der Untergebene zum Vorgesetzten, der Unterthan zum Vertreter des Monarchen: wann hat je der stolze Reichsfreiherr, jest obenein der Bertraute des zweit= mächtigsten Fürsten Europas, eine fo unterwürfige Sprache gegen Seinesgleichen geführt? Das Schreiben trägt bas Datum "Breslau 17. Februar 1813", und der Autor desselben bemerkt, daß er von einer Reise aus der Gegend von Glogau zurückkehre, d. h. nach Breslau zurückfehre: er müßte also das russische Haupt= quartier, welches damals auf dem Wege von der Weichsel nach der Warthe war, etwa am 14. Februar verlassen haben, hätte also in seinem "reinsten Patrioteneifer" — ich eigne mir Oncken's eigene Worte an — zu dem "Ausfluge" gerade die Zeit gewählt, wo man stündlich im russischen Hauptquartier die Ankunft bes preußischen Bevollmächtigten erwartete, um eines der größten Werke des Jahrhunderts, die preußisch = russische Allianz, stande zu bringen. Das Schreiben trägt bas Prasentatum bes 21. Februar, "hat also", wie Oncken treffend bemerkt, "vier volle Tage gebraucht, um in der Stadt Breslau aus dem Quartier des Absenders in die Sande des Abressaten zu gelangen": was für ein Geschäftsgang bei "so wichtigen Mittheilungen"! noch: Onden findet, daß "bas Berhältnis zwischen Stein und Hardenberg in diesen Tagen ein fehr fühles gewesen sein muß, wenn Stein, ftatt ohne weiteres felbst zu dem Minister zu geben, vorzog, so wichtige Mittheilungen in einem so unterwürfigen Schreiben in Breslau felbst auf die Post zu geben". obachtung, wieder so treffend, daß man ben kleinen Anachronismus, welcher die gute Breslauer Bürgerschaft des Jahres 1813 bereits in den Besitz einer Stadtpost bringt, gern mit in den Rauf nimmt: am Ende war eine Störung im Betriebe ber Rohrpoft Die Ursache, daß ber Brief "sich um fostbare Tage verspätete"? —

Endlich, das Schreiben ist beantwortet am 28. Februar, sieben Tage nach dem Empfange, durch ein, wie Oncken zu seinem "Staunen" wahrnimmt, "ganz kurzes, überaus kühles Billet", in welchem Hardenberg dem Schreiber des Briefes für die "unsverkennbar gute Absicht" seiner Mittheilungen dankt; man denkenur: der preußische Minister dem Bevollmächtigten des Zaren, der inzwischen wirklich in Breslau erschienen war, um über den Kopf des sinassirenden preußischen Unterhändlers die Allianz zu schließen.

Doch genug der Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten. Das Schreiben kann nicht von Stein herrühren und rührt wirklich nicht von ihm her: es ist geschrieben von einem seiner Namensvettern, vermuthlich von dem General-Landschafts-Repräsentanten von Niederschlesien Freiherrn Konstantin v. Stein. Onden sand es im 7. Bande der im Geh. Staatsarchiv zu Berlin ausbewahrten Altenreihe, welche die Ausschrift trägt: "Acta der Geh. Regisstratur des Staatskanzlers, betr. die allgemeinen Nachrichten über den Marsch und die Bewegung der Armeen in den Jahren 1811—1813 und deren Einfluß auf den Zustand des Landes." Da ihm, dem Geschichtschreiber des "Befreiungstrieges", die handschrift des vornehmsten "Besreiers" unbekannt war, so schrieb er den Brief demselben zu; die sachlichen Unmöglichkeiten machten seiner Dialektik keine Schwierigkeit.

Quellensektüre, hat schon Heinrich Leo gesagt, ist noch keine Quellensorschung.

III.

Die Hausverfaffung der Hohenzollern.

Von

A. Werner.

Häuser 3, 539—794. Jena, Fischer. 1883.

Das Privatfürstenrecht ist eine Disziplin, die heute nur wenige Jünger zählt, und die Literatur über dasselbe ist daher im Verhältnis zu anderen staatsrechtlichen Disziplinen nur als eine geringe zu bezeichnen. Sogar über die Versassung des ersten deutschen Fürstenhauses hatten wir disher keine zusammensfassende, allgemeine Darstellung.). Denn — abgesehen von den Arbeiten aus früheren Jahrhunderten, namentlich der Germania princeps des Kanzlers L. P. Ludewig in ihren verschiedenen Auflagen — kommen hier fast nur die größeren Werke über die preußische Geschichte und das preußische Staatsrecht in Vetracht. Diese aber behandeln ihren Zwecken gemäß die einschlägigen Fragen nicht eingehender, sondern begnügen sich meist mit der Besprechung der öffentlichsrechtlichen Seiten der Hausversassung oder geben nur ganz kurze Notizen. Selbst das Werk des Allts

¹⁾ Die einzige Schrift, die hier in Betracht kommen könnte, ist H. v. Ohnesforge's Geschichte des Entwicklungsganges der brandenburgisch preußischen Wenarchie . . Leipzig 1841. Dieselbe behandelt das Familienrecht der Hohensallern S. 144–224, gibt aber nur Notizen zu demselben, nicht eine sustematische Darstellung.

meisters A. W. Hesster über die Sonderrechte der souveränen und der mediatisirten, vormals reichsständischen Häuser Deutschslands enthält über die Verfassung des preußischen Königshauses nur wenige Seiten. Aber Hesster selbst erklärt in der Vorrede, sein Werk solle nur als ein Interim gelten, dis das "so trefslich angesangene Werk" von Hermann Schulze: "Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser", zum Abschluß gelangt sei. Dieser Zeitpunkt ist jett mit dem Erscheinen des dritten Bandes gekommen, und die Behandlung der Versassung des Hauses Zollern bildet gemäß der alphabetischen Anordnung den Schluß dieses für alle Zeiten grundlegenden Werkes. Grundlegend für alle Zeiten, denn man sieht leicht, daß das hier — zum Theil zum ersten Mal, durchweg aber in authentischer Form — gebotene Material die Quelle für alle späteren Bearbeitungen bilden wird').

Den Ursprung des Geschlechts sieht Schulze mit Graf Stillsfried und Schmid in den alemanischen Herzogen Namens Burstard des 10. Jahrhunderts. Schon früh nahm das Geschlecht insolge von reichem Grundbesitz und dem Besitz der "Gerichts»

¹⁾ Schulze schickt ben Hausgesetzen selbst eine Einseitung voraus, die er in sechs coordinirte Abschniste (I. Die Grafen von Zollern in Schwaben. II. Die Burggrafen von Rürnberg bis zur Erwerbung der Mark Brandenburg und ber Kurwürde. III. Die Kurfürsten von Brandenburg aus dem hause Zollern bis zur Erwerbung der preußischen Königsfrone. Könige von Preußen von 1701 bis auf die Gegenwart. V. Gegenwärtige Rechtsverhältnisse des königlichen Hauses. VI. Die deutschen Kaiser aus bem hause Zollern) eintheilt, denen ein Anhang "Die Fürsten von Hohenzollern in Schwaben" beigefügt ist. Die Behandlung des ganzen Stoffes gliedert sich bemnach in drei Theile: 1. Eine historische Darstellung von dem Werden und Entstehen der heutigen Versassung des königlichen wie des fürstlichen Hauses hohenzollern nebst einer Territorialgeschichte bes preußischen Staats 2. Eine akademische Darstellung der Lehre von dieser Verfassung sowohl nach der privatfürstenrechtlichen wie - freilich nur summarisch - nach der staatsrecht= lichen Seite hin. 3. Die hierzu gehörigen Urfunden. Demnach möchte es allerdings wohl zweckmäßiger erscheinen, wenn diese thatsächliche Eintheilung auch in der äußeren Anordnung Ausdruck gefunden hätte, wenn also der historische Theil des sechsten Abschnittes vor den fünften gesetzt, und dieser mit dem spftematischen Theil des sechsten als ein ihm übergeordneter zweiter Haupttheil dargestellt worden wäre.

und Heerbann befanntlich in sich schließenden' Grafschaftsrechte unter den schwäbischen Dynasten eine hervorragende Stellung ein, und wenn auch durch die ca. 1170 zwischen Burkard und Friedrich III. erfolgte Theilung der Besitzthümer ein wesentlicher Theil derselben schließlich auf immer bem Sause verloren ging, jo wurde dieser Verlust doch reichlich ersetzt durch die von Friedrich erlangte Belehnung mit der, seinem Schwiegervater 1) zugestanbenen Burggrafichaft Nürnberg und dessen ausgedehnten Modialbesitz in Franken und Österreich. Seine Söhne2) theilten ca. 1227 den väterlichen Nachlaß: Konrad, ber die neu erworbenen Besitzungen erhielt, wurde der Stifter der frankischen, Friedrich, der die alten Besitzungen des Hauses erhielt, Stifter der schwäbischen Linie. Des letteren Nachkommen spalteten sich in der ersten Generation in die Schalfsburger Linie, welche, nachdem ihr letter Sprößling sein ganzes Besitzthum verkauft hatte, 1408 ausstarb, und in die hohenzollernsche Hauptlinie; beide aber schlossen mit einander am 27. Juli 1342 den sog. Senioratsvertrag, den ersten Hausvertrag der schwäbischen Linie, "um der Entfremdung beiber Linien und der Berfplitterung ber Kräfte" vorzubeugen. Die hohenzollernsche Hauptlinie trennte sich zwar 1344 auch in zwei Linien, die schwarzgräfliche und die Straßburger; jene starb aber, nachbem sie 1402 mit dieser ben Burgfrieden auf Hohenzollern geschlossen hatte, 1412 aus, und in Diefer mar ber Ginn für Ginheit und Untrennbarkeit bes Saus. besites ichon ein so reger, daß drei Sohne bes Grafen Fritz bes Alteren von der Hohenzoller (ca. 1402) in den geistlichen Stand traten und sich mit einer Apanage von je 50 Hellern begnügten, jo baß, nachbem ber Streit zwischen seinen beiden weltlichen Söhnen Friedrich dem Öttinger und Gitelfrit zu ungunsten des ersteren entschieden und sein Erbtheil bem Grafen Gitelfrit zugesprochen war, dieser den gesammten damaligen schwäbischen Besit bes Hauses allein inne hatte. Er und namentlich sein Sohn Jost Niflas I. stellten bann ben alten Glanz ber Familie wieder her.

2) Der Ibentität beider Linien widmet Schulze ein besonderes Kapitel.

¹⁾ Dem Grafen von Raabs, welcher, ohne männliche Descendenz zu hinterlassen, gestorben war.

Auch in der frankischen Linie wurde von den Söhnen ihres Stifters, Friedrich III. und Konrad IV., eine Todtheilung bes väterlichen Nachlasses vorgenommen, ja von des letzteren Erb= theil kam, obwohl ichon seine Sohne keine Descendenz erzielten, infolge rücksichtsloser Schenkungen an geistliche Stiftungen nichts an das Haus zurück. Um so werthvoller war es daher, daß es Friedrich III. nach heißem Kampfe gelang, die reiche Erbschaft seiner ersten Gemahlin, die Grafschaft Meran, zu der namentlich auch Baireuth gehörte, zu erwerben. Ihm, der aus seiner ersten She keine Söhne erzeugt hatte, verwandelte König Rudolf I. am 25. Oktober 1273 in bankbarer Anerkennung der hervorragenden Dienste, die Friedrich ihm geleistet, die Burggrafschaft in ein subsidiares Weiberlehn. Bon feinen beiden Sohnen zweiter Che, Johann I. und Friedrich IV., kam bei bes ersteren frühem Tobe Friedrich in den Alleinbesitz der Burggrafschaft, deren Territorium er fast jedes Jahr seiner langen Regierung durch Antäuse, namentlich den der Stadt Ansbach, erheblich zu er= weitern wußte. Bei ihm und seinem Sohne Johann II. tritt ber Hohenzollern weise Okonomie und bas Streben nach Ginig= feit und Zusammenwirken besonders deutlich hervor. Johann II. theilte mit seinem einzigen weltlichen Bruder Albrecht — Die zwei anderen Brüder wurden mit geistlichen Pfründen versorgt nicht mehr die väterlichen Lande, sondern sie einigten sich im Bertrage von Burghausen am 10. Oftober 1341 zu einer gemeinsamen Regierung auf zunächst sechs Jahre. Sollte dann sich eine Theilung doch rathsam erweisen, so bleiben wenigstens bei bem Aussterben einer Linie bie Erbansprüche ber anderen gewahrt, Verkauf und Verpfändung von Gütern ist an den Konsens der zweiten Linie gebunden und derselben jedenfalls der Vorkauf zu lassen. Die hier vorgesehene Theilung trat aber nicht ein, vielmehr setzte sich dasselbe einträchtige Regiment der beiden Brüder, auch nachdem Johann gestorben war, zwischen Albrecht und seinem Neffen Friedrich V. bis zu Albrecht's 1361 erfolgtem Tobe fort, wonach, da bessen einziger Sohn schon vor ihm 1359 aus dem Leben geschieden war, Friedrich V. allein regierender Dieser, welcher seinem Sause die Anerkennung der herr wurde. hiftorifde Reitfdrift R. F. Bb. XVI.

Reichsfürstenwürde vom Kaiser durch Diplom vom 17. März 1363 verschaffte, verbot zunächst jede Theilung zwischen seinen Söhnen, ließ sie aber für die Zukunft unter mancherlei Bedingungen zu. Namentlich solle eine solche nur in zwei Theile, bas Ober = und bas Niederland erfolgen, die eigentliche Burg= grafschaft und die Bergwerke von derselben ganz ausgeschlossen bleiben; die Beräußerung ober Berpfändung von Gütern ift in demselben Maße wie 1341 verboten, etwa erforderliche Vormund= schaften über die Nachkommen der Brüder sind geregelt, der Erb= auspruch der einen Linie beim Aussterben der anderen sicher ge= stellt und die Verpflichtung, hinterlassene Töchter auszustatten, betont. Nach diesen Bestimmungen erfolgte benn auch die Theilung zwischen Johann III. und Friedrich VI.; 1220 aber gelangte Friedrich burch ben Tob seines Bruders Johann, ber feine Söhne hinterließ, in den Alleinbesitz ber frantischen Besitzungen.

Friedrich's Verdienste um das Reich und Raiser Sigismund, die Anerkennung derselben in der Belehnung Friedrich's mit der Mark Brandenburg und seine Erhebung zum Kurfürsten 1) ffind Ungenau ist es, wenn Schulze die 1411 für den Fall ber Zurückforderung stipulirte Summe auf 150000 Gulben ans Sie betrug nur 100000 Gulben, die weiteren 50000 bilden das Heiratsgut ber Herzogin Barbara von Sachsen, ber Braut Johann's des Alchymisten, das von Sigismund übernommen und auf die Marken verschrieben wurde, baher mit jener Summe nur insofern in Verbindung steht, als es felbstverftandlich vor einer Zurückforderung der Mark, b. h. der für dasselbe gestellten Sicherheit, bezahlt werden mußte. Falsch ist ferner die Angabe Schulze's, daß der Kurfürst Friedrich I. die Berwaltung der Marken "häufig seinem schwächeren Bruder Johann" über= lassen habe. Der Burggraf Johann III. ist nie in der Mark gewesen, gemeint ist jedenfalls die lang andauernde Statthalter= schaft Johann's des Alchymisten, des Sohnes Friedrich's I. in ber Mark (1426-1438).

¹⁾ Bgl. die Urkunden vom 8. Juli 1411, 30. April und 3. Mai 1415 und 18. April 1417.

Friedrich I. theilte in seiner, mit Zustimmung seiner drei ältesten Söhne 1437 aufgesetzten Disposition 1) seine Lande noch gang nach altfränkischem Recht unter seine vier Sohne, mahrte aber bas Einheitsprinzip durch Belehnung 2) und Huldigung in bie gesammte Sand und burch gegenseitige Substitution ber Brüber in ihre respektiven Linien. Auffallend erscheint dabei weniger was Schulze hervorhebt — die Abweichung von der Goldenen Bulle, daß nicht ber erstgeborne, sondern der zweite Sohn, Friedrich II., die Kur erbte, benn einen freiwilligen Bergicht, wie er hier offenbar vorliegt, 3) hat die Goldene Bulle nicht aus= schließen können noch wollen — als vielmehr bie Bestimmung über die weitere Vererbung der Kur nach Friedrich's II. Tobe, ber Übergang berfelben auf ben vierten Sohn, ben jungeren Friedrich, ohne Rücksicht auf die Descendenz Friedrich's II. und ohne Rücksicht auf den britten Sohn Albrecht und beffen Descen= Diese Bestimmung ist es benn auch, die sofort in bem zwischen den beiden Brüdern Friedrich 1447 geschloffenen Theilungs= instrument umgestoßen wurde: Friedrich ber Fette und seine Linie werden erst nach bem Aussterben der Descendenz Friedrich's II. zur Kur berufen, Markgraf Albrecht mit seiner Descendenz wird aber wieder übergangen: eine Bestimmung, die wohl auf dem in der väterlichen Disposition angeordneten Näherrecht des mit dem zweiten Theil der Marken bedachten jüngern Friedrich und darauf beruhte, daß die reichen frantischen Lande einen viel begehrens= wertheren Besit bilbeten, als die Marten. Tropbem verstößt aber auch diese Bestimmung noch gegen die Golbene Bulle. Indessen wurden diese Erbtheilungen von 1437 und 1447 im Jahre 1470 gegenstandslos, als drei Brüder ohne männliche Descendenz ge= storben waren resp. abdizirt hatten, und Albrecht Achilles nun= mehr den gesammten, inzwischen nach Innen und Außen aus= gebauten, Länderkomplex seines Baters mit dem Kurhut und ber

¹⁾ Die spätere Disposition von 1440 ift nur eine Bestätigung berselben.

²⁾ Bgl. den Lehnbrief Kaiser Friedrich's III. für alle vier Brüder d. d. 1442 bei Ölrichs, Beiträge zur brandenburgischen Geschichte S. 130.

s) Wann sich derselben kur = tittels und wirdikeit unser son Marggraff Johans mit willen ergeben hat — Schulze S. 659.

Erzkämmererwürde allein übernahm. Er war es, der unter Zustimmung seiner majorennen Sohne Johann und Friedrich bem Alteren, mit der nach ihm so genannten Dispositio Achillea vom 24. Februar 1473 ben Grund= und Geftein ber Berfassung bes Hauses Hohenzollern gelegt hat. Dieselbe gilt im wesentlichen noch heute, und ihren Bestimmungen ist bie Aufrechthaltung des Einheitsprinzips und damit der geschichtlichen Größe des Hauses Für die frankischen Lande ist zwar die Zweitheilung noch beibehalten, einer weiteren Berfplitterung berfelben aber vorgebeugt, für die Marken jedoch ift unbedingt die Ginheit vorgeschrieben; Nachgeborene sollen apanagirt ober mit geistlichen Pfründen versehen werben, Töchter unter Berzichtleiftung auf bie väterliche Erbschaft ausgestattet, jede Veräußerung des Ererbten ist bem Landesherrn auch trot agnatischen Consenses verboten, nur über das, was sie selbst "zu bem lande bringen oder das ihnen von Angefällen zustände, mit dem mögen sie handeln nach alter löblicher Gewonheit"; ift aber eine solche Berfügung nicht vom Erwerber felbst getroffen, so ist das Gesetz der Unveräußerlichkeit ipso iure auch auf bessen Erwerbungen ausgedehnt, diese ber Bestimmung bes Nachfolgers entzogen.

Gewiß enthält auch dieses Hausgesetz, trotz der vielen detail= lirten Bestimmungen, noch Lücken, beren Ausfüllung ber Zukunft überlassen wird; so macht Schulze barauf ausmerksam, daß es namentlich an einer Festsetzung ber Succession in den drei Linien fehle, daß die Primogenitur nicht, wie man behauptet habe, burch Albrecht Achill eingeführt sei. Allerdings nicht mit ausbrücklichen Worten. Für die Kur stand dieselbe schon, wie auch Schulze bemerkt, burch die Goldene Bulle fest, Markgraf Johann erhält dieselbe als der "eltist unser Sone und sein eltster leiplicher elicher Son" foll ihm in berfelben folgen. Wenn aber bie Theilung ber frankischen Lande nur in zwei Theile gestattet ist und nach Johann's etwa ohne hinterlaffung männlicher Descendenz erfolgen= dem Tode der alsdann älteste der Brüder im Kurfürstenthum succediren, "und der elter unnser Sone der geistlich worden", bessen Theil in Franken erhalten foll, es bann aber ausbrücklich heißt: "und sol damit fur und fur gehalten werden von einem

unserm Sone uff den andern, doch das nicht mer dann drey die eltsten unnser Söne der obgenante dreyer land werntlich regirend sursten sind", so wird man doch sagen müssen, daß die Festsetzung der Primogenitur für diesen speziellen Fall dieselbe auch für die gewöhnliche Erbfolge in den späteren Generationen implicite in sich schließt, ja sich dieselbe für den Gesetzgeber, auch ohne ausstücklich hervorgehoben zu werden, von selbst verstand.

Einen weiteren Zweifel an der konsequenten Ginführung der Primogenitur selbst in den Marken hat v. Lancizolle 1) hervor= gehoben. Es sei zweideutig gelassen, meint er, ob bei dem finder= losen Tobe des primogenitus der Sohn des schon verstorbenen secundogenitus ober erst ber tertiogenitus zur Regierung gelange. Aber felbst wenn man mit v. Lancizolle in ber Goldenen Bulle Kap. 3 diese Zweideutigkeit findet, so erscheint sie in der Achillea boch ausgeschlossen. Der zweite Sohn Albrecht's foll die Rur erst erben, wenn Johann gestorben ist und "nicht menlicher elicher leibs erben nach Im verließ", die Zweitheilung ber Länder soll erst eintreten, wenn zwei Söhne so gestorben sind, "das sie nicht menlich elich erben hinder In verlassen hetten", stirbt dagegen einer ber Sohne und hinterläßt "einen ober mer menlicher leibs erben hinter Im, fo fol iglicher Son feinen vater erben", felbft wenn einer der Söhne vor bem Bater mit Burücklaffung successions= fähiger Descendenz stirbt, so "sol gleichwol nach unserm tode iglicher elicher Son seinen vater erben". Das Recht ber Descendenz auf ben Nachlaß des Baters mit Ausschließung der Agnaten, das Wiederaufleben des agnatischen Erbrechts erft nach dem Aussterben ber Descendenz ist, meinen wir, hier auf bas Bestimmteste aus= gesprochen; über die Geltung dieser Berfügungen aber nicht nur für den ersten Fall, sondern als dauerndes Hausgesetz, kann bei ber Natur bes Gegenstandes, und da bie Brüder mehrfach gereden, geloben und versprechen für sich und ihre Erben, diese Theilung, Satung und Ordnung, trot aller etwaigen Ginwendungen von anderer Seite, getreulich aufrecht zu erhalten, ein Zweifel wohl überhaupt nicht möglich sein.

¹⁾ Geschichte der Bildung des preußischen Staates S. 523. Schulze bes spricht diesen Zweifel v. Lancizolle's nicht.

Wenn es bemnach nicht das Verdienst Albrecht's ist, die Nothwendigkeit des Einheitsprinzips als der Erste erkannt zu haben — dieselbe kann ja nicht schärfer als in der Einleitung zur Goldenen Bulle betont werden — so doch das: diese reichs=gesetzliche Bestimmung zum Gesetz nicht nur des Kurstaates, sondern auch seines Hauses erhoben und ihr Ausdehnung auf die gessammten zur Mark gehörigen Länder gegeben zu haben. 1) Das Verdienst seiner Nachsommen auf dem Thron der Hohenzollern ist es, dies Hausgesetz aufrecht erhalten und es so ausgebildet zu haben, daß allmählich die strengste Präsuntion sür das Vorzugsrecht des Erstgeborenen entstand, und aus der bloßen Perssonalunion der Besitzungen in der Hand des Landesherrn die Realunion derselben, der preußische Staat, erwachsen konnte.

Allerdings, einmal ist dies Hausgesetz thatsächlich übertreten worden. Dem Testament Kurfürst Joachim's I. gemäß übernahm Markgraf Johann neben seinem Bruder, dem Kurfürsten Joachim II., die getrennte Regierung der Neumark,²) aber diese Übertretung hatte — auch abgesehen davon, daß sich beide Brüder zu mögslichst gemeinsamem Wirken verbanden, Johann namentlich versprach, ohne den Willen des Kurfürsten sich in kein Bündnis einzulassen — keine dauernden Folgen, da Johann keine männliche Nachkommen hinterließ. Von nachhaltigeren Folgen hätte das Testament des Kurfürsten Johann Georg werden können, in dem zu gunsten

- coul-

¹⁾ v. Ohnesorge a. a. O. S. 168 wirft die überraschende Frage auf, ob in der Achillea ein wahres Verdienst und bewußte Abssicht Albrecht's zu sehen sei, oder vielmehr "eine sogar unbillige Willfür". Man braucht nur die Einsleitung in die Achillea zu lesen, um diese Frage beantworten zu können. Die "sogar unbillige Willfür" sieht v. Ohnesorge offenbar darin, daß für Franken nur zwei Theile erlaubt seien, was wohl darin seinen Grund habe, daß nur zwei Söhne Albrecht's in die dispositio consentirt hätten und somit nicht aller, sondern nur noch des dritten Sohnes Interesse bei der Berathung und Absassiung des Gesehes gewahrt sei. Dagegen genügt es daran zu ersinnern, daß schon Friedrich V. durch seine Versügung von 1372 verbot, die fränkischen Besitzungen in mehr als zwei Theile zu zersplittern.

²⁾ Übrigens hatte Joachim in seinem Testament die gemeinschaftliche Regierung für die beste erklärt. Über Joachim's etwaige Pläne und Meinung bei der Errichtung des Testaments siehe Dropsen, Preußische Politik 2, 162 ff.

der Söhne dritter Ehe des Kurfürsten ebenfalls eine Theilung der Länder angeordnet war. Doch fand dies Testament, gegen dessen Errichtung der Kurprinz Joachim Friedrich auf das Lebshafteste protestirt hatte, nicht dessen Anerkennung, als er seinem Bater in der Regierung gefolgt war, und auch seine Brüder gaben die Aussührung des väterlichen Testaments schließlich auf, als 1603 das kinderlose Aussterben der fränkischen Linie ersolgte¹), und sie in Gemäßheit der Achillea durch den Geraischen Hausswertrag in Franken zur Succession gelangten.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Verhältnisse ber frankischen Länder nach dem Tode Albrecht Achill's näher einzugehen, auch sind die Untersuchungen über diese Dinge noch nicht so weit geführt, um ein abschließendes Urtheil über sie zu fällen. steht aber fest, daß nicht, wie Schulze, wohl burch Stammtafeln verleitet, fagt2), nach bem Tode bes Kurfürsten Albrecht Martgraf Friedrich ber Altere Ansbach, Markgraf Sigismund Baireuth, und später Markgraf Rasimir Baireuth, Markgraf Georg Ansbach erhalten habe. Bielmehr gelobten Friedrich der Altere und Sigismund ihrem Bater Albrecht, eine gemeinsame Regierung führen zu wollen und haben dieselbe auch eingeleitet, wiewohl thatfächlich Sigismund's Antheil an berselben ein äußerst geringer gewesen zu sein scheint. Friedrich der Altere, der seinen kinderlosen Bruder Sigismund beerbte, ordnete in einer Disposition von 1507 zwar auch unter seinen beiden ältesten Söhnen eine Theilung der Länder mit Aufrechthaltung gewiffer, die Gemein= samkeit sichernder, Punkte an und bestimmte seinen zahlreichen jüngern Söhnen nur Apanagen, doch zwangen ihn bekanntlich icon 1515 feine Sohne wegen angeblicher Gemuthsftorung gur Abdikation. Die Folge waren unendliche Wirren und Streitig= keiten zwischen ben Brübern; bieselben einigten sich zwar mehrfach in Berträgen zu gemeinsamer Regierung, an ber zeitweise fogar, wenn auch stillschweigend, der dritte Bruder Johann Theil nehmen follte; im wesentlichen hat aber, soviel wird man sagen dürfen, Kasimir die Regierung beider Landestheile allein geführt.

¹⁾ Albrecht Friedrich kam, als geisteskrank, nicht in Betracht.

²) ©. 598.

mit bessen Tobe trat, da inzwischen auch Markgraf Johann gestorben war, Markgraf Albrecht sich aber zum Herzog in Preußen gemacht hatte, Markgraf Georg der Fromme die Regierung an und zwar zugleich die beider frankischen Länder; im Jahr 1541 aber nöthigte ihn Kasimir's einziger Sohn, Martgraf Albrecht Alcibiabes, zu einer Landestheilung, durch welche Georg Ansbach, sein Reffe Albrecht Baireuth erhielt. dieser jedoch unbeerbt starb, so erfolgte unter Georg's einzigem Sohne, dem Markgrafen Georg Friedrich, wieder eine Bereinigung beider Länder, und da auch dieser feine männlichen Nachkommen erzeugte, so succedirte nunmehr die brandenburgische Linie auch in Franken.1) Dieser Umstand bewog, wie gesagt, die beiden jüngeren Söhne des Kurfürsten Johann Georg (unter Bergicht= leistung auf die ihnen im väterlichen Testamente zugesprochenen Rechte), dem zwischen ihrem Bruder Joachim Friedrich und bem Markgrafen Georg Friedrich bereits abgeschlossenen Geraischen Vertrag durch Ratifikation desselben am 11. Juni 1603 beizutreten. Durch das Los erhielt Markgraf Christian Baireuth, Markgraf Joachim Ernst Ansbach.

Der Geraische Hausvertrag ist im wesentlichen nur eine Anerkennung und Neubelebung der Achillea. Als neu sind bessonders hervorzuheben die Verpflichtung der jüngeren Brüder, sich durch Revers eidlich zur Haltung dieser Hausgesetze zu verspflichten, und die Verordnung, daß die Apanagirung derselben wie die fürstliche Unterhaltung der Töchter je nach ihrer Geburt aus dem Kurhause oder einem der fränkischen Häuser ihrer speziellen Linie allein obliegen soll²) — und von kulturhistorischem

¹⁾ Die beste Darstellung der fränkischen Geschichte von 1486 bis 1603 ist noch immer K. H. Lang: Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth. Götztingen 1798. Die schroffe Subjektivität, mit der das Buch geschrieben, der beinahe komische Haß des Versassers gegen die Söhne Friedrich's macht heute allerdings einen mindestens naiven Eindruck, aber die Benutung des urkundzlichen Materials ist jedenfalls eine sehr reiche und sleißige, so daß es noch immer mit Nutzen zu gebrauchen ist. Bgl. jedoch auch die bezüglichen Stellen bei v. Lancizolle a. a. D.

²⁾ Nur für die beiden jüngsten Brüder Joachim Friedrich's ist bei der großen Zahl seiner Geschwister dahin eine Ausnahme statuirt, daß

Interesse ist die Erhöhung der Apanagen von 1000 auf 6000, der Mitgift von 10000 auf 20000 in der kurfürstlichen, auf 12000 Gulden in den fräntischen Linien. Neu ist auch die Bestimmung, daß das Herzogthum Preußen, für welches Kurfürst Ivachim II. erst 1562 nach so vielen Mühen die Mitbelehnung der Achillea gemäß erhalten konnte, nach dem Tode Albrecht Friedrich's dem Kurfürsten zufallen sollte; und neu sind endlich auch die Bestimmungen über das Herzogthum Jägerndorf, welches von Georg dem Frommen erworden, von Georg Friedrich dem Kurfürsten überlassen und von diesem seinem zweiten Sohn Iohann Georg "über das deputat als einn Borauß Erblich unnd eigensthumblich" eingeräumt war.

Diesen Hausverträgen von 1473 und 1603 gemäß ist bis zum Tobe des Großen Kurfürsten verfahren worden. es zu, die Anwartschaften und Erwerbungen seiner Vorfahren zu vertheidigen, durchzuführen und zu behaupten; ihm gelang es durch Schaffung eines selbständigen Heeres, burch sparsame Berwaltung, namentlich auch die Ginführung einer regelmäßigen indirekten Steuer und durch Vernichtung der von den Landständen 1) aus= geübten Rechte und Privilegien, besonders des Geldbewilligungs= rechtes, aus ben ihm überkommenen und von ihm erworbenen Kon= glomerat von Territorien einen Staat zu schaffen. Und daß er biese seine eigene Schöpfung nicht durch das Testament vom 16. Ja= nuar 1686 felbst zerstören, sondern nur Paragien, erbliche Statthalterschaften, errichten wollte, beren Revenüen ihren Inhabern zufallen, während alle Hoheitsrechte dem Kurfürsten verbleiben sollten, ist durch Dropsen völlig klar gestellt. Welche Schäben und Nachtheile aber durch diese Bestimmungen dem Hause und bem Staat erwachsen wären — wer vermöchte es heute zu fagen! Wer hatte ihren Umfang beim Tode bes Großen Kurfürsten er= messen können!

deren Sustentation von je einem ihrer fränkischen Brüder übernommen werden muß.

¹⁾ Siehe jetzt namentlich den Auffatz von G. Winter in der Zeitschrift für preußische Geschichte, Jahrgang 19, über die Blütezeit der märkischen Stände.

Da war es benn ein wesentliches Verdienst des Kurfürsten Friedrich III., daß er ungeachtet aller kaiserlichen Bemühungen die Verwersung dieses Testaments durchsetzte und seine Vrüder mittels des Hausvertrages vom 3. März 1692 durch reiche Geldsapanagen zum Verzicht auf die Rechte, die ihnen das väterliche Testament zusprach, und die ihnen der kaiserliche Hof mit ganz besonderem Vergnügen gegönnt hatte, bewog. Auch die Aussstatung des Markgrafen Philipp Wilhelm mit der Markgrafsschaft Schwedt die die Grenzen der Hausversassung, da demselben weder Land im eigentlichen Sinne noch auch Hoheitszrechte abgetreten wurden, er die Markgrafschaft nur als erbsliches Kittergut zu abelichen Kechten erhielt. Seitdem ist auch an der Apanagirung der jüngeren Prinzen nicht mehr gerüttelt worden.

War es dem Kurfürsten Friedrich III. geglückt, die große Schöpfung seines Vaters ber Gefahr ber Zersplitterung zu ent= ziehen, so ist es auch in dieser Richtung anzusehen, wenn ber Kurfürst ein so bestimmtes Gewicht auf die Erwerbung der Königskrone legte. Denn wie einheitlich auch die Berwaltung der Territorien durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm geordnet war, so hat diese Einheit doch durch die Umänderung der ver= schiedenen Bezeichnungen ihrer Organe als "herzoglich clevesche, markgräflich brandenburgische" u. f. w. in die einheitliche "König= lich preußische Regierung", "Königlich preußische Armee" einen festen Kitt erhalten, und burch die preußische Krone ist um die bisher getrennten Territorien das Band bes preußischen Vaterlandes geschlungen, durch den gemeinsamen Namen auch in den Unterthanen selbst bas Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Baterlande gebilbet worden. Go muß, glauben wir, die Annahme der preußischen Krone ein wesentliches Verdienst Friedrich's III. um das Haus und ben Staat genannt werden, und auch Friedrich der Große, so sehr er dies Werk als un ouvrage d'une vanité bourgeoise et puérile bespöttelt, erkennt an, daß es sich in ber Folge als ein Meisterstück ber Po-

¹⁾ Siehe u. S. 109.

litif erwies. Denn der Umstand, daß Friedrich trot aller Besmühungen Österreichs aus freier, souveräner Machtvollkommensheit sich selbst die Krone aus Saupt setzte und statt, wie man in Wien wünschte, ein kaiserliches Kreationspatent anzunehmen, mit dem Kaiser nur einen Mianzvertrag schloß, der ihm die kaiserliche Anerkennung sicherte, erwarb ihm und seinem Hause die volle Unabhängigkeit vom Kaiserhause, und sehr mit Recht legt auch Schulze das größte Gewicht darauf, daß der Kurfürst die Umänderung der von den Kaiserlichen gebrauchten Formel "er sei nicht befugt" in "er sei nicht gemeint", die Königswürde ohne kaiserliche Zustimmung anzunehmen, durchsetze.

Auch glauben wir hervorheben zu sollen, daß die Zuseständnisse, welche Friedrich dem Kaiser in dem Vertrage gesmacht hat, heute allgemein, auch von Schulze, übertrieben groß gedacht werden. In der That ist der Vertrag mit wenigen Ausnahmen, die verhältnismäßig geringfügige Punkte betreffen, nur eine Erneuerung des schon vom Großen Kurfürsten 1686 mit dem Kaiser geschlossenen Allianzvertrages; das wichtigste Zugeständnis, die Stellung von 8000 Mann für den Fall des Krieges um die spanische Succession, ist schon vom Großen Kurfürsten gemacht worden. Partei nehmen mußte das neue Königthum für diesen Fall doch, und daß dies dann für den kaiserlichen Hof sein würde, konnte gar nicht zweiselhaft sein. Gewiß, so schroff beleidigend kaiserliche Omnipotenz namentlich in den dem Vertrage vorangehenden Verhandlungen auch auftritt, ein vitales Interesse des preußischen Staates ist nicht geopfert¹).

Unrichtig ist Schulze's Notiz, daß Pater Wolf in schlauer Umhüllung den Gedanken eines Glaubenswechsels seitens des Kurfürsten ausgespielt habe; dies that nur Bota in seiner bestannten Denkschrift. Wolf hat selbst die Andeutung seiner kathoslistenden Pläne bis nach der Krönung ausgesetz; erst 1701

¹⁾ Auffallend ist, daß Schulze den Allianzvertrag von 1700 nach Förster, Höse und Kabinette, citirt, während längst der weit bessere Abdruck — jenem sehlen & B. sämmtliche Separatartisel — bei v. Mörner, Kurbrandenburgs Staats= berträge, vorliegt, ein Buch, das Schulze sonst auch benutzt hat.

zeigen sich dieselben, als der Pater bei seiner Anwesenheit in Berlin dem neuen König die Vermählung des Kronprinzen mit der Erzherzogin vorschlägt. Umgekehrt wird man dem Pater Vota aber nicht das Prädikat eines jesuitischen Helsers beilegen dürfen, da sein Memoire gewiß nichts zur Erreichung der Krone beigetragen hat 1).

Der Vorschlag, sich "König der Landalen" zu nennen, von dem auch Schulze spricht, ist im Ernst oder amtlich doch wohl nie gemacht worden; soviel ich sehe, hat zuerst der österreichische Staatsrechtslehrer Hochert diesen Ausdruck gebraucht, natürlich aber nur ironisch und in dem österreichischen Gefühl der Riva-lität gegen die aufstrebende protestantische Macht des Nordens.

Unrichtig ist schließlich jedenfalls auch die Rotiz bei Schulze, daß der Titel "König von Preußen" ftatt des zunächst üblichen "König in Preußen" feit 1744 geführt murbe. Ohne diefen Buntt hier näher zu verfolgen, dürfte boch baran erinnert werben, daß in jener Zeit auch "König in Frankreich, in Spanien, in Danemark" u. s. w. geschrieben wurde, und es umgekehrt wie "le roy de France, d'Espagne", wie "Rex Galliae, Hispaniae" u. f. w., auch le roy de Prusse, rex Borussiae hieß?), daß ferner schon in ben von Förster mitgetheilten Seckendorff'schen Briefen immer vom "König von Preußen" gesprochen wird, und daß schon Friedrich Wilhelm I. 1726 auf ein ihm, als dem "König in Preußen", von der Raiserin von Rugland zugestelltes Schreiben bemerkt: "Quare schreibt sie nicht von Preußen? quare in Preußen? mussen von Preußen schreiben."3) Umgekehrt aber nannte sich Friedrich II. noch 1752 in den von Schulze felbst abgedruckten Geheimen Familienurkunden "König in Preußen", ebenso heißt es auch in den Friedensverträgen, welche die schlesischen Kriege abschlossen, wie "Königin in Ungarn und Böhmen" auch "König in Preußen". Bis weiteres urfundliches Material vorliegt, wird

¹⁾ S. jedoch Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven 1, 379. A. b. R.

²⁾ Bgl. z. B. Lamberty, Mémoires I; Schmauß, Corp. iur. gent. u. s. w.

⁵⁾ Dronsen, Preußische Politik 4, 2, 410 Anm. 2.

man also wohl bei der allgemeinen Angabe¹), daß Friedrich der Große den Titel "König von Preußen" bei der ersten Theilung Polens 1772 annahm²), zu welcher Zeit der Titel (auch nach Schulze) erst Wahrheit wurde, stehen bleiben müssen³).

Wie in diesen beiden Werken, der Testamentsverwerfung und der Annahme der Königskrone, das Bestreben Friedrich's I., seines großen Vaters würdig zu sein, sich nicht verkennen läßt, so ist es auch die Ausführung eines Gedankens des Großen Aurfürsten (der sich vom Kaiser die Wiederannahme des Titels eines "Grasen von Hohenzollern" zugestehen ließ), daß Friedrich am 26. November 1695 mit dem fürstlichen Hause Hohenzollern das pactum gentilitium et successorium abschloß, wodurch er seinem Hause die eventuelle Erbfolge auch in den schwäbischen Landen sicherte.

Noch ein weiteres ist hervorzuheben. Bekanntlich ist der Mißwirthschaft des Grasen Wartenberg durch den Kronprinzen gegen den Schluß des Jahres 1710 ein Ende gemacht worden. Eine Hauptmaßregel des Grasen, dem Hose, als alle Steuersmanipulationen nicht mehr helsen wollten, Geld zu verschaffen, war die, besonders durch Luben von Wulsen in Szene gesetzte, Bererbpachtung der königlichen Domänen. So bedeutend die Einnahmen waren, die man hierdurch zunächst flüssig zu machen wußte, so menschenfreundlich diese Theorie auch erschien, so schwer wurde durch sie Substanz des Domanialvermögens geschädigt 1).

¹⁾ Bgl. 3. B. Fig, Übersichten zur äußeren Geschichte des preußischen Staates.

²⁾ Daß dies wirklich geschehen, zeigt u. a. eine aufmerksame Vergleichung der im 18. Bande der "Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven" mitgetheilten Schriftstücke; s. 3. B. S. 428 und 437. A. d. R.

³⁾ Die Literatur über den Erwerd der preußischen Krone erschöpfend anzuzgeben, konnte natürlich nicht die Aufgabe Schulze's sein — gibt doch J. P. Ludewig, Gesammelte kleine deutsche Schriften S. 74 an, ein Herr habe ihm mitgetheilt, daß er deren über hundert gelesen habe —; doch ist uns aufgesallen, daß die besonders wichtige offizielle Staatsschrift "Bestand der Würde und Erohn des Königreichs Preußen", die troß der vorgedruckten Jahreszahl 1701 jedensalls vor dem 16. Dezember 1700 erschien, nicht erwähnt ist. Als die wichtigste aller dieser Schriften bezeichnet J. P. Ludewig, freilich etwas verblümt, seine eigene, "Der Eron würdige Preußische Abler".

Da wird man benn wohl nicht irre gehen, wenn man die Fibeikommißverfügung Friedrich's I., von ber als Datum nur die Jahres= zahl 1710 bekannt ist, in das Ende dieses Jahres setzt und sie wesentlich dem Ginfluß bes Kronprinzen zuschreibt. In dieser Verfügung belegte Friedrich I. "diejenigen acquisitiones an Graf= und Herr= schaften, auch anderen einzelnen Gütern, ingleichen die Pretiosen, Raritäten, auch andere zur Zierde, Magnificenz und Ansehen Unseres Hauses, theils auf Uns ererbte, theils sonst von Uns angeschafften Sachen", mit einem ewig währenden unwiderruflichen föniglichen Fideikommiß, in welches nach ihm der Kronprinz, bann aber stets "der in der Chur und Krone nach Anwendung ver= meldeter Grundsätze Unseres Hauses rechtmäßig nachfolgende König in Preußen und Churfürst von Brandenburg" succediren sollte. Friedrich verzichtete somit auf das ihm hausgesetzlich zustehende Recht, "an folchen Ihnen neuerworbenen Landen und Gütern in faveur anderer" zu disponiren.

Dasselbe that wiederum sein Sohn, König Friedrich Wilhelm I., in dem berühmten Inalienationsedikt vom 13. August 1713; er aber ging zugleich einen erheblichen Schritt weiter, einen Schritt zu Nut und Frommen des Staats, der den lebenbigen, hohen Begriff Friedrich Wilhelm's vom Staate auf bas Anschaulichste illustrirt. Er bestätigte nicht nur die Unveräußer= lichkeit der von seinem Bater acquirirten Güter, verordnete dieselbe nicht nur für seine eigenen Erwerbungen, sondern in lebendiger Erfassung des staatlichen Gedankens dehnte er die Eigenschaft ber Domänen= oder Kammergüter auch auf die Chatoullgüter aus. Bildeten auch in Brandenburg ursprünglich wie in anderen beutschen Territorien die Güter und Gefälle ebenso wie die Landeshoheit selbst ein Patrimonium des Landesherrn, deren Erträge derfelbe zur Erhaltung sowohl des Hofhalts wie der Regierung verwendete, und gab es somit ursprünglich wohl ein Stammgut der Familie, aber kein Staatsgut sensu stricto, so haftete an diesem doch immerhin ein "publizistischer Modus": sie wurden durch öffentliche Behörden, die Amtskammern, verwaltet, sie waren in bestimmte

¹⁾ Bgl. Dropsen, Preußische Politik 4, 1, 166

Register eingetragen, und sie zu veräußern war nicht nur durch die Hausgesetze verboten, sondern die Kurfürsten hatten über beren Unveräußerlichkeit auch den Ständen mehrfach Reverse aus= gestellt. Von diesen Reversen war jedoch ein Theil bes fürst= lichen Patrimoniums ausgeschlossen, der weder der Verwaltung der Amtskammern unterstand, noch in die öffentlichen Re= gifter eingetragen mar, also ein privates Stammgut ber landes= herrlichen Familie bildete, bas später sogenannte Chatoullgut. Schon der Große Kurfürst ließ indessen die Ginnahmen aus fämmtlichen Gütern in den Provinzen ohne jenen Unterschied zusammen vereinnahmen und einen Theil davon der Chatoulle überweisen, Friedrich Wilhelm I. aber hob die getrennte Berwaltung beider Arten von Gütern, den Unterschied zwischen "Schatoulordinairen Cammer-Gütern in totum" auf, legte auch ben Chatoullgütern "die Natur und Eigenschafft rechter Domanial=Rammer= und Taffelgüter samt ber benselben in den Rechten anklebenden Inalienabilität" bei, unterstellte sie ber Verwaltung bes General= Finang-Direktoriums und befahl demfelben die Gintragung auch "biefer Lande, Güter und sonft einkommende Intraden, Ginkunffte und Revenüen" in ihre Register. Nunmehr stand also auch für diese Güter der Charafter der Inalienabilität nicht nur haus= gesetzlich, sondern auch infolge der den Landständen gegebenen Reverse staatsrechtlich fest.

An diesen Bestimmungen hält der König auch in seinem vom 1. September 1733 datirten Testament 1) völlig fest; aus= genommen hiervon sind nur diesenigen Güter, die er seinen drei

¹⁾ Das Testament König Friedrich Wilhelm's I. ist übrigens trot der Angabe Schulze's, daß es nicht gedruckt sei, wenigstens theilweise publizirt in dem allerdings nur als Manustript gedruckten und deshalb wohl schwerer zusgänglichen "Botum des Ministers des Königlichen Hauses Fürsten zu Sahnswittgenstein, die Wiederherbeiziehung der Herrschaft Wusterhausen und des Amts Niegripp zum Königlichen Haus-Fideikommiß betreffend d. d. Berlin den 8. Januar 1844. Hier sinden sich auch die besonderen bezüglichen Donastionsinstrumente für die drei Prinzen. (Auch bei Kanke und Drohsen, sowie in dem 1. Bande der "Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven" ist das Testament benutzt worden. A. d. R.)

nachgeborenen Prinzen und beren Erben vermacht, die Wustershausenschen, die Mansseldischen und das Amt Niegripp; diese waren niemals den Domänen inkorporirt, noch der Verwaltung der Amtskammern untergeordnet, "wie das angezeigte Edict solches zum Fundament erfordert"; sie bilden vielmehr, wie es im Testamente heißt, "ein perpetuirliches Fideikommiß Unserer Königlichen Familie" und fallen als solches, ebenso wie die denselben Prinzen zugewandten Kapitalien von je 200 000 Thalern, nach dem Aussterben ihrer Linien, die einander substituirt sind, dem alsdann regierenden König zu. Dies ist der Ursprung des heutigen königlichen Hausssicken Kausssickeikommisses.

Waren aber die Einnahmen aus den Domänen infolge der Vererbpachtungen wesentlich reduzirt, so wußte der König auch ihren vollen Ertrag dem Lande wieder zu sichern, indem er 1717 die Vererbpachtungen gegen billige Entschädigungen der Meliorationen aushob und in Zeitpachtungen, meist von 6 Jahren, umwandelte.

Der Sache nach war durch das Edikt von 1713 in Preußen der Begriff der Alles sich unterordnenden Staatspersönlichkeit (wie er sich z. B. auch schon in jener Verfügung bes Großen Rurfürsten über die Verrechnung ber Domaneneinnahmen botumentirt), anerkannt, wenn man auch noch nicht, um ben Ausbruck Schulze's zu gebrauchen, die klare gesetliche und juristische Formulirung gefunden hatte. Es ist in der That nicht anders: die scharfe Empfindung für den Begriff bes Staats, die wir am Großen König bewundern, wenn er sich als den ersten Diener des Staats bezeichnet, wir sehen sie schon in dem auch von Schulze angeführten Wort bes Großen Kurfürsten sic gesturus sum principatum ut sciam rem esse populi, non meam privatam; wir sehen sie nicht minder in bem berühmten Ausdruck Friedrich Wilhelm's I. über die Stabilirung der Souveranetät. Den juri= stischen Ausbruck aber fand bieselbe in dem unter Friedrich's II. Auspizien in's Leben gerufenen Allgemeinen Landrecht. Un den thatsächlichen Verhältnissen ber Domänen war nichts zu ändern, und ist nichts geändert; der Zweck und die Unveräußerlichkeit der Domänen wie die königlichen Rechte hinsichtlich ihrer Erträge

bleiben lediglich dieselben, und der König bleibt als Repräsentant bes Staats und als Staatsoberhaupt der Träger des gesammten Staatseigenthums, beffen Verwendung ihm allein zusteht. ist hier lediglich die gesetzliche Formulirung neu, welche die Domänen unzweideutig als Staatseigenthum erklärt. Der Be= stand des königlichen Privateigenthums (zu welchem z. B. die den Söhnen des Großen Kurfürsten und die den Söhnen Friedrich Wilhelm's I. überwiesenen und vermachten Güter den Anordnungen ihrer hohen Stifter gemäß zu zählen sind) hat dadurch selbstverständlich nicht alterirt werden können, im Gegentheil ist die Befugnis der Mitglieder des königlichen Hauses, Privateigen= thum erwerben zu können, ausdrücklich anerkannt worden. bezeichnend für die Schärfe, mit welcher der Begriff des Staats gefaßt wurde, und für die Festigkeit, mit der sich im Gegensatz zu der zivilrechtlichen Vermuthung für Freiheit des Gigenthums, über das der Erwerber nicht verfügt hat, im königlichen Hause das unbedingte Vorzugsrecht der Erstgeburt ausgebildet hatte, ist, daß man ebenso in das Allgemeine Landrecht die Bestimmung aufnahm, wonach diejenigen Erwerbungen eines Landesherrn, über die er nicht selbst, weder unter Lebendigen noch von Todes. wegen, bestimmt, als in das Staatseigenthum einverleibt anzusehen sind: eine Bestimmung, die sogleich auf Friedrich Wilhelm II. Anwendung fand, da derselbe ab intestato gestorben Infolge hiervon wurden auch die aus dem Nachlaß war. ber Schwedter Markgrafen herrührenden fog. Prinzessinnenguter Staatsbomänen.

Wie die Einführung des Allgemeinen Landrechts ein Bersmächtnis Friedrich's II. genannt werden kann, das Friedrich Wilhelm II. ausführte, so gelang demselben auch die Regelung einer andern Angelegenheit ohne besondere Schwierigkeiten, weil sein großer Oheim ihm die Wege dazu gebahnt hatte: der Einstritt in die Succession der fränkischen Lande. Zu seiner Zeit war von der fränkischen Posterität des Aurfürsten Johann Georg nur noch der kinderlose Markgraf Christian Friedrich Karl Alez gander übrig, der in seiner Hand beide fränkische Fürstenthümer, Ansbach und Bairenth, vereinigte.

1 -0000

Schon Friedrich I. hatte 1703 und 1704 mit bem nicht regierenden Markgrafen Christian Seinrich von Kulmbach, der mit seinem regierenden Better Christian Ernst von Baireuth seiner Apanage wegen in Streitigkeiten lebte, einen Traktat geschlossen, burch ben ihm biefer mit feinen Sohnen gegen Überlaffung bes Amts Weverlingen und jährliche Zahlung erheblicher Suftentations= gelber seine Successionsrechte in Baireuth abtrat. hat die Ansbacher und die Baireuther regierende Linie bemselben zugestimmt1), so daß, selbst wenn sich ein Näherrecht der Uns= bacher Linie vor ber königlichen beduziren ließe, ber Bertrag ben Hausgesetzen konform wäre. Das Motiv für ben Abschluß bes Vertrages lag, soweit ich sehen kann, in den großen Schulben ber Kulmbacher Linie, die anders nicht zu berichtigen waren, beren Berichtigung aber auch für ben föniglichen Zweig bes Hauses Ehrensache war. Daß Preußen abgeschlossen habe, weil auf Chriftian Heinrich's zahlreichen männlichen Nachkommen die Erbfolge in Baireuth zu beruhen schien, wie auch Schulze, wohl nach einem Auffat im ersten Bande von "Sänlein und Kretschmann's Staatsarchiv ber Königl. Preuß. Fürstenthümer in Franken",

Cont.

¹⁾ Dies geht hervor aus einem Aufjate Konstantin Sofler's, ben Schulze nicht benutzt hat (Sitzungsberichte der philosophisch=historischen Klasse der Wiener Atademie 61, 417-474), in dessen erstem Theile "die Bemühungen der Könige in Preußen, Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I., die Mainlinie zu erlangen" (!) behandelt werden. Natürlich geschieht dies in der bekannten Animosität des Verfassers gegen Preußen, wie auch die von ihm benutten Quellen nicht nur höchst einseitig, sondern gang entschieden preugenfeindlich find; es finden sich sogar Berstöße gegen biejenigen Anforderungen, die an ernst wissenschaftliche Arbeiten zu stellen sind, so daß cs sich wohl lohnen würde, diese Angelegenheit, die, wie Söfler fagt, zu den interessantesten Borgangen der späteren Reichsgeschichte gehört, an's Licht zu ziehen. Wir kommen später vielleicht hierauf zurud; hier genügt es zu konstatiren, daß aus dem Auffat so viel hervorgeht, daß Ansbach dem Preußisch - Kulmbachischen Vertrage beitrat und die Baireuther regierende Linie ebenfalls befriedigt war; ja so sehr waren beibe Sofe einverstanden, daß es erst den stetig fortgesetzten Bemühungen und hetereien eines herrn b. Brehmer, eines geborenen Schweden (nebenbei des Urhebers der Höfler'schen Quelle!), und des Grafen Schönborn gelang, die Prinzen zur Kündigung des Bertrages und zur Berfolgung ihrer durch benselben aufgegebenen Ansprüche zu bewegen.

andeutet, wird man kaum fagen dürfen, ba Christian Heinrich damals nur zwei Söhne hatte, der dritte ihm erst im Dezember 1705 und der vierte im Juli 1708 geboren wurde, der Baireuther Thronfolger, Georg Wilhelm, bagegen erst 25 Jahre zählte, also sehr wohl männliche Erben hoffen burfte; die Ausführung der Kulmbacher Zusagen mithin noch in weiter Zukunft lag. Umgekehrt vielmehr: als es sich herausstellte, daß von Georg Wilhelm feine männliche Descendenz mehr zu erwarten war, kündigten Christian Heinrich's Söhne, die Markgrafen Georg Friedrich Karl und Wolfgang Heinrich, bem preußischen Könige diesen Vertrag auf, strengten deswegen sogar, statt den Hausgesetzen gemäß auf ein Austrägalgericht zu provoziren, beim Reichshofrath in Wien einen Prozeß an; doch kam es, ehe dieser seinen Abschluß erreichte, 1722 zu einem Vergleich, in welchem Friedrich Wilhelm I. auf die ihm durch den Vertrag von 1703/1704 zugesprochene Anwartschaft gegen Retradition von Weverlingen und Sicherstellung der von seinem Hause dem Baireuthischen geleisteten Darlehen im Betrage von 600 000 Thalern verzichtete. 1) Auch wurde ausdrücklich festgesetzt, daß berjenige, ber auf die ihm zustehenden Rechte verzichten wolle, diese nur dem nächstberechtigten Agnaten abtreten dürfe. Hatte es sich schon hier gezeigt, was ja über= haupt vorauszusehen war, daß der Hof zu Wien eine Wieder= vereinigung der fränkischen Besitzungen der Hohenzollern mit der Krone Preußen nicht mit günstigen Augen ansehen würde, so erinnerten die Zeiten Friedrich's des Großen noch nachdrücklicher daran, daß Österreichs Rivalität einen solchen Zuwachs Preußens im Suben Deutschlands nicht ruhig zugeben würde. Um daher allen Einwendungen von vornherein die Spite abzubrechen, schloß Friedrich der Große mit seinen Bettern und Schwägern, von benen ber Baireuther feinen, ber Ansbacher nur einen Sohn hatte, die Geheimen Familientraktate vom 24. Juni, 11. und 14. Juli 1752, welche Schulze zum ersten Mal zu ver= öffentlichen in der Lage ist. Die gegenseitige Succession wird, wie

1 -4 ST 1/4

7*

¹⁾ Das Anerkenntnis der Schuld und deren Sicherung ist es, soweit ich den Dingen nachgehen kann, was Schulze unter dem "bedeutenden Geldäquivalent" versteht, wofür Friedrich Wilhelm die Erbansprüche aufgegeben habe.

sie die Achillea und der Geraische Hausvertrag regelt, aufrecht erhalten, die Succession Preugens insbesondere in die frankischen Fürstenthümer nach dem Aussterben der Baireuther und Ansbacher Linie, die einander für ihre Besitzungen zuvörderst substituirt bleiben, feierlich anerkannt, und zwar mit ber ausdrücklichen Bestimmung, daß biese Succession lediglich nach bem für gang Preußen geltenden Grundsatz der Primogenitur und Untheilbarkeit geschehen solle, eine eventuelle neue Bildung einer Secundo= resp. Tertiogenitur zu gunften nachgeborener preußischer Prinzen, wie man sie in Wien gewiß gern gesehen hatte, wird ausbrücklich ausgeschlossen. Kommt bagegen die Baireuther Linie bereinst zur Succession in die Krone, so hat sie in Gemäßheit der Achillea bas Markgrafthum Baireuth ber Ansbacher Linie zu cediren. Obwohl die Achillea die Succession der frankischen Linien beim Aussterben bes männlichen brandenburgischen Stammes anordnet, bieselbe also jedenfalls auch dem Eintritt des in den branden= burgischen Erbverbrüderungen mit Sachsen und heffen bezeichneten Aussterbens der Hohenzollern vorgebeugt hätte, so sieht ber König doch namentlich bei den durch weibliche Succession an das Haus Preußen gelangten Ländern Widerspruch und Schwierigkeiten voraus, und er empfiehlt baher seinen Nachkommen dies Werk auf's nachbrücklichste, ermahnt sie ernstlich, keine Gelegenheit vorbeigehen zu laffen, die Untheilbarkeit aller Lande durch anständige Beirathen und andere redliche und erlaubte Mittel zu sichern, wie auch er bei seinem Leben sich angelegen sein lassen wolle, alle zu besorgende hinderniffe zu heben. Für den Fall des Aussterbens des gesammten hohenzollern'schen Mannsstammes endlich wird der weiblichen Descendenz, mit Vorzug der aus brandenburgischem vor der aus fränkischem Stamm entsprossenen, die Succession in alle durch weibliche Succession an bas haus gelangten Länder ausdrücklich reservirt.

Zur Sicherung dieses Vertrages trug Friedrich weitere Sorge, indem er im Teschener Frieden von 1778 einen besondern Artisel durchsetzte, worin die Kaiserin sich verpslichtete, der dereinstigen Wiedervereinigung der fränkischen Länder mit der preußischen Krone keinen Widerspruch entgegensetzen zu wollen. So erfolgte

denn unter Friedrich Wilhelm II., als der letzte Markgraf in Franken 1791 gegen eine Leibrente abbankte, die Einverleibung dieser Länder in Preußen ohne jeden Widerspruch.

Sehr bald gaben bann bie Rapoleonischen Rriege und die von dem Korsen dem Lande auferlegten Kontributionen Beranlassung zum weiteren Ausbau ber Verfassung. Das Land konnte die Kontributionen nicht aufbringen, die Veräußerung der Domänen ward zum bringenden Gebot der Staatserhaltung. Obwohl nun die Meinung vielfach bahin ging, daß die Domänen sowohl nach dem Edikt von 1713 wie nach dem Allgemeinen Landrecht Staatseigenthum seien, das Verbot, sie zu veräußern, mithin burch ein vom Landesherrn fraft seiner Souveranetät erlassenes Staatsgesetz sehr wohl modifizirt werden könne, und, wie der Freiherr vom Stein es ausdrückte, die Eigenschaft eines Familienfideikommisses für das regierende Haus der Eigenschaft eines Staatseigenthums untergeordnet sei, so blieben boch noch Zweifel, ob der Fideikommißcharakter der Domänen aufgehoben sei, und man versicherte sich daher, der größeren Rechtssicherheit wegen, des Konsenses sowohl der Stände und, wo solche nicht mehr existirten, der Generallandschaft und sonstiger Notabilitäten, wie der Agnaten. Hierdurch erhielt das am 9. November 1809 publizirte Edikt über die Veräußerung der königlichen Domänen vom 17. Dezember 1808 zugleich den Charafter eines königlichen Hausgesetzes, wie es sich selbst auch als "Edict und Hausgesetz" bezeichnet. Die Unveräußerlichkeit der Domänen wird dahin beschränft, daß "jederzeit nur bie Bedürfnisse bes Staats und die Unwendung einer verständigen Staatswirthschaft darüber entscheiden sollen, ob eine Veräußerung, es sei mittelst Verkaufs an Privat= eigenthümer, ober Erbverpachtung, ober mittelst eines andern Titels, für das gemeinsame Wohl und für Unser und Unsers K. Hauses Interesse nothwendig oder vortheilhaft sei". Die Entscheidung dieser Frage soll aber der Monarch nicht allein, sondern unter Zustimmung des Thronfolgers und des ältesten, von König Friedrich Wilhelm I. abstammenden Prinzen treffen. Eine Beräußerung der Domänen geschenksweise bleibt völlig aus= geschlossen. Auch findet dies Edikt und Hausgesetz Anwendung

nur auf die im Jahre 1808 der Monarchie angehörenden Dosmänen; die im Jahre 1810 infolge der Säkularisationen und 1814 und 1815 theils zurück, theils neu erworbenen Domänen unterliegen einer weiteren Berordnung vom 9. März 1809, welche im wesentlichen auf den Grundsätzen des Allgemeinen Landrechts basirt.

Der absolute Monarch bes preußischen Staats vollzog endlich im Jahre 1820 — und es ist durchaus nicht überflüssig, besonders barauf hinzuweisen - einen Aft zu gunften bes Staats aus freien Stücken und felbsteigener Machtvollkommenheit, durch welchen ber Ctat bes königlichen Sauses einen gang anderen Charafter erhielt, derselbe wesentlich so gestaltet wurde, wie wir ihn in fonstitutionellen Staaten finden. Satte ber König bisher theoretisch auch nach dem Allgemeinen Landrecht von den Erträgniffen bes Domaniums feinen fürftlichen Saushalt zu beftreiten und nur die Überschüffe dem Staate gu überweisen, so verzichtete ber König jetzt gesetzlich burch bie "Berordnung wegen ber fünftigen Behandlung bes gesammten Schuldenwesens" vom 17. Januar 1820 auf die freie und unbeschränkte Verfügung über die Domänen-Revenuen, garantirte vielmehr die Staatsschulden mit dem gesammten Vermögen und Gigenthum bes Staats, insbesondere mit ben sämmtlichen Domanen, Forsten und säkularisirten Gütern im ganzen Umfange ber Monarchie, und reservirte sich zur Unterhaltung der königlichen Familie nur eine auf zwei und eine halbe Million fest normirte Summe.

Als daher der absolute Staat unter Friedrich Wilhelm IV. in einen konstitutionellen verwandelt wurde, fand man hier nichts zu ändern vor, sondern konnte nur im Artikel 59 der Verfassungsurkunde den weiteren Verbleib dieser Kente des "Kronsideikommisses" deklariren. Durch Gesetz vom 30. April 1859 ist diese Kente dann um 500000 Thaler und durch Gesetz vom 27. Januar
1868 um noch eine Million erhöht worden. Eingreisender in, das die dahin unbeschränkte Kecht der Familiengesetzgebung war die von Friedrich Wilhelm IV. gegebene Verfassung für die staatsrechtlichen Verhältnisse der königlichen Kamilie; namentlich

gab der König durch dieselbe das Recht auf, aus höchster Machtvollkommenheit mit agnatischer Zustimmung über die Thronfolge
und Regentschaft hausgesetzlich zu verfügen; die Regelung erfolgte
indessen in Übereinstimmung mit den dis dahin maßgebenden Hausgesetzen, und die Ordnung der inneren Familienangelegens
heiten des königlichen Hauses ist auch nach der Emanation der Verfassung ein jus reservatum des königlichen Hauses geblieben.

Zu unsern Zeiten hat endlich König Wilhelm seinem Hause die höchste Würde erworben, eine Würde, die den Hohenzollern wiederholt angeboten, immer aber, zuletzt noch von König Friedrich Wilhelm IV., abgelehnt worden ist, weil sie, wie man kurz wohl sagen darf, mehr Schein als Wesen bot. Am 18. Januar 1871 erließ König Wilhelm von Versailles aus die Proflamation, durch welche er für sich und sein Haus die erbliche deutsche Kaiserkrone annahm.

Bum zweiten Theil seiner Aufgabe, ber Darstellung heutigen Verfassung des königlichen Hauses, übergehend, behandelt Schulze zunächst die privatfürstenrechtlichen Grundsätze bes königlichen Hauses. Dasselbe besteht aus dem König, der Königin, einer etwa lebenden Königin=Wittwe, sämmtlichen von einem hohenzollernschen König abstammenden Prinzen mit ihren Gemahlinnen resp. Wittwen und sämmtlichen Prinzessinnen der eben genannten Abstammung, welche letzteren jedoch durch Ber= mählung mit einem aus anderem Hause entsprossenen Gemahl aus dem königlichen Hause ausscheiden. Der König bildet auch hausgesetzlich das Oberhaupt der Familie, und als solchem stehen ihm zur Aufrechthaltung der Würde und Ginheit der Familie wie des Staates eine Reihe von Befugnissen zu, wie die Obervormundschaft resp. Anordnung von Vormundschaften über minder= jährige Mitglieder des königlichen Haufes, Konsens zur Eingehung wie Scheidung von Ehen, ebenbürtigen sowohl wie morganatischen 1),

¹⁾ Für morganatische Ehen ist der Konsens des Königs schon wegen der aus ihnen etwa hervorgehenden Kinder, deren Stand und Namen der König allein bestimmen kann, nothwendig.

Oberaufsicht über die Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen, über sämmtliche prinzliche Hosstaaten, Konsens zu Reisen der Mitglieder der königlichen Familie in's Ausland u. s. w. Diese Rechte übt der König aus theils durch sein Oberstkämmereramt, theils durch sein Hausministerium, welchem letzteren außerdem die Verwaltung des königlichen Hausvermögens und der Standessangelegenheiten zusteht, wie es auch Fideikommißbehörde, übershaupt das Forum für die freiwillige Gerichtsbarkeit der königslichen Familie bildet.

Bei ber Schließung von Ehen wird im königlichen Hause das Prinzip der Cbenbürtigkeit, obwohl die Hausgesetze keine feste Norm barüber geben, in der Pragis streng gehandhabt. Mit Recht erinnert Schulze baran, daß Friedrich II. ben Kaiser Karl VII. auffordert, seinem Reichshofrath und seiner Reichshof= rathsfanzlei pro norma regulativa die Anweisung zu geben, daß alle diejenigen fürstlichen Shen schlechterdings für ungleich zu halten seien, welche mit Personen unter bem alten reichsgräf= lichen, Sitz und Stimme in comitiis habenden, Stande geschlossen Ebenso erklärte, wie Schulze erwähnt, König Friedrich Wilhelm III. ausdrücklich seine Ghe mit ber Fürstin Liegnitz, die der reichsgräflichen Personallistenfamilie der Grafen Harrach ent= stammte, in der Urkunde vom 9. November 1824 "nach der Verfassung Unsers R. Hauses nicht als ebenbürtig, sondern als eine morganatische Che jett und für alle Zeiten". Che des Markgrafen Christian Friedrich Karl Alexander von Ansbach und Baireuth mit der Lady Craven war, obwohl diese Dame, aus hohem englischen Abel stammend, zur deutschen Reichs= gräfin erhoben wurde, eine morganatische. Weiter aber bürfte hier noch erinnert werden an die energischen Maßregeln, welche die fränkischen Söhne Albrecht Achill's ergriffen, um die Ehe ihrer Schwester Barbara mit dem v. Heideck, als nicht standesgemäß, zu verhindern, eine Che, die denn auch trot der nicht minder

¹⁾ Nähere Angaben über die Ressortverhältnisse des Oberstkämmereramtes und des Hausministeriums findet man im Hof= und Staats=Handbuch.

energischen Gegenmaßregeln nicht zu Stande gekommen ist 1): ein Beweis, wie scharf schon im 15. Jahrhundert die Hohensollern eine Mißheirat selbst der weiblichen Mitglieder ihres Hauses empfanden. Ferner werden in dem pactum gentilitium mit den Fürsten von Hohenzollern von 1695 ungleiche matrimonia im fürstlichen Hause mit dem Verlust des Namens und der Successionsrechte belegt (§ 7) und in dem pactum von 1707 werden (§ 8) als ungleich ausdrücklich diejenigen Heiraten deklarirt, die unter dem Grasenstande geschlossen werden. Verannt ist endlich, daß Friedrich III. (I.) die von seinem Bruder Karl Philipp mit der Gräfin Salmour in Italien heimlich geschlossene She nicht anerkannte, sondern dem Bruder den Besehl der Kücksehr in's Vaterland zusandte; der Tod des Markgrafen löste die She beskanntlich sehr schnell 2).

Ebenbürtig im heutigen Sinne sind für das königliche Haus nur diejenigen Ehen, welche entweder mit einem Mitgliede eines regierenden dristlichen Hauses, soweit dasselbe in gleichberechtigtem völkerrechtlichen Verkehr steht, ober mit einem Mitgliede aus einer der deutschen vormals reichsständischen Familien, von denen die Bundesverfassung von 1815 Art. 14 redet, oder endlich mit einem Mitgliede einer vormals sonveranen Familie geschlossen werben. In diese letzte Klasse rechnet Schulze auch die Familie Nadziwill, da dieselbe, wie K. Fr. Eichhorn in einer ungedruckten Denkschrift ausführe, früher die Stellung eines über den niederen Adel nach Abstammung und Regierungsrechten erhabenen Geschlechts eingenommen und eine Analogie von Landesherrlichkeit besessen habe. Allerdings ist, abgesehen von den beiden Vermählungen von Prinzessinnen unseres Herrscherhauses in das Haus Radziwill (1603 und 1796), auch eine Ehe zwischen einem brandenburgischen Prinzen, dem Prinzen Ludwig, mit jener vielbewunderten Prinzessin Charlotte Radziwill geschlossen, aus ber eventuell ein Thronfolger hätte hervorgehen können; ob heute aber die Ebenbürtigkeit

¹⁾ Höfler, Frankische Studien.

²⁾ Die sonstigen morganatischen Ehen, die im hohenzollern strandens burgischen Fürstenhause geschlossen sind, kommen hier nicht in Betracht, da die Herkunft der betreffenden Damen unzweifelhaft eine nicht ebenbürtige war.

nicht strenger von der Forderung der ehemaligen, mit dem Besitz eines reichsunmittelbaren Territoriums verknüpsten Reichsstandsschaft abhängig zu machen ist, scheint dadurch nicht bewiesen. Jedensfalls bestimmt über die Sbenbürtigkeit — abgesehen von der Bundesakte — allein die Hausversassung, nicht etwa ein preußisches Staatsgesetz. Von Staatsgesetzen kommt vielmehr für die Sheschließung der Mitglieder des königlichen Hauses nur das Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 über die Beurkundung des Personenstandes und die Schließung in Betracht, und auch dies nur insofern, als die Schließung auch dieser Shen rechtlich gültig nur durch den Standesbeamten, als welcher der Minister des königlichen Hauses fungirt, erfolgen kann.

Die Volljährigkeit erreichen sowohl der Konig wie die königlichen Prinzen und Prinzessinnen mit dem vollendeten 18. Lebens Daran halten sowohl Schulze wie Heffter 1) fest, obwohl die Verfassung nur für den König diesen Termin aufstellt, und eine Entscheidung des Obertribunals vom 4. Dezember 1806 ben landesgesetlichen Termin als ben Mündigkeitstermin für die nicht regierenden Mitglieder bes königlichen Hauses erklärt; benn biefe Entscheidung widerspricht sämmtlichen Hausgesetzen sowohl wie der Prazis, nach welcher z. B. die föniglichen Prinzen nach dem vollendeten 18. Jahre den Hausrevers rechtsgültig vollziehen, und ebenso rechtsgültig die 18 Jahre alten Prinzessinnen noch vor dem landesgesetzlichen Mündigkeitstermin ohne Altersbeiftand bei ihren Vermählungen den eidlichen Verzicht leiften. minorenne Mitglieder bes foniglichen Hauses eine Vormundschaft nöthig, so übt diese entweder der König felbst, oder sie steht doch unter der Aufsicht des Monarchen, deffen ausführende Behörde dabei das Hausministerium bildet.

Diesem untersteht ferner auch die Verwaltung des königlichen Hausvermögens. Der Staat zahlt zur Erhaltung der königlichen Familie nur die oben erwähnten Renten von jährlich 4 Millionen Thalern. Eine Zivilliste im Sinne anderer Staaten ist dies nicht, jene Renten sind vielmehr, wie oben gesagt, gesetzlich fizirt

10-1

¹⁾ a. a. D. S. 261-262.

und durch die Verfassung garantirt, sie sind somit jeder Berathung oder Beschlußfassung des Landtages entzogen. Dagegen müssen sie zur Dedung sämmtlicher Ausgaben für die königliche Familie, zur Apanagirung ber königlichen Prinzen, zur Aussteuer könig= licher Prinzessinnen, zur Witthumbestellung verwittweter Gemahlinnen preußischer Pringen, zur Suftentation bes foniglichen Hofftaats, ber Schlöffer und aller Behörden und Institute ber Krone dienen. Ja thatsächlich hat der König von Preußen von dieser Rente auch den Auswand zu bestreiten, den er als beutscher Raiser zu machen hat, und die Größe besselben ermißt sich leicht, wenn man bebenkt, daß das deutsche Reich eine Großmacht ersten Ranges, historisch sogar die älteste ist; aber tropbem Niemand an einen staatsrechtlichen Zusammenhang bes neuen beutschen Reichs mit dem alten römischen Reich germanischer Nation denken wird, hat man boch ben Grundsatz bes letteren, bag ber beutsche Raiser seine Ausgaben aus ben ihm burch seine Hausmacht zu= fließenden Einnahmen zu bestreiten hat, beibehalten, und ber beutsche Kaiser bezieht als solcher heut keinerlei Ginkünfte. Selbst solche Ginfünfte, die bem alten deutschen Raiser als Sporteln für Standeserhöhungen u. bgl. zufloffen, fallen heute fort, ba der heutige deutsche Kaiser als solcher keine Standeserhöhungen vor= nimmt, wie er auch keine Orden ertheilt, noch Kammerherren ernennt.

Überhaupt gibt es, wie wir hier wohl einschalten dürfen, einen kaiserlichen Hofhalt dem Namen nach noch nicht; rechtlich aber steht der Bildung eines solchen nichts entgegen: aus der Natur des kaiserlichen Titels folgt vielmehr ohne weiteres das Recht, die Hofhaltung des deutschen Kaisers als "kaiserlich" und ebenso die in demselben angestellten Beamten als "kaiserliche" zu bezeichnen, wie die Reichsbehörden den kaiserlichen Titel sühren").

¹⁾ Näheres siehe bei Laband, Staatsrecht des deutschen Reiches 1, 223. Laband erklärt allerdings, die Behauptung, daß durch die kaiserliche Würde größere Repräsentationskosten verursacht würden, als sie durch die Stellung des Königs von Preußen geboten sei, werde sich nicht begründen lassen. Jurissisch allerdings wohl nicht, aber eine Vergleichung des preußischen Hoshaltes

Als Oberhaupt der königlichen Familie bezieht der König von Preußen ferner die Kenten aus dem königlichen Haus- und dem königlichen Kronfideikommiß. Dies besteht namentlich aus den für die Söhne des Großen Kurfürsten zweiter She vermachten Schwedter Gütern, jenes aus den von Friedrich Wilhelm I. seinen Söhnen als perpetnirliches Fideikommiß der Familie hinterlassenen Gütern.). Beide Fideikommisse unterstehen der Verwaltung der königlichen Hoftammer, die zum Kessort des Haus- ministeriums gehört, und beide beruhen auf rein privatrechtlichen Titeln.

Die Eigenschaft der von Friedrich Wilhelm I. vermachten Güter als Familienfideikommiß ist den oben erwähnten testamentarischen Bestimmungen des Königs gemäß auch von dem Prinzen Ferdinand, der sie sämmtlich in seiner Hand vereinigte, in seinem Testament vom 1. Juli 1803²) ausdrücklich anersannt, indem er § 8 bestimmt, daß dieselben bei einem etwa ohne Hinterlassung männlicher Erben erfolgenden Tode seiner Söhne, der Prinzen Louis Ferdinand und August, "ohne alle Ausnahme an die Krone und das Churhaus anheim sallen sollen". Wenn der Prinz dann in seinem Todicill vom 20. Juli 1808 unter Nr. 3³) doch erklärt, er habe durch jene Erklärung der Fideikommißqualität jener Güter seinen Nachkommen und Erben nicht die Hände binden wollen, behalte denselben vielmehr alle ihre Rechte wegen Nachweisung

bis zum Jahre 1871 mit dem heutigen zeigt unverkennbar, wie sehr die Kaiser= würde hier bestimmend und einflußreich gewesen ist.

¹⁾ Ein Verzeichnis dieser Güter findet man im Hof= und Staats=Handbuch.

²⁾ Hellwig, Aftenstücke in Sachen der Descendenten Ihrer kgl. Hoheit der Prinzessin Louise von Preußen, vermählten Fürstin v. Radziwill — wider die Testamentserven Sr. kgl. Hoheit des Prinzen August von Preußen — Berlin 1846 Beilagen S. 7. Jung, das Familiengeld-Fideikommiß des Prinzen August Ferdinand von Preußen kgl. Hoheit vertheidigt. Berlin 1846 S. 185. Beide Schriften, nur als Manustripte gedruckt, behandeln zwar nur den Allodialnachlaß des Prinzen August, bieten jedoch namentlich durch den Abdruck von Testamenten auch sür den zum Fideikommiß der königlichen Familie gehörigen Nachlaß schäßenswerthes Material, was Schulze nicht benutzt. Wir haben daher oben in aller Kürze diese Verhältnisse besprochen.

³⁾ Hellwig a. a. D. S. 25. Jung a. a. D. S. 203.

und Ausführung der Allodialqualität dieser Besitzungen vor, so ist eine solche Erklärung eines zeitigen Fideikommißinhabers natürlich ohne rechtliche Wirkung auf die Substanz des Fideikommisses. Ferner aber übernahm der König Friedrich Wilhelm III. burch allerhöchste Kabinetsordre vom 6. Oftober 1813 die Exefution des Testaments und der Codicille des Prinzen, "da der Inhalt der Codicille den Gesetzen, den Verträgen und der Bersassung Meines Königlichen Hauses nicht in allen Stücken angemessen ist", nur mit der Einschränkung, "insofern dieselben den Gesetzen, den Verträgen und der Verfassung Meines Königlichen Hauses angemessen sind". Endlich aber hat der Rechtsnachfolger des Prinzen Ferdinand, der Prinz August, jenen Nachweis der Allodialqualität nicht erbringen können, vielmehr in dem Ber= gleich mit dem König Friedrich Wilhelm III. vom 28. Mai 1819 Art. 11) auf Grund der Testamente König Friedrich Wilhelm I. von 1733 und des Prinzen Ferdinand von 1803 jene Güter als "wirkliche Fideikommißgüter des königlich preußisch = branden= burgischen Hauses" bergestalt anerkannt, daß das Obereigenthum an denselben sich bei dem königlich preußisch brandenburgischen Hause befinde, und daß, falls er selbst, ohne Prinzen zu hinter= lassen, versterben sollte, diese Herrschaften, Umter und Güter mit allen Rechten und Gerechtigkeiten an das alsdann regierende Familienoberhaupt des königlich preußisch-brandenburgischen Hauses Demgemäß ist benn, als 1843 bieser Fall eintrat, zurückfallen. auch der Übergang biefer Güter an die Krone erfolgt.

War also die Fideikommißqualität dieser Güter schon nicht unangesochten, so war dieselbe bei dem Hauptbestandtheil der Kronsideikommißgüter, den Herrschaften Schwedt, Bierraden und Wildenbruch in neuerer Zeit noch viel bestrittener. Nachdem der Kurfürst Albrecht Achilles diese Güter im Frieden zu Prenzlau 1472 von Pommern erworden hatte, und dieselben mit dem Ausssterben der Grafen v. Hohenstein, denen er sie als ein Mannslehn überwiesen, dem Herrschenkause erledigt waren, wurden sie mehrsach zu Dotationen für Mitglieder der kurfürstlichen Familie

¹⁾ S. das oben citirte Votum des Fürsten v. Wittgenstein, Anlagen S. 31—32.

benutt, bis sich ber Kurfürst Friedrich Wilhelm im Jahre 1664 genöthigt sah, dieselben für eine Summe von 25000 Thalern bem Grafen von Barrenbach zu verpfänden. Da er aber auch bei Ablauf des Termins nicht im Stande war, die Pfandsumme selbst zurückzuzahlen, so lieh ihm "auf sein verschiedliches Zureden und remonstriren, daß dieses Amt nicht eben ein Domainenftud" sei, seine Gemahlin bas erforberliche Gelb, wogegen ber Kurfürst ihr und ihren Sohnen durch Urfunde vom 28. Juni 1670 die Herrschaften Schwedt und Vierraden als Fideikommiß, erblich nach dem Recht der Erstgeburt, überließ. Dabei traf er jedoch bie ausdrückliche Bestimmung, daß diese Güter beim Abgang ber männlichen Linien seiner Sohne zweiter Che - gegen Rudzahlung des Darlehns und der Meliorationskosten an die weiblichen Nachkommen — wieder an das Kurhaus zurückfallen, ferner daß alle Akquisitionen namentlich an liegenden Gütern diesen Herrschaften einverleibt und ihnen dieselbe Qualität wie jenen beigelegt werden, damit auch diese seinerzeit wie jene gegen Erlegung des Raufpreises dem Rurhause anfallen follen. Bestimmungen wurden in dem zwischen der verwittweten Rurfürstin und dem Knrfürsten Friedrich III. am 4. August 1689 geschlossenen Erbschaftsrezeß, ber zugleich auch die bereinstige Ginlösungessumme für die inzwischen von der Rurfürstin dazu erworbene und dem Fideikommiß inkorporirte Herrschaft Wildenbruch festsette, ausbrücklich bestätigt. Dasselbe geschah in bem Erbtheilungsrezeß Friedrich's III. mit seinen Brüdern vom 28. Juli Als die männliche Schwedter Linie ausstarb (1788), fiel das Fibeikommiß daher auch ohne Schwierigkeiten an Friedrich Wilhelm II. zurück, während über den Allodialnachlaß der Markgrafen langwierige Streitigkeiten entstanden. Friedrich Wilhelm II. inkorporirte die ihm angefallenen Herrschaften den Domänen nicht, und ba es keine neuen Erwerbungen waren, der Rönig fie vielmehr jenen Verträgen gemäß ex pacto et providentia maiorum ererbt hatte, so konnten sie auch bei seinem ab intestato erfolgenden Tobe nicht zu den Staatsbomanen gezogen werben, mußten vielmehr das, was sie waren, nämlich Fideikommiß des königlichen Hauses, bleiben. Dennoch murbe biese Gigenschaft ber Büter im Laufe unseres Jahrhunderts namentlich von Seiten der staatlichen Behörden, des Finanzministers, mehrsach angezweiselt, so daß der König Friedrich Wilhelm IV., um jeden Zweisel aufzuheben, durch allerhöchste Kabinetsordre vom 1. Mai 1854 dem Fissus den Besehl gab, wider die Krone auf Anersennung der Domänenqualität und Herausgabe der Herrschaften an den Staat zu klagen. In beiden Instanzen des geheimen Instizraths wurde jedoch durch die Urtheile vom 21. Dezember 1862 und 26. November 1869 gegen den Fissus erkannt, und auch die Nichtigkeitsbeschwerde des Fissus in dritter Instanz vom Obertribunal am 24. und 28. Juni 1872 zurückgewiesen. Somit ist also jeder Zweisel gehoben, die Herrschaften Schwedt, Vierraden und Wildenbruch gehören zum Familiensideikommiß des königlichen Hauses.).

Abgesehen von diesen Fideikommißgütern steht dem König als Familienoberhaupt noch der Krontresor zur Disposition. König Friedrich Wilhelm III. hatte in den trüben Zeiten nach 1806, um dem Staat die ungeheuren Kontributionen zu ersleichtern, die Ausgaben seiner Chatoulle bekanntlich auf das Äußerste beschränkt und seinen Hoshalt auf ein ganz minimales Maß reduzirend, von den Einnahmen aus den Domänen einen bei weitem größeren Theil, als sonst zu geschehen pflegte, dem Staat überlassen. Als dann aber nach glücklicher Besiegung Napoleon's die Staatskasse durch die französische Kriegskontribution bedeutende Gelder und reichliche Entschädigung erhielt, so daß den Beamten die sog. Bons ausgezahlt werden konnten, hielt man auch den König für besugt, seine zum Besten des Staates sich auserlegten Entbehrungen sich aus derselben Quelle

In dem Kapitel über die vermögensrechtlichen Berhältnisse behandelt Schulze die Kronsideikommißgüter gar nicht. Über den Hauptbestandtheil dersielben, die Schwedter Herrschaften, gibt er in einer besonderen Anmerkung S. 582 ff. zu dem Abschnitt von 1603 bis 1701 wenigstens einen historischen Abriß, welcher im wesentlichen nach der Schrift: v. Loeper, Beantwortung der Appellation in der Prozeßsache des kgl. preußischen Fiskus wider die Krone Preußen, die Herrschaften Schwedt, Vierraden und Wildenbruch betressend. Berlin 1866 gearbeitet ist. Zugänglicher als diese, als Manustript gedruckte Schrift ist das Büchelchen von Thomae, Geschichte der Stadt und Herrschaft Schwedt. Berlin 1873.

ersetzen zu lassen. Durch weise Sparsamkeit und Ökonomie in der Benutzung dieser Gelder ist es dem König gelungen, eine Summe von sechs Millionen Thalern zu erübrigen, über welche er testamentarisch dahin disponirte, daß seinem Nachfolger in der Regierung die freie Verfügung bis zur Hälfte des Kapitals zusstehen, die zweite Hälfte dagegen einen eisernen, nur für den Fall der Noth angreisbaren Bestand bilden soll. Dies ist der Krontresor.

Für seine nachgeborenen Söhne sorgte König Friedrich Wilhelm III. nach der alten Gewohnheit seines Hauses durch die Stiftung des königlich prinzlichen Fideikommisses, das zum größten Theil jedoch Geldsideikommiß ist und nur wenige Liegenschaften, wie namentlich die Herrschaften Flatow und Krojanke, enthält. Aber auch an diesem Fideikommiß, dessen Nutznießer heute die Prinzen Friedrich Karl und Albrecht sind, steht der Krone das Obereigenthum und das Anfallsrecht nach dem Aussterben der Linien der nachgeborenen Prinzen König Friedrich Wilhelm III. zu. Verwaltet wird auch dies Fideikommiß durch das Ministerium des königlichen Hauses, jedoch konkurrirt an der Kontrolle auch der Justizminister.

Endlich besitzt aber der König von Preußen wie jeder Privatmann freies Eigenthum, über das er wie dieser inter vivos und mortis causa frei disponiren kann, wie es eben aus rein privatrechtlichen Titeln auch nur erwachsen kann.

Ebenso befinden sich die königlichen Prinzen im Besitze freien Privatvermögens, aber selbstverständlich ist es ihnen auch unbenommen, unter Beobachtung der allgemeinen gesetzlichen Normen, ihr freies Bermögen für ihre Erben und Linien festzumachen und durch Stiftung von Fideikommissen ihren Linien zu sichern, wie solche denn auch in der That, z. B. für die Familie des Prinzen Albrecht, existiren. Dagegen beziehen die Prinzen des königlichen Hauses nicht, wie in anderen Staaten Deutschlands, in denen die Prinzen des Herrschauses ein Recht auf jährliche Zahlung einer Geldsumme vom Staate ohne eine Gegenleistung

5.000

¹⁾ Über die Bererbung dieses freien Eigenthums eines Königs für ben Fall, daß feine solche Disposition vorliegt, vgl. u. S. 114.

haben, Emolumente irgend welcher Art vom preußischen Staat. Die ihnen gebührenden Apanagen erhalten sie vielmehr allein vom König aus der Kronsideikommißrente, der König bestimmt auch allein die Höhe der Apanagen wie der Sustentationsgelder, da die neueste hausgesetzliche Fixirung derselben im Geraischen Hausvertrag erfolgt ist, die heute natürlich nicht mehr genügt und daher observanzmäßig weit überschritten wird. Diese Apanagen sind auch nicht erblich, sondern rein persönlich und hören mit dem Tode des Apanagirten dauf.

Ebenso gibt der Staat auch zur Aussteuer der königlichen Prinzessinnen keinerlei Beitrag, die früher übliche Prinzessinnen= steuer ist seit Friedrich Wilhelm's I. Zeiten außer Gebrauch ge= kommen, der König allein bestreitet auch diesen Titel aus der Kronfibeikommigrente. Heffter 2) meint zwar, bag wenn auch der Ausdruck "Töchter und Fräulein" eine Ausdehnung auf die= jenigen Prinzessinnen, welche nicht Töchter bes Landesherrn sind, wohl gestatte, doch streng genommen nach den Hausgesetzen der König nur zur Ausstattung seiner Tochter, nicht auch ber seiner Brüder und Vettern verpflichtet sei. Markgraf Georg Wilhelm von Baireuth habe eine solche Verpflichtung 1721 und 1723 bestritten, auch ein ihm gunftiges Gutachten aus Halle erhalten, und Friedrich Wilhelm I. habe ausdrücklich erklärt, daß er solche Ausstattungen aus freiem Willen gegeben habe, zugleich aber, daß er sie auch später gegen Revers geben werbe. Jedenfalls geschieht es heute observanzmäßig, und die Disposition Friedrich's V. vom 13. Mai 1385 legt eine solche Pflicht auch den Töchtern des vorverstorbenen Bruders gegenüber, den der Landesherr be= erbt hat, auf, und endlich liegt auch in dem Ausdruck des Geraischen Bertrages, daß "einer iedtwedern gebornen Tochter unnd Freulein aus dem Hausse Brandenburck" nicht mehr als die bestimmte Summe zum Heiratsgut gegeben werben solle, doch kaum eine Unklarheit ober Zweideutigkeit.

¹⁾ Ungenau ist daher die Notiz bei Hefster a. a. D. S. 262, daß das Deputat einzelner Prinzen ein lebenslängliches sei, das nicht auf die Nach- kommen übergeht.

²⁾ a. a. D. S. 263. historische Zeitschrift R. F. Bb. XVI.

Auch die Sohe der Aussteuer ist selbst für Konigstöchter seit bem Geraischen Hausvertrage nicht fixirt worden, die bort vorgeschriebene Summe wird heute aber ebenfalls erheblich über= schritten, wogegen die Prinzessin und ihr künftiger Gemahl vor der Vermählung einen eidlichen Verzicht auf väterliches, mutterliches und brüderliches Erbe ausstellen muffen. Die "ziemliche Ausfertigung", die die älteren Hausgesetze ben Prinzessinnen gugestehen, beträgt heut gewöhnlich ebenso viel wie die Aussteuer Ausstener und Ausfertigung, sowie die von dem Sause, in welches die Prinzessin hinein heiratet, berfelben zu leistenden Präftationen werben vor ber Vermählung in den Chepakten festgesett. Ebenso werben bei ben Bermählungen königlicher Prinzen Chepakten aufgestellt, in benen die Mitgift und Aussteuer ber hohen Braut, sowie die berselben von dem Prinzen, ihrem zufünftigen Gemahl, und von dem foniglichen Sause zu gewährenden jährlichen Gelbsummen, welche die Prinzessin statt ber früher üblichen Hand =, Spill = und Nabelgelber zur Bestreitung ber Rleidung und sonstiger Ausgaben "zur selbsteigenen Disposition" erhält, bestimmt werben. Desgleichen enthalten die Shepakten Bestimmungen über das eventuelle Witthum der Prinzessin, ihren Hofftaat, bas eheliche Güterrecht — letteres regelmäßig bahin, daß zwischen dem Prinzen und der Prinzessin feine Gütergemein= schaft besteht, und die Prinzessin an ben Rachlaß des vorverstorbenen Gemahls, abgesehen von dessen testamentarischen Berfügungen, keinen Anspruch hat. Abgeschlossen werden die Ehe= pakten im Namen des Königs, jedoch unter Zuziehung pringlichen Eltern. Gin in diesem Jahrhundert zwischen einem königlichen Prinzen. und seiner Gemahlin abgeschlossener Chekontrakt, ben Schulze am Ende seines Werkes mitzutheilen in ber Lage ist, illustrirt bie hier in Betracht kommenden Berhält= niffe auf's beste.

Das Erbrecht in der königlichen Familie folgt mit geringen Ausnahmen den allgemeinen, in Berlin, als dem gesetzlichen Domizil derselben, geltenden Gesetzen, d. h. also für den Fall eines Todes ab intestato der Joachimica und den weitern provinzialrechtlichen Modifikationen des gemeinen Rechts. Stirbt aber ein König, ohne testirt zu haben, so fällt, wie erwähnt, sein gesammter Privatnachlaß infolge der bestehenden Präsumtion für die Fideisommiseigenschaft des königlichen Besißes und für die Primogenitur dem Thronfolger zu, während die Immobilien nach den Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts den Staatsbomänen zuwachsen. Für den Fall der Testamentserrichtung ist übrigens noch zu merken, daß des Königs Majestät von den Vorschriften über die Antheile Pflichttheilsberechtigter besreit ist, und der materielle Inhalt prinzlicher Testamente erst durch des Königs Genehmigung Rechtskraft erhält, während bezüglich der Form für alle Mitglieder des königlichen Hauses es genügt, daß sie ihre Dispositionen schriftlich dem Könige einreichen, und dieser dieselben dem königlichen Hausarchiv oder auch einem Gericht zur Ausbewahrung übergibt.

Die für die königliche Familie geltenden staatsrechtlichen Grundsätze behandelt Schulze, wie oben bemerkt, nur summarisch. Die Thronfolge zunächst ist in Preußen durch Artikel 53 der Verfassung und zwar nach dem Recht der Erstgeburt und der agnatischen Linealfolge geregelt, wobei die rechtmäßige Geburt aus ebenbürtiger Che Voraussetzung ist. Die subsidiäre weibliche Erbfolge für den ganzen preußischen Staat ist also nicht fest= gesetzt und würde es, falls man sie einzuführen für räthlich halten sollte, einer besonderen Bestimmung in der Verfassung bedürfen. Für die durch weibliche Succession an Preußen gelangten Länder hat Friedrich der Große allerdings in dem geheimen Familien= traktat von 1752 hausgesetzlich alle Rechte gewahrt, jedoch wird dies kognatische Erbrecht des alten deutschen Reichsrechts, wie auch die durch die alten Erbverbrüderungen, z. B. den Häusern Sachsen und Hessen auf einzelne preußische Landestheile, beim Abgang des hohenzollernschen Mannsstammes, zustehenden Erbausprüche als erloschen betrachtet werden, da die Untheilbarkeit und Einheit des Staats heute unbestritten "oberstes Axiom der Thronfolge" ist. Da aber Artikel 11 der Reichsverfassung die deutsche Kaiserwürde an die preußische Königskrone als ein Accessorium derselben untrennbar geknüpft hat, so gelten dieselben Bestimmungen auch für das deutsche Reich; ja wenn der König

5-0000

von Preußen durch ein Verfassungsgesetz die Thronfolge in Preußen ändern sollte, so bestehen diese Ünderungen auch für das Reich eo ipso zu Recht. Der König von Preußen hat bei Antritt der Regierung nach der Verfassungsurkunde Artisel 54 das eidliche Gelöbnis abzulegen, die Verfassung des Königreichs sest und unverbrüchlich zu halten und in Übereinstimmung mit derselben und den Gesehen zu regieren. Die Reichsverfassung enthält einen solchen Artisel nicht, und demgemäß hat der deutsche Kaiser ein solches Gelöbnis auch nicht zu leisten. Mithin ist die Erlangung der deutschen Kaiserkrone auch nicht an die Erfüllung jenes preußischen Verfassungsparagraphen geknüpft, da dieser nicht etwa eine Bedingung zur Erlangung der preußischen Königskrone ist: im Augenblick des Todes eines Königs von Preußen ist vielmehr sein Nachsolger König von Preußen und Kaiser von Deutschland.

Ausführlicher als mit der Thronfolge beschäftigt sich die preußische Verfassungsurkunde bekanntlich mit der Regentschaft. Ist der König minorenn oder sonst dauernd verhindert, selbst zu regieren, so übernimmt der der Krone zunächst stehende Agnat, b. h. berjenige Pring, ber, falls ber Tob bes Königs eingetreten wäre, die Krone erhalten hätte, die Regentschaft des Landes. Er, ober wenn ein solcher regierungsfähiger Agnat nicht vorhanden sein sollte, bas Staatsministerium, beruft sofort bie Rammern, welche in gemeinsamer Sitzung über bie Nothwendigkeit ber Regentschaft beschließen. Dem Regenten, welcher wie der König selbst die Verfassung zu beschwören hat, stehen sämmtliche, praktisch bedeutsamen Rechte und Befugnisse bes Königs zu, er übt die ganze Regierungsgewalt in bessen Namen aus, er ist bas konstitutionelle und unverantwortliche Oberhaupt des Staats und der königlichen Familie, unverantwortlich auch nach Beendigung ber Regentschaft sowohl den Kammern wie auch dem König gegenüber. Der Unterschied ist nur ber, daß der Regent alle Handlungen nicht in seinem, sondern im Namen des Königs

¹⁾ Die entgegenstehende Ansicht, welche v. Könne, Verfassungsrecht des beutschen Reichs S. 157 aussührt, und der auch v. Mohl beipstichtet, ist jetzt namentlich durch Laband, Staatsrecht des deutschen Reichs S. 218 ff. mit vollster Klarheit zurückgewiesen.

auch das Präsidium des deutschen Reichs untrennbar gehört, so übt der preußische Regent auch zweisellos die mit diesem verstnüpsten Rechte aus, ist in eben dem Maße Regent des deutschen Reichs wie des preußischen Staats. "Die Einrichtung einer Regentschaft in Preußen ist für das Reich ganz ebenso wie ein Thronwechsel in Preußen, der durch Todesfall herbeigeführt wird, ein thatsächliches Ereignis, dessen Folgen es hinnehmen muß"2).

In einem letten Abschnitt über die öffentlich rechtliche Stellung der königlichen Familie theilt Schulze dann noch mit, daß bei Streitigkeiten zwischen Mitgliedern des königlichen Hausträge, die der Hausminister vorbereitet, in Übung sind³), während bei Rechtsstreitigkeiten zwischen einem Mitgliede des königlichen Hauses und einem Dritten der mit dem, den alten Namen "Kammergericht" führenden, Oberlandesgericht der Provinz Brandenburg verbundene Geheime Justizsenat in zwei Abtheilungen als erste und zweite Instanz und nach dem Reichsgesetz vom 26. September 1879 das Reichsgericht in Leipzig als dritte Instanz sür Besschwerden und Revisionen fungirt.

¹⁾ Schulze erwähnt, daß der König durch lettwillige Verfügung die Vorsmundschaft über seinen minorennen Nachfolger auch auf eine andere Person als den nächsten Agnaten übertragen kann. Da jedoch der Regent auch das Oberhaupt der Familie in allen Beziehungen vertritt, so steht ihm auch in diesem Fall, abgesehen ganz von der Rechtsbeständigkeit der testamentarischen Bestimmung, mindestens das Recht der Obervormundschaft zu.

²⁾ Laband a. a. D. S. 218. Die entgegenstehende Ansicht, welche v. Könne a. a. D. S. 157 und v. Mohl S. 284 vertreten, daß nämlich die Regentschaft im Reich durch ein besonderes Reichsgesetz geregelt werden müsse, namentlich weil der preußische Landtag nicht über diese deutsche Frage entscheiden könne, widerlegt wieder Laband vollständig. Das preußische Staatsministerium und der preußische Landtag handeln nur sür Preußen, die preußische Versassung vrdnet nur die preußische Regentschaft, das Reich seinerseits hat die Frage der Regentschaft ein sür allemal dadurch entschieden, daß es durch die Reichsversassung die Ausübung der kaiserlichen Regierungsrechte in die der preußischen Krone implicite eingeschlossen hat.

³⁾ Nach dieser, dem Prof. Schulze gewordenen offiziellen Mittheilung ist also die Notiz bei Heffter a. a. O. S. 266, daß die Anwendbarkeit der Aussträge im königlichen Hause fortgefallen sei, zu berichtigen.

Der heute nicht mehr regierenden Linie der schwäbischen Fürsten von Hohenzollern widmet Schulze einen eigenen Anhang. Der Sohn jenes oben erwähnten Jost Nikolaus I. erward seinem Hause 1505 die Reichserbkämmererwürde, und dessen Enkel Karl I., der schon 1534 Sigmaringen und Veringen erworden hatte, wurde nach dem Tode seines Vetters Jost Nikolaus II. Alleinbesitzer und Stammhalter. Er theilte durch Disposition vom 24. Juni 1575 das Land unter seine drei Söhne, doch starb die Linie seines Sohnes Christoph bald aus, und es bildeten sich nun die zwei Linien Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen.

Für die regierenden Herren der Hechinger Linie erwarb Johann Georg 1623 die Fürstenwürde, doch erst seinem Sohne Eitel Friedrich V. gelang es auf dem Reichstag zu Regensburg 1653, in das Reichsfürstenkollegium introduzirt zu werden, und seinem Enkel Friedrich Wilhelm 1691, die Fürstenwürde auf alle Mitglieder der Hechinger Linie burch kaiserliches Diplom ausgedehnt zu erhalten. Friedrich Wilhelm war es auch, unter bessen Regierung 1695 und 1707 mit bem Hause Brandenburg jene oben erwähnten pacta gentilitia geschlossen wurden, welche die Eventualsuccession des Hauses Brandenburg in die fürstlich hohenzollernschen Besitzungen beiber Linien einführten und ben Rurfürsten von Brandenburg, resp. den König von Preußen als Oberhaupt der Familie anerkannten. Friedrich Wilhelm's Nachfommenschaft erlosch schon mit seinem Sohne Friedrich Ludwig 1750; der Sohn Franz Xaver's, eines Betters Friedrich Ludwig's, Hermann Friedrich, erwarb durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 für niederländische Herrschaften, die dem Hause durch Heirat zugefallen waren, die Herrschaft Hirschblatt und das Kloster Gnadenthal und bei der Gründung des Rheinbundes die Souveranetat. Unter seinem Sohne Friedrich Bermann Otto wurde bem Lande am 16. Mai 1848 eine Konstitution gegeben, welche (§ 5) nach dem Aussterben der beiden schwäbischen Linien die preußischen Successionsrechte anerkannte.

Die Linie Sigmaringen erwarb die Fürstenwürde ebenfalls 1623 und wurde ebenfalls durch den Reichsbeputationshauptschluß für durch Heirat erworbene nieherländische Besitzungen entschädigt und zwar durch die Herrschaft Glatt und mehrere säkularisirte Bei ber Gründung bes Rheinbundes erhielt sie nicht nur die Souveranetät, sondern auch reichlichen Territorialzuwachs. Im Plenum ber Bundesversammlung führte jede ber beiden Linien eine Stimme für sich (B.=A. Art. 6), mahrend sie in ber engeren Bundesversammlung nur zusammen eine Stimme hatten (Art. 4). Am 24. Januar 1821 wurde ein umfangreiches Hausgesetz erlassen und von König Friedrich Wilhelm III. und sämmtlichen Agnaten bestätigt, welches fast über alle in Betracht kommenden Fragen Festsetzungen enthält, namentlich aber auch bie Fibeikommißqualität ber Stammgüter, die Rechte des Hauptes der Familie wie der nachgeborenen Prinzen und ber Prinzessinnen, und die eventuelle Diese lettere wurde auch in die preußische Succession behandelt. am 11. Juli 1833 bem Lande gegebene Berfaffung aufgenommen, jedoch erfolgte bekanntlich infolge ber Verhältnisse bes Jahres 1848, schon bevor bas als Voraussetzung ber preußischen Suc= cession angenommene Aussterben der männlichen Linien eintrat, die Übertragung der Souveränetats= und Regierungsrechte an Preußen durch ben Staatsvertrag vom 7. Dezember 1849, bem ber preußische Landtag am 12. Märg 1850 bie verfassungsmäßige Bustimmung ertheilte.

Beide Fürsten von Hechingen und Sigmaringen traten ihre Regierungsrechte gegen Anerkennung der sämmtlichen in beiden Fürstenthümern gelegenen Güter und Liegenschaften des Hauses als fürstlich hohenzollernsches Stamm= und Familiensideikommiß= vermögen, gegen Zahlung einer jährlichen Revenue und Gewährung gewisser Shrenrechte, durch welche sie im wesentlichen, von der Successionsfähigkeit abgesehen, den Prinzen des königlichen Hauses gleichgestellt wurden, völlig ab. Die persönlichen Shrenrechte sind dann durch eine Reihe von Kabinetsordres sestgestellt, namentlich wird der seitherige Rang der Fürsten als souveräne deutsche Bundesfürsten anerkannt und dem jeweiligen Haupt, resp. den jeweiligen Häuptern das Prädikat "Hoheit") zugestanden, während

¹⁾ Die "Königliche Hoheit", die der heutige Fürst von Hohenzollern führt, ist nur ein demselben persönlich seiner hohen Verdienste wegen gegebener Gnadensbeweis.

die in dem Hausstatut von 1821 erforderlichen Modifikationen durch einen Nachtrag zu demselben vom 26. März 1851 stipulirt wurden, durch welche die wichtigsten Vorrechte des Familiens oberhaupts dem König von Preußen übertragen wurden. In diesem Statut wurde auch das von dem Fürsten von Hohenzollernschingen, der aus seiner morganatischen She mit einer Freiin Schenk v. Gehern keine successionsfähige Descendenz hatte erzeugen können, an den Fürsten von Sigmaringen abgetretene hechingische Haussideikommiß mit dem sigmaringischen zu einem fürstlich hohens zollernschen Gesammtsideikommiß vereinigt.

Eine neue Zukunft hat sich dem fürstlichen Hause eröffnet durch die Wahl des Prinzen Karl Ludwig von Sigmaringen zum erblichen Fürsten von Rumänien. Die Erbfolge in Rumänien ist mit Zustimmung der fürstlich hohenzollernschen Familie nach dem Recht der Erstgedurt und der agnatischen Linealfolge mit Ausschluß der Frauen und deren Descendenz geregelt, die gesammte Familie hat daher das rumänische Indigenat erhalten, und die Thatkraft und Tüchtigkeit des Fürsten Karl I. hat es dahin gebracht, daß die Unabhängigkeit Rumäniens in dem Berliner Vertrage vom 13. Juli 1878 anersannt wurde, worauf dann die rumänischen Kammern den Fürsten um Annahme des Königstitels ersucht haben. Dieser hat der Vitte statt gegeben und sich im Mai 1881 die rumänische Königskrone aus Saupt gesetzt.

Nachdem wir auf diese Weise über den Hauptinhalt der Einleitung zu den Hausgesetzen referirt und an dieselbe Ergänzungen und Nachträge geknüpft haben, bleibt uns über die Publikation der Hausgesetze selbst nur wenig zu sagen übrig. Aus einem sechshundertjährigen Zeitraum von 1273 bis 1871 gibt Schulze die wichtigsten Urkunden zur Versassung des preußischen Königshauses (darunter mehrere, die der Öffentlichkeit hier zum ersten Mal übergeben werden, wie das pactum gentilitium von 1707, die Familienurkunden von 1752, den Ehevertrag aus diesem Jahrhundert) und die meisten der fürstlichen Linie. Aber auch die sonst schon, in veralteten Werken höchst ungenügend abgebruckten Urkunden werden in Zukunst allein nach dem Schulze'schen

Buch benutt werden dürfen. Denn abgesehen von den frühesten Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts, die nach den Monumentis Zolleranis auf's neue abgedruckt sind, und abgesehen von einigen aus unserm Jahrhundert, die der preußischen Gesetzsammlung entlehnt sind, ist der Abdruck sämmtlicher Urkunden nach ben in den Archiven aufbewahrten Originaldokumenten besorgt Der weitaus größte Theil berselben beruht selbstver= ständlich im Archiv des königlichen Hauses zu Berlin; hier sind für das vorliegende Buch die Abschriften, die der Verfasser nach alten Drucken hatte anfertigen lassen, mit biplomatischer Genauigkeit kollationirt, diejenigen aber, von benen ein Abdruck uoch nicht vorlag, mit derselben Sorgfalt abgeschrieben worden, so daß deren Authentizität verbürgt ift. Freilich mußte es dem Berfasser überlassen bleiben, die Urfunden nach ben für die Sdition heute maßgebenden Grundsäten selbst umzugestalten, da es nicht bekannt war, wie weit er dieselben zu den seinigen machen wollte. Doch ist eine solche Feile überhaupt nicht angelegt worden, und wir wollen hier darüber nicht rechten. Immerhin hätte aber die Orthographie, besonders die Konsonantenhäufungen, die großen Buchstaben u. dgl. richtig gestellt und die Interpunktion, die doch oft als eine nur zufällige bezeichnet werben muß, in eine ben Sinn erflärende umgewandelt werden dürfen, ohne daß die Reinheit bes Textes gelitten hätte. Auch wäre der Gebrauch der Urkunden wohl wesentlich erleichtert worden, wenn wenigstens so umfang= reiche Urkunden, wie die Achillea, der Geraische Vertrag u. s. w., mit am Rande etwa in Klammern beigefügten Paragraphenzahlen und furzen Überschriften versehen wären, und wenn namentlich bem Werke ein Sach-Register beigegeben ware, bessen gangliches Fehlen gewiß oft genug beklagt werden wird 1).

¹⁾ Schließlich glauben wir von den wenigen Drucksehlern, die wir bemerkt haben, als sinnstörend erwähnen zu sollen: S. 601 J. 16 v. u. die an das königliche Churhaus "geliehenen Stücke" statt "gediehenen" und S. 785 J. 11 v. u. "sans" statt "dans".

Literaturbericht.

Kurzgesaßte Geschichte Babyloniens und Asspriens nach den Reilschriste denkmälern. Mit besonderer Berücksichtigung des Alten Testaments. Bon F. Mürdter. Mit Vorwort und Beigaben von Friedrich Delitsch. Stuttgart, D. Gundert. 1882.

Wenn man die ersten 92 Seiten ("Altbabylonien") ausnimmt, so ist dieses hübsch und anziehend geschriebene Büchlein eine durchaus zuverlässige Zusammenstellung; und da die Hauptberührungen Jeraels mit dem Euphrat= und Tigrisgebiet in die affprische und neubaby lonische Zeit fallen, welche von S. 93 an behandelt wird (bis S. 236 "Affprien" und von da bis Schluß "Neubabylonien"), auch dies zugleich die Zeit ist, die in's volle Licht der Geschichte fällt, so kann die kleine Schrift allen Geschichtsfreunden nur auf das wärmste empfohlen Was die Geschichte der neuesten Ausgrabungen anlangt, so findet man in Friedr. Delipsch's Beigaben (G. 267 ff.) die letten Funde Rassam's als willkommenen Nachtrag in übersichtlicher Weise zusammengestellt; nur schabe, daß S. 275 f. die Bedeutung der allzu furz geschilderten neuen Schätze des Louvre, die zu dem Allerwichtigsten gehören, was je ausgegraben wurde, kaum angedeutet werden konnte. Wie auch die altbabysonische Zeit (von ca. 4500 v. Chr. bis gegen Ende des 2. vorchriftlichen Jahrtausends) mit ihren geschichtlichen Ereignissen, ihrer Religions= und Rulturentwickelung 2c. jest in klaren Ums rissen dargestellt werden kann, glaubt Ref. zur Genüge in seinen "Borsemitischen Rulturen"1) (S. 195-541 bes 1. Bandes ber "Semit. Bölker und Sprachen") gezeigt zu haben, so baß hier einfach barauf verwiesen sein möge. Ja es kann jett durch die neuesten Forschungen (was ich bort nur anzudeuten wagte) als bewiesen gelten, daß die ältesten Besiedler der Euphratebene, die Sumero=Affadier, wirklich

¹⁾ Leipzig, D. Schulze.

(wie Lenormant mehr genial geahnt als wissenschaftlich begründet hatte) Turanier, und zwar ihrer noch erhaltenen Sprache nach am engsten mit den Turkstämmen verwandt, gewesen sind. Welche Perspektive dies nun klar zu erkennende Faktum der Sprach= wie Alterthums= wissenschaft eröffnet, ist im Augenblick kaum noch abzusehen; wir hoffen, daß recht bald eine zweite Auflage des Mürdter'schen Werkchens auch darüber, wie über die altbabylonische Geschichte überhaupt in derselben gewinnenden und klaren Form, in der die Abschnitte Asspried und Neubabylonien geschrieben sind, zusammenhängend Bericht erstatte.

F. Hommel.

Die althersischen Keilinschriften. Im Grundtexte mit Übersetzung, Grammatit und Glossar. Lon Fr. Spiegel. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, B. Engelmann. 1881.

Die zweite Auflage dieses verdienstlichen Werkes, welche der ersten nach einer Zwischenzeit von fast zwei Jahrzehnten gesolgt ist, wurde nach des Bf. eigenen Worten dem heutigen Stand der Wissenschaft möglichst angepaßt. Von neuem inschriftlichen Textmaterial ist die Inschrift von Suez aufgenommen, die der französische Ingenieur de Rozière im Jahre 1800 auf Granitblöcken entdeckte. Die übrigen Texte sind mit den früher gemachten Originalabschriften verglichen, wogegen der Bf. seider noch nicht die zum Theil sehr deutlichen photosgraphischen Aufnahmen der Inschriften in dem von Dr. F. Stolze herausgegebenen Prachtwerke "Persepolis" (Berlin 1882) benutzen konnte. — Die Grammatik ist verbessert worden, ebenso in einigen Punkten die Transsskription, und auch das Glossar ist einer durchsgängigen Revision unterzogen worden.

Ob der Bf. "die Resultate, welche die Forschungen über die schthischen und assprisch=babylonischen Übersetzungen für den altpersischen Text ergaben, durchweg berücksichtigt" hat, wagen wir nicht zu besurtheilen. Auffallend war uns seine Bemerkung S. 89, daß die Übersiehungen des betreffenden Paragraphen "wenig helsen; denn was im altpersischen Texte dunkel ist, bleibt es dort noch mehr". Wir wissen nicht, was an der Übersetzung von Schrader, Assprisch=babylonische Keilinschriften S. 343, "die Tempel der Götter" auszustellen wäre. Der Eigenname Nad'itabisa (S. 227) läßt sich aus dem Babylonischen völlig befriedigend erklären. Zu S. 160 Ann. durste auch auf Deecke, Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft XXXII (1878) verwiesen werden. Bon den wenigen stehen gebliebenen Drucksehlern

sei uns gestattet zu notiren: S. 33 J. 2 l.: "Mager", S. 95 J. 6 v. u.: "2024", S. 243: Zagayyasoi.

Die Keilschrifttexte am Schlusse des Buches, welche zur Leseübung bestimmt sind, hätten vielleicht noch vermehrt werden dürfen. C. B.

Untersuchungen über Theophanes von Mytilene und Posidonius von Apamea. Von C. Franklin Arnold. (Sonderabdruck aus Fleckeisen's Jahrsbüchern, Supplementband 13.) Leipzig, B. G. Teubner. 1882.

Der Titel der vorliegenden Schrift bezeichnet das am meisten in die Augen fallende Resultat im voraus. Es handelt sich um die Quellen der mithridatischen Kriege, besonders um die Quellenanalyse von Appian's Mithridatica, und in Posidonius und Theophanes sieht Arnold die Hauptquellen Appian's. Die Untersuchung ist auf breitester Basis gesührt, indem die ganze Überlieserung über die mithridatischen Kriege herangezogen wird. Der Bf. hält sich von allen Extremen sern, vermeidet insbesondere den von der modernen Quellenkritik diszweilen begangenen Fehler, vorhandene Geschichtswerke dis in's Einzelste in ihre Quellen zerlegen zu wollen, wobei der kombinirenden Thätigkeit des Geschichtschreibers gar kein Raum gelassen, derselbe vielmehr zum Abschreiber oder zum Kompilator herabgedrückt wird.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen, in denen mit Recht die Annahme, daß Appian nur Livius ausgeschrieben habe, zurückgewiesen wird, geht A. zunächst auf die Untersuchung des dritten mithridatischen Rrieges ein und kommt dabei zu dem Resultat, daß Appian als Hauptquelle den Theophanes benutt hat; Plutarch folgt im Lucullus in der Hauptsache dem Sallust und fügt manches aus Theophanes hinzu (S. 92), während er im Pompejus wesentlich nach Theophanes erzählt. Livius, auf den A. weniger eingeht, hat ähnlich für die Feldzüge des Queullus den Salluft, für die des Pompejus den Theophanes in erfter Linie zu Grunde gelegt. Zweifelhaft erscheint mir von diesen Saten nur, ob Appian in der That auch die Züge des Lucullus nach Theophanes erzählt hat (S. 92). Mit Plutarch's Lucullus findet aller= bings auch außer ben S. 90 ff. angeführten Stellen eine weitgehende Übereinstimmung statt; doch fehlen hier die bestimmten hinweise auf Theophanes, welche uns die Geschichte des Pompejus bietet (S. 84 ff.). Gine minder günstige Darstellung von Lucullus' Erfolgen, als wir sie fonst kennen, läßt sich bei Appian auch nicht leugnen, wie es besonders in dem Schlußurtheil Rap. 91 hervortritt; dagegen finden wir bei Appian auch die entgegengesetzte Auffassung, Rap. 97: δ γάρ τοι πόλεμος

ε τοῦ Μιθοιδάτου καὶ ὑπὸ τῶν προτέρων στρατηγιῶν ἐξήνυστο ἤδη. Wir sehen baraus deutlich, daß Appian auch Quellen benutt hat, welche Lucullus anders beurtheilten, als es von dem Anhange des Pompejus geschah. Bor allem macht der Übergang Kap. 91 den Eindruck, als greift Appian zu einer neuen Quelle, die er vorher wenigstens nicht in erster Linie benutt hat. Er gibt den Zusammenhang fast vollständig auf, als läge ein längerer thatenloser Zwischenraum zwischen dem Schluß von Lucullus' Feldzügen und der Übernahme des Oberbesehls durch Pompejus: οὐκ ἐν καιρῷ σφίσιν ἡγοῦντο πολεμεῖν ἄλλον τοσόνδε πόλεμον, πρὶν τὰ ἐνοχλοῦντα διαθέσθαι. — καὶ τάδε αὐτὸν πράσσοντα οἱ Ῥωμαῖοι περιεώρων, ἐφ' ὅσον αὐτοῖς ἡ Θάλασσα ἐκαθαίρετο. Bon hier bis zum Triumph des Pompejus, auf den zweimal (Kap. 103. 105) als natürlichen Abschluß der Erzählung hingewiesen wird, ist die Darsstellung durchaus einheitlich und stammt nach A.'s Ausführungen sicher aus Theophanes.

Nach einer Betrachtung bes der mithridatischen Geschichte paral= lelen Abschnitts der Bürgerkriege (S. 100—114), in welchem er als Hauptquelle Posidonius annimmt, neben dem jedoch mehrfach ein anderer Schriftsteller, vielleicht Juba, benutt ift, geht Al. auf ben ersten mithri= datischen Krieg über, für den er als vorzüglichste Quelle Appian's Posidonius zu erweisen sucht. Auf einen Griechen und speziell auf einen Rhodier weist hier in der That alles hin; schon das averma Karrizor Kap. 26 (S. 115) macht es unzweifelhaft, daß ein rhobischer Schriftsteller hier Appian's Quelle ift, und gerade an Posidonius zu benken liegt nach A.'s Ausführungen wenigstens außerordentlich nahe. Neben Posidonius findet Al. noch eine andere Quelle benutt, welche hinter jenem an Werth weit zurudsteht. Sie zu benennen sind wir nicht im Stande; nur flüchtig benkt Al. an Claudius Quadrigarius, der Appian durch Livius und Juba bekannt geworden mare. Plutarch's Sulla weist A. Sulla's Kommentare als Hauptquelle nach; baneben finden sich manche auf Posidonius zurückgehende Nachrichten, die Plutarch jedoch durch die Vermittelung von Strabo's Geschichts= werk erhalten hat. Für die Schlacht bei Charonea und die folgenden Ereignisse liegt bei Appian wie bei Plutarch vielfach Sulla zu Grunde, doch ist er von Appian nicht direkt eingesehen, vielmehr denkt sich A. (S. 146) seine Benutzung durch Claudius Quadrigarius, Livius und Allein diese Annahme ist doch kaum vereinbar mit Juba vermittelt. ber mitunter in's Ginzelfte gehenden Uhnlichkeit zwischen Appian und Plutarch, der unzweifelhaft direkt aus Sulla's Kommentaren geschöpft

hat. Man vergleiche in der Geschichte der Schlacht bei Charonea: Μρρ. Rap. 43: ὁ Αρχέλαος ἀπὸ τῶν σημείων — καὶ τοῦ κονιορτοῖ πλείονος αλοομένου τεκμηράμενος είναι Σύλλαν τον ξπιόντα. Ααρ. 19: Αρχέλαος δέ τιῦ κονιορτίο της ελάσειος όπερ ήν τεκμηράμενος, und am Ende von dem Reft des geschlagenen Beeres App. Ααρ. 45: οὐ πολὸ πλείους μυρίων ἐκ δώδεκα μυριάδων γενόμενοι; Blut .: ώστε μυρίους διαπεσείν είς Χαλκίδα μόνους από τοσούτων μυριάδων. Dazu legt die wiederholte Hervorhebung von Gulla's Überlegung ben Gedanken an eine direkte Benutzung seiner Kommentare außerordentlich nahe, Rap. 42: ὁ δὲ Σύλλας έβράδυνε τὰ χωρία καὶ τὸ πλέθος των έχθοων περισκοπούμενος - καιρὸν ἐπετήρει καὶ τόπον. ώς δὲ αἰτὸν είδε — πεδίον αὐτὸς εὐρὸ πλησίον καταλαβών είθυς επήγεν ώς και άκοντα βιασόμενος ες μάχην. Καρ. 44: ένθα δή πάντα δσα είκασεν δ Σύλλας ενέπιπτε τοῖς πολεμίοις. இap. 45: δί εθβουλίαν τε μάλιστα Σίλλα - τοιόνδε - γενόμενον. Φαβ Berhältnis der Schriftsteller ift ähnlich in der Schlacht bei Orchomenos: Μρφ. Rap. 49: ὁ δέ Σύλλας — ἄρυσσε τάφρους; Blut. Rap. 21: δ δε Σύλλας ώρυττε τάφρους. Αρρ.: εξήλατο τοῦ Ίππου καὶ σημεῖου άρπάσας - Blut.: ἀποπηδήσας τοῦ Ίππου καὶ σημεῖον ἀναρπάσας; endlich App.: εἴ τις ὑμιῶν, ιδ Ῥωμαῖοι, πύθοιτο, ποῦ Σύλλαν τὸν στρατηγον ύμων αὐτων προυδώνατε, λέγειν έν Ορχομενώ μαχόμενον. Blut .: έμοι μέν ένται θά που καλίν, ιδ Ρωμαίοι, τελευταν, ύμεις δέ τοῖς πυνθανομένοις, ποῦ προδεδώκατε τὸν αὐτοκρότορα, μεμνημένοι φράζειν, ώς εν 'Ορχομενώ. Über das Werk des Posidonius kommt A. am Schluß zu bem Refultat, daß basselbe mahrscheinlich bis zu Sulla's Diktatur fortgesett war und bis zu biefer Beit für die Geschichte der griechischen Welt die beste Grundlage unserer Renntnis bildet.

Es sind oben nur die wesentlichsten Resultate von A.'s Forschungen berührt; auf die Fülle von treffenden einzelnen Beobachtungen kann hier nicht eingegangen werden. Es seien nur über die Art, wie Appian seine mithridatische Geschichte bearbeitet hat, noch einige Worte gestattet. Daß er sich oft über Gebühr von der Auffassung seiner augenblicklichen Duelle beherrschen läßt, ist zweiselloß; ein schlagendes Beispiel bietet die verschiedene Beurtheilung des Archelaoß Kap. 19 und 44. 45. Daß er oft slüchtig arbeitet und besonders beim Übergang zu einer neuen Quelle leicht Verwirrung anrichtet, ist gleichfalls klar (A. S. 133. 135). Doch scheint er nicht ohne einen bestimmten Plan an die Ausearbeitung herangegangen zu sein, sein Quellenmaterial bereits vorher,

wenn auch nicht vollkommen, burchgearbeitet und geordnet zu haben. So bleibt seine Auffassung von Mithridat durchweg wesentlich dieselbe. Mehrfach wiederholen fich spezielle Angaben in verschiedenen Partien bes Buches, so über die Herkunft der pontischen Achaer Rap. 68 und 102. Die Vergangenheit von Amisos wird in derselben Weise Rap. 8 Wenn A. S. 147 das Wiedererscheinen ber Unund 83 besprochen. gabe, gegen welche Rap. 8 Hieronymus von Kardia angeführt ift, in Kap. 83 als Beweiß betrachtet, daß Appian den Hieronymus nicht selbst eingesehen habe, so niochte ich aus der unpassenden Anbringung bes Citats eher das Gegentheil folgern. Daß Alexander nicht in Amisos gewesen, und daß er die Verfassung der Stadt geordnet habe, widerspricht sich boch offenbar nicht; Appian hat eine Erinnerung aus ber früheren Lekture bes hieronymus in wenig geeigneter Beise ein= geflochten. Wir muffen uns überhaupt hüten, in einer Zeit, in welcher die klassische Literatur im wesentlichen noch unversehrt erhalten war, die Literaturkenntnis ber Historiker allzu gering anzuschlagen. Appian hier aus einem feinem Gegenstande fernliegenden Geschichts= werk eine Notiz einflicht, so hat er gewiß auch aus anderen Geschichtsschreibern ber mithridatischen Kriege, als seiner jedesmaligen Haupt= quelle, manche Ginzelheiten in seine Darstellung verwebt. Daß er verschiedene Berichte vor sich gehabt, sagt er gelegentlich selbst, wie über die kaukasischen Iberer Rap. 101, über die Aufnahme bes Tigranes in Pompejus' Lager Rap. 104, und folche Angaben dürfen wir gerade bei einem Schriftsteller, ber wenig citirt, nicht ohne zwingenden Grund für abgeschrieben halten. Auf verschiedene Quellen muß es so zurück= gehen, wenn Kap. 69 die gesammte streitbare Macht Mithridat's auf 140 000 Mann zu Fuß und 16 000 Reiter angegeben wird, Rap. 72 dagegen das Heer vor Cyzicus auf 300000. Die lettere Angabe findet sich auch bei Plutarch Luc. 11, an die andere erinnert daselbst Kap. 7, wo aber die Zahl des Fußvolks nur 120000 beträgt. ben mit Wahrscheinlichkeit auf Posidonius beruhenden Partien kommen manche Einzelheiten vor, die von Posidonius' Erzählung jedenfalls abweichen; so, daß der Thrann Athens bei Posidonius fr. 41 stets Athenion genannt wird, bei Appian Aristion (A. S. 134); wenn bie Einnahme von Delos verschieben erzählt wird; wenn in der Erzählung Althenion's es von M' Aquilius heißt: συνδέτην έχων άλύσει μακοά Βαστάονην πεντάπηχον πεζός υπό ίππέας ελκεται, bei Appian das gegen Kap. 21: δεδεμένον επί όνου περιήγετο. Abgesehen von solchen einzelnen Einschaltungen und Anderungen aus anderer Quelle scheint

Appian jedoch seine Erzählung jedesmal im wesentlichen nach einer Hauptquelle auszuarbeiten; so zeigt bei dem entscheidenden Siege des Pompejus über Mithridat eine Vergleichung von Appian Kap. 99 bis 101, Plutarch Pomp. 32 und Dio 36, 48. 49, daß Appian und Dio verschiedene Berichte geben, während von Plutarch beide Verichte zussammen gearbeitet sind.

G. Zippel.

Martin von Bracara's Schrift De correctione rusticorum, herausgegeben von C. P. Caspari. Christiania, Malling. 1883.

Der erste Theil dieser von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Chriftiania herausgegebenen gründlichen Arbeit behandelt die Lebens= umstände und Schriften des Suevenapostels Martin v. Braga, welcher ebenso wie der Heilige von Tours Pannonien seine Heimat nannte. Die ältesten und besten Rachrichten über bas Leben Martin's findet man bei seinem Zeitgenossen Gregor von Tours, der nicht versäumt hat, den Tod des galläzischen Bischofs in seiner Frankengeschichte zu verzeichnen. Über den König, unter welchem die Kückfehr der arianischen Sueven zum Katholizismus stattfand, ift man nicht ganz einig. Gregor nennt ihn Chararich, doch ist ein suevischer König dieses Namens Bei Isidor heißt er Theubemir (559-568), und dies nicht bekannt. ist berselbe, welcher in ben Konzilien Ariamir genannt wird. Ginen, zulett noch Dahn, hielten Chararich und Theudemir für ibentisch, Andere, wie Lembke, meinten, Chararich sei ber Vorgänger Theudemir's gewesen. Der letteren Ansicht hat sich auch Caspari angeschlossen, der die ganze Streitfrage ebenso klar als scharffinnig entwickelt hat. Für die Berschiedenheit der beiden Könige spricht nicht bloß die Differenz in den Namensformen, sondern auch der Umstand, daß Gregor die Bischofszeit des 580 geftorbenen Martin auf 30 Jahre normirt, was Anhänger der anderen Meinung einfach in 20 korrigirt Die Bekehrung der Sueven trifft also in das Jahr 550, d. h. vor die Regierung Theubemir's. Unter diesem trat 561 das erste katholische Konzil ber Sueven in Braga zusammen, an welchem auch Martin als Bischof seiner Stiftung Dumio Theil nahm. Im Jahre 572 präsidirte er dem 2. Konzile von Braga als Metropolitanbischof dieser Stadt. Daß Martin mit Gregor im Berkehr gestanden habe, wie C. annimmt, scheint mir nicht begründet zu sein. welche er nach dem Zengnisse des Bischofs von Tours für die Basilica S. Martini gedichtet hat (in Peiper's Ausgabe des Avitus in den Mon. Germ. S. 194), dürften, wenn fie auf die Rirche von Tours gehen, eher von dem Bischof Eufronius (gest. 573), der die von Wiliachar eingeäscherte Martinskirche wieder aufbaute, als von Gregor versanlaßt sein.

Unter ben Schriften Martin's ist zuerst außer Übersetzungen aus bem Griechischen die Formula vitae honestae zu erwähnen, welche unter dem Ramen Seneca's sich im Mittelalter großer Beliebtheit Außerdem verbanken wir Martin eine Schrift De via, in welcher Seneca geplündert ist, drei driftlich-moralische Traktate, eine Canones=Sammlung, Briefe und den Libellus de pascha bessen Echt= heit Gams in Zweifel gezogen hat, mahrend C. ihn wiederum Martin vindizirt. Bei der Streitfrage hat niemand bisher bemerkt, daß die von Salazar und Florez unter Martin's Namen edirte Schrift mit bem zuerst von Montfaucon, bann von mir, Studien S. 329, heraus= gegebenen Traktat des Pseudo-Athanasius völlig identisch ist. Namen bes Athanasius führt die Schrift nur in einem Ambrosianus; in dem Coloniensis wird gar kein Autor genannt. Ift nun Martin ber Verfasser? Die von C. angeführte Stelle findet sich zwar beinabe gleichlautend in Martin's Buche De correctione rusticorum, ich lasse es aber dahingestellt, ob man nicht an eine Entlehnung denken darf. Ist diese ausgeschlossen und Martin der Verfasser auch der Paschal= schrift, so würden die Sueven bes 7. Jahrhunderts vermittelft der jüngeren 84 jährigen Supputatio das Ofterfest bestimmt haben. der Verfasser, sei es nun Martin oder ein Anderer, die falschen Aften des Konzils von Casarea benutt hat, hat auch C. gesehen. Die drei Ge= dichte Martin's sind jüngst von Peiper (Mon. Germ., Avitus) edirt worden. Endlich die Schrift De correctione rusticorum, welche bisher nur verstümmelt herausgegeben war, hat C. jetzt nach dem vollständigen Berner Coder und vier anderen Handschriften neu bearbeitet. Unter den Text hat der Herausgeber kritische, sprachliche und fachliche Anmerkungen gesett, in denen auch oft die Gründe angegeben sind, welche ihn zur Auf= nahme dieser ober jener Lesart bestimmt haben. Ferner hat C. die Benutung der Schrift durch Spätere, wie Eligius von Nopon, fleißig Der Suevenapostel wendet sich in der bem Bischof Polemius gewidmeten Predigt in einfacher, aber packender Rede gegen den Aber= glauben der Bauern. Ihm sind, wie Gregor, die heidnischen Götter nur lasterhafte Menschen. So Jupiter: qui fuerat magus et in tantis adulteriis incestus, ut sororem suam haberet uxorem, quae dicta est Juno, Minervam vero et Venerem, filias suas, corruperit, neptes quoque et omnem parentelam suam turpiter incestaverit.

Mythologie und Superstition bietet die kleine Schrift eine reiche Ausbeute.

Der gelehrte Herausgeber, dessen Einleitung das Beste enthält, was über Martin je geschrieben worden ist, hat sich durch die gewissenschafte Edition dieser fast vergessenen Schrift ein nicht zu unterschätzendes Verdienst um die lateinische Patristik erworben. Ein rein äußerlicher Übelstand sind die langen Untersuchungen in den Noten, welche die Lektüre nicht wenig erschweren und leicht in den Text hätten verwoben werden können.

Muhammed in Medina. Das ist Vakidi's Kitab al Maghazi (d. i. Buch der Feldzüge) in verkürzter deutscher Wiedergabe herausgegeben von J. Wellhausen. Berlin, G. Reimer. 1882.

Die ersten zehn Jahre bes Islam, nämlich ber wichtige Abschnitt aus bem Leben Mohammed's von feiner Flucht von Mekta nach Medina (622 n. Chr.) bis zu seinem Tobe (8. Juni 632), werden uns hier nach einem der ältesten Geschichtswerke der Araber von sachtundiger Zwar haben wir bereits einen guten und ein= Feder vorgeführt. gehenden Bericht über diese Beit in dem von Buftenfeld herausgegebenen und von Weil übersetten "Leben Mohammed's" des Ibn J's'hat, ber wie Wellhausen mit Recht S. 11-15 ausführt, sowohl die zeitliche als auch die innere Priorität vor Bakidi voraus hat, und schon wegen ber vielen meift echten Gedichte, die er als Belege gibt, ben Vorzug verdient. Daß aber bennoch bes zum Theil viel reicheren Materials halber das Buch Bakidi's dem Inhalt nach bekannt gemacht zu werden in hohem Maße würdig war, ist durch vorliegenden Aus= zug, der überall bas Wesentliche zu geben bestrebt ift, bewiesen; für einzelne Episoden, wie die Schlacht von Uhud, den Grabenfrieg, die Belagerung von Chaibar macht 28. S. 15 noch besonders darauf aufmerksam, wie wir hier aus Bakidi ein weit anschaulicheres und verständlicheres Bild gewinnen, als aus dem sonst treueren und ursprünglicheren, aber hier zu knappen Berichte Ibn Js'hat's. Es ift beshalb von jedem Hiftoriker, ber sich mit dem Beginn des Islam und dem Leben Mohammed's beschäftigt, ohne selbst Orientalist von Fach zu sein (und lettere sind leider gewöhnlich nicht in erster Linie Historiker), diese Arbeit W.'s mit Dank zu begrüßen, zumal dieselbe viel zuver= lässiger ift als die Art und Weise, in der Sprenger in seinem bekannten Werke Stellen aus Bakidi deutsch wiedergibt (vgl. die Probe bei W. S. 21-23 und weiter das über Sprenger's Manier S. 24 ff. Bemerfte).

Indem ich hiermit zu näherer Kenntnisnahme dieser nüplichen Arbeit auffordere und beshalb auf eine eingehendere Bürdigung der= selben hier verzichte, möchte ich zum Schluß nur noch auf ein Faktum aufmerkfam machen, auf beffen hohe Bebeutung 28. in ber Einleitung hinweist, und zu beffen richtiger Erklärung er jüngst in ber zweiten Auflage seiner Geschichte bes Bolkes 33rael') (S. VIII f.) weitere überaus interessante Bemerkungen gegeben hat. Es handelt sich nämlich um die muslimischen Mondmonate, die wir uns gewöhnlich feit den erften Tagen bes Islam und vorher als beweglich vorstellen, wie bas ja noch heut in allen mohammedanischen Ländern ber Fall Run zeigt W. G. 17 ff., wie noch in ben erften 10 Jahren bes Jelam (von der Flucht an) mehrere auf die Jahreszeit bezügliche An= gaben nicht mit der gewöhnlichen Rechnung sich vereinigen lassen. sondern vielmehr darauf hindeuten, daß damals noch nach alter arabischer Beise die Mondmonate fest waren, und der jährliche Ausfall durch einen dreizehnten (Schaltmonat), fo oft es eben nöthig ichien, gebeckt Während er hier mehr andeutet, auf welchem Weg wir zu bestimmen haben, wann ursprünglich bie einzelnen arabischen Monate fielen, zeigt er dies in dem genannten Exturs seiner "Geschichte bes Volkes Jerael" genauer. Danach waren die arabischen Monatsnamen ursprünglich Namen für sehr kurze, meist zweimonatliche Jahreszeiten, wie man bas noch aus bem boppelten Rabî (b. i. Frühling, genauer die Hauptregenzeit, wo nach langer Dürre wieder mehr Gras und Rraut wächst) und Gumaba sehen kann; baß es ursprünglich auch zwei Safar (gang ursprünglich natürlich eine zweimonatliche Jahreszeit, Safar genannt) gab, lehren noch einige alte Dichterstellen, auf die 28. Und so läßt sich noch, um hier nur bas hauptresultat zu geben, ein ganzes Semester (nämlich das Wintersemester, von September = Oftober bis Februar = März) auf diese Weise rekonstruiren, mit den drei Jahreszeiten Safar, Rabi und Gumada, an welches sich bann bas mit bem Ragab (Frühlingsanfang und zugleich Vassah= monat) beginnende Sommerhalbjahr anschloße). Da diese Ausführungen von solcher historischer Wichtigkeit sind und außerdem in der Vorrede

-131 Va

¹⁾ Prologomena zur Geschichte des Volkes Israel. Zweite Ausgabe der Geschichte des Volkes Israel. Von J. Wellhausen. Berlin, G. Reimer. 1883.

³⁾ Die Reihenfolge der mohammedanischen Monate ist: Muharram und Safar, Rabî I und II, Gumâda I und II, Ragab, Sha'bân, Ramadân, Shawwâl, Dhu 'l-Ka'da, Dhu 'l-Higga.

eines Werkes stehen, in welchem man dieselben zunächst nicht sucht, so habe ich es nicht für überstässig gehalten, sie hier, zumal sie ja nur eine Fortsetzung des !in Bâtidi S. 17 ff. angeregten bilden, ihrem Resultat nach mitzutheilen. Aus alle dem aber sieht man, ein wie großer Gewinn für die Wissenschaft es noch zu werden verspricht, daß sich der berühmte Historiker des Bolkes Israel in der letzten Zeit fast ausschließlich auf die Erforschung der ihm bis dahin weniger geläusigen ältesten Denkmäler des arabischen Schristthums geworfen hat.

F. Hommel.

Die Reichskanzler vornehmlich bes 10., 11. und 12. Jahrhunderts nebst einem Beitrage zu den Regesten und zur Kritik der Kaiserurkunden dieser Zeit. Von Karl Friedrich Stumpf. II. Vierte (Schluß=)Abtheilung: Nachträge und Inhaltsverzeichnisse. III. Fünste (Schluß=)Abtheilung: Acta imperii adhuc inedita. Indices. Innsbruck, Wagner. 1865—1883.

Über Werth, Bedeutung und Nuten dieser Arbeiten K. Fr. Stumpf's braucht für den Leserkreis der Historischen Zeitschrift kaum ein Wort verloren zu werden; felbst die mittelalterlichen Studien ferner stehenden Fachgenossen wissen es gewiß zu würdigen, wie diese Publikationen befruchtend auf weitere Forschungen eingewirkt haben und wie viel andere ähnliche Materialiensammlungen durch sie hervorgerufen worden find; auch baran wird faum zu zweifeln fein, baß wenn auch einmal die deutschen Raiserurkunden in der Diplomata-Abtheilung der "Monumente" in mustergültiger Form erschienen sein werben, dann doch bie von St. aufgestellte Reihenfolge ber Regesten und die Citirung ber Urkunden nach den Nummern derfelben in einem gewissen Ansehen und Geltung bleiben werden. Die von St. gesammelten und zuerst ber Öffentlichkeit übergebenen Inebita werden dann freilich wohl mehr und mehr in den Hintergrund treten, aber es wird eben noch eine gute Beile dauern, ehe jene Monumentenabtheilung bis auf Heinrich VI. gediehen sein wird, und so lange wird die St.'sche Sammlung auch hierin eine reich schätbare Fundgrube bleiben.

Wie viel und wie werthvolles wir so von ihm bei längerem Leben noch zu gewärtigen gehabt, das zeigt uns in deutlichen Zügen die vierte (Schluß=)Abtheilung des 2. Bandes, die nunmehr Julius Ficker, der Kollege und Freund des Verewigten, aus dem literarischen Nachlasse desselben herauszuarbeiten und zu veröffentlichen sich die Mühe genommen hat. Es hat freilich der ganzen, Ficker eigenen Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung, wie Liebe zur Sache bedurft, um zu diesem

Biele zu gelangen. Freilich nicht etwa, um biese seine Thätigkeit in ein helleres und besonderes Licht zu setzen, gibt er S. 696-723 ein= gehende Rechenschaft über dieselbe; es ist und kann hierbei nur seine Absicht gewesen sein, den Benutzer des Werkes über den Zustand des von St. hinterlassenen Manuffriptes aufzuklären und die Behandlung, die dasselbe bei der nunmehrigen Ausgabe erfahren mußte, zu recht= fertigen. Bescheiben genug versichert Fider gegen Schluß seiner Ausführungen, daß er selbst nur mit geringer Befriedigung von der schweren Arbeit geschieden sei; es mag wohl die Hoffnung gewesen sein, das Ganze zu einer noch größeren Vollendung in Inhalt und Form zu bringen, die ihn zu jener Entschuldigung und Verwahrung veranlaßt hat; wer es sich dagegen vorstellen kann, in welcher Art und Weise ein Autor wie St. sich bei seinen Nachträgen und Berbesserungen gern auf sein Gedächtnis verläßt, sich begnügt die anderungsbedürftigen Stellen durch nur ihm verständliche Zeichen anzudeuten und sich höch= stens ganz aphoristischer Bemerkungen bedient, ber muß doch anerkennen, daß durch Ficker's Überarbeitung das Mögliche geleistet worden ist. Nichts ist hierin, wie in der Beschaffung weiterer Nachträge und Er= gänzungen, sowie durch Anlage von Registern, unterblieben, um das Werk zu einem überaus nutbaren zu machen. Dazu wird uns hier mancher willkommene Aufschluß über St.'s ganze Arbeitsart, über seine Ziele, Grund und Methobe seiner Forschungen; eine bessere Rechtfertigung gegen alle Bor= und Einwürfe über die fo lange ver= zögerte Ausgabe der Schlußhefte konnte dem Heimgegangenen nicht werden als diese, trot ihres Ursprunges aus Freundeshand, unbefangenen und unparteiischen fritischen Schilderungen.

Nur eines hat bedauerlicherweise zu erreichen von vornherein aufgesgeben werden müssen: die Fortsührung und Bollendung des 1. Bandes des von St. begonnenen Werkes; daher wird der von ihm unternommene Versuch einer zusammenkassenden Geschichte des Kanzleiwesens auf den im 1. Hefte dieser Abtheilung gegebenen, die Merowingischen und Karolingischen Urkunden behandelnden Abschnitt beschränkt bleiben. St. hatte auch hier manches zur Weiterarbeit vorbereitet, aber die hinterlassenen Notizen für diese Abtheilung sind doch noch fragmentarischer gewesen und haben noch mehr nur den Charakter von Andeutungen für den eigenen Gebrauch gehabt als auf den anderen Gebieten; mehr noch hat er sich hier und selbst in den über den gleichen Gegenstand gehaltenen Vorlesungen auf sein gutes Gedächtnis verlassen; ein reicher Schap umfassenden und vertiesten Wissens ist so

mit ihm zu Grabe gegangen und muffen wir doppelt schwer sein Dahinscheiben empfinden.

Von einer Kritik ber beiben vorliegenden Hefte an Inhalt und Form kann füglich nicht die Rebe fein, wenn auch eine Übersicht über bas, was sie uns bringen, zum Schluß nicht fehlen barf. Schlußlieferung des 3. Bandes hat St. noch ein Vorwort voraus= geschickt, in bem er erneut im Zusammenhange Zweck und Plan seines Unternehmens beleuchtet, zugleich aber nicht unterläßt, für jede ihm von fremder Hand gewordene, auch noch so kleine Beihülfe mit rührender Aufmerksamkeit sich bankbar zu erweisen; bann folgt ein chronologisches Verzeichnis ber von ihm bis dahin beigebrachten, auf 3 Gerien vertheilten werthvollen Inedita, ferner die Texte von Mr. 431-531 ber 3. ber eben erwähnten Serien, ein alphabetisches Verzeichnis ber in denfelben vorkommenden Namen, ein Verzeichnis der Empfänger, sowohl nach dem Alphabete als nach Landschaften geordnet, eines der Fundorte und benutten Überlieferungen, sowie ein Gloffarium und eine Reihe von Bufäpen und Berichtigungen. Nachträge, Bufäpe und Berichtigungen nehmen, wie es in der Natur der Sache liegen mußte, den Haupttheil bes von Fider redigirten Bandes ein, und zwar werden zunächst S. 469-501 Regesten nachträglich gefundener Diplome verzeichnet, dann erscheinen bis S. 556 Bemerkungen und Mittheilungen, durch welche die in den früheren Abtheilungen gegebenen Regesten zu er= gänzen und richtig zu stellen sind; vieles davon beruht ja auf Arbeiten, die eigentlich burch St.'s Vorgehen angeregt und möglich waren; S. 556 - 590 erhalten wir ferner eine Bergleichung ber Bahlen St.'s mit benen Böhmer's nebst Angabe ber von letterem citirten Drucke, so bag man nunmehr ber gesonderten Benutung bes älteren Regestenwerkes überhoben ift, endlich ein alphabetisches Ber= zeichnis ber in den Regesten erwähnten Empfänger und Ausstellungsorte und S. 645-695 eine durch diesen Umfang genügend charakterisirte Übersicht über die benutte Literatur, die jedem Forscher willkommen sein muß und an deren Aufstellung Ficker selbst wohl vielfach Hand angelegt hat. Den Rest des Bandes füllen die Be= merkungen des Herausgebers über ben Verewigten, den Bustand bes Nachlasses und bie ebitorische Behandlung besselben.

W. Schum.

Verfassung und Verwaltung der Stadt Würzburg vom 12. bis zum 15. Jahrhundert. Von B. Gramich. Würzburg, Stuber. 1882.

Geschichte des Kampses der Handwerkerzünfte und der Kaufmannsgremien mit der österreichischen Bureaukratie. Von Heinr. Reschauer. Wien, Manz. 1882.

Geschichte des Tuchmacherhandwerts in der Oberlausit bis Anfang des 17. Jahrhunderts. Bon Herm. Knothe. Sonderabdruck aus dem Neuen Lausitzischen Magazin. Dresden, Burdach. 1883.

Die Statuten des Verbandes der Flensburger Schmiedegesellen aus dem 15.—17. Jahrhundert. Von Konrad Metger. Berlin, in Kommission bei Mayer & Müller. 1883.

Zur Geschichte der Rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrhundert. Bon Konst. Mettig. Riga, N. Kymmel. 1883.

Die älteren Zunfturkunden der Stadt Lüneburg, bearbeitet von Eduard Bodemann. Auch u. d. T.: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, herausgegeben vom Historischen Verein für Niedersachsen. I. Hannover, Hahn. 1883.

In den letten Jahren ist das Interesse für Bunft= und Gewerbe= geschichte ein regeres als sonst gewesen und unsere Literatur infolgebessen um manche bemerkenswerthe Schrift bereichert worden. ben oben genannten Autoren darf Gramich freilich nur theilweise hierher gerechnet werden, ba er sich ein bedeutend umfangreicheres Thema gestellt hat. G. schildert die Verwaltungs = und Verfassungs = zustände einer mittelalterlichen Stadt, von denen die gewerblichen Berhältnisse nur einen Tbeil repräsentiren. Gestütt auf vorzugs= weise unveröffentlichtes Material, die Oberrathsbücher, das sog. Pflicht= buch u. a. m., sowie auf das in den "Monumenta Boica" bereits zugänglich gemachte, charakterisirt er zunächst die staatliche Verfassung (S. 3-23), dann die gesammte Wirthschaftspolitik, wie sie aus ver= schiedenen Statuten, die er mit dem gemeinsamen Ramen der "Polizei= ordnungen" bezeichnet, sich ergibt. Was der Bf. mitzutheilen weiß, läßt seinem Versprechen, in Rurze eine eingehendere Darftellung geben zu wollen, mit Erwartung entgegensehen. Auf Entwickelung und Bebeutung der Bünfte sowie auf das Wesen bes mittelalterlichen Handels fällt manches neue Licht. Mit dem Abdruck der Bestätigung der Rechte der Schuhmacherinnung in Würzburg vom Jahre 1128, von ber nur ein wenig gekannter Auszug in Schäffler's Gründung ber Stadt Würzburg existirte, hat G. sich das Verdienst erworben, die älteste beutsche Zunfturkunde veröffentlicht zu haben. Unsichließlich ber Bedeutung des Zunftwesens ift Knothe's Schrift gewibmet,

welche das Wollengewerbe in den Oberlausitischen Städten Bauten, Görlit, Zittau, Reichenbach, Bornftadt, Seidenstadt, Ramenz, Löbau und Lauban schildert. In ihr sind namentlich die Darstellung der Waidproduktion und bes Waidhandels (S. 17-24), sowie ber Kämpfe ber Zünfte um das Stadtregiment von Bedeutung. Die anderen Abschnitte über die Entstehung der Tuchmacherei, die Herstellung und ben Berkauf des Tuches, die Innung selbst, bestätigen mehr unsere Kenntnis, als daß sie sie erweitern, sind darum gleichwohl sehr verdienstlich. Bon den 16 im Anhange mitgetheilten Zunftrollen und ähnlichen Urkunden sind Mr. 1, 3, 4, 5, 7, 11 bereits an anderer Stelle gedruckt und hier vom Bf. bankenswerther Beise behufs besserer Benutbarkeit wiederholt, während die anderen 10 Stücke aus des Af. eigenen archivalischen Forschungen hervorgegangen sind. Fortsetzung ber Abhandlung über das 17. Jahrhundert hinaus wäre erwünscht gewesen, da das Zunftwesen dieser Epoche nur wenig Berücksichtigung erfahren hat. Mehr ben Gewerben selbst, als ihrer zünftlerischen Organisation, ohne indes wesentlich Techno= logisches zu bieten, wendet sich Mettig zu. An der Hand einer Reihe theils gedruckter, theils noch unveröffentlichter Quellen stellt er ein alphabetisches Verzeichnis der Gewerbe Riga's während des 13. und 14. Jahrhunderts auf und sucht, soweit das Material reicht, jedes furz zu charakterisiren. Die Aufzählung macht 40 ver= schiedene Handwerke im engeren Sinne namhaft, sowie 20 "Handwerke im weiteren Sinne" und 25 "übrige Gewerbtreibende", in welche beiben letten Kategorien ber Bf. auch Berufe wie Ackerbauer, Garbenschneider, Heuschläger, Gaukler, Vogelfänger aufgenommen Einige allgemeine Betrachtungen zur Geschichte des Rigaschen Gewerbewesens, namentlich über die Einrichtung bes Meisterstücks, wie es die Zünfte forderten, leiten das Buch ein; ein Anhang mit zwei zum ersten Male abgebruckten Schragen (ber Lakenscheerer und der Bäckerknechte) von 1383 und 1373, welche das bereits veröffentlichte Material zur Rigaer Zunftgeschichte bes 14. Jahrhunderts vervollständigen, schließt es ab. Dasselbe ist äußerft fleißig und fehr fritisch vorsichtig zusammengestellt und barf in seinem reichen Material, das Jeder bei derartigen Studien gewiß gerne nachlesen wird, wohl eine über das lokalgeschichtliche Interesse hinausreichende Bedeutung Einen Beitrag zur Geschichte bes Gesellenwesens beauspruchen. bringt Metger. Er liefert einen sorgfältigen Abbruck ber Statuten der Bruderschaft der Schmiedegesellen in Flensburg aus dem



15. Jahrhundert nebst zwei späteren Redaktionen berselben aus ben Jahren 1597 und 1620, dem eine kurze, die Hauptpunkte verständig heraushebende Einleitung vorangeht. Die kleine Schrift hat doppelten Werth, weil sie ein Dokument aus einer Zeit bringt, aus welcher berartige Stücke verhältnismäßig selten bekannt und veröffentlicht sind und weil sie die Entwickelung der Bruderschaft durch mehrere Ge= nerationen zu verfolgen gestattet. Gine werthvolle Quellensammlung bietet Bobemann, bie um so willkommener ift, als ähnliche erft für zwei Städte, für Lübeck und Hamburg, veranstaltet sind, während ein entschiedenes Bedürfnis nach ihnen nicht geleugnet und z. B. eine urfundliche Geschichte bes beutschen Gewerbewesens, ohne bieselben in größerer Bahl benuten zu können, kaum gedacht werden kann. vorliegende Werk bringt Mittheilungen über 32 verschiedene Gewerbe, lauter Handtierungen, mit Ausnahme der Pantoffelmacher, über die auch in den Publifationen der genannten Sanfastädte Nachweise ent= halten find. Reben ben eigentlichen Zunftstatuten findet man einzelne Rathsbeschlüsse, Bittschriften und sonstige für die Geschichte ber betreffenden Handwerke wichtige Dokumente, im ganzen 163 Stücke, von welchen der kleinste Theil — etwa ein Dutend — schon anderweitig gedruckt war und hier ber Bollständigkeit wegen wiederholt wurde. Der Herausgeber entnahm seine Urfunden größtentheils den auf Ge= beiß bes Raths geführten "Denkelbüchern", baneben auch gleichzeitigen Abschriften; Driginalhandschriften von Zunftstatuten haben sich in Lüneburg nur wenig erhalten. Der Zeit nach stammen die meisten der abgedruckten Stücke aus dem 15. und 16. Jahrhundert; einige reichen bis in's 14. Jahrhundert zurück, einige gehen bis zum Beginne des 17. Fast von jedem Gewerbe find Dokumente aus ver= schiedenen Perioden vorhanden, mas für die Beurtheilung der Ent= widelung ber Zunftverfassung stets wichtig ift. Die Ginleitung begnügt sich mit systematischen Auszügen aus den Urkunden, womit freilich nicht viel Belehrung gewonnen wird. M. G. follten solche Ginleitungen bazu benutt werden, um mit Hulfe von ortsgeschichtlichen Materialien, bie Anderen schwer zugänglich sind und ja nicht alle herausgegeben werden können, sowie unter Benutzung sonstiger Archivalien oder Druckwerke die Bebeutung der Zunftverfassung für die betreffende Stadt zu würdigen. Das wird dem Lokalhistoriker stets am besten gelingen, und es ist zu bedauern, wenn diese Versuche, mogen sie nun vollständig ober unvollständig ausfallen, gang unterbleiben. Die Edition ift in moderner Weise unter Anschluß an Weizsäcker und Weiland vorge=

nommen, ein Gloffar dankenswerther Weise zugefügt, der Fleiß bes Herausgebers jedenfalls zu loben. In die moderne Zeit und in ein Land, dessen Gewerbegeschichte noch sehr ber Aufklärung bedarf, führt uns Reschauer, ber freilich nach eigenem Geständnis (S. 210) eine eigentliche Gewerbegeschichte nicht liefert, bagegen aber eine interessante Materialsammlung. Nach einem Blick auf die gewerbepolitischen Verhältnisse in Desterreich seit Leopold I. geht R. näher auf die Kämpfe zwischen der Regierung und den Zünften unter Franz I. ein, die sein Hauptthema bilden. Die letteren wünschten eine Reihe von Beschränkungen in ber Verleihung von Handels = und Gewerbs= befugnissen und erfreuten sich bei ihrem Vorhaben im allgemeinen ber Bustimmung bes Raisers, mabrend die Regierungsbehörden jedem Bestreben, an den liberalen Grundsäten bei Gewerbsverleihungen gu rütteln, lebhaften Widerstand entgegensetten. Die erste Gewerbe= Enquete ven 1833 theilt R. aus ben Aften ausführlich mit (S. 101 bis 107), wodurch ein lehrreicher Einblick in bas Für und Wider ber bamaligen Meinungen ermöglicht wird. Mit Erörterungen über bie ber Gewerbeordnung von 1859 vorausgehenden Entwürfe von 1833, 1854 und 1856, sowie der allgemeinen Verhältnisse, welche die Entwickelung der Gewerbe in Öfterreich gehemmt haben und noch hemmen, schließt bas Buch. W. St.

Nomenclator litterarius recentioris theologiae catholicae. Ed. H. Hurter S. J. T. I-III, fasc. 1 et 2. Oeniponte, Wagner. 1871-1883.

Der Bf. hat fich die Aufgabe gestellt, eine möglichst vollständige Übersicht über die katholisch-theologische Literatur seit dem Konzil von Wie der Titel des Buches icon erkennen läßt, Trient zu liefern. hat ihm nichts ferner gelegen, als eine Geschichte der katholischen Theologie zu schreiben. Es sind lediglich mit großem Fleiß zusammengetragene literarische und biographische Notizen, welche der Leser hier zu erwarten hat, die aber für Bücherfreunde und unter Umständen auch für Theologen und Historiker um so werthvoller sind, als man einem großen Theile von ihnen sonst nicht leicht begegnet. Der 1. Band reicht bis zum Jahre 1663 und bietet die Schriftsteller in fünf Abtheilungen nach ber Chronologie, und in diesen wieder nach Fächern: scholastische, polemische, exegetische, historische Theologie u. s. w. ge= ordnet. Den Abtheilungen voraufgeschickt sind Übersichtstabellen nach Fächern und Nationen. Am Schlusse folgen ein Namen = und ein Sachregister. Ebenso sind die folgenden Bande eingerichtet, von benen

5.0000

der 2. bis 1763, die beiden ersten Fascikel des 3. Bandes bis 1800 reichen. Die mühsame und fleißige bibliographische Arbeit ist natürslich von ungleichem Werthe, schon darum, weil die behandelten Schriftssteller von sehr ungleicher Bedeutung sind. Auf Einzelheiten einzusgehen ist hier nicht der Ort.

Briefe des Pfalzgrafen Johann Kasimir mit verwandten Schriftstücken. Herausgegeben von Friedrich v. Bezold. I. 1576—1582. München, Rieger. 1882.

Die Arbeit des Herrn v. Bezold gehört zu denjenigen Publikationen ber historischen Kommission, welche ihren Ursprung bem einheitlich gebachten Unternehmen der "Wittelsbacher Korrespondenzen" verdanken. Sie schließt fich an die von Rluckhohn veröffentlichten Briefe Rurfürst Friedrich's III. an und wird bei ihrer Vollendung in die von mir be= arbeiteten kurpfälzischen Akten eingreifen: in nicht sehr ferner Beit also wird aus dem Gesammtunternehmen der Wittelsbacher Korrespon= benzen ein burchaus zusammenhängendes Stück, die Alkten der pfälzischen Politik von 1559 bis 1610 umfassend, vorliegen. Wie die einzelnen innerhalb bes größeren Planes burchgeführten Quelleneditionen überall wieder nach besonderen Grundsätzen gearbeitet find, fo unterscheidet sich auch die Arbeit B.'s von berjenigen seines Vorgängers sowohl hinsichtlich der Sammlung als der Verarbeitung des Stoffes. Während Kluckohn hauptsächlich einen biographischen Zweck verfolgt und mit besonderer Vorliebe ber firchlichen Wirtsamkeit seines Fürsten nachgeht, brängt B. die eigentlich firchengeschichtlichen Quellen, z. B. die auf bie Ronfordienformel bezüglichen Schriftstücke, möglichst in ben hinter= grund und folgt vor allem ber politischen Thätigkeit der Pfälzer, um biese bann wieder in engerem Zusammenhang mit ber Geschichte bes Reichs und ber Nachbarmächte zu faffen. Während Kluckhohn vorzugsweise Fürstenbriefe sucht und die Mittheilung nach bem Wortlaut als Regel, ben bloßen Auszug als Ausnahme faßt, gibt B. Aften der pfälzischen Politik, und diese nur ausnahmsweise in der wörtlichen Fassung, meistentheils in knappem Auszug. Mit dieser Verschiedenheit der Gesichtspunkte hängt es zusammen, daß der Bf. in einer ausführ= lichen Einleitung nicht nur die politischen und militärischen Anfänge Johann Rasimir's, sondern zugleich, auf die Vorarbeiten Kluckhohn's zurückgehend und sie vielfach ergänzend, die gesammte auswärtige Politik der Regierung Friedrich's III. von 1566 bis 1576 barlegt. Die Ein= leitung bildet einen wesentlichen Teil bes Buches; sie ist mit feinem

Urtheil und einer Kenntnis der deutschen und fremden, der neuen und alten historischen Literatur geschrieben, welche an die Virtuosität von Druffel und Stieve in ihren verwandten Arbeiten erinnert.

Ein Gegensat ift es, bessen Entwickelung sowohl in der Ginleitung als in der darauf folgenden Aktenedition das Hauptinteresse in Anspruch nimmt, ber Gegensatz zwischen der pfälzischen und der sächfischen Politik. Erstere fußt auf bem Grundsat, daß ber Protestantismus nicht ein genutgsam zu genießendes Gut bevorzugter Chriften, sondern eine Bereinigung der Rechtgläubigen zur Bertrummerung des Papstthums sei; sie ift bereit, jedes Vordringen des protestantischen Bekenntnisses, soweit es ber eigene Muth und bie bescheibenen Mittel gestatten, offen ober verbedt zu unterstüßen, und wird schließlich in bestimmten Gegensatz gegen die Reichsverfassung, den katholischen Raiser und das Haus Österreich gedrängt. Lettere erkennt ben paritätischen Charafter bes Reichs grundsätlich an, schätzt bie Erhaltung seiner Verfassung und staatlichen Ginheit hoher als die Erweiterung des protestantischen Machtbereichs, und wird von dem Gedanken geleitet, daß freundschaftliche Beziehungen der Reichsstände zum Kaiser und dem Haus Österreich zu Erhaltung von Friede und Ordnung im Reich Überzeugt, daß dieser Gegensat in der Entwickelung erforderlich seien. der Macht des deutschen Protestantismus vom Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg das wichtigste Moment ift, habe ich früher in einer besonderen Abhandlung 1) die Richtungen der pfälzischen und sächsischen Politik, ihren Ursprung und ihr Auseinandergehen, erörtert. Indem nun Herr v. B. mit seinem reicheren Material und seinen spezielleren Studien dieselben Dinge behandelt, stimmt er, soweit ich sehe, mit meinen Grundanschauungen im wesentlichen überein 2), in der Frage dagegen, wie sich die Gegenfäße zeitlich entwickelt haben, geben wir vielfach aus einander. Meiner Meinung nach waren die verschiedenen Richtungen ber pfälzischen und sächsischen Politik im Reim schon im ersten Jahre Friedrich's III. vorhanden; von da ab sind sie unter Einwirkung des kirchlichen Zwistes in und außer dem Reiche schärfer herausgetreten, bis die Schreckensherrschaft der Spanier in ben Niederlanden im Jahr 1568 sowohl Sachsen als Pfalz, protestan=

a total

¹⁾ Archiv für die sächsische Geschichte 1879.

²⁾ Die von Bezold S. 22 Anm. 1 hervorgehobene Differenz bezüglich der "Angriffslust" der Pfälzer wird wohl gelöst durch meine Ausführungen S. 315.

tische wie katholische Fürsten auf den Gedanken brachte, der in ben Niederlanden geführten Politik katholischer Glaubenseinheit und spanischer Übermacht mit ben geeinten Kräften bes Reichs entgegenzutreten. Da dieser Versuch mißlang, so vollzog sich in der Folgezeit eine neue und vollständige Trennung der fächsischen und pfälzischen Politik. Auffassung gegenüber glaubt B. in bem bei bem Reichstag von 1566 geführten Angriff gegen Calvinismus des Kurfürsten Friedrich III. den entscheidenden Moment gefunden zu haben: vor dieser Zeit habe die furpfälzische Politik "in den Fragen der Reichspolitik, die das Religiöse nicht berührten und namentlich gegenüber ausländischen Berwicklungen, große Vorsicht und Burückhaltung beobachtet"; nach dem Reichstag dagegen habe das Bewußtsein der Feindseligkeit katholischer wie lutherischer Mächte, die Abnahme der geistigen Kräfte Friedrich's III. und der badurch ermöglichte Ginfluß erft von Chem und Zuleger, dann von Johann Kasimir die Wendung der pfälzischen Politik zu gewalt= samen Plänen herbeigeführt. Auch innerhalb dieser neuen Richtung sei jedoch ein Zeitraum, die Jahre 1568—1572, auszuscheiben, in dem sich die sächsische Regierung vorübergehend mit der pfälzischen verbunden habe: bamals sei Kurfürst Friedrich III. burch die Freund= schaft Sachsens gegen neue Angriffe auf seinen Calvinismus gesichert, und der deutsche Protestantismus sei damals stärker, zugleich aber auch gemäßigter, als es den Anschauungen der Pfälzer entsprach, aufgetreten. — So fehr ich nun zugebe, bag B. bei Begründung feiner Ansicht nichts vorbringt, was nicht zur Sache gehört, so muß ich doch gegen die strenge Periodisirung Einspruch erheben, besonders gegen die Ausscheidung einer Epoche vorsichtiger Zurückaltung vor dem Jahre 1566. Welche wichtigen Fragen ber Reichspolitik gab es benn damals, die im Sinne der Pfälzer das Religiöse nicht berührten? Wenn ich die Haltung überblicke, welche die Pfälzer in den Jahren 1559—1566 nicht nur in den Fragen protestantischer Parteibildung und protestantischer Machtansprüche, sondern auch in Sachen der Türkenhülfe und der Nachfolge des Hauses Ofterreich in der Reichs= regierung einnahmen, so muß ich sagen: die Elemente der späteren pfälzischen Reichspolitik bis zum Ausbruch bes breißigjährigen Krieges liegen im wesentlichen in jenem früheren Zeitraum schon vor Augen. Und die auswärtige Politit! Mir scheint ba, daß B. zunächst auf die in dem ersten Hugenottenkrieg ergriffenen Maßregeln der Pfälzer zu wenig Gewicht legt. Es ist wahr, daß Kurfürst Friedrich damals nicht den Muth hatte, für die Hugenotten unter seinem Namen oder

demjenigen befreundeter Fürsten deutsche Truppen aufbringen zu lassen. Wenn er ihnen aber nicht nur heimlich Geld vorstreckte, sondern in Gemeinschaft mit andern Fürsten seine Lande den Truppenwerbungen und Durchzügen der französischen Regierung schloß und fie den Werbekommissaren der Hugenotten öffnete, so daß d'Andelot aus den protestantischen Territorien eine stattliche Anzahl von Reitern und Knechten bem Bringen von Condé zuführen fonnte, fo ift von biefer Sulfeleiftung bis zu berjenigen bes Jahres 1567, bei ber Johann Rasimir einfach an d'Andelot's Stelle tritt und der Kurfürst die Miene annimmt, als sei er selber unbeteiligt, doch kein sehr weiter Schritt. wichtige Richtung der pfälzischen Politik in jenen früheren Jahren weist auf die Niederlande. Ich habe, soviel ich weiß, zum ersten Male scharf darauf hingewiesen, daß man hinsichtlich der vom deutschen Reich ausgehenden Einwirfungen auf das Emportommen des Protestantismus in den Niederlanden unterscheiden muß: einmal zwischen ben Beziehungen Draniens zu Sachsen und heffen, andrerseits zwischen bem Berhältnis der Pfalz zu den sich bildenden calvinischen Gemeinden. Schwerlich handelt es sich in letterer hinsicht bloß um einen freien Berkehr pfälzischer Theologen und Geistlicher mit gleichgefinnten Riederlandern, sondern um eine von der pfalzischen Rirchen= und Staat?= regierung geleitete Propaganda, die von größter Bedeutung ist, und beren mangelhafte Kenntnis eine bose Lücke in ber Geschichte bes niederläudischen Aufstandes bildet. Für die Beurteilung ber pfälzischen Politik sind diese Vorgänge beshalb wichtig, weil sie uns zeigen, mit welcher Rücksichtslosigkeit die Pfälzer den Bestrebungen der spanischen Regierung entgegentraten.

Aus diesen Gründen kann ich B.'s Ansicht von einer ersten Spoche der Zurückhaltung in der pfälzischen Politik nicht teilen. Leichter das gegen würde ich mich über die Periode der sächsisch-pfälzischen Freundschaft 1568—1572 mit ihm verständigen. Daß in dieser Zeit der Gegensat in den politischen Bestrebungen beider Fürsten sich in allen wichtigen Fragen zeigt, wird Herr v. B. zugeben, und umgesehrt bestreite ich keineswegs, daß, wenn man nicht bloß das Wichtigste in der Entwickelung der politischen Richtungen seit 1568 keunzeichnen, sondern eine Geschichte von Pfalz oder Sachsen schreiben will, die durch jene Freundschaft bewirkte zeitweilige Ausgleichung der Gegensätze wohl zu beachten ist. Genauer prüsen wird man nur, ob die größere Zurückhaltung der Pfälzer in ihrer auswärtigen Politik nicht mehr durch ihre Geldstemme, die verweigerte Unterstützung Englands und den veränderten

Gang der französischen Politik in den Jahren 1570—1572 bewirkt ist, als durch den mäßigenden Sinfluß des Aurfürsten August. Und wenn man den Erfolg jenes die Gesammtheit der deutschen Protestanten stärkenden, das Auftreten der Pfälzer mäßigenden Zusammengehens besonders deutlich in dem Verlauf des Speirer Reichstags von 1570 erkennen möchte, so ist auch da wieder zu berücksichtigen, daß wir über den Verlauf dieses Reichstages einstweilen ganz besonders schlecht unterrichtet sind.

Wie es nun aber auch mit dieser Zwischenzeit bewandt sein mag, barüber ist kein Streit, daß nach 1572 das vollständige Auseinander= gehen der sächsischen und pfälzischen Politik erfolgte. Verhängnisvoll war dieser Zwiespalt für die protestantische Machtentwickelung. ben erften zwanzig Jahren nach bem Religionsfrieden waren die tatholischen Streitkräfte so gründlich zerrüttet, das Fortschreiten der protestantischen Macht noch in so vollem Zuge, daß damals der in ben Anfängen ichon vorhandene Gegensatz der beiden Fürstenhäuser ben großartigen Erfolgen der protestantischen Partei keinen wesentlichen Aber wie nun der volle Ausbruch des Zwistes mit Abbruch that. dem Emporkommen der katholischen Restauration zusammenfiel, hatte er die Folge, daß den Fortschritten der protestantischen Macht Einhalt gethan, und empfindliche Rückschritte unter steten von Sachsen veran= laßten Rompromiffen bewirft wurden. Der Schluß von B.'s Gin= leitung und die darauf folgende Aktenedition, besonders die werth= vollen Mittheilungen über ben Augsburger Reichstag von 1582, geben über biefen Berlauf Rechenschaft. Den reichen Inhalt ber Aftensammlung im übrigen näher zu bezeichnen, würde zu weit führen. Sollte ich zum Schluß noch einen Wunsch aussprechen, so ware es ber, daß die Aften ber Regierung bes Kurfürsten Ludwig mindestens in gleichem Maße wie diejenigen Johann Kasimir's verwerthet wären, serner, daß die historische Kommission nicht mit den Mitteln zu einer vollständigen Ausbeutung des Dresdener Archivs und zu größerer Berücksichtigung der fächsischen Politik in ihrem Gegenfat zur pfälzischen Johann Rasimir, der so fehr in den Vordergrund gefargt hätte. gerückt ist, wird von dem Bf. selber nach seiner sittlichen wie politischen Bedeutung nicht besonders hoch geschätzt. Es war ein Söldnerführer, bessen militärische Unfähigkeit die an seine Unternehmungen geknüpften hoffnungen regelmäßig enttäuschte, während seine wilde Kriegführung, sein rober Eigennut, seine heimtückischen Intriguen ihn gleich wider= wärtig machten für seine Feinde, wie für seine anständigen Freunde. Charafteristisch ist in letzterer Hinsicht sein Verhältnis zu Wilhelm von Oranien. Wenn man erwartet, in seiner Kanzlei wichtige politische Korrespondenzen über die tieser liegenden Verhältnisse der Mächte, in deren Streitigkeiten er sich eindrängte, zu sinden, so sieht man sich getäuscht. Erstaunen muß man z. B., daß über die Vorgänge in den Niederlanden während der kritischen Jahre 1576—1578 sich in der vorliegenden Sammlung verhältnismäßig wenig wichtige Ausschlüsse sinden, was aber selbstverständlich nicht die Schuld B.'s, sondern Johann Kasimir's ist.

Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Von Anton Ginbely. Zweite Abtheilung. Die Strasbekrete Ferdinand's II. und der Pfälzische Krieg (1621 bis 1623). Des ganzen Werkes 4. Band. Prag, Tempsky. 1880.

Die politische und theilweise militärische Geschichte bes Dreißig= jährigen Krieges, welche Gindely in seinem sich immer mehr ausbreitenden Werke darftellen will, ift in diesem Bande wieder um einen wichtigen Schritt gefördert worden. Wenn man sich die Lage Europas nach der Schlacht am weißen Berge vergegenwärtigt, so gelangt man zu der Über= zeugung, daß gerade damals Schwankungen und Schwenkungen nach den verschiedensten Richtungen sich folgen mußten, daß aus bem Gefühle der allgemeinen Unsicherheit sich klare Entschlüsse bei Groß und Klein nur schwer emporrangen, daß neue Verbindungen und Bestrebungen in rascher Folge auftauchen, jedoch erst in schwachen Umrissen zu erkennen sind. Um so bankbarer muß die Arbeit des Forschers aufgenommen werden, die jeder irgendwie auffallenden Erscheinung im Getriebe der rastlos thätigen Diplomatie die größte Aufmerksamkeit schenkt und auf Grund noch unbefannter Aftenstücke Aufklärungen zu geben bemüht ift, die an die Stelle von Vermuthungen oder Kombinationen Thatsachen setzen. Darin liegt G.'s Stärke; er bringt eine Fülle neuer Mittheilungen aus ben Archiven von London, Dresben, München, Wien und Haag: im 3. und 4. Kapitel ber vorliegenden Publikation werden uns über die Verhandlungen wegen der Vergebung der pfälzischen Lande über= raschende Aufschlüsse gegeben. Das Verhältnis des Herzogs Maximilian von Baiern zum Kaiser erscheint nunmehr in einem wesentlich anderen Charafter, als man es bisher aufzufassen gewohnt war, Maximilian selbst als ein präziser Realpolitiker, der das Biel, um dessen willen er im Frühjahr 1620 einen so tiefen Griff in seine Kassen that, mit ruhiger Beharrlichkeit verfolgte und die Stellung, welche ihm ber Sieg von Prag gegeben, vollständig auszunuten entschlossen war. Die Er=

fahrungen, welche er bamals über Grad und Umfang der kaiferlichen Dankbarkeit gemacht hat, muffen wohl auch für fein Berhalten in den späteren Rrifen bes beutschen Rrieges von Ginfluß gewesen sein. Die Geschichte der englischen Vermittlung und der Gesandtschaftsreise Lord Digby's charafterifirt nicht nur die Politik König Jakob's von Eng= land, ber jede günftige Chance für seinen Schwiegersohn zu übersehen oder in's Gegentheil zu verkehren verstand, sie erklärt auch den Aufenthalt in der Exekution der Pfalz, in den Berhandlungen mit Mans= Die vielverschlungenen Fäden ber Mansfeldischen Aktion sind feld. nunmehr von G. entwirrt, soweit sie sich auf die Zeit von der Übergabe Pilsens bis zum Einmarsch in Frankreich beziehen. über die Borgange in Frankreich und die Motive fagt, welche den Herzog von Braunschweig und Mansfeld zum Ginfall in die spanischen Niederlande bestimmt haben, dürfte durch den Ginfluß Benedigs und die Beziehungen des Grafen zur Republik einigermaßen korrigirt werden. Auch das 8. Kapitel, welches den Regensburger Deputa= tionstag behandelt, bringt wesentliche Erganzungen und Berichtigungen über den Verlauf der Unterhandlungen, berücksichtigt auch zum Theil ben Einfluß der auswärtigen Fragen, wie namentlich der Vorgänge Was G. jedoch in seiner Darstellung fehlt, das ist die im Beltlin. plastische Gestaltung bes Stoffes, bessen er nicht vollständig Herr zu werden versteht. Gegenftande von sehr verschiedenartiger Bebeutung werden mit einer Gleichmäßigkeit behandelt, die uns in Erstaunen Nicht jedes Schriftstück, das einmal aus einer Hoffanzlei hervorgegangen ift, nicht jede Audienz eines Gesandten hat für die Geschichte gleichen Werth, und wir können es nicht als die Aufgabe des Geschichtschreibers anerkennen, möglichst Bieles ober gar Alles zu fagen, was er überhaupt weiß; es zeugt von einer Abhängig= keit von dem Material, das man angesammelt, wenn alle Thatsachen in endloser Reihe an einander gekettet werden, wenn man nichts ver= schweigt, aber auch nirgends auf den Kern der Sache, auf die wesen= lichen Momente der Handlung hinweist. Die Geschichte soll boch, wenn sie sich auf den Standpunkt der Universalhistorie stellt, das Gesammtleben einer Spoche abspiegeln; sie barf nicht ausschließlich mit ben Sofen und allenfalls noch mit den Heeren sich beschäftigen, ohne auch nur einen Seitenblick auf die misera contribuens plebs zu werfen. G. ist zu sehr mit seinen Aktenezcerpten belastet, er sieht nur mit den Augen des Ar= civars und vergißt, daß von sehr vielen wichtigen Dingen, welche die Menschheit bewegt und ihre Entwickelung bestimmt haben, in den Archiven Siftorifche Zeitidrift R.F. Bb. XVI. 10

kein Wort zu finden ist. Wenn G. auch nicht eine allgemeine Geschichte in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zu geben beabsichtigt, sondern nur eine Geschichte dieses Krieges selbst, so muß er sich doch selbst sagen, daß ein berartiger Weltkampf nicht richtig beurtheilt werden kann, wenn nicht alle Triebfedern menschlichen Strebens in den Kreis der Beobachtung gezogen werden. Wer die Geschichte bes Dreißigjährigen Krieges schreibt, muß Weltgeschichte schreiben, fonft haben wir es nur mit den beliebten "Beiträgen gur Geschichte" 2c. zu thun. — Wirklich erschöpfend sind nicht einmal die öfterreichischen Zustände geschildert, wenn wir auch gerne hervorheben, daß jene Theile des Werkes, wo der Bf. auf dem heimatlichen Boden Böhmens sich bewegt, weitaus die anregendsten und lebendigften genannt werden muffen. Die Aften über die Hochverrathsprozesse in Böhmen, Mähren und Österreich werden nunmehr als geschlossen betrachtet werben können. G. gibt eine so erschöpfende Darstellung der= selben, daß wir fast in Zweifel darüber sind, ob dieselbe in solcher Ausdehnung für das Verständnis des Berlaufes der kriegerischen Begebenheiten nothwendig war. Dagegen sind die Mittheilungen über die Gegenreformation in Böhmen und Mähren von großem allge= meinen Interesse. Die Kunst, ihre Herrschaft auf recht feste und sichere Grundlagen zu stellen, haben die katholischen Politiker von jeher mit Meisterschaft geübt, die Reaktion in Böhmen ist unter den Muster= leistungen dieser Art gewiß nicht die lette. G. berichtet über die Pressionsmittel, welche gegen die Pfarrer auf dem Lande angewendet wurden, über die unermüdliche Thätigkeit des papstlichen Nuntius, des Erzbischofs von Prag und der Jesuiten, die Ausweisung aller Proteftanten vom Raifer und seinen Statthaltern zu erzwingen, aus Quellen, bie bor ihm faum jemandem zur Berfügung gestanden haben dürften, und lehrt uns begreifen, wie es möglich wurde, daß sich nach zwei und einem halben Jahrhundert die besiegten Protestanten und Husiten und die von der römischen Kirche patronisirten Sieger und Unterdrucker in dem Rampfe einig gefunden haben, der eigentlich doch nur gegen die Feinde des Ultramontanismus geführt wird. Sehr richtig betont der Bf. auch schon in der einleitenden Diskussion über die Ansicht, ob der Dreißigjährige Krieg als ein Religions = oder als ein politischer Krieg anzusehen sei, "daß die Frage um Mein und Dein ununterbrochen die religiösen Rämpfe begleitet und für den weiteren Brand das nöthige Holz geliefert hat". In der weiteren Anwendung dieses Sapes jedoch und in dem Ausspruche, daß bie

Existenzfragen den Anstoß zu den glänzendsten Leistungen der Bölker gegeben haben, können wir uns nicht als Gesinnungsgenossen des Bf. bekennen. Doch darüber läßt sich an diesem Ort wohl nicht weiter raisoniren.

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Die Lösung der Wallenstein = Frage. Von Edmund Schebek. Berlin, Hosmann. 1881.

Kinsty und Feuquières. Von Edmund Schebek. Nachtrag zur "Lösung der Wallenstein-Frage". Berlin, Hofmann. 1882.

Das Bild Wallenstein's wird wohl noch lange in der Geschichte schwanken. So achtbar manche auf den großen Feldherrn bezügliche Aftenpublikationen sind, so ist boch jede nach Zweck und Inhalt beschränkt und folglich nur ein Beitrag. Dem Forscher aber, der diesen zerstreuten Stoff verarbeiten foll, erwachsen noch besondere Schwierigkeiten baburch, daß Wallenstein's Politik nur im Zusammen= hang mit seiner Kriegführung und letztere nur im Zusammenhang mit seiner Politik zu erkennen ist. Um so größere Erwartungen muß es erregen, wenn bei bieser Lage der Untersuchung ein Autor auftritt, welcher für eine der wichtigsten Fragen, für die Geschichte nämlich der am kaiferlichen, am baierischen und anderen Höfen sich bildenden Bor= stellungen von Wallenstein's geheimen Plänen, ben Schlüffel bes Ber= ständniffes gefunden haben will. Nach Schebet's Aufstellung ift es der kaiserliche geheime Rath Wilhelm Slawata, welcher durch neun Jahre hindurch Wallenstein's Handlungen mit ebenso planmäßiger, als umfassender und erfolgreicher Verläumdung verfolgte: was wir bisher von Berichten und Urkunden über verrätherische Ansichten und Verhand= lungen Wallenstein's haben, ist aus den Einflüsterungen und Fälschungen dieses Mannes hervorgegangen. Er hat die bittere Feindschaft Baierns gegen Wallenstein hervorgerufen, er hat den kaiserlichen Hof in die Angst vor einem unmittelbaren Ausbruch drohenden Verrath und zu dem Beschluß, den General zu beseitigen, getrieben. Und bei alle dem ist es nicht prinzipielle Verschiedenheit in politischen und kirchlichen Fragen, die diese tödliche Feindschaft erzeugt hat; man weiß überhaupt nicht, woher sie entstanden ist; Sch. ist geneigt, als Grund einen "aktiven Verfolgungswahn" anzunehmen und die letzte Entscheidung der Frage den Frrenärzten zuzuweisen. — Bei einer so erstaunlichen Entbeckung wird man vor allem fragen: welches ist bas Fundament, auf dem sich die Schlußfolgerungen des Bf. aufbauen? Nun gibt es unter sammtlichen uns bekannten Schriftstücken, in benen Wallenstein

bei seinen Lebzeiten verrätherischer oder gefährlicher Absichten und Handlungen beschuldigt wird, nur eines, bas mit Sicherheit dem Slawata zugeschrieben werden fann: es ift ein bei Aretin (Beil. S. 80) gedrucktes Botum aus bem Jahr 1633, in welchem bem Raiser ber Rath ertheilt wird, Wallenstein seines Oberbefehls zu entsetzen. biesem Aftenstück ersehen wir, daß Slamata feit lange Wallenstein's Gegner war; schon als er im Jahr 1624 zum böhmischen Landtag verordnet war, hatte er die Klagen, die der Fürst Lichtenstein gegen Wallenstein vorbrachte, in mehr als 40 Artikeln notirt und diese bei ber Rückehr nach Wien bem Raiser vorgelegt 1); nie hatte er seitdem der Erhebung Wallenftein's zum felbständigen Oberbefehl zustimmen wollen. Nimmt man hierzu einige Außerungen aus Wallenstein's Briefen von 1626—1627, in benen er Slawata als seinen Gegner bezeichnet und besonders über Schwierigkeiten klagt, die ihm derselbe bezüglich der böhmischen Kontribution bereite, dazu zwei Brieffragmente Slawata's mit Außerungen über Wallenstein's mangelhafte Führung und bie Verwüftungen, welche seine Truppen anrichten, endlich eine gelegent= liche Außerung der Ligagesandten vom Mai 1627, daß Slawata zu benjenigen gehöre, welche fürchten, daß Wallenstein den Raiser noch in Noth bringen werbe, fo hat man die direkten Zeugnisse über Glawata's Verhältnis zu Wallenftein beisammen. Man kann aus denselben weiter nichts entnehmen, als daß Slawata zu der Faktion der= jenigen Rathe, Gesandten und Priefter gehörte, die an dem meifter= losen kaiserlichen Hofe gegen Wallenstein arbeitete und bis zum Jahre 1630 durch eine stärkere Wallenstein'sche Faktion niedergehalten wurde. Daß Slawata innerhalb seiner Partei eine hervorragende Thätigkeit entfaltete, bafür liegt kein Anzeichen vor. Alfo die Vermuthung Sch.'s kann nur durch indirekte Zeugnisse belegt werden. Nun besigen wir aus den Jahren 1626 und 1628 höchst wichtige anonyme Berichte über Wallenstein: zunächst eine Aufzeichnung über die im November 1626 von dem Feldherrn gehaltenen Besprechungen mit

¹⁾ Schebek glaubt diese Schrift in einem S. 533 abgedruckten Aktenstück gefunden zu haben. Allein in diesem Aktenstück wird wieder Bezug genommen auf Klageartikel, die Lichtenstein im Dezember 1624 den kaiserlichen Komsmissaren (darunter eben Slawata) vorgetragen habe (Art. 4). Nur die letztere (nicht veröffentlichte) Schrift kann der von Slawata erwähnten entsprechen, nicht aber die von Schebek mitgetheilte, in der Lichtenstein gleich im ersten Artikel selber angegriffen wird.

Eggenberg, in denen ersterer die tieferen Gründe seiner nachdrucklosen Kriegführung entwickelt, sobann, aus bem Jahre 1628, zwei Berichte bes Pater Alex. v. Ales') über Mittheilungen einer "großen Persön= lichkeit" am kaiferlichen Hof, benen bann eine schriftliche Auseinander= setzung dieser selben Persönlichkeit, wörtlich (de verbo ad verbum), wie sie bem Pater übergeben ift, beigefügt wird. Sch. glaubt als ben Urheber sowohl jener Aufzeichnung von 1626, als der Mittheilung von 1628 den Slawata entdeckt zu haben. Wie er zu diesen Ent= bedungen kommt, möge zunächst seine Behandlung ber Schreiben von 1628 veranschaulichen. An und für sich legt es ber Inhalt dieser Schreiben gerade nicht nabe, in jener "Perfonlichkeit" einen kaiserlichen War bieselbe boch längere Zeit im Un= geheimen Rath zu suchen. klaren, ob der Plan eines großen Türkenkrieges ernstlich gemeint ober blog vorgespiegelt werbe, und drang sie doch in das Geheimnis erst ein nach Besprechungen con li principali ministri dell' imperatore. Bedurfte es folcher Umwege, wenn sie selber im geheimen Rathe saß? Noch weniger drängt sich die Autorschaft gerade Slawata's auf. Denn die von der Persönlichkeit übergebene Schrift ist in so gewandtem Italienisch geschrieben, daß erft bewiesen werden muß, ob Slawata diese Sprache in so hohem Grade beherrschte. Sodann sagt der Kur= fürst von Baiern in einer Randbemerkung, die Persönlichkeit habe "bem Friedland anfangs felbs zu vilem Anlag geben", mahrend boch Gla= wata, wie er in bem Votum von 1633 erklärt, seit den Erfahrungen von 1624 in ipsius altiorem promotionem nunquam suadere volebat. Dhne diese Bedenken sich vorzulegen, hat nun Aretin, der jene Be= richte mittheilt, die Vermuthung hingeworfen, die "Persönlichkeit" möge Wie wird aber Aretin's Ginfall jest weiter Slawata gewesen sein. begründet? Einfach, indem erklärt wird: "daß dies (nämlich die Per= fönlichkeit) Slawata war, ist offenbar und wird felbst von Aretin und Hurter nicht bezweifelt". Erleuchtet durch diese Offenbarung, ton= struirt Sch. mit nicht geringerer Leichtigkeit die Autorschaft Slawata's für den Bericht über die Konferenz Wallenstein's mit Eggenberg vom November 1626: der Verfasser dieses Berichtes behauptet dasjenige wiederzugeben ch'il duca di Fridlant ha detto ad alcuni suoi confidenti; im vertrauten Verhältnis zu Wallenstein befand sich aber auch der angebliche Slawata, der die Eröffnungen von 1628 macht; alfo,

¹⁾ Sch. hält diesen Pater (auch Rota genannt) für sonst unbekannt. Räheres kann er ersahren aus Häusser's pfälzischer Geschichte 2, 436 f.

schließt Sch., liegt die Vermuthung nahe, daß beiberlei Berichte dem= felben Autor entstammen. Ferner kehren gewisse Vorwürfe und Anschauungen des älteren Aktenstückes — daß Wallenstein seine Truppen fortwährend vermehre, ohne etwas Entscheidendes zu unternehmen, daß er sein Heer mit Repern anfülle, daß er die Freiheit des Reiches bedrohe u. f. w. — in den jüngeren Schriftstücken wieder. nun ein gewöhnliches Menschenkind in biefen Anklagen und Anschauungen theils wirkliche Thatsachen, theils das Gemeingut der dem Wallenstein feindlichen Faktion sehen wird und darin durch die von Aretin gegebenen Proben aus den Berichten bes baierischen Agenten Leuker von 1626 und 1627 bestärkt wird, erkennt der schärfer blickende Sch., daß durch diese Verwandtschaft "die Autorschaft Slawata's klar wird". Um ben letten Zweifel zu beseitigen, nimmt er die Mittel ber bie Worte vergleichenden Quellenfritik zur Hand. Bu bem 3wed betrachtet er die eben erwähnten, für Wallenstein höchst ungünstigen Berichte Leuker's, von denen er behauptet — allerdings ohne den Schatten eines Beweises —, sie seien von Slawata inspirirt; baneben benkt er sich, wie eine beutsche Übersetzung bes in italienischer Sprache vorliegenden Berichtes über die Konferenz von 1626, die in einer Widerlegung besselben erwähnt (?) wird — allerdings ohne daß wir fie kennen — gelautet haben mag; und bann erklärt er: man nehme aus Leuker's Korrespondenz 3. B. die Stellen: "daß er den Mans= felder habe ausreißen lassen, da er doch denselben in der Kluppe gehabt", und: der Palatin klage ihn öffentlich an, "daß er eine so stattliche Occasion, einen ansehnlichen Sieg zu erringen, verabsäumt", und lese aus ber Widerlegung heraus, wie die betreffenden Stellen in dem deutschen Text . . . gelautet haben mögen, so dürfte die gemeinsame Quelle kaum verkannt werden.

Die Berichte von 1626 und 1628 handeln über geheime und sehr weit reichende Entwürse Wallenstein's, die von 1628 geradezu über verderbliche Anschläge desselben gegen den Kaiser, die katholische Kirche, die deutschen Reichsstände. Nachdem Sch. die Überzeugung gewonnen hat, daß sie von Slawata zusammengestellt sind, um den großen Feldsherrn zu verdächtigen, macht er sich nun daran, die ganze weitere Reihe von Aktenstücken, die als direkte oder indirekte Zeugnisse von verrätherischen Absichten und Handlungen Wallenstein's erscheinen, zu untersuchen. Da er überall eine Methode anwendet, die sich von den oben geschilderten nur durch zunehmende Leichtigkeit unterscheidet, so gelingt es ihm, sie sämmtlich der Urheberschaft oder der Inspiration

Slawata's zuzuweisen: dieser eine Mann setzte mit seinen Verleum= bungen die Welt in Bewegung. Rein Bedenken kann unseren Forscher in seinem sicheren Gang irre machen. Wenn 3. B. der baierische Gefandte am 28. Dezember 1633 das Gutachten eines kaiserlichen Kriegsrathes gegen Wallenstein übersendet und ausdrücklich bemerkt, der betreffende Kriegsrath (Slawata hatte mit dem Hoffriegsrath nichts zu thun) habe ihm das Gutachten selber mitgetheilt, so beginnt Sch. sein Kapitel über dieses Schriftstück (S. 216) mit dem Ausspruch: um den Standpunkt dieser neuen Denkschrift ohne viel Umschweife zu bezeichnen, schicken wir gleich voraus, daß auch sie nach unserer Ansicht von Slawata ausgegangen ist. Solchen Erörterungen weiter prüfend nachzugehen, wäre ein Mißbrauch von Zeit und Papier! Nur refe= rirend füge ich noch ein Wort hinzu. Sch. zeigt sich wohl orientirt in der deutschen Wallenstein = Literatur, aber so wenig bewandert in ben ausländischen Publikationen, daß er die Berichte von Feuquières anfangs nur nach Citaten benutte. Auf die große Bedeutung der= selben aufmerksam gemacht, las er sie hinterher und schrieb dann seinen Nachtrag, in welchem er, alle früheren Leistungen überbietend, beweist, daß der Kinsky, mit dem Feuquières verhandelte, nicht der Verwandte und Vertraute Wallenstein's war, sondern eine von Slawata untergeschobene Versönlichkeit. Wer auf Sch.'s Gründe neugierig ist, mag bie Schrift felber lefen. — Gewiß ift es eine Aufgabe ber Forschung, in das Treiben von Wallenstein's Gegkern am kaiserlichen Hofe tiefer einzudringen, die ganze Faktion und ihre einzelnen Mitglieder näher tennen zu lernen. Unmöglich ift es nicht, daß sich hierbei ber eine ober andere Sat ergibt, den Sch. jest neben anderen Ginfällen her= ausspricht. Allein wer von seinen beiden Büchern etwas anderes lieft als die wenigen ungebruckten Aktenstücke, die er mittheilt, der verliert feine Beit. Moriz Ritter.

Aus drei Jahrhunderten. Vorträge aus der neueren deutschen Geschichte von Karl Theodor Heigel. Wien, W. Braumüller. 1881.

Zumeist werden hier mit biographischen Stoffen geschichtliche, kunst= und kulturhistorische Bilder von mäßigem Umfange ausgeführt. Ein "aufgeklärter Absolutist" (Kaiser Joseph II.), ein Kunstmäcen auf dem Throne (König Ludwig I. von Baiern und Thorwaldsen), geskrönte Frauen (Maria Theresia, Marie Antoinette, Königin Luise), ein Feldherr (Prinz Eugen von Savoyen), ein Gebieter der Töne (Gluck), ein Humorist (Anton Bucher), ein edler Gelehrter (Paul Ans

selm v. Feuerbach) und ein charafterloser (Karl Heinrich Ritter v. Lang) stehen jeweils im Vordergrunde. Gleichsam einleitend schildert eine drastische Stizze die Zustände Deutschlands nach dem Dreißigiährigen Kriege. Zum Werthvollsten des Inhaltes zählen aber "Die Jakobiner in München", eine mit feinster Methodik geführte, spannende Unterssuchung, der wir nur die Möglichkeit ihrer Wiederaufnahme durch Entdeckung der noch sehlenden Hauptakten wünschen.

v. Öfele.

Négociations de Mr. le comte d'Avaux, ambassadeur extraordinaire à la cour de Suède pendant les années 1693, 1697 et 1698, publiées par J. A. Wijnne. Werken van het Historisch Genootschap. Nieuwe serie. XXXIII—XXXV. Utrecht, Kemink & Zoon. 1882.

Die Veröffentlichung der Berichte des französischen Gesandten am Hofe zu Stockholm, Grafen d'Avaux, ist dankbar zu begrüßen. Antoine Graf d'Avaux, ein Großneffe des bekannteren Diplomaten und Schriftstellers Claude d'Avaux und ein Bruder des Parlaments= präsidenten Jean Antoine de Mesmes, Grafen d'Avaux, des Führers der Opposition gegen den Regenten Philipp von Orleans, vertrat Frankreich 1678 auf dem Friedenskongreß zu Nymwegen, wurde 1679 Gesandter im Haag, 1688 zu London, 1693 zu Stockholm. Briefe und Berichte über dessen Thätigkeit bei den Nymwegener Konferenzen und im Haag wurden schon im vorigen Jahrhundert durch Abbe Mallet publizirt; die vorliegenden Bände sind nach einer in der Bibliothek des Arsenals zu Paris verwahrten Abschrift der Originalkorrespondenz Ludwig's XIV. und des Gesandten herausgegeben. Sie bieten intereffante Beiträge zur Kenntnis der verworrenen Parteiverhältnisse am schwedischen Hofe. Es ist zu bedauern, daß Carlson diese Nachrichten nicht benuten konnte, mit beren Hulfe sich die Charakteristik der schwedischen Freunde und Gegner Kaiser Leopold's und König Ludwig's noch bestimmter und schärfer hätte entwerfen lassen. Insbesondere in der Stellung Schwedens gegenüber der Aufnahme des Herzogs von Hannover in das Kurkollegium, die eine wesentliche Berstärkung der welfischen Macht in Nordbeutschland bedeutete, spiegelt sich die Spannung zwischen den Faktionen am Hofe. Die Anerkennung der neuen Würde von Seite Karl's XI. und die Unterstützung der Hollander und der übrigen Feinde Frankreichs durch schwedische Truppen zu verhindern, war die Hauptaufgabe des im Februar 1693 abgeordneten außerordentlichen Botschafters. Schon aus der ihm mitgegebenen

Instruktion können wir auf die Gründe ber Schwankungen in der Politik der schwedischen Regierung in diesen Angelegenheiten schließen: der französische Gesandte hatte unbeschränkte Bollmacht, die Stimmung der einflußreichen Persönlichkeiten durch Pensionen und Geschenke freund= d'Avaux machte benn auch von diesem "System licher zu gestalten. der Konvenienzen", wie es St. Simon nennt, ausgedehnten Gebrauch. Wo der Höfling oder der Beamte selbst derartiger Annäherung un= zugänglich war, wußte sich der gewandte Diplomat der Frau Gemahlin durch eine erwünschte Gabe zu empfehlen; es wäre von Interesse zu erfahren, ob nicht auch von kaiserlicher Seite behufs Erwerbung und Erwärmung von Freunden in Stockholm das nämliche System angewendet wurde, vielleicht sogar bei den nämlichen Perfönlichkeiten. Gestützt auf den neuen Freundestreis konnte d'Avaux bald daran denken, nicht nur die Hülfe des Königs zur Vermittlung eines für Frankreich günstigen Friedens in Anspruch zu nehmen, sondern sogar, obwohl damals noch schwedische Truppen gegen französische im Felde standen, wegen eines Bündnisses zwischen Frankreich und Schweden zu unterhandeln. Nur an der Haltung des Grafen Oxenstierna, der allen Einflüsterungen und Angeboten widerstand, und an der persönlichen Abneigung des Königs scheiterte vorerst das Projekt, aber es bereitete sich allmählich bei Hofe ein Umschwung zu Guusten Frankreichs vor. Rleine Mittel erzielen oft großen Nupen, und mit solchen scheinbar geringfügigen Mitteln verstand der Gefandte trefflich zu operiren. Als Königin Ulrike Eleonore starb und ihr Gatte aufrichtig und tief diesen Berlust betrauerte, ließ der Franzose zwei Säle in seinem Palais schwarz ausschlagen, seine Domestiken Trauerkleider tragen und seine Karossen mit schwarzem Flor behängen, während der holländische Gesandte erklärte, bei ihm zu Lande sei berartiges nicht herkommlich, und dieser Ansicht sich anschließend auch die Gesandten des Raisers und der deutschen Fürsten die vom Zeremonienmeister erbetenen Trauer= bezeugungen unterließen. Umgehend ließ König Karl dem Vertreter Frankreichs eröffnen, wie wohlthuend ihn die bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegte Aufmerksamkeit berührt habe. d'Avaux entwirft übrigens von König Karl ein wenig anmuthiges Porträt. "Er ist ein Fürst von geringen natürlichen Anlagen, der einzig bestrebt ist, alles Bermögen, soweit er vermag, aus den händen seiner Unter= thanen an sich zu ziehen, der sich aber um die auswärtigen Angelegen= beiten wenig bekümmert und diese Sorge fast ausschließlich dem Grafen Drenftierna überläßt; im übrigen ift er ein Freund der Gerechtigkeit,

er hat die Ehrlichkeit eines alten Kitters und zeigt natürliche Absneigung gegen jeden, den er für unzuverlässig und unvernünftig hält, sein gegebenes Wort hält er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit."

Wenn d'Avaux den König als habsüchtig bezeichnet, kann sich der Borwurf nur auf die Reduktion, die dem schwedischen Adel schwere Opser auserlegte, beziehen, und auch die Ansicht, daß sich der Fürst die äußere Politik wenig angelegen sein lasse, wird sich hauptsächlich daraus erstären, daß Karl den Verkehr mit den Vertretern fremder Mächte scheute und überhaupt namentlich seit dem Tode der Königin wenig in die Öffentlichkeit trat. Wenn es auch vorerst nicht glückte, den König gänzlich auf die Seite Frankreichs herüberzuziehen, so wurde doch durch den Einsluß der Franzosenfreunde, für welche auch der nur von politischen Gesichtspunkten geleitete, der Bestechung unzugängliche Misnister Wallenstedt gewonnen ward, so viel erreicht, daß die schwedischen. Hülfstruppen der Verwendung des Kaisers entzogen wurden.

Die erste Serie der Korrespondenz schließt mit 21. Januar 1694, die zweite beginnt mit 2. Fanuar 1697; es wäre wohl am Plate gewesen, in den Archives des affaires étrangères nach den Originalen zu forschen und das Vorhandene zur Ausfüllung der Lücke zu be-Die Berichte aus ben Jahren 1697 und 1698 können um so höheres Interesse beauspruchen, als in diese Beit der Abschluß des durch Schweden vermittelten Ryswicker Friedens und der Tod Karl's XI. fallen; fie bieten eine Fulle von Bugen, die für die Bofe von Stod= holm und Versailles charafteristisch find. Go hatte einmal 3. B. ber Gesandte in einer Ansprache an König Karl von diesem und König Ludwig als "ben beiden größten und mächtigsten Königen Europa's" gesprochen. Was aber in Stockholm als Kompliment aufgefaßt wurde, verlette in Versailles; d'Avang hatte Mühe, seinen Gebieter von der Opportunität des Bergleiches zu überzeugen. Er hielt für gerathen, den Minister Torch zu bitten, es möge gelegentlich an maßgebender Stelle in Versailles hervorgehoben werden, daß der Umschwung, der sich in Stockholm zu Gunften Frankreichs vollzogen habe, in erster Reihe benn boch den Bemühungen des französischen Gefandten zu banken wäre. Weniger glücklich war d'Avaux mit seiner Agitation zu Gunften ber Wahl des von Frankreich beschützten Prinzen von Conti zum König von Polen. Ebenso täuschte er sich ober wurde getäuscht bezüglich der Sympathien des Nachfolgers Karl's XI., des jungen Königs Karl für Frankreich; nicht ohne leise durchklingenden Spott erzählt er, daß Karl in allem und jedem den großen Ludwig nachzuahmen suche, und weiß zahlreiche Vorfälle zu schildern, wobei die Versehrung zu Tage getreten sei, die Karl dem französischen Monarchen und allem, was mit Frankreich zusammenhänge, zuwende, während doch seststeht, daß gerade das Gegentheil der Fall war. Im übrigen sind auch d'Avaux' Berichte ein Beleg für die Thatsache, daß in den ersten Jahren der Regierung Karl's XII. ein völlig unrichtiges Urtheil über Charakter und Fähigkeiten des Königs von Schweden die öffentliche Meinung beherrschte; man lachte darüber, daß er im Zorn silberne Leuchter durch die Fenster warf und mit der Pistole nach den Wandornamenten schoß; man hielt ihn nur bizarrer, aber nicht bedeutender Thaten fähig, und namentlich von der Unansehnlichskeit der äußeren Erscheinung zogen die fremden Diplomaten einen sehr thörichten Schluß auf die Zukunft des Regenten.

Bur Erläuterung bes Textes hat Wijnne zahlreiche gründlich ge= arbeitete Noten beigefügt. Nur ein paar Bemerkungen seien gestattet Mit Hübner's Angabe, daß Karl's XI. Gemahlin, Ulrike Eleonore, am 26. Juli 1693 gestorben sei, steht nicht im Widerspruch, daß d'Avaux ben 5. August als Todestag nennt (1, 111); dieser rechnet nach dem neuen, Hübner nach dem alten Kalender, der in Schweden noch bis zum Jahre 1753 in Geltung stand. Die über ben nach Stockholm gekommenen Jenenser Mathematiker Bigelius (2, 17) aufgestellte Wuthmaßung beruht auf Jrrthum. "Bigelius" ist unzweifelhaft identisch mit dem Mathematiker und Aftronomen Erhard Weigel (geb. 1625 zu Weida, gest. 1699 zu Jena), dem Verfasser des "Speculum Terrae", ber "Cosmologia" etc., ber sich eifrig bemühte, die protestantischen Fürsten für Anerkennung der Kalenderreform Papst Gregor's zu ge= winnen, und 1698 einen "Entwurff der conciliation deß alten und neuen Calender Styli" herausgab. Heigel.

Friedrich der Große als Feldherr. Von Theodor v. Bernhardi. Zwei Bände. Berlin, Mittler & Sohn. 1881.

Zur Beurtheilung des Siebenjährigen Krieges. Von A. v. Taysen. Berlin, Mittler & Sohn. 1882.

Friedrich's des Großen Feldzugsplan für das Jahr 1757. Vortrag, geshalten zur Feier des Geburtstages Friedrich's des Großen in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin von Cämmerer. Berlin, Mittler & Sohn. 1883.

Das erstgenannte Buch von Bernhardi hat Ref. in der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde (1881 November=Dezember= Hest) eingehend besprochen, muß jedoch hier noch einmal darauf zu=

rückkommen, da die beiden folgenden Arbeiten von Taysen und Cammerer, die er hier zu besprechen übernommen hatte, ihrerseits nicht nur auf B. sußen, sondern selbst mehr oder weniger eingehende Besprechungen des B.'schen Buches vilden und weitere Ausführungen in engem Anschluß an dasselbe bringen. B. seinerseits ist wieder, wie er in der Vorrede andeutet, durch eine ihrerzeit von dem Ref. geführte Volemik¹) zu seinem Buche angeregt worden.

Es handelt sich um die historische Würdigung der Strategie Friedrich's des Großen. Seit der französischen Revolution und Napoleon haben wie die politischen und die sozialen Verhältnisse der europäischen Staaten, so auch die Taktik und die Strategie eine radikale Umwandlung ersahren. Darüber ist alle Welt einig. Man ist auch einig, daß auf den drei ersten Gebieten, speziell in der Taktik Friedrich der Mann des 18. Jahrhunderts war; seine Größe besteht darin, daß er die Ideen seiner Spoche am vollkommensten ausbildete und repräsentirt. Die Streitsrage ist, ob dasselbe auch von seiner Strategie zu urtheilen ist oder ob Friedrich, hier seiner Beit vorauseilend, bereits die Grundsähe unseres Jahrhunderts, Napoleon's anwandte.

Der Unterschied der beiden Systeme der Strategie läßt sich dahin präzisiren, daß nach dem neueren die Entscheidung ausschließlich in der Vernichtung der seindlichen Streitkräfte, in der Schlacht gesucht wird; nach dem älteren auch dem durch Manöver gewonnenen Besitz von Land und Stellungen ein eigener Werth zugeschrieben wird. Nach dem neuen System haben diese Dinge nur einen vorbereitenden Werth, insofern sie für die Schlacht günstigere Bedingungen schaffen.

Unsere älteren Militärs faßten Friedrich ganz richtig auf als den Virtuosen des 18. Jahrhunderts²). Neuerdings aber hat man mehrsfach die andere Ansicht ausgesprochen und der Widerspruch, den Kef. dagegen erhob, wurde zurückgewiesen. Auch Bernhardi trat mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität für diese Ansicht ein: Ref. hat B.'s Beweissührung aussührlich an dem angeführten Orte zu widerlegen gesucht und darf sich hier begnügen, auf diese Untersuchung zu versweisen und Einiges über die beiden neuen Arbeiten hinzuzufügen.



¹⁾ Mit dem Freiherrn v. d. Goly; s. Zeitschrift für preußische Geschichte 16, 27 ff. 292 ff. 391 ff. 408 ff. A. d. R.

²⁾ z. B. Boyen in seinen "Beiträgen zur Kenntnis Scharnhorst's" S. 20: "Bei den Manöverkriegen, in denen künstliche Bewegungen die Schlacht zum Theil vermeiden oder sie nur unter vollständig günstigen Umständen herbeisführen sollen (das System des großen Friedrich)"...

Tahsen hat sich als Aufgabe eine durchgehende Kritik und Ergänsung des Bernhardi'schen Buches gestellt. Die Kritik ist im wesentlichen richtig, wenn auch nicht erschöpfend. Der Zug des Prinzen Heinrich nach Franken im Frühjahr 1759 ist z. B., was T. nicht erwähnt, bei B. unrichtig dargestellt. Er gibt die Märsche, wegen deren Langssamkeit er den Prinzen tadelt, thatsächlich in der Meilenzahl zu kurz an. Nachprüfungen auf solche Einzelheiten gibt T. nur, wo sie ihm zufällig aufgestoßen sind. Von wesentlichen Dingen sind es hauptsächlich zwei, die er in der B.'ichen Darstellung widerlegt: die Feldzugspläne Friedrich's für die Jahre 1756 und 1762.

Namentlich was Tapfen über ben erstgenannten beibringt, ist von großem Interesse, ba es auf neues, aus dem Staatsarchiv geschöpftes Material bafirt ist'). Die Auffassung, welche Ref. auf Grund des bisher vorliegenden Materials in der angeführten Untersuchung gegen Bern= hardi verfocht, wird hier urkundlich bestätigt und damit ist (was T., ber theoretisch durchaus an der unrichtigen, oben bezeichneten Grund= auffassung festhält, allerdings nicht bemerkt) von ihm selbst der eine Grundstein der von ihm vertretenen Auffassung weggenommen. Ganz ebenso ift es mit bem zweiten Punkt. Der erfte, ber Feldzugsplan von 1756, wurde von B. als derjenige angeführt, in welchem sich die Ibentität der Fridericianischen und Napoleonischen Strategie positiv manifestirt. Von dem Feldzug von 1762 war umgekehrt zu beweisen, daß die hier unzweifelhaft vorhandene Abweichung doch aus ge= wissen Gründen nicht dagegen spreche. B. versuchte es in der Weise, daß er Friedrich einen sehr viel größeren Plan unterlegte, als er später ausgeführt wurde. Auch dieses Argument wird wiederum von Taysen widerlegt und damit so zu sagen der unrichtigen Auffassung erft das eine und dann das andere Bein unter dem Leibe weggeschlagen, jo daß thatsächlich hier die unrichtige Doktrin durch das redliche Suchen nach der Wahrheit im einzelnen von ihrem eigenen Anhänger auf= gehoben wird.

Auch an mehreren anderen Stellen bringt das T.'sche Buch wichstiges neues Material, so daß es als ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Geschichte Friedrich's betrachtet werden kann.

Das Verdienst der zweiten Arbeit von Cämmerer ist ein anderes.

¹⁾ Aus archivalischen Studien ist auch Tapsen's Bortrag "die mili= tärische Thätigkeit Friedrich's des Großen im Jahre 1780" (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn) erwachsen. A. d. R.

Dem Bf. ist es gelungen, sich im wesentlichen zu der richtigen Aufsaffung durchzuarbeiten, wenn er sich auch noch selbst dagegen sträubt und sich noch nicht entschließen kann, die letzten Konsequenzen zu ziehen.). Sebenfalls auf Grund einiges neuen Materials gelingt es ihm, eine in Raisonnement und Darstellung durchaus richtige Stizze des Feldzugsplanes von 17572) zu geben, während sich bei T. und B. Aufsassungsplanes von 17572 zu geben, während sich bei T. und B. Aufsassungsplanes von Urstellung fortwährend widersprechen. Die bei Cämmerer vorausgeschickte Übersicht des Gesammtkrieges — eine der schwersten Aufgaben, die es gibt: resumirende Darstellung weltgeschichtlicher Perioden — gelingt ihm freilich nicht völlig. Dazu hätte er die historische theoretischen Grundbegriffe doch noch tieser und schärfer sassen müssen.

Ein Anhang ist der Polemik mit dem Ref. gewidmet. Es würde hier zu weit führen, darauf einzugehen; zum Theil beruht sie auf Misverskändnis und bekämpst Dinge, die nicht behauptet worden sind. Nur einen Punkt will ich hervorheben. Es handelt sich um die Ausslegung der "Nachricht" vom Jahre 1827 vor Clausewitz' Werk: "Vom Kriege"3). Cämmerer meint, Clausewitz habe ein Werk für Kriegsleute und Staatsmänner der Gegenwart und Zukunft schreiben wollen und deshalb dürfe die "Nachricht", das Werk bedürfe noch einer Umarbeistung — nicht darauf bezogen werden, daß Clausewitz auch für die versgangenen Formen des Krieges die Kategorien hätte aufsuchen wollen.



¹⁾ Am nächsten kommt der Bf. der Wahrheit mit dem nach seiner Meisnung polemischen Satz: "Wir können einem System der Kriegführung, das selbst in der politischen und strategischen Offensive und bei ausreichender Kraft die Schlacht nach Möglichkeit vermeidet, niemals irgend welche innere Berechtigung zugestehen, auch nicht für die damalige Zeit." Ganz richtig "bei ausreichender Kraft". Im 18. Jahrhundert waren eben im Verhältnis zur Konsistenz der Staaten, zu Raum und Zeit die Heere mit Magazinalverpslegung, Werbetruppen und Lineartaktik generell meist nicht von "ausreichender Kraft"

²⁾ Sehr wichtige Beiträge zur Geschichte dieses Feldzugsplans finden sich in der Schrift: "Aus dem militärischen Brieswechsel Friedrich's des Großen. Die Entstehung des preußischen Planes für den Feldzug von 1757 und seine Aussiührung dis zur Bereinigung des preußischen Heeres vor Prag. Eine archivalische Forschung von Adolf Zimmermann." Beiheste zum Militär-Wochenblatt 1882 S. 1 ff. 1884 S. 1 ff. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. A. d. R.

³⁾ Über Clausewiß s. die Abhandlung von Delbrück in der Zeitschrift für preußische Geschichte 15, 217 ff., welcher eben dort (15, 233 ff.) einen bisher unbekannten Aufsat von Clausewiß "Über das Fortschreiten und den Stillstand der friegerischen Begebenheiten" veröffentlicht hat. A. d. R.

Das ist ohne Zweisel unrichtig. Clausewitz wollte den Begriff des Krieges dialektisch entwickeln, nicht bloß praktische Regeln für Gegenwart und Zukunft geben. Bei einer richtigen Entwickelung des Begriffs des Krieges müssen sich nothwendig auch die zu irgend einer Zeit gültigen Formen desselben ergeben. Die Lücke, die dadurch entstanden ist, daß Clausewitz selbst hiermit nicht fertig geworden ist, ist die auf den heutigen Tag nicht ausgefüllt.

Bum Schluß möge es mir erlaubt sein, noch gegen eine beiläufige Wendung des Bf. mich zu erklären. Er begründet einmal ein Urtheil mit der Wendung "wir Männer vom Fach". Ohne Zweifel liegt der Grund ber Differenz zwischen bem Ref. und feinen Gegnern zum Theil eben hierin, daß jene meist Militärs find. Aber es ift ein Frrthum, zu meinen, daß die Militärs deshalb in Fragen, wie die vorliegende, als die Fachmänner zu betrachten seien. Ift etwa ein Kunftreiter ber Mann, der zu untersuchen hat, ob die Griechen bereits den Gebrauch der Steigbügel kannten? Wenden wir uns an einen Archäologen oder an einen Maler, wenn es sich darum handelt, antike Basenbilber zu erklären? Die Unklarheit in unserem Falle ift nur dadurch möglich, daß die Zeit Friedrich's der Gegenwart verhältnismäßig noch nahe liegt und deshalb aus den Begriffen der Gegenwart heraus beurtheilt werden zu können scheint. In der That scheint es aber nur so, und die ganze unrichtige Auffassung meiner Gegner geht darauf zurück, daß sie ihren heutigen Begriff ohne weiters auf das vorige Jahr= hundert übertragen. Diese Gefahr ist ja für den "Fachmann" im technischen Sinne fast unvermeidlich, wenn er sich nicht eine fehr gediegene historische Bildung verschafft. In unserem Falle ist das Verhältnis besonders deutlich: so lange die Militärs noch die praktische unmittel= bare Anschauung vom Fridericianischen Kriegswesen hatten, haben sie es auch richtig aufgefaßt (wenn auch nicht immer alles richtig be= urtheilt) — heute wird es ihnen schwer, sich von den Grundsätzen, die sie täglich üben, genügend zu emanzipiren. Der wahre Fachmann für die Bergangenheit ist eben der Historiker, der sich auf dem einzelnen Gebiete, sei es nun Kriegswesen ober Handel, ober Ackerbau ober Diplomatik, ober Recht ober Theologie die für seinen Zweck nöthigen technischen Kenntnisse erwerben muß. Das ist bei der Einfachheit seiner Grund= sätze und der absoluten, krystallenen Klarheit, in der sie von Clause= wit entwickelt worden sind, gerade nirgends leichter als im Kriegs= wesen. Delbrück.

Graf Seckendorf und die Publizistik zum Frieden von Füssen von 1745. Von Otto Seeländer. Gotha, F. A. Berthes. 1883. M. 2.40.

Im kgl. Hausarchiv in Berlin befindet sich eine Anzahl von Flugschriften aus den Jahren 1744 und 1745, welche, obgleich sie über die damaligen Parteiverhältnisse am baierischen Hofe manchen interessanten Ausschluß gewähren, von der Geschichtschreibung bisher nicht berücksichtigt worden sind. Man ist daher dem Uf. zu Dank verspflichtet, daß er es unternommen hat, diese Flugschriften auf ihren Ursprung und ihre Glaubwürdigkeit zu untersuchen.

Die erste Gruppe dieser Publikationen wurde, wie so oft, durch die Veröffentlichung aufgefangener Briefe aus dem feindlichen Lager veranlaßt. Graf Schmettau, der im Sommer 1744 preußischer Bevollmächtigter bei ber baierisch=französischen Armee war, hatte in einigen Briefen mit der ihm eigenen Schärfe über die Unfähigkeit der baierischen und frangösischen Beerführer, namentlich Sedendorf's, fich ausgesprochen; diese Briefe waren unglücklicherweise in die Bande ber Öfterreicher gefallen und natürlich sogleich mit Hinzufügung entsprechender Rußanwendungen durch den Druck allgemein bekannt gemacht worden. Das baierische Kabinet antwortete darauf u. a. mit einer Flugschrift, welche ben Titel: "Conseil d'ami à M. de Bartenstein" führte und von dem baierischen Gesandten in Berlin, Baron Spon, verfaßt war, Sedendorf selbst unter der Maste eines preußischen Offiziers mit der Lettre d'un officier prussien . . . au F. M. comte de Schmettau. Nachweis, daß die zweitgenannte Flugschrift wirklich von Seckendorf fei, wird von dem Bf. in überzeugender Weise geliefert; zugleich wird dargethan, daß Seckendorf die Mehrzahl der gegen ihn erhobenen Vorwürfe mit Erfolg zurückgewiesen hat. Aber auch von österreichischer Seite wurde die Polemik fortgesett; es erschien nämlich unter bem seltsamen Titel: "Plan de pacification . . . retorqué" eine Schrift, welche ben "Conseil d'ami" Wort für Wort parodirt und gleichsam umstülpt; der Bf. vermuthet mit Recht, daß dieselbe von dem österreichischen Minister Bartenstein selbst herrührt. Dagegen ist eine andere Schrift, betitelt: "Lettre de M. de Bartenstein", in welcher Sectendorf leidenschaftlich angegriffen, Schmettau dagegen verherrlicht wird, trot der Überschrift gewiß nicht von Bartenstein. Der Bf. sucht ihren Ursprung, da sie auch die in der kaiserlichen Armee dienenden Frans zosen arg mitnimmt, in dem Kreise der älteren baierischen Offiziere, welche über die fremden Eindringlinge unzufrieden gewesen seien. Ref.

wäre trop der vom Bf. dagegen angeführten Gründe geneigt, Schmettau für den Urheber zu halten. Daß dieser Mann "von ber kleinen Schwäche bes Eigenlobes" nicht frei war, beweisen feine Memoiren; seine Sucht zu tabeln und zu hofmeistern zeigt sich in seinen Briefen. Wenn Schmettau in seinen Berichten an Friedrich II. am 25. Oktober, 7. und 30. November 1744 bereits wieder günftiger über Seckendorf urtheilt, als man nach der ungefähr gleichzeitig erschienenen Flugschrift erwarten follte, so läßt sich dies wohl dadurch erklären, daß Friedrich II. den Feldherrn der verbündeten Armee nicht vor den Kopf stoßen wollte und Schmettau auf diesen Wunsch seines Herrn Rücksicht nehmen mußte; hat er ja doch Seckendorf förmlich Abbitte geleistet. Ein gleich= zeitiger Angriff in einer pseudonymen Flugschrift wäre damit schon noch zu vereinen, umsomehr als das Lob, das Schmettau Ende 1744 den Talenten Seckendorf's zollt, doch immer ein fehr bedingtes ift: "die andern würden es noch schlechter machen", das ist eigentlich alles, was er zu gunften Seckendorf's zu fagen weiß.

Ebenfalls mit Seckendorf beschäftigt sich die Flugschrift: "Erswegung derer jetzigen Conjuncturen in Bayern"; doch ist es weniger der Feldherr, als der Reformminister nach Abschluß des Friedens von Füssen, gegen den sie ihre Angrisse richtet. Ausgegangen ist sie offens dar von einer Oppositionspartei in Baiern selbst; um der völlig neuen Daten willen, die sie enthält, hat der Uf. im Anhange zu seinem Buche sie vollinhaltlich abgedruckt.

Außer den genannten bespricht der Bf. noch mehrere auf den Frieden zu Füssen bezügliche Schriften, darunter die "Derniers soupirs de l'empereur", welche ihre Friedensmahnungen dem sterbenden Kaiser Karl VII. selbst in den Mund legt, und die von dem französischen Minister Argenson verfaßte oder doch veranlaßte "Lettre d'un gentilhomme bavarois". Den Urtheilen des Bf., welcher methodische Schulung und kritischen Blick verräth, wird man größtentheils beisstimmen können.

Bum Schluß noch eine Bemerkung: auf S. 15 steht inbezug auf den Tod Karl's VII. die seltsame Anklage, man sei in der Wiener Hosburg "nicht abgeneigt gewesen, indirekt zur Beschleunigung dessselben beizutragen", wofür als Beleg nichts angeführt wird als die "kaltblütige Registrirung" bes Umstandes durch die Wiener Hoskanzlei, daß vielleicht die Fortschritte Thüngen's und die Furcht, seine Hauptsstadt abermals verlassen zu müssen, den Tod des Kaisers befördert hätten. Die Worte klingen vermuthlich schlimmer als sie gemeint sind

historische Beitschrift R. F. Bb. XVI.

sonst läge ein offenbares Mißverhältnis zwischen der gegebenen Thatsache und der daraus gezogenen Folgerung vor.

Th. Tupetz.

Osterreich und das Reich im Kampse mit der französischen Revolution. Von 1790 bis 1797. Von H. Freiherrn Langwerth v. Simmern. Zwei Bände. Berlin und Leipzig, E. Bidder. 1880.

Zwei lange und langweilige Bände, deren Lekture durch die welfischen Ansichten des Af. keineswegs angenehmer wird. Mit ermübender Weitschweifigkeit, eintönig und einförmig, werden die politischen und militärischen Ereignisse ber Jahre 1790-1797 erzählt, in einer Beise, als ob Häusser und Sybel nie existirt hätten. Doch ja — Häusser ist für die Darstellung des Feldzuges von 1796 verwerthet worden und in Sybel entdeckt der Bf. eine brauchbare Quelle für die polnischen Berhältnisse. Ranke's "Ursprung der Revolutionskriege" ist "zufälliger Umstände halber" nicht recht berücksichtigt worden; dagegen "fußt die Darstellung durchaus auf Bivenot", und "von besonderem Ginfluß sind die ausgezeichneten Werke Hüffer's gewesen". Fügen wir noch hinzu, daß Langwerth v. Simmern für die in der Einleitung behandelte Geschichte Friedrich's des Großen nur die Werke von Arneth, für die Theilung Polens nur die Schrift von Janssen benutt hat, so haben wir zugleich die Quellen des Bf. ziemlich erschöpfend aufgezählt und den wissenschaftlichen Werth seines Werkes hinlänglich gekennzeichnet. Eine Kritik der darin enthaltenen Ansichten, die Vivenot mit viel größerer Begeisterung und Hüffer mit weit überlegener Sachtunde verfochten haben und die in diesen Blättern so oft widerlegt sind, wird man hier nicht erwarten. Alls eigenartig wollen wir nur das praktische Ergebnis der historischen Forschungen des Herrn Q. v. S. hervorheben: "Deutschland ist nur zu helfen, wenn wir zum zweiten Male wieder da anknüpfen, wo der Faden unserer Geschichte unter dem Drucke der französischen Eroberer zerriß", d. h. etwa bei dem Jahre 1792. P. B.

Die Politik Friedrich Wilhelm's IV. Lon Hermann Wagener. Berlin, R. Pohl. 1883¹).

Der bekannte Bf. gibt in der obigen Schrift weniger eine Darsftellung als eine Verherrlichung der Politik Friedrich Wilhelm's IV.,

¹⁾ Zur Ergänzung dieser Schrift hat Bf. eine zweite bestimmt: "Erlebtes. Weine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jest. Zwei Abtheilungen. Berlin, R. Pohl. 1884." U. d. R.

der nach seiner Anschauung der gegenwärtigen Regierung in ähnlicher Weise vorgearbeitet hat, wie einst Friedrich Wilhelm I. seinem großen "Des Königs beutscher Politik haben wir es zu verdanken, daß Deutschland ber Schwerpunkt Europas und ber deutsche Raiser der mächtigste Monarch ist" (S. 58). "Ohne Olmütz kein einiges mächtiges Deutschland" (S. 61) Zur Begründung solcher Ansichten, die auch den wärmsten Verehrern Friedrich Wilhelm's IV. mehr oder weniger paradoxal erscheinen werben, wurde keine Darstellung zu aus= führlich, feine Erörterung zu gründlich fein: Wagener halt es für ge= nügend, statt der Beweise Behauptungen, statt einer Geschichtserzählung Anekoten zu geben. Dabei rühmt er sich ber Wiffenschaft beffen, was "hinter den Coulissen" vorgegangen ist, und der Kenntnis eines geheimen Briefwechsels bes Königs mit bem Freiherrn Senfft v. Pilfach= Gramenz, den er freilich nicht ermächtigt sei zu veröffentlichen. "auf offiziellen Urkunden fußenden Darstellungen" erklärt er dagegen turzweg für "unzuverlässig", da "die Leute, welche die Geschichte machen, fie nicht schreiben, und die, welche sie schreiben, sie nicht kennen" (S. 72). Einer folden Auffassung von Geschichte und Geschichtschreibung gegen= über wird man es begreiflich finden, wenn wir hier von einem kritischen Eingehen auf die einzelnen Ausführungen des Bf. ganzlich abfehen. Neues von Bedeutung bringt übrigens diese Schrift so gut wie gar nicht; als merkwürdig wollen wir nur die Angabe hervorheben, daß ber Freiherr Senfft v. Pilfach bereits im August 1848 und nochmals im Jahre 1854 die Ernennung Bismard's jum Minifter empfohlen P. B. haben soll.

Meldsior v. Diepenbrock. Ein Zeit= und Lebensbild von Jos. Hub. Reinkens. Leipzig, J. Fernau. 1881.

Das Lebensbild eines römischen Kardinals aus der Hand des Bischofs der deutschen Altkatholiken ist gewiß eine pikante Erscheinung. Viele Leser werden sich wundern über die warme Verehrung, welche der Vf. seinem Helden entgegenbringt. Sie erklärt sich aus seiner persönlichen Vekanntschaft mit ihm und dem nur durch Lebensstellung und Verhältnisse getrübten edlen Wesen des Geseierten. Das Buch enthält viele neue Mittheilungen aus dem Tagebuche einer Freundin des Kardinals, wie aus Vriesen und selbst mündlichen Verichten. Die hervorragende Stellung Diepenbrock's als Fürstbischof von Vreslau brachte es mit sich, daß seine Lebensgeschichte zu einem Stück Kirchensgeschichte der neuesten Zeit wurde. Der Vf. unterläßt es nicht bei

aller Pietät, auf die Schwächen und Schattenseiten in dem Charafter feines Selben hinzuweisen. Dieselben offenbaren sich durch die allzu große Nachgiebigkeit gegenüber dem stets wachsenden Ultramontanismus. Aus der Schule Sailer's hervorgehend und in diesem Geiste sich dem Priesterthum widmend, ward Diepenbrock während seiner Wirksamkeit in Regensburg von den firchlichen Zeloten immerwährend angefochten. Auf Grund der gemachten Erfahrungen sträubte er sich lange gegen die Annahme der bischöflichen Würde. Aber einmal in der neuen Atmosphäre lebend, durch Zeitverhältnisse und Umgebung gedrängt, dann mit dem römischen Purpur geschmückt, war selbst ein so starker Charakter nicht fähig, Widerstand zu leisten. So tritt uns das Bild dieses Mannes als ein tragisches entgegen: ein echt deutscher, edler Geist, herüberragend aus einer besseren Periode des Katholizismus, in Beschlag genommen von fanatischen Epigonen, die ihn wenigstens in dem für sie nöthigen Maße zu beugen und zu brechen verstehen. Gegen das System scharf, weiß der Bf. seine Milde in der Beurtheilung der Personen zu bewahren. Die Darstellung ift fesselnd, lebendig durchbrochen durch häufige Anführung von Diepenbrock's eigenen Worten, die stilistische Gestaltung meisterhaft.

Johannes Huber. Bon Cherhard Zirngiebl. Gotha, F. A. Perthes. 1881. M. 6.—.

Ein Schüler und Verehrer des Verstorbenen zeichnet in vorliegender Schrift mit begeisterter Liebe das Leben und Streben des hochbegabten, charaktervollen und in mehr als einer Sinsicht interessanten Mannes. Wir begleiten in derselben Suber von der Wiege bis zum Grabe, erfahren neben seiner äußeren Thätigkeit seinen inneren Entwickelungsgang und erhalten badurch zugleich einen bedeutenden Theil der Zeitgeschichte. Aus der niederen Bolksschichte Münchens hervorgehend, ward der Verftorbene von seinen Eltern für den geist= lichen Stand bestimmt. Durch Fleiß und Talent gelang es ihm auch, zu einem gelehrten Berufe sich emporzuarbeiten. Anfangs widmete er sich dem Wunsche der Eltern gemäß dem Studium der Theologie. Bald aber erkennend, daß die ihm angeborene Freiheit des Denkens mit den engen kirchlichen Fesseln des geistlichen Standes in Konflikt gerathen werde, wandte er sich den philosophischen Studien zu. Beruf des akademischen Lehrers reizte ihn. Trots seiner Mittellosigkeit betrat er in München die Bahn des Privatdozententhums. Schon seine ersten Schriften brachten ihm den Kampf ein, welchen er durch

Umgehung des geistlichen Standes hatte vermeiden wollen. Leiden, welche die Interdizirung seiner philosophischen Borlesungen für die Studirenden der Theologie ihm bereitete, gesellte sich schwere kör= perliche Krankheit, von welcher er seinen Todeskeim, ein organisches Herzleiben, übrig behielt. Dieser Umstand sette auch seiner Verebe= lichung Hindernisse entgegen, die er indes mit der ihm eigenen außer= ordentlichen Willensenergie zu überwinden wußte. Eine Reife in England machte Huber mit dem dortigen sozialen Glend befannt und wurde Veranlassung, daß er sich mit nationalökonomischen und sozialen Studien beschäftigte. Gleichzeitig erregte die Berbreitung grob mate= rialistischer Lehren und Lebensanschauungen seine Besorgnis, und griff er, als Philosoph ber Kirche gegenüber die Linke vertretend, nun auch warnend und wahrend gegen die andere Seite in ben Rampf ein. Sein Bruch mit ber römischen Hierarchie war längst vollzogen, als das Batikanische Konzil herannahte. Aber seine alte Neigung zur Theologie und viel mehr noch seine Liebe zur Religion waren nicht genugsam erloschen, um den nun in der katholischen Kirche entstehenden Kämpfen theilnahmlos fern zu bleiben. Döllinger nahe stehend, griff er in dieselben ein und seitbem wurde er in Deutschland hauptsächlich bekannt als Führer und Agitator für den Altkatholizismus. Als solcher ist er in's Grab gesunken, einer der gefürchtetsten Feinde des Ultra= montanismus.

So schildert den Verstorbenen die vorlikzende Biographie, welche durch Mittheilung von Briesen und literarischen Fragmenten an Frische und Lebendigkeit gewinnt. Zum Schlusse wird eine Übersicht über Huber's philosophische Anschauungen geliesert, welche uns davon überzeugt, daß er es zu einer einheitlichen, alle wissenschaftlichen Ansorzberungen befriedigenden Philosophie nicht gebracht hat. Seine Rolle war die des Vermittlers zwischen Glauben und Wissen, von denen ersterer die gemüthlichen Elemente und die Ideale, letzteres die kriztische Schärfe zum Ausbau seiner Anschauungen — System darf man nicht sagen — liesern mußte.

Der Telegraph in administrativer und finanzieller Hinsicht. Bon Gustav Schöttle. Stuttgart, Kohlhammer. 1883.

Es versteht sich von selbst, daß das in den Kreisen der Fachsmänner mit lebhastem Beisall aufgenommene Werk (s. Schmoller, Jahrbuch 1883 Heft 3) in diesen Blättern nicht nach seinem ganzen Inhalt besprochen werden kann. Weshalb es aber doch eines kurzen

Hinweises auf dasselbe auch in der Historischen Zeitschrift bedarf, das ist darin begründet, daß der fleißige, gründliche und besonnene Bf. auch der hiftorischen Seite der Frage seine Aufmerksamkeit zuwendet und namentlich auf S. 144-214 einen Abrif ber Geschichte bes Ursprungs der wichtigeren staatlichen Telegraphenverwaltungen gegeben hat. Diese Verwaltungen sind die von Preußen, den deutschen Mittel= staaten und Kleinstaaten, vom Norddeutschen Bund und Deutschen Reich, von Öfterreich, Frankreich, Belgien, Niederlande, Schweiz, Rugland, Standinavien, Italien, Spanien, Portugal, Türkei, Agypten, Persien, Indien — eine durch die Namen, welche sie enthält, wie durch die, welche fehlen, gleich interessante Liste; Großbritannien und die Bereinigten Staaten haben bis jest noch den Telegraphen dem Privatbetrieb überlaffen, mährend alle anderen Großstaaten benfelben in ben Bereich des Staates gezogen haben. Die Geschichte der Entstehung des Staatsbetriebs in Deutschland ist auch in politischer Hinsicht lehrreich; wir lesen z. B. auf S. 155, daß Baiern sich jahrelang vergeblich bemühte, von dem Senat von Frankfurt a. M. die Erlaubnis zu erhalten, die in Hanau endigende baierische Telegraphenlinie vollends nach Frankfurt hineinführen und dort ein baierisches Telegraphenbureau errichten zu dürfen, so daß Frankfurt nur über Rassel, Halle, Leipzig mit Süddeutschland und Österreich telegraphisch verkehren konnte. Mit Recht nennt der Bf. dieses Verfahren Frankfurts, für welches man vergeblich nach Gründen forscht, selbstmörderisch; es ist aber ein Beweis, daß man einen bekannten Bers, wenn es die Metriker nicht übel nehmen, auch so lesen könnte: Quidquid delirant patres, plectuntur Achivi. G. Egelhaaf.

Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete, heraussgegeben von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen. VIII. Akten der Erfurter Universität. Erster Theil. Bearbeitet von J. C. Hermann Weißenborn. Halle, O. Hendel. 1881.

Die Historische Kommission der Provinz Sachsen hat für die von ihr veranlaßte und geleitete Ausgabe von Geschichtsquellen den Begriff und die Begrenzung der in dieselben aufzunehmenden Materialien nicht zu eng gefaßt. Sie ist damit gewiß nicht über ihre Befugnisse hinaussgegangen, denn es liegt auf der Hand, daß nur auf solchem Wege von den kleineren Kreisen aus den wissenschaftlichen Forschungen in der Geschichte des Gesammtvaterlandes ersprießlich vorgearbeitet werden kann; im Gegentheil wird man es nur rühmen und anerkennen

- Longh

dürfen, daß die Kommission neben der Publikation von Urkundenbüchern und Chroniken auch Ausgaben wie die ber "Erfurter Uni= versitätsakten", von denen der 1. Band jest vorliegt, gutgeheißen und gefördert hat. Es handelt sich hierbei nämlich nicht, soweit es nach bem Titel scheinen könnte, um ein Urkundenbuch der Universität, wie es z. B. Leipzig bereits vor mehreren Jahren im "Codex diplomaticus Saxoniae regiae" erhalten hat und an dem man die rechtliche und finanzielle Stellung ber Universität und ihrer Glieber, die Berhältnisse ber Dozenten, Beamten und Studirenden unter einander, sowie zur übrigen Gesellschaft verfolgen kann; bei den Erfurter Atten ist vielmehr das Hauptgewicht auf die innere Organisation und Ent= wickelung der dortigen Hochschule als ein Glied in der Kette der beutschen Bildungsanstalten gelegt worben. An ber Spipe bes vorliegenden Bandes fteben baber nur zwei Urfunden: bie Beftätigungs= briefe, die Papft Clemens VII. und Papft Urban VI. für die zu er= richtende Universität gewährten, benn vorsichtig genug hatten die städtischen Behörden, die ersten, die in Deutschland ein solches bisher nur von vier angesehenen Fürsten in Angriff genommenes Unternehmen wagten, bei ben häuptern beider firchlicher Obedienzen um die Ge= nehmigung angehalten; noch galten ja die Universitäten als firchliche Institute, wurden die akademischen Grade fast wie geistliche Würden angesehen und behandelt. Den Bullen folgt ferner zunächst bis S. 31 ein Abdruck ber ältesten im Original erhaltenen Universitätsstatuten von 1447; der Herausgeber hat zwar mährend ber Drucklegung bieses 1. Bandes eine ältere, wohl noch in's 14. Jahrhundert gehörende Fassung ber Statuten wieder aufgefunden, boch handelt es sich dabei wohl eher um einen Entwurf als um ein authentisches Aftenstück, fo daß das Fehlen desselben hier nicht zu sehr in's Gewicht fällt; es kann und wird überdies im 2. Bande leicht nachgetragen werden. — Den übrigen Theil des ziemlich starken Bandes füllt hiergegen nun die Studentenmatrikel der Universität aus dem 1. Jahrhundert ihres Mit Ausnahme der auch in den handschriftlichen Über= Bestehens. lieferungen vorausgeschickten Formeln für die Vereidigung bei den Immatrifulationen, den Promotionen und den Reftoratswechseln und furzen, in der Regel bei Beginn der einzelnen Rektorate gegebenen historischen Einleitungen sind es so nur unendliche Reihen von Namen, die sich dem Auge des Benutzers bieten, und man kann wohl kaum behaupten, daß dies ein unmittelbar und in fesselnder Weise belehrendes und unterrichtendes Material sei. Dasselbe bedarf vielmehr, um nugbar

zu werden, besonderer Prüfung und Behandlung durch die nach verschiedenen Seiten bin interessirten Forscher; der eine, wie 3. B. der für die Vergangenheit seiner Heimat begeisterte Erfurter wird stolz die am Schlusse der Rektorate vermerkten Summen der Immatrikulirten in's Auge fassen und den Wechsel in der Frequenz vergleichen und abwägen ober wohl auch aus den Mittheilungen über Stand und Herfunft ber Studirenden seine Schlüsse über ben weitverbreiteten Ruf ber Hochschule und ihrer Lehrer ziehen. Andere, denen mehr die deutsche Gelehrtengeschichte des späteren Mittelalters am Herzen liegt, werben hier manchen willkommenen Aufschluß über ben Bilbungsgang später angesehener und einflugreicher Staatsmänner und Gelehrten, manchen Wink über nachmalige auffällige Beziehungen berfelben unter einander wie anderen Kreisen gegenüber finden. Nicht minder gern und ergiebig werden Forscher über die Geschichte einzelner Familien und Geschlechter aus der neueröffneten Quelle schöpfen. Recht brauchbar wird nach allen diesen Seiten bin das Werk freilich erst werden, wenn ein bisher noch fehlendes alphabetisches Register zu demfelben vor= liegt: nach den für die Ausgaben der Hiftorischen Kommission geltenden Grundfäten ift das Ausbleiben eines folden Sandweisers nicht zu fürchten. — Sache des Bearbeiters konnte und brauchte es, wenn wir seine gesammte Thätigkeit in's Auge fassen, nicht sein, die einzelnen in den Liften auftauchenden Namen in der späteren Geschichte und Literatur zu verfolgen: seine Hauptaufgabe mußte vielmehr die Berstellung der ursprünglichen Form des Immatrifulationsverzeichnisses sein. Dies war in dem vorliegenden Falle nicht so einfach, wie es sonst zu sein pflegt. Bon zwei erhaltenen Handschriften war die eine, die in den früheren Theilen ursprünglicher als die andere und als Quelle für dieselbe gedient hatte, später durch eine Ableitung aus letterer fortgesetzt und vervollständigt worden, während die zweite, zu Anfang nur Abschrift, weiterhin für die authentischen Aufzeichnungen benutt worden war; bei diesen Ableitungen haben Orts- wie Personennamen mancherlei Wandlungen erfahren, von denen ein Theil wohl sprachliches Interesse besitzen kann; der Herausgeber hat sich in seiner Gewissenhaftigkeit daher nicht entschließen können, nur eine Auswahl ber Namensvarianten zu geben, sondern hat mit größter Genauigkeit alle vorkommenden Differenzen in der Schreibweise als Anmerkungen gegeben. Daß hierdurch die an sich schon überaus mühevolle und viel Entsagung erfordernde Arbeit noch manche erschwerende Verwicklung erfahren hat, braucht hier wohl nur angedeutet zu werden; wogegen

nicht verschwiegen werden kann, daß sich der Herausgeber tropbem seiner Aufgabe mit eben so viel Geschick als Ausbauer entledigt hat und seine Bemühungen unsere volle und dankbare Anerkennung ver= dienen. Etwa vorkommende kleine Versehen können von diesem günstigen Urtheile nicht zurückhalten und dasselbe nicht herabstimmen: so störend es auch auffällt, daß die an der Spipe des Ganzen stehende Stelle auf den 18. September statt auf den 16. September 1379 datirt ift, zeigt doch die Einleitung S. XXX, daß wir es nur mit einem Druckfehler zu thun haben. — Die eine ber beiden Handschriften ber Er= furter Studentenmatrikel ist übrigens in den Überschriften zu den einzelnen Rektoraten mit überaus kostbaren und kunstvoll gemalten Initialen von großem Umfange, die allerlei figürliche und heraldische Darftellungen enthalten, ausgestattet. Die Historische Kommission hat es sich nicht nehmen lassen, die Ausgabe mit trefflich ausgefallenen und dem Werke Ehre machenden Abbildungen solcher Malereien, die theils durch ihre Ausführung, theils durch die perfönliche Bedeutung der Wappeninhaber besonders hervorragen, zu schmücken.

W. Schum.

Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Nach den Quellen bearbeitet von Joseph Bader. Zwei Bände. Freiburg, Herber. 1882. 1883.

Der durch manche andere Arbeit auf historischem Gebiet vortheil= haft bekannte 2f. hat in diesem, fast taufend Seiten umfassenden Werke ein Buch liefern wollen, welches dem Bürgersmann die Kenntnis der freiburgischen Geschichte ermöglichen sollte. Deshalb wird "alles gelehrte Beiwert" weggelassen und eine einfache, sachliche, leicht verständ= liche Darstellung erstrebt; doch hatte Baber die Absicht, am Schluß des 2. Bandes einen Nachweis der Quellen anzuhängen, ist aber hieran durch seinen am 7. Februar 1883 erfolgten Tod verhindert worden; er glaubt aber versichern zu bürfen, daß "jeder in den freiburgischen Geschichten näher Unterrichtete bald bemerken dürfte, daß man meinen Der 1. Band führt die Angaben auch ohne Citate vertrauen darf". Geschichte der Stadt bis auf den Tod Maximilian's I. im Jahre 1519; in sieben Abtheilungen behandelt er die Vorgeschichte des Breisgaues, wo die Römer sich in dem keltischen Ort Tarodueum zwischen Breisach und Rottweil festgesetzt haben; die Zeit der Zähringer Herzoge, von welchen Berchtold II. Freiburg gegründet hat; Freiburg unter den Grafen von Urach, welche das Allodialerbe der Zähringer an sich ge= bracht haben; den Verfall des gräflichen Hauses; die Reichszeit der

Lütelburger; die Entstehungszeit der Landstände; die Zeit Kaiser Im 2. Bande kommt als achte Abtheilung die Zeit Maximilian's I. Karl's V. und Ferdinand's I. hinzu, als neunte das 17., als zehnte das 18. Jahrhundert; endlich wird auch noch der Geschichte Freiburgs unter dem badischen Regiment bis 1871 furz gedacht. bem Publikum, an welches fich bas Werk wendet, ift die Darstellung eine populäre, aber im guten Sinne des Wortes; den speziellen Darstellungen aus der freiburgischen Geschichte geben allgemeine Stizzen der Reichsgeschichte vorauf, in deren Rahmen sich dann die lokalen Büge einfügen; babei nimmt B. auch fich bas Recht, Perfonlichkeiten eingehend zu schildern, welche mit Freiburg speziell nicht viel zu thun gehabt haben, wie Karl V., von welchem er 2, 2-4 eine fehr wohlwollende Charafteriftit entwirft. Was den Standpunkt B.'s anlangt, so erklärt er selbst in der Borrede: "ber Leser möge es beachten, daß ein redlicher Mann mahrend bes Studiums feiner Quellen mehrfach zu Ergebniffen gelangt, welche mit den vorherrschenden Ansichten unserer Neuzeit öfters gar wenig übereinstimmen; ich mußte aber ein feiger Historifer sein, wenn mich dieses hätte abhalten können, das als richtig und wahr Erkannte zu verleugnen. Leider geschah Solches aus mancherle Rücksichten von jeher nur zu häufig, wodurch die Geschichtsbarftellungen eine matte oder heuchterische Kärbung erhielten." Die abweichenden Ergebniffe nun, zu welchen B. beim Studium feiner Quellen gelangt ist, sind beim Lichte besehen die, daß die Kirche und die firchlichen Institute des Mittelalters die Vorwürfe im gangen nicht verdienen, welche ihnen von den "hochmüthigen und rechthaberischen Berbessern" (2, 13) gemacht murden, und daß die "Reformation", d. h. die Kirchentrennung beffer unterblieben wäre; namentlich bricht er eine Lanze für das Mönchswesen, welches durch die mit ihm verbundene Chelosigkeit den Gefahren einer Übervölkerung entgegen gearbeitet und damit einen reichen Ersat für die "Beläftigung" geboten habe, welche es sonst der Gesellschaft verursachte (1, 443 ff.; 2, 5). Wenn sonach B. die Geschichte der süddeutschen Hochburg des Katholizismus im streng katholischen Sinne geschrieben hat, so barf ihm boch die Anerkennung nicht vorenthalten werden, daß er sich von zelotischem Fanatismus fernhält und um eine fehr merkbare Nuance billiger und irenischer ist als z. B. der moderne Drachentödter der Ultramontanen, Johannes Janffen. Nur felten paffirt B. im Gifer die Ungerechtigkeit, daß er das Scheitern der religiösen Ausgleichsversuche unter Karl V. bloß auf Rechnung der "leidenschaftlichen Rechthaberei der Reformatoren und

ber Begierde der abgefallenen Fürsten nach dem Kirchenvermögen" sett (2, 2); an anderen Stellen ist er so billig zuzugestehen, daß boch auch "redliche Überzeugung" viele Fürsten und Städte zur Annahme ber neuen Religion bewog, daß der Papft mit den weltlichen Macht= habern in "Schlauheit und Verschlagenheit" wetteiferte, daß der "Wider= spruch zwischen dem freuztragenden Beilande und seinem dreigefrönten Statthalter, zwischen ben armen Dienern ber erften Rirche und bem üppigen Wesen der späteren Geistlichen allzu schreiend erschien" (2, 10), und so gelangt B. zu dem schönen Schlusse: "Durch die Reformation hat die katholische Kirche eine Rivalin erhalten, welcher gegenüber sie bewahrt bleiben wird vor Berirrungen, wie jene gewesen, deren Arger= nis eben die Kirchentrennung hervorgerufen. Daher nochmals: nehmen wir beiberseits das Geschehene gebuldig bin und halten wir uns gegen einander, wie es Bekennern der christlichen Lehre gebührt, ohne Be= sorgnisse und ohne Hintergedanken", 2, 15. Das Werk muß nach bem Maßstab gemessen werden, den der Bf. selbst angelegt wissen will; es ist kein Buch für ben Gelehrten, sondern für den "Bürgersmann", aber aus foliden, ernften Studien erwachsen, feine Kompilation ordinären Schlages, und beshalb lehrreich, anregend, intereffant in feinen Ergebnissen oft auch für den Forscher. Daß der 2f. die Korrektur bes 2. Bandes nicht selber mehr hat besorgen können, hat so ärger= sichen lapsus calami das Leben gerettet, wie 2, 1, wo Ludwig statt Frang I., 2, 20, wo Frang ftatt Beinrich II. steht und letterer "schmählichen Verrath" an Karl V. begangen haben foll

G. Egelhaaf.

Cartularium Saxonicum. By W. de Gray-Birch. London, Whiting & Co. 18831).

Bei der lebhaften Steigerung, die das Interesse für angelsächsische Geschichte und Sprache in den letzten Jahren in Deutschland ersahren hat, wird es mit Freude begrüßt werden, daß de Gran = Birch, auch auf anderem Gebiete der Nachfolger Kemble's, es unternommen hat, dessen codex diplomaticus aevi Saxonici der längst als nothwendig erkannten Neubearbeitung zu unterziehen. Diese neue Ausgabe wird endlich einmal das ganze Urkundenmaterial für die angelsächsische Gesichichte, welches trotz der zahlreichen Urkundenpublikationen der letzten 20 Jahre noch immer nicht vollskändig und namentlich nicht übers

¹⁾ Eingehende Besprechung des Werkes bleibt vorbehalten. A. d. R.

sichtlich vorliegt, sammeln. Was das aber bedeutet, weiß Jeder, der Gelegenheit gehabt hat zu erfahren, wie sehr man für das Studium der älteren angelsächsischen Geschichte bei der Dürftigkeit der Quellen auf den nicht sehr großen Urkundenvorrath angewiesen ist und wie wichtig es ist, die Urkunden bequem und vollskändig bei einander zu haben.

Leider wird das cart. Sax. erst in Jahren vollendet sein. Das Werk, welchem Indices und Tafeln beigegeben werden sollen, ist auf ungefähr 25 Lieferungen berechnet, die in Zwischenräumen von zwei Monaten ausgegeben werden. Die erste ist am 1. September 1883 erschienen.

Franc. Bertolini, Saggi critici di Storia Italiana. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

Der Bf., dem wir auch eine im ganzen magvoll gehaltene und gründlich gearbeitete Geschichte Staliens von 1814 bis 1878 verdanken, hat hier eine Reihe von Abhandlungen vereinigt, die sich über Italiens Geschichte in Römerzeit und Mittelalter erstrecken: Die wichtigfte barunter unfraglich die über die Schlacht von Legnano. Diese Abhandlung hat von einer Seite, welche über Grundsätze und Methode hiftorischer Forschung sich leicht hinaussett, heftigen Widerspruch erfahren. Man legte es dem Bf. als Mangel an Patriotismus aus, daß er einen Vorgang, den man als nationale That aufzufassen, ja zu feiern gewohnt war, von seinen legendarischen Beithaten gesäubert und als das nachgewiesen habe, was er gewesen ist. Solchen Vorwürfen gegenüber bemerkt Bf. mit Recht: "Ich habe das Unglück, den wider mich gerichteten Tadel nicht zu verstehen. Denn in meinen Augen ist ber Kultus der Wahrheit der einzige rechte Führer der nationalen Erziehung, und ich benke, jenes Bolk sei zu bedauern, das es nöthig hat, in Legenden und geschichtlicher Erdichtung nach seinen politischen Ibealen So wenig es in der That dem schweizerischen Patriozu suchen." tismus Abbruch gethan hat, wenn die Tell= und Winkelried=Sage als folche aufgelöst wurden, so wenig hätte der italienische darunter zu leiden, wenn endlich allgemein an Stelle der konventionellen Lüge, mit der man sich bei Auffassung einzelner Greignisse der vaterländischen Geschichte zufrieden gibt, die historische Wahrheit träte. Bf. hat das Seinige gethan, um dieser Wahrheit im Punkte der Legnano-Schlacht Geltung zu verschaffen. Er hat den Beweis erbracht, daß die som= bardische Liga ihren Frieden mit Kaiser Friedrich I. schon im Jahre

Comb

1175 unter vortheilhafteren Bedingungen, als ihr nach der für sie siegreichen Schlacht gewährt wurden, hätte schließen können; daß die Frucht des Sieges einzig von der römischen Curie gepflückt wurde und daß es lächerlich sei, den Tag von Legnano als einen der nationalen Ruhmestage zu verzeichnen, da ja an demselben nicht bloß Italiener gegen den Fremden, sondern auch Italiener gegen Italiener gesochten haben.

Wenn jedoch alles dies vollkommen klar und auf Grund der Thatsachen gar nicht zu bestreiten ist, so folgt daraus noch keineswegs, daß Bf. mit allen Schlüffen, die er aus den von ihm festgestellten Prämissen zieht, Recht hat. Es ist richtig, daß Papst Alexander III. sich den Löwenantheil von den Früchten des Sieges geholt; aber es ist nicht richtig, mit dem Bf. (S. 248) zu sagen, daß dieser Papst seine alten und treuen Bundesgenossen, die Kommunen der lombar= dischen Liga, im Stich gelassen habe. Denn der Papst hat sich allerbings, in Anagni 1176, in Separatverhandlungen mit dem Raiser eingelaffen und bei diesen Verhandlungen ift es selbst zu einem vorläufigen Abkommen, zu einem Präliminarvertrag, wenn man es so nennen will, aber zu keinem Friedensschluß gekommen, welchen Papst und Raiser erft 1177 in Benedig, unter Einbeziehung und Ginwilligung bes lom= bardischen Bundes vollzogen. Erschöpfend sind wir über die Ber= handlungen von Anagni nicht unterrichtet; allein, soviel wir über die= selben wissen, genügt, um zu dem Urtheil zu gelangen, daß Alexander III. ben Abschluß seines Friedens mit dem Kaiser von der Herstel= lung eines vollkommenen Friedensstandes zwischen Raifer und Lom= bardenbund abhängig gemacht hat. Wenn vollends die lombardischen Städte im Jahre 1183 zu Konstanz noch schlechter weggekommen find, als im Jahre 1177 zu Benedig, so trifft wahrhaftig das Papst= thum keine Schuld: es war die Uneinigkeit, ja der offene Abfall, der in ihrem eigenen Lager eingetreten, was ben Konstanzer Frieden zu einem für die Städte weniger vortheilhaften gestaltete. Im ganzen genommen ließ sich die Konjunktur nach dem Schlachttag von Legnano ungleich günstiger, als für ben Lombardenbund, für die Kirche an und sie zog ihren Nuten daraus, wie es jede andere politische Gewalt ge= than hatte; aber von einer Perfidie des Papstes kann, in diesem einen Falle wenigstens, nicht die Rede sein. — Ebenso wenig als in diesem Punkte sind die S. 251 gegebenen Ausführungen des Bf. haltbar, wenn er dort die Gründe darlegt, welche Heinrich den Löwen zum Bruche mit dem Kaifer getrieben haben. Denn daß Heinrich in klarer

Auffassung des eigentlichen deutschen Interesses sich von der italienischen Politik der Staufer losgesagt, müßte doch erst bewiesen werden. Wir sehen, daß diese klare Auffassung selbst im 19. Jahrhundert nicht Jedersmanns Sache ist, und sollen glauben, daß sie im 12. auf die Haltung eines selbstsüchtigen und machtgierigen Fürsten bestimmend wirkte.

Sieht man von solchen Frrthümern in mehr nebensächlichem Destail ab, so muß man der Hauptsache nach dem Bf. Recht geben und die Legnano-Schlacht aus dem Berzeichnis der italienischen Ruhmestitel streichen. Italien hat vom 13. bis in's 16. Jahrhundert so glänzende Eroberungen im Bereiche der Kultur gemacht, daß es auf den kriegerischen Lorbeer, den ihm eine gewisse Partei zum 29. Mai 1176 windet, leichten Herzens verzichten kann.

M. Br.

Giov. Donneaud, Sulle origini del Comune e degli antichi partiti in Genova e nella Liguria. Genova, Tipogr. del R. Istit. Sordo-Muti. 1878.

Die lombardischen Städte unter der Herrschaft der Bischöfe und die Entstehung der Kommunen. Von Max Handloike. Berlin, M. Weber. 1883.

In der ersten Schrift wird an Savigny's Hypothese von der Ent= wickelung der mittelalterlichen Kommunen aus den römischen Munizipien angeknüpft, ohne daß sie freilich weder streng festgehalten, noch auch deutlich verworfen würde. Bf. will die Entstehung der Kommunen (S. 13 ff.) aus Bedürfnissen des Handels herleiten, was für Genua vielleicht richtig sein mag, aber auf Italien ober selbst nur die Lombardei ausgedehnt, entschieden falsch ist. Des für Genesis der italienischen Städteverfassung so hochwichtigen Einflusses der Bischöfe und ihrer Territorialhoheit geschieht bei Donneaud keine Erwähnung. Von Werth ist an seiner Untersuchung, was er über Genua und das Ligurische, die Adels= und Parteiverhältnisse daselbst aus dem genue= sischen Staatsarchiv beibringt. Allein es sind dies provinzielle Besonderheiten, wie sie ein auf den Seehandel angewiesener Landstrich hervortreibt, nicht allgemein gültige Erscheinungen, als welche Bf. an mehreren Stellen seiner Schrift sie auffaßt. Es geht durchaus nicht an, aus den im Lauf der Zeiten ganz partikularistisch sich gestaltenden genuesischen Buftanden Schlüsse auf gang Italien zu ziehen. Verwirrung müßte es 3. B. anrichten, wenn man, wie Bf. S. 22 will, dem Amte eines vicecomes dieselbe Bedeutung, die es in Genua hatte, für alle italienischen Städte-Republiken beilegte.

Auf ben ersten Blick möchte man glauben, daß Handloike's Unter-

suchung, was die Entstehung der Kommunen betrifft, an demselben Dies ist jedoch durchaus nicht ber Fall. Fehler leide. Zwar stellt auch H. eine einzelne Stadt, Cremona, in den Vordergrund und sieht ben geschichtlichen Verlauf baselbst "als typisch" für die Entwickelung ber lombardischen Städte an. Allein erstlich ist Cremona immer nur eine italienische Stadt, während Genua und Benedig dies mehr neben= bei, hauptsächlich aber Stätten bes Welthandels find; sodann besitzen wir gerade für Cremona eine Reihe von Urfunden, aus benen sich die älteste Geschichte seiner Gemeindeverfassung reconstruiren läßt. Eine vollkommene Sicherheit, daß es mit dieser ältesten Geschichte auch anderwärts in italischen Landen die gleiche Bewandtnis hatte, fehlt uns allerdings; aber nach Lage der Dinge und Erreichbarkeit der historischen Kenntnis müssen wir uns mit annähernder Sicherheit begnügen. H. fußt, wie es im Grunde bei einer im wissenschaftlichen Geiste unternommenen Bearbeitung seines Thema's nicht anders sein tann, auf dem in Ficker's Forschungen zur Reichs= und Rechtsgeschichte Italiens überreichlich gebotenen Material; doch er weiß es selbständig zu verarbeiten und führt uns in einzelnen Punkten, so namentlich inbetreff der Bogteiverhältnisse auf lombardischem Gebiet, über Ficker's Anschauung zu einer richtigeren Auffassung der Frage hinaus. Schlusse seiner Abhandlung gibt er eine präcis und klar gefaßte Übersicht des Berlaufes der städtischen Entwickelung in ihren Hauptzügen - eine Übersicht, die bei aller Rurze nichts Wesentliches, nichts dem Ursprung der lombardischen Kommunen Gemeinsames beiseite läßt.

M. Br.

Lorenzo de' Medici il Magnifico. Von A. v. Reumont. Zweite, viels sach veränderte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883.

Dem Referat, welches die H. Z. (33, 64 ff.) über dies Buch in seiner ersten Auflage gebracht hat, wäre hier nur hinzuzusügen, daß nahezu alles, was durch historische Forschung im Laufe der letzten neun Jahre zur Aushellung der politischen und Kunstgeschichte der italienischen Renaissance beigetragen worden, vom Uf. sich zu eigen gemacht und seiner Darstellung, ohne das einheitliche Gepräge derselben zu verswischen, einverleibt wurde. So ist die neue Auslage, der auch der Berleger eine sehr gefällige Ausstattung gegeben hat, sicherlich geeignet, dem Buche neue Freunde zu werben. M. Br.

Emilio Comba, Storia della Riforma in Italia narrata col sussidio di nuovi documenti. Vol. I. Introduzione. Firenze, coi tipi dell' Arte della Stampa. 1881.

Der Af. dieses Buches, Professor am Waldenser=Kollegium in Florenz, will die Ursachen studiren, welche es bewirkten, daß die Reformation in Italien nach so vielverheißenden Anfängen so erfolgreich unterdrückt worden ist. Da er mit sich in's Klare gekommen, daß die italienische Reformation weder plötslich in Erscheinung getreten war, noch in Beift und Wesenheit ohne die Erkenntnis ihrer historischen Voraussetzungen zu ergründen sei, sucht er das religiöse Leben Italiens vom apostolischen Zeitalter an in seinen hauptfächlichen Phasen zu burchdringen und ganz insbesondere den Bestrebungen nachzugehen, die mehr ober weniger gegen die Geltung einer alleinherrschenden Kirche gerichtet waren. Der vorliegende 1. Band seines Werkes bleibt beshalb auf das Studium folder, der Reformation zeitlich vorausgehender Erscheinungen beschränkt: er wird vom Bf. mit Fug und Necht als "Einleitung" bezeichnet. Ref. will es scheinen, daß diese Einleitung doch etwas zu weit hergeholt und ausgesponnen ift. Es mag ja unbestritten sein, daß in der chriftlichen Kirche schon zur Zeit ihres Vordringens bis Rom und im ersten Anfang ihres mächtigen Ausgreifens über Italien reformatorische Regungen sich gezeigt haben; daß ferner diese Regungen, trot der dem Papstthum gelungenen Unterdrückung derselben, in einer Kette von Erscheinungen, welche durch den Lauf der Jahrhunderte sich verfolgen lassen, hervorgebrochen sind. Aber die Frage ist nur, ob die Reformation des 16. Jahrhunderts mit dem also nachweisbaren reformatorischen Geiste der früheren Zeiten in einem so innigen Zusammenhange steht, wie es Comba darstellen will. Ich möchte eher glauben, die schöpferische Kraft der Reformation habe darin gelegen, daß unsere großen Reformatoren an das zu ihrer Zeit Gegenwärtige, nicht an Längstvergangenes anknüpften. Bf. ist ein strenggläubiger Protestant, der (S. 138) an dem geschriebenen Worte und der Berheißung festhält: daß Chriftus unter den Gläubigen sein werde bis an's Ende der Tage; daß er folglich immer unter ihnen gewesen ist und sie zum Widerstande gegen verderbte Richtungen der Kirche aufgestachelt habe. In dem Sinne wäre dasjenige, was vor der Reformation sich an reformatorischen Bestrebungen oder Anläufen zu solchen geregt hat, nur als ein Ding aufzufassen, das ebenso gut wie die Reformation selbst aus Christo geflossen ist, und diese hinwiederum ist

wie ein Strom, bessen Quelle sich im Lichte der Offenbarung bis in die fernsten Zeiten verfolgen läßt.

Allein der Bf. ist nicht bloß ein strenggläubiger Protestant, er ist auch ein wohlunterrichteter, mit achtenswerther Belesenheit aus= gestatteter Historiker: als solcher kann er im Lauf seiner Untersuchung nicht umhin, an seine Meinung von der Jahrhunderte vorhaltenden, innerlichen Einheit bes Reformationsgeistes den Maßstab ber That= sachen zu legen und zu finden, daß sie mit denselben nicht allerwege übereinstimme. Man wird es ihm, gerade bei seiner religiösen Partei= stellung, nicht hoch genug anrechnen, daß er der Versuchung, überall protestantische Tendenzen herauszuwittern, stellenweise auch dort zu widerstehen wußte, wo Andere vor ihm sich von ihr bestricken ließen. Was wurde nicht alles unter Erscheinungen des italienischen Volks= lebens und der italienischen Literatur als protestantisch oder halb= protestantisch reklamirt! Die Ghibellinen, die Patarener, die Joachiten, Dante, die hl. Katharina von Siena, Savonarola u. a. m. Halten wir uns aber an den thatsächlichen Gehalt von C.'s Darstellung, nicht an seine vorgefaßten Meinungen, die freilich oft deutlich genug in den Vordergrund treten: so vieten uns (von den Patarenern abgesehen) alle diese Persönlichkeiten und Geistesrichtungen so viel des Katho= lischen, daß wir in Verlegenheit kommen, wie und wo sie unter ben Vorläufern der Reformation unterzubringen. Und selbst die Patarener, an denen nichts Katholisches ift, haben vielleicht einiges mit den Anabaptisten, aber nicht das Geringste mit den Hauptzweigen protestan= tischen Glaubens gemein. Bleiben somit nur die einzigen Walbenfer, von denen man es nicht in Abrede stellen kann, daß sie sich bestrebt haben, streng evangelische Christen zu sein; allein gerade sie bleiben für Italien eine ausschließlich lokale Erscheinung, beren Rückwirkung auf weitere Volkskreise, beren Nachwirkung auf die Reformation nicht im entferntesten sich behaupten läßt. Es ist übrigens vom Standpunkt des Bf. ganz zu rechtfertigen, wenn er auf das Kapitel über die Walbenser besondere Sorgfalt gewendet und mit demselben eine in der That gründliche Arbeit geliefert hat: er schöpfte es theils aus hand= schriftlichen Quellen, theils aus älteren und neueren Borarbeiten, von benen ihm kaum etwas entgangen ift - es wäre benn bas Wenige, bas bei Herminjard, Corresp. des Réformateurs dans les pays de langue française, über die Beziehungen zwischen Waldensern und einigen schweizerischen Protestanten, außer Bucer und Öfolampabius, zu finden ift.

Siftorifde Zeitfdrift R. F. Bb. XVI.

TOTAL STREET

12

E. führt die Darstellung bis an die Schwelle des Zeitalters der Reformation, in welches er nur mit seinem Schlußkapitel, die Bibelsübersetzungen betreffend, hinübergreist. Den eigentlichen Abschluß seines als Einleitung bezeichneten Bandes bildet eine lebensvoll gehaltene Übersicht der religiösen und irreligiösen Seiten der Renaissancekultur. Im Anhang gibt Bf. einige Dokumente, unter denen die auf Geschichte der Waldenser bezüglichen recht dankenswerth sind; ganz überslüssig war dagegen der Wiederabdruck des beinahe zehn Seiten füllenden, allbekannten Concilium delector. Cardinal. etc. de emendanda ecclesia Paulo III iubente conscriptum.

M. Br.

Christoph Martin Freiherr v. Degenfeld, General der Venetianer, Generalgouverneur von Dalmatien und Albanien, und dessen Söhne (1600 bis 1733). Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. Nach Originaldofumenten und Korrespondenzen des gräflich Degenfeld'schen Familienarchivs von A. Graf Thürheim. Wien, Braumüller. 1881.

Das vorliegende Buch bietet mehr, als sein Titel verspricht: es kann in erster Linie als eine nahezu vollständige Geschichte des Hauses Degenfeld im 17. und 18. Jahrhunderte angesehen werden, an welche sich eine Reihe sehr beachtenswerther Notizen über verwandte Familien, namentlich die Schönberg, später Schomberg, anschließt; es enthält eine Darftellung der Kriege, welche die Republik Benedig in Candia, Dalmatien und Albanien in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu führen hatte und berücksichtigt dabei die Schicksale einer großen Bahl deutscher Ravaliere, welche in diesen Kriegen die Dienste der Republik Daneben laufen Berichte und Schilberungen angenommen hatten. über den Einfall der Franzosen in die Pfalz 1693, über diplomatische Missionen an die Sofe von Wien und Madrid, ein Lebensabrif des Marschalls von Schomberg und eine ganze Reihe kleinerer kulturhistorischer Exturse verschiedenster Richtung. Freilich stehen alle diese Einzelheiten in keinem inneren Zusammenhange, es ist ausschließlich das persönliche Moment, welches die Veranlassung zu diesen Erzählungen gibt, die, für fich betrachtet, immerhin einige Beachtung verdienen. Abgesehen von der genealogischen und biographischen Seite des Werkes tann dem Theile desfelben der größte Werth zugesprochen werden, welcher sich mit den militärischen Berhältnissen in Benedig beschäftigt. Über die Betheiligung beutscher Offiziere am candiotischen Kriege ist uoch wenig Ausführliches mitgetheilt worden; hier findet sich viel neues Material, nicht nur in der Biographie von Christoph Martin, welcher

1642 aus Anlaß des Krieges um Castro angeworben worden war und einen Dienstvertrag auf 7 Jahre abgeschlossen hatte, sondern noch mehr in der Geschichte bes Degenfeld'schen Regiments, welches, von Christoph Martin begründet, auch nach dessen Tode Eigenthum ber Familie Degenfeld blieb und von dem Senior und Haupte berfelben verwaltet wurde, bis es 1698 in Napoli di Romania (Nauplia) aufgelöst wurde. Die eigenthümliche Einrichtung der venezianischen Mieth= regimenter brachte es mit sich, daß die Entscheidung über Personal= angelegenheiten von Truppen, welche in Morea garnisonirten, bei ben Regimentschefs eingeholt werden mußten, welche, wie Maximilian Degenfeld im Jahre 1693, in Frankfurt am Main ihren Aufenthalt hatten. Die Kontroverse zwischen bem Oberften Baron Sparr und bem Major Samfoe, bie mit verdienter Beitläufigkeit auseinander gefet wird, gibt interessante Auftlärungen über ben Beist und die Haltung ber beutschen Offiziere, welche heimatliches Recht und Gericht auch in den entlegensten Garnisonen aufrecht zu erhalten bemüht waren. Ergänzung dieser Regimenter wurde vom Senate der Republik den Regimentschefs aufgetragen und diese mußten sich selbst ber Mühe unterziehen, in deutschen Landen Refruten zu werben. Die kleinen reichsunmittelbaren Landschaften in Sübbeutschland, vor allem in dem alten Werbbezirke ber Landsknechte, in Schwaben, waren für berartige Unternehmungen noch immer ber günftigfte Boden. — Gin gang felb= ständiger Abschnitt bes Buches ist der lette: die Biographie des Grafen Friedrich Christoph v. Degenfeld, ber in öfterreichischen Diensten die Feldzüge von 1792 bis 1814 mitgemacht hat. Sie enthält einige Attenstücke, z. B. die erste Fassung der Kapitulation von Mantua, und Briefe, welche für die einschlägigen Partien ber Kriegsgeschichte manchen schätenswerthen Beitrag liefern bürften. Ein stark hervor= tretender Mangel des Buches ist der nachlässige Stil, die Inkorrektheit ber Sprache, welche leiber nicht nur die gewöhnlichen Austriacismen, sondern auch Verirrungen im Bereiche der Casusrettion ausweist, deren große Anzahl kaum mehr die Entschuldigung des Druckfehlers zuläßt. H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Der Prozeß Galilei's und die Jesuiten. Von F. Heusch. Bonn, Ed. Weber. 1879.

Nichts wäre im Gebiete historisch=kritischer Forschung so sehr zu wünschen und zugleich, allem Auschein nach, so schwer zu erlangen, wie eine befinitive Lösung der an den Galisei=Prozeß geknüpften

1 200

streitigen Fragen. Bf. müht sich an einer solchen ab, mit aller Gründlichkeit, mit allem nur erbenklichen Scharssinn; doch es liegt an ber Sprödigkeit des ihm vorliegenden Materials, wenn er sich in den fraglichen Bunkten bei Entscheidungen beruhigen muß, die keine rechten, keine endgültig und unverrückbar feststehenden Entscheidungen sind. Will man ehrlich fein, so muß man gestehen, daß weber in ber Frage über die Tortur, noch in der vielumstrittenen andern über die Echtheit ber Aufzeichnung vom 26. Februar 1616 (von der man nicht einmal fagen fann, ob fie ein Protofoll oder die unvollständige Abschrift eines folden oder ein Registraturvermerk sei) über das hinauszukommen ist, was Reusch vorbringt. Allein das von ihm Vorgebrachte läuft eben auf die Aufstellung und sehr sachliche Begründung einer Spothese hinaus; es bildet mit nichten einen unumftöglichen Beweis. Der schroffe Gegensat, in bem ber Aft vom 26. Februar zu Bellarmin's Erklärung steht, verschwindet allerdings, wenn sich die Sache so zugetragen, wie R. nachweist, daß sie sich zugetragen haben kann; aber der Beweis hierfür, mit dem die Echtheit des Aftes steht oder fällt, hat insofern eine Lücke, als ja die Sache sich gerade so zugetragen haben muß, wenn wir an die Echtheit glauben sollen. Und für dies Muß spricht nichts, gar nichts, während für das Kann doch nur mühfelig aufgebaute Schlüsse aus ber in diesem Falle vielleicht fehr lag beobachteten Theorie und Praxis des Inquisitionsversahrens sprechen. Die Torturfrage scheint, was die Möglichkeit einer Lösung betrifft, etwas günftiger zu stehen; der Schein aber trügt auch in diesem Betracht. Zwar ift die Thatsache einer strengen Folterung schlechterdings auszuschließen; ob jedoch über Galilei nicht jener gelindere Grad der Tortur verhängt wurde, der nach den Worten des Sacro Arsenale "kaum Tortur genannt werden kann, sowie ein leichtes Fieberchen nicht Fieber genannt werde", und ob man wider Galisei nicht zur territio realis (Abführung in die Folterkammer, Borweifung der Marterinstrumente, Entkleidung) geschritten sei, läßt sich auf Grund der Aften nicht bestimmen, auf Grund bes Wortlauts der Sentenz ebenso gut behaupten, als in Abrede stellen. Die Inquisition, sagt R. ganz richtig S. 370, war berechtigt, "auch wenn es bei Galilei nicht so weit gekommen war", in der Sentenz von Examen rigorosum zu sprechen; sie kann von diesem ihrem Rechte, nicht vorgekommene Thatsachen als vorgekommen zu bezeichnen, Gebrauch gemacht, sie kann aber auch in dem Urtheil bloß ausgesprochen haben, was wirklich geschehen sein mochte,

a Coolide

d. h. daß Galilei einen gelindern Grad der Toxtur erlitten habe. R. führt dagegen freilich sehr überzeugend aus, daß die Inquisition, um ihren Angeklagten als der Reperei verdächtig zu verurtheilen, gar nicht der Toxtur bedurft habe. Da ist nun wieder die Frage: ob die Toxtur vom Inquisitionsgerichte immer nur im Bedarfsfalle verhängt worden. Und so reiht sich Frage an Frage, ohne daß man mit Geswischeit sagen könnte, bei welchem Punkte der Prozedur die Inquissition mit der Peinigung ihres erlauchten Opfers innegehalten habe.

Mit seiner geschichtlichen Darstellung des Galilei=Prozesses ver= bindet R. auch eine Untersuchung der theologischen Bedeutung des= felben. Er mußte sich dabei vorwiegend mit Jesuiten auseinandersetzen, da ja dieselben so energisch auf die Berurtheilung Galilei's hingewirkt haben und noch in unsern Tagen behufs einer Beschönigung bes Urtheils zur Feber greifen. Man kann es bem Bf. nur Dank wissen, daß er die von dieser Seite bei dem Anlaß aufgebotenen Spitfindigkeiten in ihr recht erbärmliches Licht gestellt hat. Er hält sich an die geschichtlichen Thatsachen und zieht die Schlüsse, die sich aus ihnen von felbst ergeben, mahrend seine Gegner sich an die papst= liche Unfehlbarkeit halten und die Thatsachen zurichten, bis daß sie zu derselben passen. Bezüglich des Endresultats, zu dem er gelangt, und ber Nutanwendung, die jeder Unbefangene baraus ziehen muß, fei hier auf S. 450-451 des Buches verwiesen. Von den in's Kach der Theologie einschlagenden Erörterungen abgesehen, verdient es noch der besonderen Erwähnung, daß Bf. S. 379-411 die historische Fabel, als ob das Glaubensgericht nach vollbrachtem Urtheil sich auß= nehmender Milde in der Behandlung Galilei's befleißigt habe, in ihr Nichts aufgelöft hat. Es wird im Gegentheil auf Grund ganz un= zweifelhafter Fakta und Ausfagen bargethan, wie beharrlich, wie un= barmherzig priesterliche Rachsucht ben großen Naturforscher bis zum Grabe verfolgte und über bas Grab hinaus. M. Br.

Innocenzo X Pamfili e la sua corte. Storia di Roma dal 1644 al 1655 da nuovi documenti per Ignazio Ciampi. Roma, Galeati. 1878.

In drei Büchern behandelt Ciampi die Regierung, die äußere und innere Politik dieses Papstes, das Leben an seinem Hose, die Kulturzustände Roms in seinen Tagen — drei Theile von verschiedenem Werthe. Der erste, der politische, erhebt sich bei allem Ernste der Aufsassung nicht über eine gewisse Kleinkrämerei, die Stellung des

Papstes in der europäischen Welt, sein Antheil an den großen Fragen, insbesondere an den Verhandlungen über die Herstellung des Friedens nach dem dreißigjährigen Morden jenseits der Alpen, scheinen ihm von geringerer Bedeutung als sein Verhältnis zu den Parteien und Fraktionen in der ewigen Stadt. Wer die wenigen Seiten aus dem 3. Bande der Geschichte der Päpste kennt, auf welchen Ranke die Person und die politische Stellung Innocenz' X. stiggirt, wird beffer orientirt sein über bessen Auftreten und die Haltung der Curie unter seinem Pontifikat, als wenn er sich darüber bei dem weit ausführ= licheren C. Raths erholt. Für die italienischen Beziehungen fehlt es bem Bf. allerdings nicht an Berständnis; ben Krieg von Castro, Die Revolution in Neavel beurtheilt er richtig, die Zustände an den kleinen Höfen erhalten auch manches überraschende Streiflicht. Den Antheil bes papftlichen Gesandten in Münfter, des Kardinal Chigi, an ber Verschleppung des Friedenswerkes, die Motive zum Protest gegen den Abschluß desselben hat er einer eingehenderen Untersuchung nicht zu würdigen für nothwendig befunden; in der Billigung diefes Protestes nimmt er einen Standpunkt ein, welchen selbst der Ratholik, ja selbst ein papstlicher Römer erft zu begründen hätte, wenn er Eindruck machen foll. Diese Nothwendigkeit leuchtete C. jedenfalls nicht ein und damit haben wir eine auffallende Schwäche feines Werkes gekenn= Im übrigen fonnen wir nur Gutes davon berichten; Die Schilderung des Hoflebens ift ihm trefflich gelungen, Donna Olimpia Maidalchini, die regierende Schwägerin feiner Beiligkeit, tritt uns in einer Leibhaftigkeit vor die Augen, wie sie nur einer der geschicktesten italienischen Erzähler zu schaffen vermag, das Leben in den tonangebenden römischen Familien findet an C. einen gewandten und eleganten Darsteller. Der britte Theil bes Buches, welcher ausschließlich ber Rultur= geschichte gewidmet ist, beschäftigt sich mit dem öffentlichen Leben Roms, ben Gewohnheiten der großen Familien und der niederen Bevölkerung, mit der Pflege von Kunft und Wiffenschaft, den hiftorischen Monumenten, Flugschriften, Zeitungen, mit der Runftgeschichte, dem Buchhandel, der schönen Literatur, der bramatischen Poesie, vorzugsweise jedoch mit den Malern, Bildhauern und Architekten der Barockschule. Hier wird jeder Freund kunftgeschichtlicher Studien, gewiß auch jeder Kenner Roms, seiner Bauwerke und Kunstschätze Neues und Belehrendes finden. Bon den Dokumenten, welche dem Texte angefügt find, beziehen sich die neun ersten auf das Berhältnis des Papstes zu Donna Olimpia, beren Vermögensverhältniffe, Schenkungen, Teftamente; biefen folgen

zwei Sammlungen von Briefen des Kardinal Chigi, welche theils den Westfälischen Frieden, theils die Uhlseldt'sche Revolte in Dänemark betreffen.

Die Mehrzahl davon ist in den Atti dell' Academia dei Lincei bereits abgedruck.

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Kulturgeschichte der Kreuzzüge. Bon Hans Prup. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1883.

Das neueste Werk von Prut beausprucht und verdient mit großer Genauigkeit gelesen zu werben. Es sett für benjenigen, welcher nicht inmitten bes Stoffes fteht, ben ganzen historischen Apparat mit seinen kleinsten Ginzelheiten voraus (z. B. S. 51 "man lefe"; S. 170 "man benke") und wendet sich wiederum in seiner Ausführung nicht nur an den Spezialforscher, fondern an einen Leferfreis, ber über die Hiftoriker hinaus= geht. Wir find überzeugt, daß es zu ben gelesenen Büchern gehören wird; benn P. versteht es, die Fülle ber Thatsachen in einer Form barzustellen, welche anzieht. Was es aber heißt, eine Kulturgeschichte der Kreuzzüge zu schreiben, zeigt die Thatsache, daß für diese Periode der Geschichte eine vollständige kritische Quellensammlung noch fehlt und daß infolge davon wiederum verhältnismäßig wenig Einzelarbeiten vorhanden sind. Die Erörterung des Werthes der Kreuzzugschriftsteller ist ferner deshalb mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, weil nicht wenige driftliche Erzählungen über die Verhältnisse im heiligen Lande, von kirchlichem Fanatismus eingegeben, mit diesem Haß eine unendliche Leichtgläubigkeit für Fabeln verbinden, und weil die gegnerischen Berichte aus arabischen Schriftstellern noch nicht vollständig vorliegen. Die Quellenkritik, welche P. übt, hat für ihn bas Resultat ergeben, bag die arabische Bericht= erstattung über die Kreuzzüge im allgemeinen weit über der christlichen steht (S. 51 f. u. v.), aus welcher letteren bas Wahre herauszulösen eine mühselige Arbeit ift, welche nur mit Heranziehung der gegnerischen Quellen unternommen werben kann. Dadurch erscheinen auf einmal eine Menge Verhältnisse in einem ganz andern Lichte; doch dasselbe darf nicht in der Weise blenden, daß es die Rückschau auf den be= leuchtenden Gegenstand benimmt. Darin liegt das Gefahrvolle für einen neuen Bearbeiter der Geschichte der Kreuzzüge und ihrer Kultur. P. ist vor dem Unternehmen nicht zurückgeschreckt; er hat, gestützt auf seine vorangegangene Thätigkeit auf demselben Felde, da, wo er keine Borstudien fand, selbständig solche unternommen und ihre Resultate in seinem Werke verwerthet. Es wird sich sicher manches später anders

gestalten, als es P. darstellt, doch das Schicksal der Umarbeitung von Einzelheiten theilt sein Werk mit anderen. Darin liegt nicht der Hauptpunkt der Beurtheilung desselben, sondern vielmehr in der Zussammenfassung des Gegebenen und des Gewonnenen.

Der Bf. sett ben Standpunkt, von welchem aus er bie Rreugzüge beurtheilt wissen will, an mehreren Stellen auseinander. Sie find kein Glaubenskampf, welcher aus bem Gegensatz zwischen Christenthum und Islamitismus hervorging, und statt bes religiösen Momentes ift bei der größten Anzahl der abendländischen Theilnehmer, bei allen Mohammedanern ein irdisches maßgebend gewesen. Grundsatz, nach welchem bas ganze Werk angelegt und durchgeführt ift, wird eine fehr getheilte Beurtheilung bes letteren zur Folge haben; benn es ift doch wohl schwer, der Kirche ihren Antheil an ben Erfolgen der Kreuzzüge zu entreißen. Der Stellung bes Papstthums innerhalb der großen Bewegung dürfte auch trop des Standpunktes des Bf. ein tieferes Eingehen gebühren. Mit besonderer Vorliebe und in wohlgelungener Durchführung sind in dem ersten Buche des Wertes die Beziehungen zwischen Chriften und Mohammedanern geschildert, Die Stellung ber beiberseitigen Religionen, die gegenseitigen Ginwirkungen auf die Rultur, die Auffassung derselben u. f. w. tritt freilich nicht selten eine große Vorliebe des Bf. für die Bekenner des Jelam zu Tage, welche fogar hin und wieder (z. B. S. 24. 117. 133. 137) bes Bf. Anficht über moderne politische Konftellationen burchblicken läßt. Meisner.

Inventaire sommaire des manuscrits relatifs à l'histoire et à la géographie de l'Orient latin. I. France. A. Paris. Gênes, Imprimerie de l'Institut royal des sourds-muets. 1882.

Wieder ist die Société de l'Orient latin in Paris mit einem neuen Unternehmen hervorgetreten, welches die Sammlung und Verzeichnung aller derjenigen Handschriften bezweckt, welche für die Gesschichte und Geographie des Orients im weitestem Sinne, einschließlich der Türkenkriege, Ritterorden 2c., von Interesse sind. Die vorliegende erste Abtheilung trägt den reichen Vorrath der Pariser Bibliotheken zusammen; das folgende Heft wird die Manuskripte des übrigen Frankreich, Belgiens und der Schweiz enthalten, und für die Bearbeitung der Sammlungen aus Italien, England, Skandinavien, Österreich und Deutschland sind bereits Kräfte gewonnen, so daß die Vollendung des Werkes nach einer Reihe von Jahren sest in Aussicht steht. Wohl

wissend, daß die Sichtung des großen Materials erst dann möglich ist, wenn die Separatsammlungen aus allen Ländern vorliegen, hat der Leiter des ganzen Unternehmens, Graf Riant, zunächst an einer Berzeichnung der Handschriften in der Art sestgehalten, daß ohne Rücksicht auf Zusammengehörigkeit der Bestand jeder Bibliothek für sich und zwar nach der Eintheilung und der einzelnen Numerirung derselben angegeben wird. Daß dadurch die Benutzung des Inventaire erschwert ist, wird mit dem provisorischen Charakter desselben zu entschuldigen sein. Allein nicht mehr gut zu machen ist die viel zu kurze Verzeichnung der einzelnen Handschriften. Freisich für eine gelehrte Gesellschaft, welche die Mittel hat, sich das ganze bekannte Material zur Herausgabe eines Schriftstellers zu beschaffen, genügt es zu wissen, wo sich Handschriften desselben befinden; und da das Inventaire zunächst für die Zwecke der Gesellschaft angelegt wird, muß sich der einzelne Forscher mit einem weniger großen Nutzen, der für ihn abfällt, begnügen.

Meisner.

Katalog der Bibliothek des Deutschen Reichstages. Berlin, Trowiysch u. Sohn. 1882.

Dieser von A. Potthast zusammengestellte Katalog verdient auch in der H. Z. erwähnt zu werden, da er, dank seiner geschickten Auß= wahl und klaren Anordnung, die geschichtlichen Studien wirksam unter= stützen wird.

Urkundenlehre. Katechismus der Diplomatik, Paläographie, Chronologie und Sphragistik. Von Friedr. Leist. Leipzig, J. J. Weber. 1882.

Die J. B. Weber'sche Verlagsbuchhandlung betrachtet es allem Anscheine nach nun einmal als ihre Aufgabe, die gegenwärtige Wett mit illustrirten Katechismen über allerlei Wissenschaften, Künste und Geswerbe zu versehen. Läßt eine derartige Zusammenstellung der Gewerbe mit den Wissenschaften und Künsten schon ein eigenthümliches Licht auf den Charakter des Unternehmens fallen, so wird die Seltsamkeit desselben noch durch eine überaus weite Fassung des Begriffes "Kunst" und "Wissenschaft" erheblich vermehrt. Dian kann sich einer gewissen Vorausgeschickten Übersichten wenn man die den einzelnen Ausgaben vorausgeschickten Übersichten über die in den Weber'schen Katechismen bereits behandelten oder noch zu behandelnden Gebiete durchblättert; in hie und da zwingt die Buntscheckisseit der daselbst vereinigten Gesicllschaft wohl gar zu einem Lächeln, ohne daß man doch entschlossen

zu sein brauchte, den ersten grundlegenden Gedanken des ganzen Unternehmens als falsch zu verwerfen. In einer sorgfältig getroffenen, beschränkteren Auswahl hätten die einschlägigen Publikationen einen wohl begründeten Anspruch auf Existenzberechtigung, aber nicht jede Wiffenschaft ift zu einer katechismusartigen Behandlung geeignet und befähigt; vor allem muß das hinsichtlich der Diplomatik bezweifelt So fehr sich die Einleitung der vorliegenden Schrift abmüht das Gegentheil zu beweisen, selbst der begeistertste Berehrer der Diplo= matif muß doch zugeben, daß sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt als Wissenschaft nicht populär sein und werden kann. Will man in weiteren Areisen für urkundliche Studien Interesse und Verständnis erweden, dann fann es nicht durch eine so trockene Systematik, wie sie in dem Q.'ichen Ratechismus gegeben wird, geschehen; Renntnis und Beschäftigung mit einer solchen kann und darf nur von denen verlangt werden, die sich ernstlich mit historischen Studien und ähnlichen Forschungen auf Von folder Seite muffen aber verwandten Gebieten beschäftigen. wiederum Forderungen und Ansprüche erhoben werden, wie sie die Q.'iche Arbeit nicht zu gewähren und zu befriedigen im Stande ift. Was am meisten fehlt, ift kein solcher mit Popularität kokettirenber Ratechismus, sondern ein streng wissenschaftliches, umfassendes und gründliches, wenn auch nicht allzu umfangreiches Lehrbuch des mittels alterlichen Urkundenwesens. Es ware ein großes bleibendes, Beifall und Dank erntendes Berdienft, wenn einer unserer Meifter in ber Diplomatik diese Aufgabe in's Auge fassen und zu lösen sich bemühen Schon ber Titel, in bem auf die Überschrift "Urkundenlehre" die Erklärung, "Natechismus der Diplomatik, Paläographie, Chronologie, Sphragiftit" folgt, läßt erkennen, daß der Herausgeber fich über die Stellung der verschiedenen historischen Sulfswiffenschaften nicht gang im Maren ift, und noch beutlicher zeigt auf Schritt und Tritt der Juhalt, daß L., nas vor allem das Verhältnis der Paläographie zur Diplomatik angeht, ganz auf veraltetem und längst überwundenem Standpunkte steht: man begegnet vielem, was gar Nichts mit der Diplomatik zu thun hat, sondern in das Gebiet der Schrift= und Handschriftenkunde gehört. Nicht minder verfehlt ift es, daß auf den beis gegebenen Tafeln weiter nichts als Chrismen, Monogramme, Subfkriptions= und Rekognitionszeilen abgebildet sind; so wichtig diese Stücke als Urkundenmerkmale auch find, so fehlt boch viel baran, daß man sich aus ihnen auch nur ein entferntes Bild einer Urkunde machen könnte. Nicht eine, sondern eine Reihe von Abbildungen ganzer Urfunden oder größerer Theile derselben, vielleicht in verkleinertem Maßstabe, hätte als Beigabe zu einem solchen Katechismus gefordert und erwartet werden müssen; nur durch sie wäre der gegebene Text des Werkes überhaupt verständlich geworden. Es muß vor allem Wunder nehmen, daß L., wie er sich sonst gern an Schönemann's so weit hinter uns liegende, aber doch noch immer geschätzten Arbeiten anschloß, das Beispiel desselben in jenem Punkte nicht nachgeahmt hat.

W. Schum.

Programma di paleografia latina e di diplomatica esposto sommariamento da Cesare Paoli. Firenze, Successori Le Monnier. 1883. (Pubblicazioni del reale istituto di studi superiori pratici e di perfezionamente in Firenze. Sezione di filosofia e filologia. Collezione scolastica.)

Mit einer Anleitung zur lateinischen Paläographie und Diplosmatik eröffnet Paoli die Publikationen der Florentiner Hochschule. Obwohl das Buch zunächst für den engen Areis der Schüler P.'s geschrieben ist, wird es dennoch auch die Beachtung größerer Areise, und nicht bloß in Italien sinden; denn die Verdienste des Vf. auf dem Gebiet der Paläographie sind allgemein bekannt. Seine letzte Arbeit über den Paphrus nahm aus der Fülle des paläographischen Stoffes nur einen einzigen heraus, aber die Gründlichkeit und Sicher= heit der Methode ließ vermuthen, daß der Lf. das ganze Gebiet vollsständig beherrsche. Das vorliegende Programm liefert den Beweis Die ersten drei Kapitel, in welchen die Entwickelung der lateinischen Schrift seit den Zeiten der Kapitale bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts dargestellt wird, zeigen eine selbständige Beshandlung auch da, wo Paoli sich den Ansichten seiner Borgänger ausschließt; weicht er von ihnen ab, oder hat er zwischen verschiedenen Meinungen zu wählen, so unterläßt er nicht, seine Wahl oder seinen Widerspruch gewissenhaft zu begründen. So hatte z. B. Jaffé die Schrift, die Wattenbach einfach als altrömische Kursive bezeichnet, in eine alte wittlere und neuere Aursive gesteilt. eine alte, mittlere und neuere Kursive getheilt. P. zeigt, daß zwischen den Ansichten beider nur ein scheinbarer Widerspruch bestehe, da jeder von einem andern Gesichtspunkt aus die Schrift betrachtet hat; er selbst aber entscheidet sich für eine neue Eintheilung, indem er die Periode der alten Kursiv (scrittura corsiva romana antica) mit dem 5. Jahrhundert abschließt und die der neuen Kursiv (scr. cors. nuova) vom 6. bis 12. Jahrhundert gehen läßt. — Über den Ursprung der Benennung: Gothische Schrift scheint P. der gleichen Meinung zu sein, wie die Verfasser des Nouveau Traité. Aber ihre Erklärung befriedigt keineswegs und es geht aus ihren Worten nicht klar hervor, wo und wann diese Benennung zum ersten Male auftritt. Jedenfalls scheinen sie den Ausdruck für einen ganz modernen zu halten. Bielleicht führt eine andere Vermuthung zum Ziel. Bon Basari stammt, so viel ich weiß, die Bezeichnung der Spitbogenform in der Architektur

als gothisch. Lag es da nicht nabe, diese Bezeichnung auch auf eine Schrift anzuwenden, deren Merkmale in der spisbogenartigen Gestaltung der Buchstaben bestehen? Die Anfänge dieser Schrift rückt P. wohl um ein Jahrhundert und darüber zu hoch hinauf, wenn er, den Ausführungen de Wailly's (nach dem N. Traité) folgend, fagt: daß sie bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auftrete und sich im Laufe dieses und des folgenden Säkulums in alle Nationals schriften eindränge (sostituendosi a tutte le scritture nazionali). Nach Wattenbach fällt ihre Ausbildung in's 14. Jahrhundert. — In vier weiteren Kapiteln werden die Abfürzungen, die Interpunktion, die Bahlzeichen und schließlich die musikalischen Noten behandelt.

Der zweite Theil des Buches dient zur Einführung in das Studium der Diplomatik. Schon der knappe Umfang eines Programms legte dem Bf. die Pflicht auf, nicht ins Ginzelne zu gehen, fondern nur die technischen Ausdrücke dieser Disziplin zu befiniren und zu erläutern. Sehr bemerkenswerth ist die Kenntnis der einschlägigen deutschen Literatur. Man sieht es auf jeder Seite, daß P. die Werke unserer Diplomatiker gründlich studirt und sich die Ergebnisse ihrer Forschungen zu eigen gemacht hat.

Das Lob, das dem Buche in den Mittheilungen des Instituts für österreich. Geschichtsforsch. gespendet wird, ist ein durchaus berechtigtes.

S. Löwenfeld.

Vierundzwanzigste Plenarversammlung der Historischen Kommiffion bei ber fal. baier. Afademie ber Wiffenschaften.

(Bericht bes Sefretariats.)

München, im Ottober 1883.

In den Tagen vom 29. September bis 2. Ottober fand die diesjährige Blenarversammlung der Historischen Kommission statt. An denselben Tagen hielt vor 25 Jahren die von dem hochseligen König Maximilian II. berusene grundlegende Berjammlung ihre Berathungen. Die Kommission, auf das erfte Vierteljahrhundert ihrer Wirksamkeit zurückblickend, erachtete diesen Lebensabschnitt für geeignet, um über ihre Thätigkeit öffentlich Rechenschaft abzulegen und damit zugleich barzuthun, zu wie großem Danke den Königen Maximi= lian II. und Ludwig II. von Baiern durch die Gründung und Erhaltung des Bereines die vaterländische Geschichtswissenschaft verpflichtet ist. Dies ist in einer Denkschrift geschehen, welche die Plenarversammlung jetzt als Festschrift der Öffentlichkeit übergab1).

¹⁾ Die Historische Kommission bei der kgl. baier. Akademie der Wissenschaften. Eine Dentschrift. München, M. Rieger (G. himmer). 1883.

So gestaltete sich die diesjährige Versammlung zu einer Jubelseier, und diese erhielt ihre höchste Weihr durch die huldvollen Glückwünsche, mit denen Se. Majestät der König die Kommission begrüßen ließ. Leider war der ständige Vorstand, wirkl. Geheimrath Leopold v. Ranke, mit dessen Namen die ganze Geschichte der Kommission so innig verssochten ist, durch sein hohes Alter am Erscheinen verhindert, doch erfreute er durch einen tiesinnigen Fest-gruß die Versammlung¹).

An den Sizungen nahmen Antheil von den auswärtigen Mitgliedern: der Präsident der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien und Direktor des Geh. Haus=, Hos = und Staatsarchivs, wirkl. Geheimrath Ritter v. Ar = neth, Hosvath Prof. Sidel aus Wien, Rosterpropst Freiherr v. Lilien = cron aus Schleswig, Geh. Regierungsrath Waiß aus Berlin, die Professoren Baumgarten aus Straßburg, Dümmler aus Halle, Hegel aus Erslangen, v. Kluckhohn aus Göttingen, Wattenbach und Weizsächer aus Berlin, v. Wegele aus Würzburg und v. Wyß aus Zürich; von den einsheimischen Mitgliedern: der Borstand der hiesigen Akademie der Wissenschaften Reichsrath und Stiftspropst v. Döllinger, Reichsarchivdirektor Geheimrath v. Löher, Prof. Cornelius und der ständige Sekretär der Kommission, Geheimrath v. Giesebrecht, der in Abwesenheit des Borstandes die Bershandlungen leitete.

Die Berathungen zeigten, daß alle Unternehmungen im raschen Fortsgange sind. Im Druck wurden seit der vorjährigen Plenarversammlung vollsendet und größtentheils bereits durch den Buchhandel verbreitet:

- 1. Jahrbücher der deutschen Geschichte. Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Karl dem Großen. II. Von Bernhard Simson.
- 2. Jahrbücher der deutschen Geschichte. Konrad III. Bon Wilhelm Bernhardi.
- 3. Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher. V. Die Po-litik Baierns 1591—1597. Zweite Hälfte. Bearbeitet von Felix Stieve.
- 4. Deutsche Reichstagsaften. VIII. Deutsche Reichstagsaften unter Kaiser Sigismund. Zweite Abtheilung 1421—1426. Herausgegeben von Dietrich Kerler.
- 5. Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. XIX. Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Konrad Bursian.
- 6. Forschungen zur deutschen Geschichte. XXIII.
- 7. Allgemeine deutsche Biographie. Liefg. 77-85.

Von anderen Werken hat der Druck begonnen und ist zum Theil schon weit vorgeschritten. Nichts erleichtert die Arbeiten der Kommission mehr, als die überaus dankenswerthe Bereitwilligkeit, mit welcher die Vorstände der

¹⁾ Allgemeine Zeitung vom 2. Oftober 1883 Beilage.

Archive und Bibliothefen des In = und Auslandes fortwährend alle Nachforschungen unterstützen.

Die Geschichte der Bissenschaften in Deutschland ist um eine wichtige Abtheilung bereichert worden. Trop seiner schweren Leiden hat der tiesvetrauerte Konrad Bursian noch seine Geschichte der klassischen Philologie vollendet und den Druck selbst überwacht. Leider hat Roderich v. Stinping, der so plößlich ein beklagenswerthes Ende fand, nicht in gleicher Beise seine vortressliche Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, obwohl ihn der Gedanke an dieselbe noch bis zu seinem letzten Tage beschäftigte, zum Abschluß bringen können; die Kommission wird sich bemühen, eine geeignete Kraft für die Bollendung des Werkes zu gewinnen. Voraussichtlich wird die Geschichte der deutschen Historiographie, bearbeitet von Prof. v. Wegele, deren Druck bereits begonnen hat, zunächst in die Öffentlichkeit gelangen.

Die Arbeiten für die beutschen Reichstagsaften sind nach verschiedenen Seiten erheblich gefördert worden. Der 8. Band der Sammlung, der zweite (die Jahre 1421—1426 umfaffende) Band ber Aften unter Raifer Sigismund, liegt fertig vor: er ift herausgegeben von hrn. Oberbibliothekar Dr. Kerler in Bürzburg unter Mitwirfung des Grn. Prof. Beigfader, bes Leiters bes ganzen Unternehmens; auch find die Bo. DDr. Schäffler in Burgburg, Friedensburg in Marburg, Zimmermann in Wien, Wader. nagel in Basel babei als Mitarbeiter oder Gönner hülfreich gewesen. Gleich zeitig hat Hr. Dr. Kerler die Beröffentlichung des 9. Bandes vorbereitet und haben Hr. Prof. Bernheim, jest in Greifswald, Hr. Dr. Quibde in Frantfurt a. M. und Hr. Prof. Beigfäcker felbst am 5. und 6. Bande ber Sammlung, dem 2. und 3. der Regierungszeit König Ruprecht's, gearbeitet. Endlich find in der letten Zeit auch die früheren Arbeiten für Friedrich III. wieder aufgenommen worden, zunächst im Stadtarchiv zu Frankfurt a. M., wo fr. Dr. Quidde und unter feiner Leitung fr. Dr. Froning thatig gewesen sind. Es läßt sich schon jest mit Sicherheit voraussehen, daß sich der Druck der Reichstagsakten aus der Zeit Friedrich's III. unmittelbar an Sigismund und Albrecht II, anschließen wird.

Bon der von Prof. Hegel herausgegebenen Sammlung der deutschen Städtechroniken ist der 18. Band, welcher die Fortsetzung der Mainzer Chroniken und das wieder aufgefundene Chronicon Mogontinum nehst der von dem Herausgeber bearbeiteten Verfassungsgeschichte der Stadt Mainz enthält, im Herbst des vorigen Jahres erschienen. Im laufenden Jahre hat der Druck der Lübecker Chroniken in der neuen Bearbeitung von Hrn. Dr. K. Koppsmann begonnen. Der 19. Band der Sammlung wird als der erste für Lübeck die Detmar-Chronik von 1105—1395 in drei verschiedenen Recensionen bringen; derselbe wird im Lauf des nächsten Jahres erschelnen. Unmittelbar daran wird sich der Druck des folgenden Bandes schließen, welcher für die Fortsetzungen der Detmar-Chronik und andere kleinere Aufzeichnungen aus dem 14. Jahrhundert bestimmt ist.

Von der Sammlung der Hanserecesse, bearbeitet von Dr. K. Koppmann, ist der Druck des 6. Bandes fortgesetzt worden und wird hoffentlich im nächsten Jahre vollendet werden.

Die Jahrbücher der deutschen Geschichte sind um zwei Bände vermehrt worden. Der zweite, abschließende Band der Jahrbücher Karl's des Großen, bearbeitet von Prof. Simson in Freiburg, und die Jahrbücher König Konzrad's III., bearbeitet von Prof. Wilhelm Bernhard in Berlin, sind der Historiehen. In wenigen Wochen wird der zweite, abschließende Band der Jahrbücher Kaiser Konrad's II., bearbeitet von Prof. Harry Breßlau in Berlin, in den Buchhandel kommen. Mit den Jahrbüchern Heinrich's IV. und Heinrich's V. ist Prof. Meyer v. Knonau in Zürich unablässig beschäftigt.

Die Allgemeine deutsche Biographie, redigirt vom Klosterpropst Freiherrn v. Liliener on und Prof. v. Wegele, hat ihren ununterbrochenen Fortsgang; der 17. Band ist vollendet und die Anfänge des 18. Bandes werden in Kurzem ausgegeben werden.

Auch die Zeitschrift "Forschungen zur deutschen Geschichte" wird ganz in der bisherigen Weise unter Redaktion des Geh. Regierungsrathes Waiß, der Prosessoren v. Wegele und Dümmler fortgeführt werden. Der Druck des 24. Bandes hat bereits begonnen.

Die sehr umfassenden Arbeiten der Kommission für die Geschichte des Hauses Wittelsbach sind auch im verflossenen Jahre wesentlich gefördert worden. Bon den Wittelsbachischen Korrespondenzen hat für die ältere pfälzische Abtheilung Dr. v. Bezold seine Arbeiten für die Herausgabe ber Briefe des Pfalzgrafen Johann Kasimir eifrig fortgesetzt und das Material besonders durch Nachforschungen in Innsbruck und Bern vervollständigt; der 2. Band seines Werkes ist im Druck bereits weit vorgeschritten. Für die ältere baierische Abtheilung ift Dr. v. Druffel wie bisher thätig gewesen; ber Stoff für den 4. Band der Briefe und Aften zur Geschichte des 16. Jahrhunderts ift erganzt worden und wird der Druck dieses Bandes voraussichtlich noch im Lauf des Jahres beginnen. Die Arbeiten für die jüngere pfälzische und baierische Ab= theilung sind von Dr. Stieve zunächst auf die Vollendung des 5. Bandes der Briefe und Aften zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gerichtet ge= wesen; dieser die Darstellung der Politik Bayerns in den Jahren 1591—1607 abschließende Band ist inzwischen publizirt worden und Dr. Stieve hat sich seitdem mit der Bearbeitung des reichen Materials für die Briefe und Aften von 1608—1618 beschäftigt. Zur Veröffentlichung desselben werden drei Bände erforderlich sein; mit dem Druck des ersten derselben wird im Sommer 1884 der Anfang gemacht werden fonnen.

Wie in dem vorletzten Winter die Kommission auf Anregung des Gesheimraths v. Löher mehrere jüngere Gelehrte nach Rom sandte, um Nachsforschungen für die Geschichte Kaiser Ludwig's des Baiern, namentlich im vatikanischen Archiv, anzustellen, so ist zur Fortsetzung der begonnenen Arbeiten

das Gleiche auch im letten Winter geschehen. Der Reichsarchivpraktikant Dr. H. Grauert und der Arcisarchivsekretär Dr. J. Pet haben, unterstützt von Dr. Rud. Lange und dem Reichsarchivpraktikanten Franz Löher, sich mit allem Eifer ihrer Aufgabe unterzogen, doch war bei der Überfülle des vorshandenen Materials ein völliger Abschluß dieser Arbeiten noch nicht zu erzeichen. Es wird zu diesem Zwecke später noch eine neue archivalische Reise nach Rom ersorderlich sein.

Im Jahre 1873 hatte die Kommission einen Preis von 5000 Mart für eine vollständig genügende Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts ausgesetzt und bestimmt, daß das Urtheil über die eingehenden Arbeiten am 1. Oftober 1883 veröffentlicht werden sollte. Zwei von den vier rechtzeitig eingereichten Arbeiten entsprachen in keiner Beise den zu stellenden Anforderungen. nach vielen Seiten lobenswerthen, aber leider nicht ganz vollendeten Arbeit erkannte die Kommission den halben Preis von 2500 Mark zu, zu welchem noch weitere 1500 Mark kommen sollen, wenn sie abgeschlossen wieder vorgelegt und gebilligt wird; der Verfasser der gefrönten Arbeit ift der Dr. theol. Franz Anton Specht, Religionslehrer am kgl. Realgymnasium und an der städtischen Handelsschule, Benefiziat am Dome z. U. L. Frau hierselbst. Der vierten Arbeit erkaunte die Kommission trot verschiedener Mängel wegen des großen auf sie verwandten Fleißes ein Accessit von 1000 Mart zu; der Berfasser derselben ist P. Gabriel Meier, O. S. B. zu Ginsiedeln. motivirte Urtheil der Kommission ist anderweitig veröffentlicht1). gereichten Arbeiten fonnen die Berfasser beim Gefretariat ber fgl. Afabemie der Wissenschaften wieder in Empfang nehmen.

Nach alter Sitte pflegen gelehrte Bereine sich am Ende eines größeren Lebensabschnittes durch die Aufnahme neuer Mitglieder zu ergänzen und zu verstärken. Auch die Kommussion hegte den Bunsch, bei dieser sestlichen Geslegenheit sich mehrere namhafte Gelehrte, besonders solche, die sich um ihre Arbeiten hervorragende Verdienste erworben haben, sester zu verbinden. Nach ordnungsmäßig erfolgten Wahlen hat sie die Ernennung neuer außerordentslicher Mitglieder an allerhöchster Stelle beantragt.

Berbefferungen.

15. Band S. 502 3. 17 v. o. lies: Antoninsjäule

" S. 504 3. 1 v. u. " für besonders

" S. 505 3. 17 v. u. " excrescunt

" S. 507 8. 19 v. u. " den für dem

" S. 508 3. 2 v. u. " Anführungen

¹⁾ Allgemeine Zeitung vom 9. Ottober 1883 Hauptblatt.

IV.

Laurentius Rinhuber.

Ein Beitrag zur Geschichte Ruflands im 17. Jahrhundert.

Von

M. Brückner.

1

Wiederholt ist in der letzten Zeit darauf hingewiesen worden, daß der Sinfluß Westeuropas auf Rußland bereits mehrere Jahrsehnte vor der Regierung Peter's des Großen stärker gewesen sei, als man disher anzunehmen geneigt war. Die Erstarkung dieses Sinflusses gehört zu den anziehendsten und wichtigsten Fragen der Geschichtsforschung überhaupt. Es mehren sich die Berührungspunkte zwischen dem Staate Moskau und den höher kultivirten Nationen des Westens; die Intensität der diplomatischen Beziehungen ist während der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch in einem raschen Steigen begriffen; die Zahl der in Rußland lebenden Ausländer schwillt an; das Ansehen, welches sie genießen, wächst; ihrer Thätigkeit öffnet sich ein immer größerer Spielraum.

Zu den fesselnosten Erscheinungen in diesem Prozes der Ansnäherung Rußlands an Europa gehört Laurentius Rinhuber, auf dessen Leben und Wirken wir in den folgenden Ausführungen, denen zahlreiche Akten aus sächsischen Archiven zu Grunde liegen, aufmerksam machen wollen.

¹⁾ Im kgl. Staatsarchiv zu Dresden sinden sich viele Geschäftspapiere, in denen Rinhuber's erwähnt wird. Der herzogl. Bibliothek zu Gotha sind historische Beitschrift N. F. Bb. XVI.

Die beträchtliche Anzahl Deutscher, welche um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Moskau lebten, veranlaßte die deutschen Regierungen, den russischen Angelegenheiten eine gewisse Aufmerksamkeit zu widmen. Man suchte sich in Deutschland durch die in Rußland weilenden Deutschen über die Zustände des nur wenig bekannten mächtigen Reiches im Osten allerlei Nachrichten zu verschaffen. Man hatte auch wohl hin und wieder Gelegenheit, den einen oder den anderen der auswandernden Deutschen dem Wohlwollen des Zaren oder seiner Käthe zu empsehlen. Man hoffte durch kommerzielle und politische Beziehungen mit Rußland sich allerlei Vortheile zu verschaffen. Man bedurfte der Antheilnahme der Moskowiter an einem Kriege gegen die Türken.

Aus Sachsen waren in den fünfziger und sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts manche Militärs, Techniker, Geistliche u. s. w. nach Rußland ausgewandert. Diese unterhielten einen Briefswechsel mit ihren Verwandten und Freunden daheim und versmittelten zwischen der russischen Kegierung, welche noch mehr Ausländer zu berufen wünschte, und den auswanderungslustigen Landsleuten.

So z. B. war im Oktober 1654 ein Offizier, Nikolaus Baumann, in russische Dienste getreten; ihm war der Auftrag ertheilt worden, u. a. in Kopenhagen noch andere Wilitärs für den Heerdienst im Staate Moskau anzuwerben; er hatte die Berusung des Geistlichen Vockerodt als Pastor der lutherischen Gemeinde in Moskau vermittelt; in den kirchlichen Angelegenheiten der sog. "deutschen Vorstadt" spielte er längere Zeit hindurch eine hervorragende Kolle; eine Zeit lang führte er den Vorsitz im Kirchenkollegium. Mit dem Herzog Ernst von Sachsen und dem Kursürsten Iohann Georg stand er in einem Brieswechsel.).

die Attenstücke entnommen, welche jüngst in dem Buche "Relation du voyage en Russie fait en 1684 par Laurent Rinhuber", Berlin bei Albert Cohn, 1883, veröffentlicht wurden und welche zum Theil Beck in seinem Buche über Ernst den Frommen (Weimar 1865) benutzte.

¹⁾ Über den Obersten Baumann sinden sich viele Angaben in Fechner's "Chronif der evangelischen Gemeinden in Moskau" 1, 289 ff., sowie bei Beck,

Im Jahre 1663 gab der Kurfürst von Sachsen einem Arstilleristen, Namens Klengel, welcher in russische Dienste trat, einen Empfehlungsbrief an den Zaren mit 1).

Um dieselbe Zeit ungefähr wanderte der Pastor Johann Gottsried Gregorii nach Rußland ein, wo er längere Zeit wirkte und in den innerhalb der Lutheraner der deutschen Kolonie entstandenen Streitigkeiten als Parteigenosse des Obersten Baumann eine hervorragende Kolle spielte. Gregorii erschien wohl auch dazwischen als Vertreter der Interessen der deutschen Kirche zu Moskau in Dresden, um den Schutz und die materielle Unterstützung der sächsischen Regierung zu erbitten. Er und Bausmann veranlaßten den Austausch einer Reihe von offiziellen Schreiben zwischen dem Zaren Alegei und dem Kurfürsten Ioshann Georg II. In Angelegenheiten der Deutschen schrieben der letztere und Herzog Ernst nicht bloß an den Zaren, sondern auch an russische Würdenträger, wie etwa den Fürsten Komodanowsky²) voer den Minister Artamon Ssergejewitsch Matwejew.

Im Jahre 1667 vermittelte der Pastor Gregorii die Überssiedelung eines hervorragenden Mediziners, des Doktors Blumenstrost, nach Rußland. Derselbe war dem Zaren von dem Obersten Baumann empsohlen worden und wurde Leibarzt Alexei's 3). Er

Ernst der Fromme, Weimar 1865. In Gordon's Tagebuche ist seiner nur ganz turz erwähnt (1, 333. 347). Aus einem Aktenstück im Dresdener Archiv ist u. a. zu ersehen, daß er einen Kalmückenjungen gekauft habe. Ebendort eine Anzahl von Schreiben Baumann's an Kurfürst Johann Georg II. Ferner ein gedrucktes Lobgedicht auf die Heldenthaten Baumann's in der Schlacht bei Konotop im Jahre 1662 u. s. w.

¹⁾ Aften im Dresbener Archiv.

²⁾ Aften im Dresdener Archiv. Über Gregorii's Erscheinen in Dresden im Jahre 1667 s. Fechner 1, 304 ff.

³⁾ S. Richter, Geschichte der Medizin in Rußland 2, 299; das Originalschreiben Alexei's an den Kursürsten von Sachsen, die Berufung Blumentrost's betressend, im Orcsdener Archiv. Es verdient Beachtung, weil darin gesagt ist, die in russische Dienste tretenden Ausländer könnten jederzeit nach ihrem Belieben in ihre Heimat entlassen werden, ein Bersprechen, das später sehr oft nicht gehalten wurde. Das an den Dr. Laurentius Blumentrost gerichtete Bokastionsschreiben des Zaren ist abgedruckt in der oben erwähnten Edition "Relation du voyage en Russie fait en 1684 par Laurent Rinhuber" S. 17—18.

nahm eine sehr angesehene Stellung ein, war aber dazwischen mancherlei Gesahren und Verfolgungen ausgesetz; bei dem Aufstande der Strelzy im Jahre 1682 wäre er von dem Pöbel umgebracht worden, wenn nicht die Prinzessin Sophie für die Erhaltung seines Lebens eingetreten wäre; seine Söhne nahmen ebenfalls bedeutende Stellungen in Rußland ein; er selbst starb im Alter von 86 Jahren 1705 in Moskau.

Als Blumentrost im Jahre 1667 nach Rußland ging, bes durfte er eines Gehülfen, eines Assistenten. Seine Wahl siel auf Laurentius Kinhuber. So kam dieser zum ersten Male nach Moskau.).

Das Geburtsjahr Rinhuber's ist nicht zu ermitteln. In einem Schreiben an ben Herzog Friedrich theilt er mit, daß seine Wiege in bem Flecken Lucka bei Meißen gestanden habe. Familie lebte in bescheidenen Berhältnissen; indessen erhielt er eine gute Schulbildung und besuchte sieben Jahre hindurch bas Gymnasium zu Altenburg. Den Bater verlor er früh und mußte zum Theil durch Unterrichtertheilen sich den Lebensunterhalt ver-Ein Stipendium verlieh ihm die Möglichkeit, sich sechs Jahre hindurch an der Universität Leipzig dem Studium ber Medigin zu widmen. Noch ehe er seine Studien vollendet hatte, bot sich ihm die Gelegenheit dar, den Doftor Blumentrost nach Rugland zu begleiten2). So entschloß er sich denn zu der weiten Reise. Der Umstand, daß er seine Studien nicht vollendet hatte, mag bagu beigetragen haben, daß er in seinem ganzen späteren Leben die ärztliche Kunft gewiffermaßen nur gelegentlich ausübte und mehr in der Eigenschaft eines Touristen und Diplomaten zu wirken suchte.

Zunächst blieb Rinhuber in Rußland, wohin er später wieders holt zurücksehrte, fünf Jahre³). Es waren die letzten Jahre ber

¹⁾ S. Rinhuber's Schreiben an den Herzog Ernst von Sachsen vom 18. März 1673 in der bei Cohn erschienenen Edition S. 27.

²⁾ Er sagt von Blumentrost: hoc studiosum quendam Medicinae Lipsiae quaerente obtinui verbo societatem itineris etc. Relation S. 27.

³⁾ Er schrieb im März 1673: Moscovia quinque annis mea nutrico relicta. Cohn S. 26:

Regierung des Zaren Alexei. Die Ausländer erfreuten sich das mals einer wohlwollenden Behandlung von Seiten des Herrschers und seiner Würdenträger. Die "deutsche Vorstadt" bei Moskau, einem Ghetto vergleichbar, war in raschem Ausschwunge begriffen. Man bedurfte der ausländischen Ärzte und Apotheker; Ausländer dienten als Dolmetscher im auswärtigen Amte; der auswärtige Handel Auslands befand sich sast ausschließlich in den Händen der Holländer, Engländer und Deutschen; die Offiziersstellen in der russischen Armee waren zu einem großen Theil mit Aussländern besetzt. In dem Bojaren Matwejew, welcher dem Zaren Alexei als Minister und Freund zur Seite stand, hatten die Aussländer einen wohlwollenden Gönner.

Gleichwohl hatten die Einwanderer in Rußland mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen und waren oft den schlimmsten Gefahren ausgesetzt. Das Volk haßte die Fremden und war geneigt, sie zu kränken und zu verfolgen. Der Mangel an Rechts= schutz machte sich darin fühlbar, daß die mit den Ausländern abgeschlossenen Dienstkontrakte oft in der willkürlichsten Weise verletzt wurden. Die Ränke bei Hofe bewirkten sehr häufig eine Berschiebung des Machtverhältnisses der einzelnen Würdenträger, deren Klienten bei dem Sturze ihrer Patrone sehr leicht in furcht= bare Krisen geriethen. Im wesentlichen war man von der Laune der jeweiligen Machthaber abhängig. Durch Bestechung und andere kleinliche Mittel mußte man der Gefahr eines Glückswechsels zu begegnen suchen. Auch in den Kreisen der in Moskau und in der "deutschen Vorstadt" lebenden Ausländer fehlte es nicht an Ränken, an Neid und Mißgunst. So war denn das Leben der Einwanderer oft genug eine lange Rette von Kol= lisionen, reich an Verdruß und Widerwärtigkeiten aller Art, ein schwerer Kampf um's Dasein, als dessen werthvollste Güter äußere Ehre und Geld angesehen wurden. Es war nicht leicht Karriere zu machen in Rußland, noch schwerer, sich auf der muhsam erklommenen Höhe zu behaupten. Die Lebensgeschichte Gordon's, Lefort's u. A. ist reich an unerfreulichen Episoden 1).

¹⁾ S. z. B. meine Biographie Gordon's in Raumer's Historischem Taschenbuch vom Jahre 1881. Er brachte es sehr weit, war wohlhabend und

Auch Rinhuber, wie die beiden Männer, in deren Gesellschaft er 1667 ober 1668 nach Rugland kam, Blumentrost und Gregorii, hatten mit allerlei Schwierigkeiten zu kampfen und wurden vielfach angefeindet. Baumann und Gregorii hatten sich wegen verschiedener ihnen schuldgegebener Vergeben zu verantworten; die Streitigkeiten ber Parteien in ber lutherischen Gemeinde, an denen Rinhuber feinen unmittelbaren Antheil genommen zu haben scheint, veranlagten eine unliebsame Intervention ruffischer Behörden 1). Blumentrost wurde verleumdet: er sei kein eigentlicher Doktor der Medizin, beherrsche das Lateinische nicht ausreichend u. dgl. Es dauerte eine Weile, ehe der ausgezeichnete Mann sich eine angesehene Stellung erwarb und von seinem Wissen und Können unzweifelhafte Proben ablegen konnte2). Rinhuber scheint eine Zeit lang eine Art Hauslehrerstellung bei Blumentroft eingenommen zu haben 8). Zugleich aber setzte er seine medizinischen Studien fort, indem er an der Hoffnung festhielt, dieselben zu einem Abschlusse zu bringen4). Sodann ertheilte er in einer Knabenschule Unterricht.

Alsbald bot sich eine Gelegenheit dar, auch in eine gewisse Berührung mit dem Hofe zu kommen. Es war dem Einflusse westzeuropäischer Sitte zuzuschreiben, daß in Moskau der Gedanke auftauchte, den Zaren mit dramatischen Aufführungen zu bezlustigen. Dergleichen hatte man in Rußland noch nicht gesehen. Um ein Schauspielerpersonal heranzubilden, geeignete Theatersstücke zu versassen und zu insceniren, bedurfte man der Auszländer. Der Pastor Gregorii wurde beauftragt, ein Drama zu schreiben. Mit Hülfe Kinhuber's versaste Gregorii eine Tragiskomödie "Ahasverus und Esther". Drei Monate hindurch unters

angesehen; man bedurfte seiner in hohem Grade und schonte ihn bis zu einem gewissen Grade. Gleichwohl sehlte es nicht an Kränkungen, Rechtsverletzungen, Chikanen.

¹⁾ S. eine Menge Einzelheiten in Fechner's Chronik der evangelischen Gemeinden in Moskau.

²⁾ S. Kinhuber's Mittheilungen in der Relation S. 28.

³⁾ Blumentrostij filium in literis erudivi.

⁴⁾ Relation S. 29,

zog sich Rinhuber der Mühe, 64 junge Leute, meist Söhne ausländischer Offiziere und Kaufleute, in den Schulräumen der lutherischen Gemeinde im "exercitio comico", d. h. in der Schauspielkunst zu unterrichten. Die Wirkung war zufriedenstellend. Als die Aufführung am 17. Oftober 1672 stattsand, hatte der Zar Alexei so viel Gesallen daran, daß er zehn Stunden hindurch undeweglich dem Spiele zuschaute. Mit besonderem Erfolge spielte ein Sohn des Doktors Blumentrost, welchem eine Hauptrolle in dem Stücke zugefallen war¹).

Der Zar drückte den Schauspielern und Dramaturgen seine Zufriedenheit aus. Nicht umsonst hoffte Rinhuber, daß diese Spisode ihm zu weiteren Erfolgen verhelfen werde²). Obgleich dergleichen dilettantische Leistungen dem eigentlichen Berufsleben Rinhuber's, der Medizin, ganz fern lagen, so waren sie doch geeignet, die Aufmerksamkeit hochgestellter Männer auf seine Fähigekeiten und Kenntnisse zu lenken. Es bot sich ihm eine Gelegeneheit zu einer diplomatischen Thätigkeit dar.

2.

In jener Zeit stand auf dem Gebiete der auswärtigen Poslitik die orientalische Frage an erster Stelle auf der Tagesordnung. Man empfand sehr schwer die Übermacht der Türkei, welcher es gelungen war, im Kampse mit Polen bedeutende Erfolge zu erringen. Türkische Truppen waren siegreich vorzgedrungen, hatten die Stadt Kamenjez-Podolsk besetzt. Der Umsstand, daß Kleinrußland, die soeben erst mit schweren Opfern erwordene neue Provinz des Staates Moskau, geneigt war, mit den Türken gemeinschaftliche Sache zu machen gegen Polen und Kußland, ließ die Situation um so bedenklicher erscheinen. Es tauchte der Gedanke auf, einige der europäischen Mächte zur Bildung einer Koalition gegen die Übermacht der Türkei zu versanlassen. So allein konnte man hoffen, die Lage der Polen zu bessern. Oft genug hatten Polen und Moskau einander seindlich

¹⁾ Fechner nach Tichonrawow 1, 352. Relation S. 29—30.

²⁾ Res haec certe melioris fortunae erit initium.

gegenüber gestanden. Setzt erschienen ihre Interessen solidarisch. Der Zar fühlte sich berufen, an die Fürsten Westeuropas einen Mahnruf zu richten, daß man alles an alles setzen müsse, um ein gänzliches Unterliegen der Polen zu verhindern. So tauchte denn der Gedanke auf, eine Gesandtschaft an verschiedene Höse zu entsenden und auf diesem Wege, wenn möglich, eine allgemeine Erhebung gegen den Erzseind der Christenheit zu Stande zu bringen. Es war ein kühnes Unternehmen. Der Staat Moskau hatte die dahin keinen Einfluß in Europa gehabt, nur ausnahmsweise diplomatische Beziehungen mit den anderen Mächten unterhalten. Jetzt ergriff er in der wichtigsten Angelegenheit des ganzen europäischen Staatenwesens die Initiative.

Es lag nahe, an die Spitze der mit so schwerwiegendem Auftrage betrauten Gesandtschaft einen Ausländer zu stellen, einen Mann, welcher, ebenso wohl vertraut mit den europäischen Verhältnissen, als durch seine Lebensstellung mit Kußland verbunden, weltmännisch erfahren, sprachgewandt und gebildet, zu der Rolle eines Vertreters Rußlands in Europa sich eignete. Es war der Schotte Meneses, auf welchen die Wahl fiel.

Paul Meneses war als Kapitän im Jahre 1661 in russische Dienste getreten. Sbenso wie sein Landsmann und Freund, Patrick Gordon, welcher um dieselbe Zeit nach Kußland einwanderte, hatte Meneses im Jahre 1662 den Wunsch, im Gesolge einer russischen Gesandtschaft eine Reise nach Persien zu unternehmen, ohne jedoch die einem solchen Unternehmen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten überwinden zu können. Indessen sehlte es ihm auch in Moskau, wo er verblieb, nicht an Erfolgen. Er heizratete, erhielt den Kang eines Majors, leistete der Regierung als Militär bedeutende Dienste in Smolensk und genoß das Vertrauen des Zaren und einiger Würdenträger¹).

Es geschah nicht selten, daß Ausländer, freilich vorzugsweise solche, welche bereits längere Zeit in Rußland geweilt hatten, zu diplomatischen Missionen verwendet wurden. So reiste wohl

¹⁾ S. Gordon's Tagebuch, herausgegeben von Posselt, 1, 260. 290. 309. 314. 316. 361.

Patrick Gordon im Auftrage des Zaren an den Hof Karl's II. nach England, so war Kellermann russischer Gesandter in Benedig im Jahre 1667, so reiste Winius im Jahre 1672 nach England, Frankreich und Spanien u. dgl. m. Es mochte im allgemeinen dem Staate Moskau mehr Ansehen und Gewicht in Europa eintragen, wenn derselbe durch europäisch gebildete, weltstundige, verschiedene Sprachen sprechende Staatsmänner vertreten war, als wenn Russen ohne allgemeine politische Vildung, an der Spize der Gesandtschaften stehend, für den Verkehr mit den Fürsten und Ministern anderer Staaten auf die Vermittlung von Dolmetschern angewiesen waren.

Insbesondere galt Meneses überall, wo er auftrat, als ein tüchtiger, ersahrener und gewandter Mann. Er sprach und schrieb ein elegantes Lateinisch. Er beherrschte das Französische. Im Auslande bewunderte man bei Gelegenheit seiner großen Gesandtschaftsreise seine Geschäftsersahrung. "Er sei", hieß es, "ein seiner Kavalier und wisse mit den Leuten umzugehen"). Man machte die Bemerkung, daß dieser moskowitische Gesandte "mit einem ganz anderen air agiret, als man bisher von ders gleichen Gesandtschaften gewöhnt gewesen"). In Benedig beswunderte man seine Sprachkenntnisse und seine Beredsamkeit. Man nahm gern wahr, daß der Gesandte selbst, sowie der größte Theil seines Gesolges nicht in der damals dei derartigen Geslegenheiten üblichen russisch assiatischen, sondern in französischer Tracht erschien³).

Unter solchen Verhältnissen mußte Laurentius Rinhuber es für eine hohe Gunst des Schicksals halten, daß Meneses, ein schottischer Baron, ein Edelmann — er führte den Beinamen "von Pitsodels" — ihn aufforderte, als Legationssekretär an der Reise nach Berlin, Dresden, Wien, Benedig und Kom Theil zu nehmen. Es geschah dieses an demselben Tage, an

¹⁾ Berliner Archiv.

²⁾ Schreiben Berlepsch's an einen fursächsischen Beamten aus Bielefeld im Dresdener Archiv.

³⁾ Archiv in Benedig.

welchem die von Gregorii und Rinhuber inscenirte Tragifomödie "Ahasverus und Esther" aufgeführt wurde¹).

Rinhuber's Entschluß war schnell gesaßt. Er scheint in Moskau nicht als Arzt thätig gewesen zu sein, sondern, wie oben bemerkt wurde, eine nichtoffizielle Stelle eingenommen zu haben. Gleichwohl mußte er bei dem Bojaren Matwejew um seine Berabschiedung bitten und seine Funktionen, über welche wir im übrigen keine Kenntnis haben, für die Zeit seiner Ab-wesenheit von einem Stellvertreter versehen lassen. Er gedachte nach Moskau zurückzukehren²).

Die Reise der Gesandtschaft nach Deutschland und Italien währte anderthalb Jahre, von Ende 1672 bis Anfang 1674. Die russischen Aften dieser Gesandtschaftsreise des Majors Merneses sind noch nicht veröffentlicht worden³). Über Kinhuber's Antheil an den Geschäften, über seine persönlichen Beziehungen zu dem Chef der Gesandtschaft haben wir so gut wie gar keine Nachrichten. Daß er als "Legati Secretarius" sungirte, unterliegt keinem Zweisel⁴).

Bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Dresden im März 1673 richtete Rinhuber ein längeres, in lateinischer Sprache vers faßtes Schreiben an seinen Landesherrn, den Herzog Ernst von Sachsen. Er bedauert, nicht persönlich vor dem letzteren erscheinen zu können, aber die Sile der Durchreise sei ein unübersteigliches Hindernis. Indem er die politischen Verhältnisse darlegt, welche die Absendung des Meneses nach Deutschland und Italien versanlaßten, erwähnt er der Audienz, welche Meneses bei Bieleseld in der Burg Sparenberg beim Kurfürsten von Brandenburg geshabt habe; hierauf, fährt er fort, habe sich Meneses nach Dresden

¹⁾ Hoc ipso die Nobilis. Dominus Paulus Menesius . . . me sibi volebat socium itineris. Relation S. 30.

²⁾ A Domino Artemone Sergeiovitio dimissionem impetravi, alio interim meum supplente locum etc. Ebenb.

⁸⁾ Es hätte dieses in dem 10. Bande der sehr schlecht edirten "Denkmäler der diplomatischen Beziehungen", St. Petersburg 1872 (russ.) geschehen mussen.

⁴⁾ Als solcher ist er in einem Verzeichnis des Personals der Gesandts schaft von 1673 im Dresdener Archiv vermerkt.

begeben, wo er dem Kurfürsten Johann Georg ein Schreiben des Jaren überreicht habe. Sodann geht Rinhuber auf seine eigenen persönlichen Verhältnisse über, erwähnt seiner Kindheit und Jusgend, der Lage seiner Mutter, seiner Erlebnisse in Moskau, seines bei der Mutter lebenden minderjährigen Bruders; zum Schlusse bittet er den Herzog, seiner Mutter eine rückständige Steuer im Betrage von 20 Gulden erlassen zu wollen, und bemerkt, er werde später oder früher in seine Heimat zurücksehren: jetzt eile er im Gesolge des Gesandten nach Wien und Italien.).

Rinhuber erreichte seinen Zweck. Der Herzog Ernst traf Anstalt, daß der Mutter des Bittstellers die rückständige Steuer erlassen wurde. Zugleich aber wurde der Agent des Herzogs in Wien, Todias Sebastian Praun, beaustragt, dei Gelegenheit der Anwesenheit der moskowitischen Gesandtschaft in der Kaiserstadt den Legationssekretär Laurentius Rinhuber zu "exploriren", d. h. ihn soweit auszuforschen, um zu entscheiden, ob man ihn wohl zu "einer und anderen Angelegenheit gebrauchen könne". Der Herzog sprach den Wunsch aus, in Moskan einen Agenten anzustellen, welcher über die Lage der evangelischen Kirche dasselbst Auskunft geben und welchem man dazwischen einen Austrag ertheilen könnte. Zunächst sollte Kinhuber aufgefordert werden, einen Bericht über den Stand der evangelischen Kirche in Moskau und über "den Statum des Landes in Ecclesiasticis und Politicis kurt und nervose zu entwersen").

Aus diesem Schreiben des Herzogs Ernst erfahren wir, daß Rinhuber von seinem Vorgesetzten, dem Major Meneses, den Austrag erhielt, nach Wien vorauszureisen. Hier, in Wien, mußte er nun im April 1673 den gewünschten Bericht versassen. Der als Gelehrter, insbesondere als Geograph bekannte Job Ludolf versaßte ein Aktenstück "Punkta, worauf des Muskovistischen Abgesandten Secretarius Laurentius Kinhuber zu besfragen". Dieselben betreffen den Stand der evangelischen Kirche

¹⁾ Relation S. 22—31.

²⁾ S. das Schreiben an Praun in der Edition "Relation etc." S. 34 bis 36.

in Moskau, die Streitigkeiten der Parteien innerhalb derselben, das Schulwesen, die Lage des Doktors Blumentrost u. j. w. 1)

Der in lateinischer Sprache abgefaßte und "Wien 15./25. April 1673" batirte Bericht Rinhuber's ift an den Kangler des Berzogs Ernft, Johann Thomas, gerichtet2). Sier erwähnt er u. a. des Olearius, als eines bedeutenden Schriftstellers über Rußland, geht auf Einzelheiten der Zwistigkeiten innerhalb ber evangelischen Kirche in Moskau ein3) und entwirft eine Schilberung ber Sittenlosigkeit, welche in ben Rreisen ber Ausländer in Moskau herrschte. Sehr entrüstet äußert sich Rinhuber, daß die Deutschen den russischen Gerichten so viele verbrecherische und unsaubere Spisoden zur Aburtheilung darzubieten pflegten. führt einige Beispiele von Unzucht und Gewaltthätigkeit an. Für den Zaren Alexei hat Rinhuber Worte des Lobes; früher habe man wohl gesagt, daß die Macht des Baren durch brei Umstände bedingt werde: 1. das Verbot aller Wiffenschaft, 2. die Einheit der ruffischen Kirche, 3. das Berbot des Reisens. Jest aber seien ganz andere Grundsätze zur Geltung gelangt; nicht aus Furcht vor Strafe werde der Zar von seinen Unterthanen verehrt, sondern um seiner Tugenden willen; es herrsche in religibsen Dingen die größte Duldsamkeit. Am Schluffe feines Berichtes bemerkt Rinhuber, er beabsichtige, wenn er nach Moskan zurückgekehrt sein werbe, das ruffische Gesethuch, die "Uloshenije" (vom Jahre 1649), in das Lateinische zu übersetzen und ein Werk "Russia ecclesiastico-politica" zu verfassen 4).

Rinhuber's Bericht scheint dem Herzog und dessen Käthen gefallen zu haben. Praun wurde beauftragt, dem Sekretär der moskowitischen Gesantschaft noch weitere Dinge zur Beantworstung vorzulegen. Kinhuber sollte über die Person des Gesandten,

¹⁾ S. die "Puncta" S. 39.

 $^{^{2}}$) \odot . 41-52.

Hier finden sich Angaben, welche in schr willkommener Beise die vielen Einzelheiten ergänzen, welche Fechner vor einigen Jahren in seiner "Chronik der evangelischen Gemeinden in Moskau" zusammenstellte.

⁴⁾ Als besondere Beilage zu dem lateinischen Bericht in deutscher Sprache die Beantwortung der Fragen, welche Ludolf zusammenstellte.

Meneses, Auskunft geben; auch wünschte man zu ersahren, welchen Bescheid der russische Diplomat in Wien auf seine Vorsstellung erhalten habe. Zugleich sandte der Herzog durch Praun an Rinhuber den in herzoglich sächsischen Landen beim Schulzunterricht gebrauchten "Begriff der christlichen Lehre" und verslangte durch Rinhuber zu erfahren, in welcher Weise derselbe Unterricht in Moskau ertheilt werde.

Als diese Aufträge in Wien eintrasen, war die russische Gestandtschaft bereits nach Benedig abgereist. Praun schried über Meneses: "Der Gesandte ist ein geborener Schotte, katholischer Religion, hat wohl studirt und gereist, ist leutselig und läßt gern mit sich reden und umgehen; redet französisch, welsch, lateisnisch, auch etwas (aber nicht gern) deutsch neben der slavonischen Sprach." Die Antwort der kaiserlichen Regierung, meldet Praun weiter, habe in Gemeinpläßen bestanden; übrigens erwarte er, Praun, von Kinhuber Nachrichten aus Benedig²).

Von Rinhuber's Aufenthalt in Italien, in Benedig und Rom, haben wir feinerlei Nachrichten.

Aus den in den Archiven zu Benedig und Kom befindlichen, die Gesandtschaftsreise Meneses' betreffenden Akten ersahren wir, daß Meneses erst Ende Juni 1673 in Benedig eintraf und nach kurzem Ausenthalt nach Kom weiterreiste. Noch ehe er in der letteren Stadt eintraf, hatte man dort sehr günstige Nachrichten über die Persönlichkeit des Gesandten und sein Gesolge, zu welchem Kinhuber zählte, erhalten³). Das dem Gesolge gespendete Lob wird ja wohl in erster Linie dem Gesandtschaftssetretär, Lauzrentius Kinhuber, gegolten haben. Im Spätsommer hielt sich die Gesandtschaft in Kom auf; im Ottober weilte sie auf kurze Zeit auf der Kückreise in Benedig. Im November besand sie sich

¹⁾ S. Relation S. 55—58.

²⁾ Das Schreiben Praun's vom 1./11. Juni 1673 in der Relation S. 58–60.

³⁾ Der Nuntius Barcse schrieb aus Wien: "ha con se famiglia di molta civiltà"; s. Theiner, Monuments historiques etc. Rome 1859 S. 73. Bon ihm selbst schreibt der Nuntius aus Benedig, er sei ein "signore di maniere assai suavi e gentili e molto discreto".

wieder in den sächsischen Landen und bei dieser Gelegenheit bat Rinhuber seinen Landesherrn um eine Geldunterstützung, welche ihm auch wohl bewilligt worden sein wird¹).

Wie lange Rinhuber auf der Rückreise nach Moskau in Sachsen geweilt habe, ist annäherungsweise zu bestimmen. Am 27. November / 7. Dezember 1673 meldet der Kanzler des Herzgoß Ernst dem letzteren, die moskowitische Gesandtschaft werde "übermorgen" nach Dresden reisen. Aus den Akten des Berzliner Archivs erfahren wir, daß dieselbe vom 28. bis 31. Dezember zu "Cölln an der Spree" weilte und sodann über Danzig nach Rußland reiste.

Nicht sowohl die kurfürstlich sächsische Regierung als der Herzog Ernst gedachte die Reise der moskowitischen Gesandtschaft dazu zu benutzen, um die in Moskau lebenden Deutschen der russischen Regierung zu empfehlen. In der Bibliothek zu Gotha haben sich die Konzepte der Schreiben gefunden, welche der Herzog an den Bojaren Artamon Ssergejewitsch Matwejew und an den Zaren Alexei richtete.

In dem Schreiben an Matwejew (vom 12. Febr. 1673) heißt es, der Herzog habe Kinhuber zu sich rusen lassen und sich von demselben die allgemein bekannte Thatsache des Kuhmes und der Weisheit Matwejew's bestätigen lassen. Sodann wird die evangelische Gemeinde zu Moskau dem Schutze und Wohlwollen des russischen Würdenträgers auf das Angelegentlichste empsohlen. Das Schreiben an den Zaren berührt auch die orientalische Frage. Sodann aber ist wiederum von den Deutschen in Moskau die Rede, von der Duldsamkeit des Zaren und den nützlichen Diensten, welche die Deutschen der moskowitischen Regierung zu leisten vermöchten. Ein drittes Aktenstück, dessen Überreichung in Moskau dem dorthin zurückreisenden Kinhuber

¹⁾ S. das leider ohne Ortsdatum abgedruckte Aktenstück in der Relation S. 61—62. Rinhuber kam nach Altenburg, wo er den Kanzler Thomas aufsuchte, und am 27. November i 7. Dezember nach Gotha, wo er am Hofe des Herzogs Ernst weilte. S. Beck, Ernst der Fromme 1, 602.

²⁾ Relation S. 63-68.

obliegen sollte, war eine an die Altesten der evangelischen Gemeinde zu Moskau gerichtete Ermahnung zur Eintracht¹).

Diese Schreiben werden Rinhuber nachgeschickt worden sein, da man vermuthen darf, daß er bereits in den ersten Wochen bes Jahres 1674 in Moskau eintraf. Die Aufträge seines Landes= herrn verliehen ihm bis zu einem gewissen Grade den Charafter eines diplomatischen Agenten. Er berichtete aus der "Teutschen Sslobodda vor Moskau" den 9. Juni 1673, daß er das Schreiben bes Herzogs dem Bojaren Matwejew am 30. Mai, das Schreiben an den Zaren am 7. Juni abgegeben habe. In dieser Zeit ge= noß Matwejew am russischen Hofe bas größte Ansehen. Jahre zuvor hatte er die Verheiratung des Zaren Alexei mit Natalja Kirillowna Naryschkin dadurch veranlaßt, daß der seit einiger Zeit verwittwete Herrscher seine künftige Gemahlin im Hause des Bojaren kennen lernte. Matwejew leitete die Angelegenheiten der auswärtigen Politik; er wußte die Vortheile der westeuropäischen Civilisation zu schätzen, stand in lebhaftem Berkehr mit vielen Ausländern und suchte sich selbst weiter aus-Daß Rinhuber sich ber Gunst dieses Würdenträgers erfreute, mußte den Erfolg seiner diplomatischen Mission ver= bürgen. Aus den Berichten Rinhuber's ersehen wir, daß es sich bei seinen Unterredungen mit dem Bojaren um sehr wichtige Angelegenheiten handelte.

Rinhuber berichtet, die Überreichung des Schreibens des Herzogs Ernst an den Zaren habe den letzteren in die fröhlichste Stimmung versetzt und er habe sich in verbindlichen Ausdrücken nach der Gesundheit des Herzogs erkundigt. Das Geschenk des letzteren, in verschiedenen Waffen bestehend, sei sehr wohl aufsgenommen worden. Matwejew habe sich besonders darüber gesäußert, daß von so vielen deutschen Fürsten, welche Rußland gegenüber eine entgegenkommende Haltung beobachten könnten, allein der Herzog Ernst ein so lebhaftes Interesse für eine gesdeihliche Entwickelung Rußlands an den Tag lege. Auch von seinen Verhandlungen mit den Vertretern der evangelischen Kirche

¹⁾ Melation S. 69-72.

berichtete Rinhuber: die Ermahnungen des Herzogs von allen Zwistigkeiten abzustehen, hätten einen tiefen Eindruck gemacht.

Sodann bat Rinhuber um eine Geldunterstützung für sich: er müsse über gewisse Mittel versügen, wenn seine diplomatische Mission Erfolg haben sollte: "Allhier zu Fuß zu erscheinen, ist unmöglich und ungereimt. Moskau ist gantz ein ander Land und Stadt und kann Einer seine Sachen nicht glücklich expediren; es sei denn, daß er alle Tage vor der Sonnen Aufgang zu drei oder vier großen Herren eile und dieselben durch Auswartung ihm zu Freunden mache." So brauche er denn baldmöglichst 100 Thaler.

In dem Gespräch mit dem Zaren Alexei berührte Kinhuber zwei Fragen, deren Erörterung schon in Sachsen, in der Umsgebung des Herzogs Ernst, begonnen hatte: erstens stellte Kinshuber vor, auf welche Weise Rußland sehr vortheilhafte Handelse verbindungen mit China anknüpsen könne ("wegen der Orientalischen Handtelschaft durch Catajam und Sibiriam"); zweitens zeigte er, daß die Abhsssinier im Kampse mit der Türkei sehr nütsliche Bundesgenossen sein könnten, und daß man es sich angelegen sein lassen müsse, Beziehungen zu Abhsssinien anzusbahnen.

Diese chinesische und abyssinische Frage, als deren Urheber wir, wie es scheint, ben am sächsischen Hose eine hervorragende Rolle spielenden Geographen Ludolf ansehen müssen, begegnet uns auch in den weiteren Schreiben Rinhuber's und in den diplomatischen Verhandlungen zwischen dem Zaren und dem Herzoge von Sachsen. Es ist von hohem Interesse wahrzunehmen, daß der Anstoß für sehr weitgehende Unternehmungen, welche Moskau wagen sollte, von dem kleinen sächsischen Ländchen ausging, und daß man in Rußland sich für dergleichen Anregungen recht empfänglich zeigte.

¹⁾ S. das Schreiben Rinhuber's in deutscher Übersetzung aus der Bibliozithet zu Gotha in der Relation S. 73—77. Über Abhssinien und die Begeisterung des Herzogs für eine Kulturmission in diesem Lande sinden sich sehr werthvolle Angaben bei Beck a. a. D. 1, 562 ff.

In welcher Weise Rinhuber diese Fragen zur Sprache brachte, erfahren wir aus seinem an ben Herzog Ernst gerichteten, in deutscher Sprache abgefaßten Schreiben aus Hamburg vom 29. August 1674. Wir ersehen daraus, wie lernbegierig man in Rußland war. Rinhuber schreibt u. a.: "Und als ferner zum herrn Artemon1) ein freierer Zutritt mir eröffnet, bin ich unterschiedene Dinge um Ew. hochfürstl. Durchl. befragt worden, und haben Se. Zarliche Majestät ein verwunderliches Wohlvergnügen gehabt, als Herr Artemon Ew. hochfürstl. Durchl. sonderbaren modum regiminis und höchstlöbliche Landesordnung in statibus theologico, politico und oeconomico, so aus denen mitgegebenen Tabellen und Büchern zu ersehen, ordentlich refe= Hierzu habe ich discursive einige Propositiones gethan, als nämlichen von der Conservation des Russischen Reiches, von Eröffnung des Passes durch die nordöstliche Orten in China und Ditindien bevorab, weil Gr. Zarlichen Majestät Länder bis in Catan sich erstrecken, Catan aber an China angränzet, von Untersuchung der Flüsse selbiger Orte, wie die hieher derivirte ostindranische Handelschaft Sr. Zarlichen Majestät mehr Nuten schaffen würde als einige Bergwerke, beren doch bisher noch feines erfunden, unangesehen eine unglaubliche Summe Geldes darauf spendirt. Ferner wie das russische Reich Nords, Nordost= und Ditwärts keine ober boch wenige Feinde hatte, und sofern es auf der Westseite mit der Krone Schweden in gutem Vernehmen stünde, alle Macht desto füglicher wider die Krymschen Tataren so Tauricam Cheronesum, welches der Schlüssel zu Konstantinopel werden, und also die Mittagsgränzen auch sicher machen könnte; hiebei ist auch berührt worden die in Deutsch= land übliche Exercirung und Musterung des Kriegsvolks, und weil vor allen anderen Nationen die Moskowiter der Türken abgesagte Feinde, habe ich auch der Abhssiner gedenken wollen, welche ebenso gesinnet und von ihrer (der Mostowiter) Religion

¹⁾ d. h. Matwejew.

²⁾ Rinhuber hatte also eine Art politisch = pädagogischen Apparats mit= gebracht, um in Rußland in der Regierungskunst zu unterrichten.

Siftorifche Beitfdrift R. F. Bd. XVI.

nicht sogar weit discrepiren, auch ein sehr reiches Land besitzen, wozu mir bann Anleitung gegeben, daß Em. hochfürstl. Durchl., mein gnädigster Herr, wohl ehemals vor biesen von der Abyssiner Nation besondere consilia gehabt, welche noch wohl in fünftig, fo Gott will ihren Effett erreichen burften, maßen bann Ew. hochfürstl. Durchl. die consilia suggeriren können, der Großzar aber den Nachdruck hat und sonder Zweifel Legationen senden wird, zumal er ohnedies gern in ber ganzen Welt admirirt fein Gebachte Propositiones nun habe ich auf Erheisch bes will. Herrn Artemon zu Papier bringen muffen, find aber also aufgenommen worden, als wenn selbe zu proponiren von Em. hochfürstl. Durchl. ich in Kommission gehabt. Ich hergegen habe mir nicht viel Bedenkens machen wollen Selbes zu bejahen, um nicht entweder den Herrn Artemon oder auch Se. Zarliche Majestät von der gefaßten Meinung und Inclination einer vertraulichen Freundschaft gegen Ew. hochfürstl. Durchl. zu revociren" u. s. w. 1)

Wie man sieht: Rinhuber entfaltete einiges diplomatische Talent, ging über die ihm gegebenen Inftruktionen hinaus, suchte gesprächsweise in Rugland anregend zu wirken. Es galt Ruß= land zu erziehen, die Richtung der Handelspolitik des in einem Reformprozeß begriffenen Staates zu bestimmen. In ähnlicher Weise haben etwas später, in der Zeit ber Regierung Beter's bes Großen, Männer wie Witsen, Leibnig, Lee, Dick u. A. allerlei Entwürfe für große politische Unternehmungen Ruglands ersonnen: verhalf man dem aufstrebenden russischen Reiche zu Erfolgen, so machte man sich um bas europäische Staatensystem verdient; bahnte man ber Rultur und Bildung bes Westens einen Weg in den Drient, so war das eine Leistung im Interesse der Menschheit. Damals hatte man noch feine Gelegenheit, Ruglands übermacht in Europa zu fürchten; neiblos freute man sich an ben Fortschritten, welche man in jener Zeit in Rugland beobachten Persönliches, vaterländisches und allgemein-menschliches Interesse wirkten bei Männern wie Rinhuber zusammen, um in

C reali-

¹⁾ Relation S. 78 ff.

ihnen den Wunsch zu erregen, als Lehrer Rußlands zu wirken. Dieser Zug ist es vornehmlich, welcher dem Quasi-Gesandten des unscheinbaren sächsischen Ländchens eine gewisse historische Bedeutung verlieh.

Nicht ohne Interesse sind dann auch die Mittheilungen Rin= huber's inbetreff der Lage der Kirche in Mostau. Die Streitig= keiten innerhalb der deutschen Gemeinde waren nicht leicht bei= Rinhuber schlug vor, der Herzog solle einen Mann abordnen, welcher in Moskau die Sache genauer untersuchen könne. Er bemerkte, diese leidigen Zwistigkeiten seien insofern als Gottes Werk zu betrachten, als dadurch Veranlassung zu einer diplomatischen Annäherung zwischen dem Zaren und dem Herzog Ernst gegeben worden sei. Sodann aber hatte Rinhuber noch weitere Plane. Auf eine zwischen bem Staate Mostau und Schweden eingetretene Spannung hinweisend, sprach er die Ansicht aus, daß der Herzog Ernst als "Mediator" zwischen den beiben Mächten auftreten könne. Es sagte dem patriotischen Ehrgeiz Rinhuber's zu, daß, während von allen deutschen Fürsten nur die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg Beziehungen zu dem Zaren unterhielten, auch der Herzog eine solche "Kor= respondenz" pflegte. Er bat um weitere Instruktionen in den Angelegenheiten, so Artem et Martem concerniren u. s. w. 1)

3.

Schon in seinem Schreiben aus Moskau vom 9. Juni hatte Rinhuber bemerkt: "denn kein Geringes, daß zwischen Sr. Zarischen Majestät und Unserem gnädigsten Herrn vermittelst einer nächstkommenden Gesandtschaft Freundschaft gemacht werden soll"²).

Die Absendung eines diplomatischen Agenten aus Rußland an den Herzog Ernst war sowohl für das kleine sächsische Ländchen als auch im Leben Kinhuber's ein wichtiges Ereignis. Der letztere hatte wiederum einmal Gelegenheit, aus Moskau eine Reise in den Westen zu unternehmen. Er befand sich in dem

¹⁾ Relation S. 84.

²⁾ Relation S. 76.

Gefolge bes russischen Quasi = Gesandten, welcher in der That alsbald in Sachsen erschien. So erklärt sich der Umstand, daß er sein Schreiben an den Herzog Ernst im August 1673 aus Hamburg verfaßte. Nach einem etwa halbjährigen Aufenthalte in Moskau unternahm Rinhuber, welcher Anfang 1673 von der großen Reise nach Italien nach Moskau zurückgekehrt war, wieder einen Ausflug. Er schrieb aus hamburg, ber Bar habe einen Sekretar der Reichskanglei mit Briefen an den Bergog abgefertigt, "welcher", fährt Rinhuber fort, "ob er wohl keinen sonderbaren Charafter hat, doch wie ein Ablegat zu empfangen und im Respect Sr. Zarlichen Majestät zu tractiren ift, zumal weil es gedoppelt und mehr von Gr. Zarlichen Majestät vergolten werden wird, sofern Se. fürstliche Durchlaucht einen Mann in Rugland fünftig senden möchten". Der Empfang des "Envoyé", fährt Rinhuber weiter fort, muffe in Leipzig statthaben; es mußten eine Kutsche für ben russischen Diplomaten und Wagen für seine Dienerschaft in Bereitschaft gehalten werben u. bgl. m.

Derjenige, welcher ben Auftrag hatte, ein Schreiben bes Zaren Alexei an den Herzog Ernst zu überbringen, war ein Beamter bes auswärtigen Amtes, Namens Ssemion Protopopow, von bessen Persönlichkeit, Kenntnissen und Fähigkeiten wir feine weitere Kunde besitzen. Es ist, soviel wir missen, in keiner anderen Quelle als in den zahlreichen, diese diplomatische Mission betreffenden Akten in der Bibliothek zu Gotha von ihm die Er scheint keine weiteren Aufträge an andere Bofe als ben herzoglich = fächsischen gehabt zu haben. So war benn fein Erscheinen in der engeren Heimat Rinhuber's fein gelegentliches. Die Verhandlungen mit den Räthen des Herzogs Ernft haben eben deshalb ein besonderes Interesse. Sie können, wie die ganze weite Reise des zarischen Agenten, als ein Ergebnis der Anregungen gelten, welche der Moskauer Hof dem Laurentius Rinhuber verdanfte. Rein Wunder, daß der letztere dem ruffischen diplomatischen Agenten einen günstigen Empfang vorzubereiten suchte und in seinem an den Herzog Friedrich, den Sohn bes Bergog Ernft, gerichteten Schreiben allerlei guten Rath über bie Haltung ertheilte, welche man bem ruffischen Diplomaten gegen-

über beobachten sollte. In einem Schreiben vom 8. September 1674 aus Leipzig unterrichtete Rinhuber den Herzog Friedrich von den Motiven dieser diplomatischen Mission. Es handle sich um die orientalischen Angelegenheiten, um die Bildung einer Koalition gegen die Türkei; auch werde von schwedischen und türkischen Sachen die Rede sein. Die Frage von einem Zu= fammenwirken der Abyssmier mit den Russen gegen die Türken werde zur Sprache kommen. Rinhuber erinnert den Herzog Friedrich daran, wie bessen Bater, ber Herzog Ernft, ihm auf Grund geographischer Karten gezeigt habe, daß es ein Leichtes fei, den russischen Handel nach China zur Blüthe zu bringen; wie man die Absicht gehabt habe, eine beträchtliche Anzahl von tüchtigen Männern nach Rußland zu senden, welche dort als Lehrer wirken könnten; wie es sich barum handle, die militärischen Kräfte Rußlands durch Übung und Disziplin zu steigern. Was könne wohl, fährt Rinhuber fort, mehr zum Ruhme der sächfischen Fürsten beitragen, als wenn unter ihren Auspizien die Wissenschaften und Künste Eingang fänden in das moskowitische Welche Unternehmung sei nützlicher, als daß man im Norden und Often neue Bahnen eröffne! Er, Rinhuber, fei bereit, diese Ziele zur Lebensaufgabe zu machen.

Diesem Schreiben Rinhuber's an den Herzog Friedrich ist ein Aftenstück mit der Überschrift "Propositiones" beigefügt. In zwanzig Punkten wird hier der Inhalt der mit dem russischen diplomatischen Agenten zu verhandelnden Fragen dargelegt. Unter den von sächsischer Seite der russischen Regierung zu machenden Vorschlägen sind die wichtigsten folgende: Maßregeln zur Disziplinirung der russischen Truppen nach westeuropäischer Weise, die Absendung einer russischen Gesandtschaft nach China zum Zwecke der Anknüpfung von Handelsverbindungen, in der Absicht, den Holländern, Engländern und Portugiesen ihre kommerziellen Vorztheile zu entreißen und Kasan und Sibirien durch den Handel mit China zur Blüthe zu bringen; die Nußbarmachung der gezwaltigen Ströme, welche in Rußland nach Norden sließen, für den Handel mit China; die Absendung von der Mathematif und Geographie kundigen Männern nach Rußland, um durch Ortsz bestimmung einzelner Plätze Anhaltspunkte für eine genauere geographische Kenntnis des Reiches zu gewinnen; diesen seien tüchtige Offiziere mitzugeben, welche an geeigneten Orten Bestitigungen anlegen und die russische Artillerie entwickeln könnten; ebenso bedürse Außland der Metallurgen, der Mechaniker, übershaupt der Haßland der Metallurgen, der Mechaniker, übershaupt der Haßland der Metallurgen, nur müßten dieselben durch Fachleute entdeckt und bloßgelegt werden; eine Annäherung der Abhssinier an die Küsten sei in's Auge zu sassen, um die großen Pläne des Herzogs Ernst zu verwirklichen; Abhssinien sei reich an Edelsteinen, Gold und Silber; es sei nicht so schwierig, in dieses Land zu gelangen, wenn man nur die Sprache kenne; es müsse ein stetiger diplomatischer Verkehrzwischen Sachsen und Rußland hergestellt werden.

In einem weiteren Aftenstücke "Solutiones s. limitationes propositionum" werden diese Vorschläge des Weiteren erörtert. Da finden sich Bemerkungen, wie etwa folgende: niemand wisse, wie weit sich die Grenzen des russischen Reiches nach Norden und Osten erstreckten; den nach Rußland gesendeten Fachmännern seien gewisse Rechte und Einkünfte zu verbürgen; bisher habe es in Rußland noch niemals ordentliche Metallurgen, sondern nur Schwindler und Betrüger auf diesem Gebiete gegeben u. s. w.

Wir können zuversichtlich annehmen, daß Kinhuber an der Erörterung dieser Fragen thätigen Antheil genommen habe. Er vermittelte zwischen den politischen Bedürfnissen des russischen Keiches und der Bereitwilligkeit der sächsischen Regierung, durch so wesentliche dem Zaren zu ertheilende Rathschläge, dem Staate Moskan zu leistende Dienste Ruhm, Ansehen, Sinfluß zu erslangen. Es zeugt ebensowohl von einer gewissen politischen Naivetät, wie von einer lobenswerthen Strebsamkeit der Staatsmänner des kleinen sächsischen Ländchens, daß man so große-Unternehmungen in Aussicht nahm. Überall sindet man in jener Zeit umfassende, auf internationalen Handel, Kolonialwesen, Wachtsteigerung gerichtete Entwürfe. Verfügte das Herzogthum Sachsen selbst über geringe Mittel zur Verwirklichung größerer Pläne, so bot sich durch eine Annäherung an Rußland eine

willkommene Gelegenheit dar, deutsche Intelligenz dazu zu verswenden, um dem moskowitischen Reiche zu einem Aufschwunge zu verhelfen. So meinte man der Menschheit nützen und zusgleich den eigenen Interessen dienen zu können.).

Solcher Art waren die Borbereitungen auf ben Empfang bes russischen diplomatischen Agenten Protopopow, in bessen Gefolge Rinhuber sich befand. Es wurden allerlei Magregeln getroffen, um die Reisenden mit Speise und Trank zu versehen, ihnen Wohnungen Da Protopopow "feinen Charafter" hatte, b. h. einzurichten. nicht formell als Gesandter fam, so konnte er nicht in der "Refibeng", b. h. im Schloffe wohnen, sondern wurde in einem Privat= hause untergebracht2). Man stellte Rinhuber eine kleine Geld= summe zu, um auf der Reise nach Altenburg etwaige Kosten des Unterhalts ber Reisenden zu bestreiten. Der Kammerjunker Run= holdt erhielt eine Instruktion für die "Abholung und Begleitung" bes auf der Reise nach Altenburg und Gotha begriffenen russischen Diplomaten. Rinhuber bat, daß ber lettere an der Grenze "von ansehnlich Abgeordneten und einigen Kompagnien mit fliegenden Fahnen möchte angenommen werden"; indessen ließ sich das nicht bewerkstelligen; man forgte wenigstens für eine Ehrenwache von zwei Mann, welche vor dem "Logement" des Diplomaten standen.

Über die Reise Protopopow's ersahren wir aus Künholdt's Berichten einige Einzelheiten. In Altenburg besah er die Schloßfirche, den Altan und einige Prunkgemächer, die Stadtkirche; auf Besehl des Superintendenten mußten die Kantoren dem Gessandten bei der Mahlzeit "mit Bokal» und Instrumentalmusik" aufwarten, was ihm besonders zu gefallen schien. Er schenkte den "Discantisten" einen Thaler und äußerte den Wunsch, einen dieser Knaben nach Moskau mitzunehmen, wozu aber keiner von

¹⁾ Relation S. 88. Über das Verweilen Protopopow's in Sachsen finden sich auf Grund derselben Alten, welche neuerdungs herausgegeben wurden, werthvolle Mittheilungen bei Beck a. a. D. S. 608 ff.

²⁾ S. die Puncta, so wegen des ankommenden muskowitischen Gesandten d. 4. September 1674 zu betrachten in der Relation S. 97—98 und das Schreiben an den Kanzler Thomas S. 99—100.

Protopopow an der Abendtafel sehr gesprächig und erörterte recht eingehend einige theologische Fragen, wobei er aus einer mitgebrachten Bibel verschiedene Citate und Belegstellen anführte. Er wohnte dem protestantischen Gottesdienste bei, ließ sich vieles erklären und bemerkte, daß ein Christ in dieser Religion selig sterben könne. Seine Haltung machte einen guten Eindruck; er war mäßig, höslich, gab gern Auskunft auf Fragen, welche die Verhältnisse des Staates Moskau betrafen.

Für die in Gotha stattfindende Andienz Protopopow's bei dem Herzoge Friedrich, bessen Bater, Herzog Ernst, schwer erfrankt war, wurden besondere Anstalten getroffen: in einer "besten Butsche" mit sechs Pferden murde der Gesandte von vier Edelleuten mit Pagen, Trompetern und Lakaien abgeholt; das Zeremoniell des Empfangs war genau vorgeschrieben; bei der Mahlzeit, welche auf die Audienz folgte, gab es "Kapellmusik". huber fungirte als Sefretär Protopopow's. Er wird wohl auch bei den Verhandlungen, welche nun folgten, eine hervorragende Rolle gespielt haben. Das Protofoll dieser Verhandlungen ist vollständig erhalten und gewährt einen Ginblick in die Natur der erörterten Fragen. Sächfischerseits murbe hervorgehoben, daß der Herzog Ernst die Absicht gehabt habe, für eine Roalition gegen die Türken zu wirken, daß aber Alter und Krankheit ihn daran verhindert hätten: man muffe hoffen, daß der Kurfürst von Brandenburg etwas ausrichten werde. Auch die von der fächsischen Regierung durch Rinhuber gemachten Vorschläge inbetreff Chinas und Abyssiniens famen zur Sprache. Als der Haupturheber derselben wurde der Herzog Ernst bezeichnet, welcher indessen jest, bei seiner schweren Krankheit, sich nicht genauer über diese seine Ent= würfe aussprechen könne. Durch eine Menge an den Berzog Friedrich und bessen Rathe gerichtete Fragen suchte Protopopow sich über die allgemeine politische Lage in Europa zu unterrichten. Er erkundigte sich nach ben Intentionen Frankreichs, bes Raijers, der Schweden, nach den Verhältnissen im heiligen römischen Reiche, ob das ganze Reich "mit dem Kaiser hielte", welche Neuigkeiten in den letzten Zeitungen enthalten seien, welche Nachrichten man über

den französischen Krieg in den Niederlanden habe u. bgl. m. 1) So hatte benn die Verhandlung mehr den Charafter einer all= gemeinen Konversation über allerlei politische Fragen, als den= jenigen einer geschäftlichen Erörterung zum Zweck etwa des Ab= schlusses eines Vertrages. Der russische Diplomat suchte sich über die ganze politische Sachlage zu orientiren. Es fehlte ihm offenbar an eingehenderen Instruktionen für die Erledigung wirklicher politischer Geschäfte. Seine Sendung war eine vorläufige, durch die von Rinhuber in Moskau vorgebrachten Ideen veranlaßte Enquète. Die fächsische Regierung, beren Thatfraft burch die schwere Krankheit des Herzogs Ernst gehemmt erscheint, be= antwortet die Anfragen des ruffischen Diplomaten in allgemeinen Ausdrücken, hier und da selbst ausweichend, nicht ohne Zurück-Man hatte sich mit den von Rinhuber in Moskau gemachten Propositionen auf ein Gebiet gewagt, welches ben Mitteln und Fähigkeiten ber fächsischen Staatsmänner benn boch nicht entsprach. Rinhuber wird wohl bei dem Verlaufe dieser politischen Unterredungen einigermaßen enttäuscht gewesen sein. Er, der Optimist und Sanguinifer, mochte sich die Berwirklichung der hochfliegenden Entwürfe des Herzogs Ernst leichter gedacht Der Gedanke an eine Reise nach Abyssinien hat ihn auch später noch beschäftigt. Er war bereit, noch viele Reisen zu unternehmen, um die hohen Ziele zu erreichen, auf welche er in Gesprächen mit dem Zaren Alexei und dessen Minister Matwejew hingewiesen hatte. Daß Protopopow nach Deutschland tam, war sein Werk. Und nun hatte doch diese Reise des russi= schen Diplomaten keinen eigentlichen Erfolg aufzuweisen. In bem Schreiben des Zaren Alexei an den Herzog Ernst, welches Protopopow mitgebracht und überreicht hatte, war ausdrücklich von den Anregungen die Rede, welche der Zar und Artemon Sfergejewitsch Matwejew von Rinhuber empfangen hatten2).

¹⁾ Actum d. 22. September 1674 mit dem muskowitischen Abgeord= neten, in den Obern gemache. In der Relation S. 122—120.

²⁾ Das Schreiben Alexei's ist abgedruckt in lateinischer Übersetzung in der Relation S. 142—145. Da heißt es u. a.: "ut, socundum propositos illos articulos, quos explanavit Tzareae Nostrae Maiestatis intimo Ocol-

galt es, diesen Fragen einen Abschluß zu geben, von Worten zu Thaten überzugehen, die allgemeinen Entwürfe im Detail auszuarbeiten. Dazu kam es nicht; die Entwürfe blieben Entwürfe. Man hatte es gut gemeint, aber der Verwirklichung so großer Gedanken stellten sich denn doch sehr erhebliche Schwierigskeiten entgegen.

In der Bibliothek zu Gotha haben sich die Konzepte zu ber Antwort gefunden, welche man fächsischerseits an ben Zaren richtete. Sie ist sehr allgemein gehalten und enthält mancherlei Rathschläge: es wäre gut, die Bewohner der Grenzgebiete in ben Waffen zu üben, um die Aktion ber Armee gegen die Türken zu unterstützen; "man hielte bafür, daß die Handlung durch bie Nordsee, wenn der Weg um Katapen herumb gefunden werden fönnte, am füglichsten und zu großem Nuten ber Zarischen Reiche angestellt werben könnte"; man bate um Auskunft über den Verlauf der Gesandtschaft, welche der Zar ehedem nach China abgesandt habe; man sei bereit, Technifer und Handwerker zu senden, aber man musse zuvor die Bedingungen kennen lernen, unter benen diese Leute in russische Dienste treten würden. diesen letteren Punkt fnüpft sich folgende Bemerkung: "Wiewohl, was Mathematici betreffe, hätte man gehört, als ob sie gar in bofem Berbachte waren, weil sie mit Birteln, Biffern und allerhand seltsamen mathematischen Instrumenten umgehen könnten, daß sie Zauberer wären, daran ihnen doch Unrecht geschehe, sintemal es Alles natürlich zugehe und Gottes Namen und sein Wort dabei gang nicht migbraucht, noch einige bose Rünfte dabei vorgingen." Es folgen einige Rathschläge inbetreff bes Bergbaues in Rugland. Sodann wird die abyffinische Frage erörtert: der Herzog Ernst habe eine geeignete Person an den König von Abyssinien senden wollen, um den letteren auf Rußland aufmerksam zu machen, aber diese Person sei gestorben; ein dahin abzusendender Agent müsse auch die arabische Sprache ver-

nicio et Serpugoviae Locum-tenenti Artemoni Sergiadi Matthaei missus Vester Laur. Rinhuberus, apud Ducalem Vestram Charitatem resciat quo modo et tempore iuxta tenorem illorum articulorum opera danda et ad finem perducenda sit."

stehen. Inbetreff des Türkenkrieges ertheilt die sächsische Rezgierung dem Zaren den Rath, sich zunächst desensiv zu verhalten, sich wegen der Aktion gegen die Türkei mit Polen zu verstänzbigen, den Polen Subsidien zu gewähren, auch Schweden durch Subsidien zur Antheilnahme am türkischen Kriege zu veranlassen u. s. w. 1)

So übernahm benn die herzoglich sächsische Regierung die Rolle eines Lehrmeisters dem Staate Moskau gegenüber, ohne doch die guten Rathschläge durch nachdrückliche Handlungen unterstützen zu können. Es blieb bei einem Austausch von Höflichskeiten. Der Herzog Ernst schrieb wieder einmal an den Minister des Zaren Alexei, Matwejew, dessen Schutze er die evangelischen Gemeinden in Moskau und insbesondere den nach Moskau zusrücklichenden "Doktor der Medizin" Laurentius Kinhuber empfahl. In ähnlichem Tone war ein Schreiben des Herzogs an den Zaren gehalten, in welchem ausdrücklich darauf hingewiesen wird, daß die schwere Krankheit des Herzogs eine eingehendere Beschäftigung mit diesen Fragen verhindert habe u. dgl. ²).

Von Rinhuber hieß es ferner in dem an den Bojaren Matwejew gerichteten Schreiben, man ertheile ihm keinen weiteren Auftrag; er gehe nach Moskau, um ein bis zwei Jahre dort der Ausübung seiner ärztlichen Kunst obzuliegen und die slawische Sprache zu erlernen (pro se privative), weil er der sächsischen Regierung einst nützlich zu werden hoffe³).

Fast scheint es, als habe Rinhuber, indem er in Moskau allzu eifrig von China und Abhssinien gesprochen habe, der säch= sischen Regierung Ungelegenheiten bereitet. Er wird nicht formell desavouirt, aber man entkleidet ihn jener Spur eines diplomastischen Charakters, welche ihm früher angehaftet hatte; man sagt es ausdrücklich, daß er keinerlei Bollmachten, keinerlei Instrukstionen habe, daß er in Moskau nur seine privaten Zwecke versfolgen werde. Der Herzog Ernst hatte mehr Initiative gehabt, sich mit großen Entwürsen getragen; jest, da im Grunde Herzog

¹⁾ Relation S. 131—145.

²⁾ Relation S. 146—153.

³⁾ Relation S. 148.

Friedrich regierte, trat die sächsische Regierung inbezug auf die Verhandlungen mit dem Staate Moskau eine Art Rückzug an. Kinhuber befand sich in einer minder günstigen Lage als früher.

Indessen erhielt er in dem Augenblicke, als er nach Moskau zurückschrte, doch noch einen Auftrag. Es wurde ihm für die evangelische Kirche und Schule in Moskau eine Menge geistlicher Bücher pädagogischen und geistlichen Inhalts, etwa 200 Bände, mitgegeben.). So war und blieb er denn in gewissem Sinne Agent der herzoglich sächsischen Regierung, an welche er denn auch später noch über mancherlei Vorkommnisse Bericht erstattete.

4.

über Kinhuber's Kückreise nach Moskau im Herbst 1674 ist uns nichts bekannt. Im April 1675 aber begegnen wir ihm in Wien, von wo er einen langen Bericht an den Herzog Friedrich sendet (datirt 4./14. April 1675). Darin ist eines Ausenthalts in Schottland erwähnt, welcher dem Ausenthalt in Wien vorherzgegangen sei: er habe aus Edinburg, wo er wegen kirchlicher Angelegenheiten eine Zeit lang habe weilen müssen, "neulich" an den Doktor Ludolf geschrieben"). Fast scheint es, als sei Kinzhuber in der Zeit von seinem Ausenthalt in Sachsen bis zu seiner Anwesenheit in Wien nicht in Moskau gewesen.

Welche Stellung er in Wien einnahm, wissen wir nicht. Damals weilte in der Kaiserstadt eine russische Gesandtschaft, an deren Spize Peter Potemkin stand. Durch den Dolmetscher dieser Gesandtschaft, Iohann Gossens, und auf anderen Wegen ersuhr Rinhuber mancherlei über die Verhandlungen Potemkin's in Wien. Auch wußte er Einiges von den Verhältnissen der evangelischen Kirche in Moskau zu berichten. Er erzählte mancherlei von der schnöben Habsundt des russischen Gesandten Potemkin, welcher, 1668 als Diplomat in Spanien weilend, es verstanden habe, sich

and the sale

^{&#}x27;) Das Verzeichnis der Bücher mit Angabe der Titel, der Anzahl der Exemplare und des Kostenpreises s. in der Relation S. 154—156.

²⁾ Vostro D. Ludolfo scripsi nuper Edinburgo, ubi propter exercitium fidei vixi per tempus. Relation S. 157.

auf allerlei Weise zu bereichern. Auch in Wien jage er ähn= lichen Vortheilen nach.

Sodann theilt Rinhuber mit, es werde demnächst eine kaisersliche Gesandtschaft unter Franz Hannibal Bottoni nach Moskau reisen. Dieser gedenke er sich anzuschließen; Kaiser Leopold sei damit einverstanden und habe geäußert, daß Rinhuber seinem Gesandten als Arzt wie auch als Dolmetscher nützlich sein werde; die Reise werde über Prag, Dresden, Hamburg, Lübeck, die Ostssee, Kurland gehen, da man sowohl polnisches als schwedisches Gebiet, also auch Livland, vermeiden müsse.

Sehr instruktiv sind einige Bemerkungen Kinhuber's über die Zustände in Moskau. Er erblickt die Hauptursache des Mangels an Erfolg der russischen Politik in der Unlust der russischen Würdenträger, irgend eine Verantwortlichkeit zu übersnehmen. Er führt als Beleg einige sehr schlagende Beispiele aus der Geschichte der letzten Jahre an. Ferner erwähnt er der Ansgelegenheiten in Ungarn, der Ankunft einer türkisch tatarischen Gesandtschaft in Wien u. s. w. 1)

So vereinigte denn Kinhuber die Stellung eines Berichtserstatters der herzoglich-sächsischen Regierung mit derjenigen eines zeitweiligen Arztes und Dolmetschers bei einer nach Kußland gehenden kaiserlichen Gesandtschaft. In Gemeinschaft mit den österreichischen Diplomaten Bottoni und Suzmann kam er nach Moskau und wurde in Kolomenskoje, wo der Zar weilte, bei Hofe vorgestellt²).

Jest endlich trat Rinhuber in russische Dienste ein; er erhielt ein Gehalt an Geld von 170 Rubeln jährlich und 50 Rubeln in Lebensmitteln monatlich, sowie zum Geschenk einen silbernen Pokal, theure Stoffe u. s. w. Er muß wohl als Arzt thätig gewesen sein; indessen erfahren wir, daß es ihm nicht gelungen sei, eine Stelle als Leibarzt des Zaren zu erhalten, und daß er sich mit einem verhältnismäßig unbedeutenden Posten begnügen mußte.

¹⁾ Relation S. 157—163.

²⁾ Über Bottoni und Guzmann s. Abelung, Übersicht der Reisenden in Rußland 2. 357.

Seiner eigenen Aussage entsprechend ist er in den Jahren 1675 und 1676 "Zarlicher Hof-Medikus" gewesen").

Es haben sich sonst keine Angaben über Kinhuber's Leben in dieser Zeit erhalten. Ein sehr langer Bericht über die Berhältnisse in Moskau, welchen Kinhuber an den Herzog Friedrich sandte, ist vom 29. Dezember 1677 datirt und erst zu Ansang

bes Jahres 1678 abgesandt worden.

Bald nach Rinhuber's Rückfehr in die russische Hauptstadt hatten sich bort sehr wichtige Veränderungen zugetragen. Bar Alexei starb. Sein Sohn Feodor bestieg den Thron. Dieser Regierungswechsel bedeutete eine völlige Verschiebung ber am ruffischen Sofe herrschenden Parteien. Der Gönner der Ausländer, der Vertreter des Princips einer Solidarität Rußlands mit Westeuropa, Matwejew, stürzte als ein Opfer der Ränke ber Miloflawsky's. Die zweite Gemahlin des Zaren Alexei, die geborene Narnschfin, welche ihre Stellung ihrem väterlichen Freunde, dem Bojaren Matwejew, verdankte, sowie ihr Sohn, der 1672 geborene Peter, geriethen in eine bedrängte Lage. Dem Ginfluß ber Schwester bes jungen Zaren Feodor, ber Prinzessin Sophie und beren Verwandter von der mütterlichen Seite, der Miloglawsky, war Thor und Thur geöffnet. Damit ward jene Reihe von Krisen am russischen Hose eröffnet, welche erst mit der beginnenden Reife Peter's des Großen zu einem gewissen Abschlusse gelangen sollte.

Das inhaltreiche Schreiben Rinhuber's an den Herzog Friedrich beginnt mit dem Hinweise auf die Zeit, da Rinhuber das Glück gehabt habe, in Gesellschaft des russischen diplomatischen Agenten Protopopow den Herzog in dessen Residenz Friedenstein zu sehen. Seitdem habe er sich in der ärztlichen Kunst vervollkommnet: er hoffe, daß man ihn werde verwenden können. Auch in anderer Hinsicht bietet er seine Dienste an. Er sei schon lange abwesend von der Heimat: jetzt könne er vielerlei über die Angelegenheiten in Moskau, Polen, Schweden, bei den Kosaken und Türken bes

¹⁾ Adelung 2, 372. Richter, Geschichte der Medizin in Rußland, Mostau 1815, 2, 328—330.

richten. Er hoffe seinem Landesherrn damit manch wesentlichen Dienst leisten zu können.

Sodann kommt Rinhuber auf die in Rußland stattgehabte Regierungsveränderung zu reden, auf den Sturz Matwejew's. Vielleicht weil er sein Schreiben mit der gewöhnlichen Post abzussenden gedachte¹), d. h. darauf gesaßt sein mußte, daß dassselbe erbrochen und gelesen werden würde, hat er kein Wort der Rechtsertigung für den schmachvoll gestürzten Minister, welcher ein Opser der Känke seiner persönlichen Gegner geworden war. Er geht so weit, in tadelndem Tone zu bemerken, Matwejew habe hochmüthig und grausam gehandelt, die anderen Würdensträger bedrückt, sich über alle Andern erheben und, mit Übersgehung der älteren Kinder des Zaren Alexei, dessen wollen. Daher und wegen anderer Verbrechen sei er nach Pustosero verbannt worden.

Diese Anschuldigungen sind in einem Tone gehalten, als seien sie im Hindlick auf die Möglichkeit einer "Berlustration" dieses Schreibens redigirt worden. Ebenso ist das uneingeschränkte, dem Zaren Feodor gespendete Lob Rinhuber's vielleicht nicht ganz aufrichtig gemeint. Hierauf folgt ein Berzeichnis der Wür= denträger und Generale, ein kurzer Bericht über den türkischen Krieg, ben sog. "Tschigirin'schen Feldzug", ohne daß irgend eine tadelnde Bemerkung mitunterliefe. Indem Rinhuber auf die Beziehungen Rußlands zu ben auswärtigen Mächten zu reben kommt, erzählt er, es werde nächstens eine Gesandtschaft an den Raiser abgehen; ber Rangler biefer Gesandtschaft werbe Ssimeon Michailowitsch Protopopow sein. "Wir werden, so Gott und der Zar wollen, im nächsten Frühjahr abreisen", fügt Kinhuber hinzu, "als sei es selbstverständlich, daß er, Rinhuber, abermals die Stellung eines Gesandtschaftssefretars einnehmen werde; er erbittet sich für einen solchen Fall die Aufträge des Herzogs. Er werde u. a. eine große Menge kostbarer russischer Waaren

¹⁾ Relation S. 178. "Haec per Postam (quod dicitur) ordinariam ad vos transmittere quidem poteram etc."

mitnehmen können, weil die Gesandtschaft die völlig sichere Reiseroute über Kurland, Preußen und Sachsen einschlagen werde; nur müsse ein Kausmann diese Waaren formell bestellen. Rinshuber verweist auf ein aussührlicheres Schreiben, welches er in dieser Angelegenheit an Ludolf gerichtet habe. Dieses Schreiben ist nicht befannt geworden. "Während ich hier", schließt Kinshuber seinen Bericht, "als praktischer Arzt lebe, bereite ich ein neues Werk vor, eine Russia ecclesiastico-politica, welcher seiner Zeit eine Darstellung der moskowitischen Kechtsverhältnisse beisgesügt werden wird." Dieses Werk verspricht Kinhuber dem Herzog zu widmen.

Auf dieses Schreiben folgt sodann ein Postsfriptum vom Februar 1678, in welchem Rinhuber mittheilt, er habe sich ent= schlossen, sein Schreiben nicht mit ber gewöhnlichen Boft, sondern durch den brandenburgischen Agenten Heß zu senden, welcher bemnächst mit dem verabschiedeten Leibargt des Zaren, Rosenberg, abreisen werde. Dann folgt eine sehr beachtenswerthe Mittheilung. Rinhuber schreibt: "Jener Ssimeon Michailowitsch Protopopow hat, nach seiner Rückfehr von Ew. Durchlaucht Hofe, bem Artamon ein schriftliches Memoire über ben Handel mit China und dem Drient, Catai und Caracatai eingereicht, und Matwejew hat darüber an den Zaren Alexei Michailowitsch berichtet. Daher wurde denn ein Gesandter an den Raiser von China geschickt, Nikolaus Spafari, ein Mann, ber viele Sprachen kennt und vielerfahren ist; ich hätte sicher auch an dieser Reise Theil genommen, wenn ich nicht damals in Wien gewesen wäre."

Diese Bemerkung zeigt, wie jene von der in Aussicht genommenen Keise nach Wien, daß Kinhuber's medizinische Prazis in Moskau unvergleichlich weniger bedeutete, als seine Befähigung zu allerlei andern Geschäften. Gab es irgend eine Gelegenheit, eine weite Keise zu unternehmen, diplomatisch thätig zu sein, neue Verhältnisse, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, so war er gern bei der Hand. Auch mochte er sich für die Stellung eines Keisebegleiters, eines diplomatischen Assistanten sehr wohl eignen. Daß seine persönlichen Beziehungen zu Protopopow Jahre lang sich unverändert gut erhielten, spricht sowohl für den Charakter des russischen Würdenträgers als für denjenigen Rinhuber's. Wir müssen bedauern, daß der letztere jene Reise nach China im Gefolge Spafari's nicht unternehmen konnte. Er hätte sonst wahrscheinlich höchst anziehende Mittheilungen über Sibirien und China verfaßt!).

Aber noch in anderer Beziehung ift Rinhuber's, Spafari's Reise nach China betreffende Notiz von Interesse. Wir erfahren, daß diese Reise eine Frucht gewesen sei ber Gesandtschaftsreise Protopopow's nach Sachsen. Die Sendung Spafari's ist ein wichtiges Ereignis; dieselbe nimmt in ber Geschichte ber geographischen Entbeckungen eine bedeutende Stelle ein; zum ersten Mal wird Nordasien in ethnographischer und geographischer Hinsicht von einem hervorragend gebildeten Reisenden beschrieben; Spafari erscheint als der Vorgänger jener berühmten Erforscher Asien's, welche später diese Gegenden kennen lernten. Auch in politischer hinsicht ist Spafari's Reise von Bebeutung. Die Annäherung Rugland's an China, die Erschließung neuer Handelswege mußte von der größten Wichtigkeit sein für die Welt. Um so beachtens= werther ist Rinhuber's Bemerfung, daß der Anstoß für ein solches Unternehmen von Sachsen ausgegangen sei. Der Herzog Ernst von Sachsen, Laurentius Rinhuber konnten für sich die Ehre in Anspruch nehmen, die russische Regierung zu der diplomatischen Mission Spafari's angeregt zu haben. Bielleicht, daß in russischen Archiven sich noch Angaben für einen folden Kaufalzusammenhang zwischen Sachsen, Rinhuber und Protopopow einerseits und Spafari's Reise andrerseits entbeden laffen.

In Rinhuber's Nachschrift ist noch anderer Ereignisse in Rußland erwähnt: des zweiten Tschigirinschen Feldzuges, der bevorstehenden Heirat des Zaren, der Verhaftung einiger Personen

T. cools

¹⁾ Spafari's Reisebericht ist erst in der allerletzen Zeit veröffentlicht worden. S. die Memoiren der Geographischen Gesellschaft Bd. 10. Rinhuber berichtet, wie Spasart bei der Rückschr aus China als Freund und Gesin=nungsgenosse des inzwischen gestürzten Machthabers Matwejew verhaftet und aller seiner Habe beraubt wurde. Wir begegnen ihm später, im Jahre 1689, in Reuville's Relation curieuse et nouvelle de la Moscovie A la Haye, 1699.

von dem Gefolge des englischen Gesandten Hebdon. Über alle diese Angelegenheiten spricht er kurz und vorsichtig, als fürchte er, daß auch dann, wenn er sein Schreiben auf privatem Wege nach Deutschland befördere, dasselbe in die Hände russischer Beamten fallen und ihm verderblich werden könne¹).

Es war eine Zeit der Reaktion gegen die Richtung, welche Matwejew vertreten hatte, indem er dem westeuropäischen Einsluß mehr Spielraum gestattete. Matwejew, der Gönner der Ausländer, war beseitigt; die Stellung vieler Deutscher, Engländer u. A., die sich des Schuhes, des Wohlwollens des aufgeklärten Bojaren ersreut hatten, erschien gefährdet. Auch Rinhuber's Verhältnisse erlitten eine tiefgreisende Veränderung. Noch im Dezember 1677 hatte er die Hoffnung ausgesprochen, an einer russischen Gesandtschaftsreise nach Wien Theil nehmen zu können. Wenige Monate später mußte er Rußland verlassen, weil seine ganze Stellung dort, gleich derjenigen anderer Ausländer, völlig unhaltbar geworden war.

Am 23. Mai 1678 schrieb er aus Helsingör an Ludolf über die fritische Lage der Ausländer in Rugland. Selbst die billig benkenben und besonnenen Ruffen meinten, die Ausländer in aller Weise bedrücken zu dürfen; die den ausländischen Offizieren und andern in ruffischen Diensten stehenden Personen versprochenen Summen würden benfelben in der willfürlichsten Weise vorenthalten; ben ausländischen Raufleuten jage man, daß man feiner holländischen und englischen Waaren bedürfe. Viele Obersten feien entlaffen worben, fo g. B. ber General Staden; ebenfo der Doktor Rosenberg; Doktor Gramann, welcher 300 Rubel zu fordern gehabt habe, sei froh gewesen, überhaupt nur mit heiler Haut davon zu kommen; fo fahen benn Biele, beren Laufbahn unter den Auspizien Matwejew's glücklich begonnen habe, alle ihre Hoffnungen vernichtet. So habe denn auch er selbst, Rinhuber, sich genöthigt gesehen, im März 1678 in Gesellschaft des englischen Gesandten, John Hebdon, Rußland zu verlassen und dabei auf 80 Rubel zu verzichten, welche ihm von seinem

¹⁾ S. die Relation S. 164-182.

Gehalt noch hätten zukommen müssen. Auch habe er keine Hoffnung, zu seinem Gelde zu kommen, es sei denn, daß er bei Gelegenheit einer Gesandtschaft einst wieder nach Rußland reise.

Diesen Bemerkungen und Klagen fügt Kinhuber einige Mitztheilungen über die auswärtige Politik Rußlands hinzu, über die augenblicklichen Beziehungen des Staates Moskau zum Kaiser, zu Polen, zur Türkei u. s. w. Dann erwähnt er der Hungersznoth in Livland, welche er bei Gelegenheit seiner Durchreise im April habe beobachten können. Zum Schluß spricht er den Wunsch aus, drei Jahre lang im Auslande zu leben: kein Land gefalle ihm so gut wie England, dessen Bedeutung in der allgemeinen europäischen Wage von entscheidendem Gewicht sei, ein Land, wo die Moralz und Naturwissenschaft, die Medizin blühe, wo die königliche Gesellschaft so großen Erfolg habe, wo es viele ausgezeichnete Männer gebe¹).

Indem Ludolf dem Herzog Friedrich am 30. Juni 1678 aus Altenburg meldet, es sei ein solches Schreiben Rinhuber's an ihn angelangt, bemerkt er, man ersehe daraus, daß die Deutschen in Moskau nicht mehr gut behandelt würden; Viele suchten mit guter Manier fort zu kommen; so auch Rinhuber, welcher nun seine medizinischen Studien in England fortsetzen wolle²).

5.

Von Ninhuber's ferneren Erlebnissen, sowie von seiner Aufsassung des in Rußland erfolgten Umschwunges erfahren wir Umständlicheres aus einem Schreiben, welches er am 26. Februar 1679 aus Livorno an den Herzog Friedrich richtete.

Wie viele Andere, schreibt Kinhuber, so habe auch er, da Rußland jetzt ein Leichengesicht hervorkehre³), sich davon ge=

¹⁾ Zum Schluß noch einige turze Notizen über Schweden, Norwegen und Dänemark, an deren Küsten Kinhuber soeben vorübergekommen war; s. den "Extrakt aus Dr. Rinhuber's Schreiben" von Ludolf's Hand in der Restation S. 183—186.

²⁾ Bon Matwejew schreibt Ludolf, er müsse nun in Sibirien seines Unterhalts wegen Zobel schießen, wozu er umsomehr Zeit habe, als ihm die ganze Nacht die Sonne nicht untergehe; s. Relation S. 187.

³⁾ quippe temporum in Russia cadaverosa nunc apparet facies.

macht; diejenigen, denen als leichteste Strafe gestellt werde, Mosfau zu verlaffen, hielten sich für gerettet; es herrschten bort jett die Schreiber, die Pharifäer mit den Herodianern, welche, weder das Naturrecht noch das Bölkerrecht achtend, Jedem das Seine vorenthielten; sie schimpften alle Nichtrechtgläubigen Hunde. Hierauf folgt bann bei Rinhuber eine anziehende Charafteristit bes Zaren Feodor, bessen Temperament er lobt. Wie fein Bater Alexei, so sei auch Feodor milde und gütig. Dagegen läßt sich Rinhuber sehr ausführlich über die Kränklichkeit des Zaren aus. Er meint, es werbe nicht lange mit ihm bauern; alle die Gebrechen Feodor's zählt er auf: Magenschwäche und Storbut, Krämpfe und andere Zufälle. Iman, der zweite Bruder, sei blind von Natur und unfähig. Dagegen sei ber jüngste Sohn Alexei's, von Natalja Kirillowna Narnschfin, Peter, start an Geist und Komme Peter nach Feodor's Tode zur Regierung, fo werbe natürlich Matwejew sofort aus der Berbannung zurückgerufen werden. Jetzt aber stehe Iwan Michailowitsch Milos Flawsty an der Spite der verrotteten Regierung. Nichts geschehe ohne seine Zustimmung. Dann schildert Rinhuber die schlechten Subjekte, beren Iman Miloglawsky fich bediene, und ruft entrüstet aus: "Die Moskowiter sind Barbaren!" Zum Beweise gibt er bann Standalgeschichten aus dem Leben einiger ruffischer Großen, Dolgorufij's und Chilkow's, zum besten. Den erstern bezeichnet er als "natura porcus et ursus, ebrius et crudelissimus".

Dann kommt Rinhuber auf seine eigenen Erlebnisse seit seiner Abreise aus Rußland zu reden. In London habe ihm ein gewisser Bernardo Guasconi Empsehlungen nach Italien gegeben, wohin er denn auch über Frankreich gereist sei. In Paris habe er zwanzig Tage geweilt und am 2. September 1678 den König in Fontainebleau gesehen. Hierauf sei er nach Orleans gereist, wo er indessen den dänischen Gesandten Gioë, welcher ihm verssprochen gehabt, ihn nach Spanien mitzunehmen, nicht mehr ans getroffen habe. Da sei er denn über Lyon und Turin nach Genua gegangen, wo er Gelegenheit gehabt habe, durch Bersmittlung Spinola's und Oria's in die Dienste der Republik zu

treten. Indessen sei er auf einem Kriegsschiffe nach Korsika und von dort nach Livorno und Florenz gereist.

Endlich erörtert Rinhuber seine Plane für die nächste Zufunft: der "Herzog von Etrurien" habe ihm versprochen, ihn im März mit einem Geschwader (cum triremibus) nach Afrika befördern zu lassen, dann werde er, nachdem er etwa ein halbes Jahr zur See gewesen sein werbe, nach Genua zurückgehen und dort seine ärztliche Praxis wieder aufnehmen. Kinhuber erwähnt ferner, Ludolf habe ihm den Vorschlag gemacht, nach Abyssinien zu gehen, was er auch nach einiger Zeit auszuführen gebenke, wenn es sich dabei nur um bestimmte Pflichten, um eine Stellung handle. Daher bringe er sich dem Herzog in Erinnerung; man musse wissen, wo er sei; seine Feinde sollten ihn nicht für todt ausgeben. Komme er dann einmal, nach vielen Reisen, in sein Vaterland zurück, so hoffe er auf irgend eine Anstellung. Bum Schlusse folgen bann noch einige Bemerkungen über bie Zustände in Italien, über die durch einige herzogliche Monopolien in Tostana herrschende Nothlage. Indessen bemerkt Rinhuber, daß man ja wohl aus den Zeitungen über diese An= gelegenheiten unterrichtet fei1).

Über Kinhuber's Erlebnisse vom Februar 1679 bis zum Frühling 1681 sind wir nicht unterrichtet. Wir begegnen ihm im Mai 1681 in Paris, ohne daß wir wüßten, wie und wann er hingesommen sei. Ohne Zweisel wird er noch einige Zeit in Italien geblieben sein. Daß er nach Afrika gekommen sei, ersicheint nicht wahrscheinlich. Wenigstens nicht nach Abyssinien, weil er den Plan einer Keise in dieses letztere Land auch später noch wieder aufnimmt.

Bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Paris 1678 wird Rinhuber Beziehungen zu französischen Würdenträgern angeknüpft haben. Ob er damals dem Könige vorgestellt worden sei, wissen wir nicht; er erzählt nur, er habe Ludwig XIV. in Fontainebleau, wo derselbe mit seiner Familie weilte, gesehen. Eine eigentlich offizielle Stellung scheint er auch im Mai 1681, wie wir so=

¹⁾ Relation S. 189 —194.

gleich sehen werben, nicht eingenommen zu haben. Wie früher so auch jetzt erscheint Rinhuber besonders abhängig von der Gunft bes Augenblicks. Er widmet fich keiner regelmäßigen Thätigkeit; er hat keinen Posten, bessen Geschäfte er längere Zeit hindurch versehe. Seine Leidenschaft ist das Reisen in Berbindung mit diplomatischen Geschäften. Unermüblich ift er im Entwerfen von Reiseplänen. Mit Spafari wäre er gern nach China, mit Gioë nach Spanien gegangen, wie er benn thatsächlich mit Meneses in Deutschland, Österreich und Italien, mit Protopopow in Sachsen gewesen war. Aus eigener Anschauung fannte er Rugland, Standinavien, England, Schottland, Frant-Seine Sprachkenntniffe waren umfassend und vielseitig. Sein frauses Latein zeugt von einer Formgewandtheit, wie sie damals sehr hoch geschätzt wurde. Er muß im Jahre 1681 gegen 40 Jahre alt gewesen sein. An persönlichen Beziehungen zu hervorragenden Männern in verschiedenen Ländern fehlte es ihm nicht. Am häufigsten hatte er seine Hoffnung auf die Protektion ber Berzoge von Sachsen, zuerst Ernst's, bann Friedrich's ge-Im Jahre 1681 begegnen wir ihm in seinen Beziehungen jum Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, von beffen Gnabe er für sich auf weitere Erfolge, auf eine fruchtbare und gedeih= liche Thätigkeit zu hoffen geneigt ist.

Diesen Beziehungen Rinhuber's zum Kurfürsten von Sachsen verdanken wir einige Kenntnis von seinen Lebensverhältnissen im Jahre 1681.

Nach mehrmaligem und mehrjährigem Aufenthalte in Rußland war Rinhuber mit den Verhältnissen des Staates Moskau

¹⁾ Der Herausgeber der "Relation du voyage de L. Rinhuber" bemerkt S. XI der Borrede: "Que fait Rinhuber de 1679 à 1683? Nous l'ignorons. Il y a cependant lieu de supposer que pendant tout ce temps il est resté en Italie, vu qu'en 1684 il parle l'italien avec facilité." Um das Italienische sließend sprechen zu lernen, brauchte Ninhuber nicht volle vier Jahre in Italien zu leben. Dazu hätten ebenso viele Monate ausgereicht. Wir sind in der Lage, aus den Aften des Dresdener Archivs diese vierjährige Lücke in der Kenntnis von dem Leben Kinhuber's wenigstens zum Theil (1681—1683) ausstüllen zu können.

völlig vertraut. Auch die Kenntnis der russischen Sprache hatte er sich angeeignet. In den Formen des diplomatischen Verkehrs hatte er eine gewisse Erfahrung erworben. So konnte er denn auch der französischen Regierung im Jahre 1681 auf diplomastischem Gebiete in folgender Weise nützliche Dienste leisten.

Im Dresbener Staatsarchiv befindet sich ein Attenstück: "Relation von der Ambassade, so der Moskowische Zar Herr Theodorus Alexejewitsch im Monaten Mai, Juni, Juli und Augusto dieses 1681 Jahres an Kron Frankreich, Spanien und Engeland abgehen lassen, mit ersten gesetzten Barlichen Schreiben, Konferenzpunkten und Königlich Französischer Antwort." Der Berfasser dieser Relation ist Rinhuber, welcher beim Empfange ber russischen Gesandtschaft, an deren Spige der uns bereits bekannte Peter Potemkin stand, französischerseits als Dolmetscher fungirte. Er meinte dem Kurfürsten von Sachsen durch aus= führliche Mittheilungen über diese Spisode im diplomatischen Leben Frankreichs und Ruglands einen Dienst leisten zu können. schrieb er denn sehr ausführlich über die Intentionen der russischen Regierung, über die Audienz der ruffischen Diplomaten beim Rönige, über die Verhandlungen Potemkin's mit dem Minister Colbert=Croiffy.

Wir wissen bereits, daß Rinhuber von Peter Potemkin keine hohe Meinung hatte. Schon im Jahre 1675 hatte er in seinem Schreiben aus Wien sich sehr scharf über die schnöde Habsucht des russischen Diplomaten geäußert. Jetzt schilderte er die unskluge und undiplomatische Haltung Potemkin's, welcher durch kleinliches Gewichtlegen auf die Außerlichkeiten des Zeremoniells den Unwillen der französischen Würdenträger erregte. Daß Rinshuber bei den Verhandlungen nur eine gelegentliche Rolle spielte, nicht eigentlich ganz als französischer Beamter fungirte, ist aus solgendem Umstande zu ersehen. Er hatte eine Abschrift des Antwortschreibens des Königs an den Zaren an sich genommen, durste sie aber nicht behalten und mußte sie herausgeben. So setzte er denn, da er das Aktenstück aus dem Französischen in's Lateinische und in's Russische übersetzt hatte, den Inhalt dessielben aus dem Gedächtnis für den Kurfürsten aus. Indesse

nahm er, wie wir bes Weiteren aus seinen Mittheilungen erfahren, an bem Streit ber frangbfischen Staatsmänner mit ben rufsischen über Außerlichkeiten ber Titulatur u. dgl. Theil, indem er die Partei der Franzosen vertrat, obgleich er, wie er an den Kurfürsten schreibt, die ganze Zeit hindurch die Fehler Botemfin's, so gut es ging, bemäntelt hatte. Er fungirte als Vermittler. Als z. B. Potemfin, zur Audienz abgeholt, sich weigerte, ben ihn Abholenden unten an der Treppe zu empfangen, suchte Rinhuber ihn zum Nachgeben zu bereden und ihn die Treppe hinab zu führen. Bei ber Audienz ftoctte Potemfin in feiner an ben König gerichteten Anrede, weil Ludwig XIV. bei bem Namen des Zaren Feodor sich nicht erhoben hatte. Es gab einen Zwischenfall, in welchem Rinhuber den Gesandten ermahnte, in seiner Rede fortzufahren, und über welchen er ben König, ber natürlich nicht gleich wußte, worum es sich handelte, ba Rinhuber mit Potemfin ruffisch sprach, orientirte. Bei ber Audienz fungirte Rinhuber als Dolmetscher. Nach derselben mußte er in Colbert = Croiffy's Hause bas von Potemkin bem Könige über= reichte Schreiben des Zaren Feodor in's Lateinische überseten. Wiederholt hatte Rinhuber sich der Mühe zu unterziehen, die Meinungsverschiedenheiten der Ruffen und Franzosen in Fragen bes Zeremoniells auszugleichen.

Daß Rinhuber indessen eine angesehene Rolle spielte, zeigt seine Äußerung, er habe an der königlichen Tafel mancherlei Aussiprüche des russischen Gesandten, welchem die Pracht der Gärten von Versailles einen tiefen Eindruck gemacht hatte, reproduziren und auf mancherlei die Russen betreffende Anfragen der Madame Dauphine Auskunft geben müssen¹).

So hatte denn Rinhuber bei Gelegenheit der Anwesenheit des russischen Gesandten in Paris wieder einmal eine Art diplomatischer Rolle gespielt, aber, wie auch früher, so war es auch diesesmal nur eine Art Gastrolle gewesen. Er hatte keine eigentsliche Berufsarbeit zu verrichten. Alle seine Leistungen waren in gewissem Sinne hors d'œuvre gewesen. Begabt und gebildet,

¹⁾ Nus dem kgl. Staatsarchiv zu Dresben.

kenntnisreich und leistungsfähig, war er doch nicht zu einer stetigen, ihren Mann nährenden Stellung gelangt. Er fühlte sich abshängig von der Gunst dieses oder jenes Machthabers. Er hatte sehr vielen Herren gedient und war schließlich nirgends zu Hause.

Daß in der Rinhuber betreffenden Aktensammlung in der Bibliothek zu Gotha sich keine Spur von Rinhuber's Leben in dem Zeitraum von 1679 bis 1683 findet, mag darauf hindeuten, daß seine Beziehungen zu Herzog Friedrich und dessen Käthen in dieser Zeit unterbrochen waren. Man darf vermuthen, daß die herzoglich skächsische Regierung sich dem aus Livorno einsgetroffenen Schreiben Kinhuber's gegenüber kühl verhalten haben werde. Dagegen läßt die im Dresdener Archiv befindliche Reslation Kinhuber's vom Jahre 1681 darauf schließen, daß er, da von Herzog Friedrich nichts zu erwarten war, seine Hoffnung auf den Kurfürsten Iohann Georg setze. Diesem trug er nun seine Dienste an. Diesen suchte er, wie früher den Herzog Friedrich, für allerlei Unternehmungen zu gewinnen.

Über Kinhuber's fernere Absichten im Jahre 1681 findet sich in seinem Schreiben an den Kurfürsten Folgendes. Nach der Erzählung von den Vorgängen in Paris bei Gelegenheit der Anwesenheit der russischen Gesandtschaft daselbst fährt Kinshuber fort:

"Bei sothaner Conjunctur nun habe ich die beste Gelegenheit gehabt in Königl. Französische Dienste employirt zu sein, denn mir Coldert de Croissy mit guten Promessen angeben, entweder mit denen Moscowiten nach Moskau zu reisen und von daraus sleißig zu correspondiren, und par conséquent als Königl. Agent zu leben, oder auch in Paris zu subsistiren dis ein Königl. Minister nach Moskau depechirt werden möchte. Aber da mir das gute Gewissen mein devoir vorstellet, überwiegte die Liebe des Vaterlandes und der endsliche Wille meinen Landesleuten zu dienen alle fremde Ehre, ob sie auch mit ziemlichen Hab und Gut vergesellschaftet. Habe dannenhero jene fremde Sachen, und auch andere Kömische, so Frankreich nicht angehen, aber doch von mir in Moskau practicirt werden können, alle cessiret, nächst Gott auf Sr. Chursürstl. Durchl. weltgepriesene Gnade, und qualem-qualem promotionem in Dero Landen mich verslassend, mit demüthigster Bitte es geruhen Se. Chursürstl. Durchl.

mir ein vacirendes Physikat oder indeg eines Land = Medici Stelle gnädigst zu conferiren, welche große Gnade ich mit gebührendem Ruhm und Dant zu substiniren, auch meinem Nächsten mit der Praxi medica so zu dienen verspreche, wie einem christl. Medico Sabe vor diefem, ohne ungebührenden Ruhm zu wohl anständig. melden, die Chre gehabt, großfürstl. Moskowitischer Leib= und Staats= Medicus zu sein, wie ich benn zuvor und hernach die Praxin Medicam gelernet und exerciret in Teutschland, Engeland, Italien und Frankreich, auch in ein und andern großen Hospitalien bestellter Medicus gewesen, und etilich taufend Patienten unter Sänden gehabt, welches Alles ich mit denen mir hiervon ertheilten testimonium und actis probatis belegen fann. Auch weiß ich sonft noch etwas Gutes anzugeben, wie nämlich mit denen Moskowiten eine profitable Handelschaft zu treffen, und ratione hujus Gr. Churfürstlichen Durch= laucht etliche Unterthanen guten Nuten und Gewinn erhalten können. Sonften ift zu confideriren, daß der Moscowitische Bar unterschiedene Gesandten an Seine Churfürstliche Durchlaucht abgeschickt; wofern nun Se. Churfürstl. Durchl. vor ito oder auch hernach gnädigst resolvirten Jemanden dahin zu senden, könnte derjenige zugleich einige Raufleute mit ihm nehmen, und felbsten etliche Waaren auch eine confiderable Summe Geldes gegen Moscowische Güter anwenden, denn gewißlich dadurch gedoppelter, ja dreifacher Profit zu erhalten Ich aber wollte bei solcher Gelegenheit in aller Unterthänigkeit und Treue meine geringe Dienste, wo es erfordert, zu employiren bemühet sein. Und weilen ich noch ohnedies entweder bald oder nach diesem eine Reise nach Moskau thun muß, um dasjenige, was zu bem Moscovia Theologico-Politico-Oeconomica (welches Werk ich por mir habe) behörig aus denen Moscovischen Archiven zr conquiriren, könnten Se. Churfürstl. Durchlaucht auch wohl meiner Wenigkeit einige Commission oder Creditive gnädigst anvertrauen, denn dergleichen negotia legatoria zu administratiren ich wohl gewohnt und lange Zeit practiciret habe an denen vornehmsten Söfen von Europa. Gott der Allmächtige aber erhalte Seine Churfürftl. Durchlaucht bei langem Leben, glücklicher Regierung und allem erwünschten Wohl= wesen, dem Baterlande zu Troste und Freude, um Christi willen!"

"Durchlauchtigster Churfürst, Gnädigster Herr, Ew. Churfürstl.

Durchlauchtigkeit unterthänigster und geringster Anecht

Laurentius Rinhuber Med. Dr."

Dregben, d. 26. December 1681.

Man sieht, ber Berfasser dieses Schreibens ist zu gleicher Zeit Gelehrter und Diplomat, Arzt und Tourist, enchklopädisch gebildet, Vertreter der mannigfaltigsten Interessen, unternehmend, strebsam, nicht ohne Ehrgeiz, reich an Erfahrung, vielgewandert, reiselustig. Nicht ohne Stolz durfte er auf sein Leben zurückblicken, wenn es ihm auch keine stetige Existenz, keine dauernde, gleichmäßige Berufsarbeit dargeboten hatte. In einem Maße, wie dieses nur wenigen Auserwählten beschieden zu sein pflegt, hatte Rinhuber die Welt gesehen, die heterogensten Kulturstufen fennen gelernt, im Verkehr mit Vertretern der verschiedensten Bölker Menschenkenntnis und Ginsicht in fremdartige Berhältnisse erworben. Er blieb unternehmungslustig, war bereit, auch ferner= hin weite Reisen zu unternehmen, neue Länder kennen zu lernen, als Vermittler zwischen Drient und Occident zu dienen. Mochte er dabei auch etwas von einem Glücksritter an sich haben und bei den von ihm in Vorschlag gebrachten Unternehmungen an seinen eigenen Vortheil denken, so ist doch in seinem Thun und Trachten ein gewisser ibealer Zug wahrzunehmen, ein Streben nach Bildung und Erweiterung des Gesichtsfreises, ein gewisses Gefühl für einen großen Zusammenhang der Kulturarbeit aller Bölker und aller Staaten. Mochte er noch so sehr aufgebracht gewesen sein über die leidigen Zustände in Rußland nach dem Jahre 1676, welche ihn genöthigt hatten, auf seine Stellung in Moskau zu verzichten, einen bedeutenden Geldwerth als verloren zu betrachten, so hatte er boch ein dauerndes wissenschaftliches Interesse an Rußland behalten, wo er mehrere Jahre verlebt hatte, bessen Institutionen, Sitten und Anschauungen er zum Gegen= stande eingehenden Studiums gemacht hatte. Dort hatte er das Berufsleben in mancherlei Geftalt kennen gelernt, bort hatte er, insbesondere in den Kreisen der Ausländer, wie wir sogleich sehen werden, Freunde, dorthin war er bereit zurückzukehren, um seine Studien für ein von ihm über Rugland zu verfassendes Werk fortzusetzen und zugleich in diplomatischen und Handels= angelegenheiten den sächsischen Fürsten nützliche Dienste zu leisten.

Gine Reihe von Aktenstücken aus den Jahren 1682 und 1683, welche sich im Dresdener Archiv befinden, gewährt uns einen Einblick in die Art, mit welcher Rinhuber seine Reise nach Moskau und, wenn möglich, noch weiter vorzubereiten suchte. Auch erfahren wir daraus, daß er bei den an sich nicht wesentlichen diplomatischen Beziehungen, welche zwischen dem Churfürsten von Sachsen und der russischen Regierung statthaben sollten, die Initiative hatte. Nicht etwa um besonderer politischer Zwecke des Kurfürstenthums, sondern um der Reiselust Rinhuber's willen sollte ein diplomatischer Brieswechsel zwischen Johann Georg III. einerseits und den Zaren Iwan und Peter andrerseits eingeleitet werden. Beharrlich verfolgte Rinhuber sein Ziel. Es dauerte längere Zeit, ehe er seine Reise antreten konnte. Er setzte seinen Willen durch, aber nicht ohne daß er Gelegenheit gehabt hätte, Geduld zu üben.

In einem Schreiben an ben Kurfürsten vom 8. Januar 1682 aus "Altenburg in Meißen" weist Rinhuber auf feine Erfahrungen und seine Laufbahn hin: er sei in "vielen moskowitischen Legationen Sefretär und Interpret, auch Großfürstl. Hofmedikus gewesen", wolle nach Moskau reisen und bitte ben Kurfürsten, ihm ein Schreiben an den Zaren mitzugeben. Er gibt auch ben Inhalt bes abzufassenden Schreibens an: es follte darin von den evangelischen Gemeinden, welche dem Wohlwollen der ruffischen Regierung empfohlen werden müßten, die Rede fein, sowie von bem Überbringer des Schreibens, Rinhuber. "Und weilen", schreibt er an den Kurfürsten, "Supplifant das Werk Moscovia Ecclesiastico-Politico-Oeconomica noch vor sich und was bazu gehörig aus denen moskowischen Archiven zu congruiren hat, könnten Churfürstl. Durchlaucht in dem Schreiben auch meiner geringen Person gedenken, daß ber Bar mich Seiner gnädigsten Protection wolle genießen laffen, fo lange Seiner Churfürstl. Durchl. und ber Zarlichen Gnade ich mich würdig verhalten Ermeldetes Schreiben würde bienen zu der hohen Potentaten guter intelligence, zum Aufnehmen der evangelischen Kirchen und der deutschen in Moskau lebenden Nation, wie dann endlich auch Supplifant noch etwas Gutes anzugeben weiß, auf wes Art und Weise etliche Seiner Churfürstl. Durchlaucht Unterthanen

entweder vor iso oder hernach von Moskowischer Handlung einigen Profit und Nuten haben mögen."

Bald darauf trat in Moskau der Regierungswechsel ein. Zur Feodor starb. Es folgte ihm zunächst sein jüngerer Bruder Peter mit Übergehung des älteren, Iwan (Ende April 1682). Während aber schon im Mai der Kampf zwischen den Anhängern beider Brüder entbrannte, in Moskau ein Aufstand der Strelzy die Thronbesteigung Iwan's zur Folge hatte, so daß fortan Iwan und Peter zugleich die Zarenwürde bekleiden und deren Schwester Sophie die Regentschaft sühren sollte, scheint man in Sachsen noch im Juli des Jahres 1682 keine genaue Kunde von diesen Borgängen gehabt zu haben, wie aus folgendem Schreiben Rinshuber's zu ersehen ist.

Am 12. Juli 1682 richtete Rinhuber abermals ein Schreiben (batirt Lucca b. h. Lucka in Meißen) an ben Kurfürsten, aus welchem wir erfahren, daß der Kurfürst sogleich nach Empfang ber früheren Gesuche, dem Wunsche Rinhuber's entsprechend, ein Schreiben an den Zaren habe redigiren laffen. Rinhuber bittet nun, da er seine Reise bald antreten wolle, der Kurfürst möge befehlen, daß das Schreiben ihm zugestellt werden möge. Wiederum erwähnt er seiner in Aussicht genommenen Studien: er beabsichtige auch "andere Sachen, so res naturales concerniren, in Mostau zu conquiriren, auch von daraus durch Asien zu reisen". Sobann bemerkt er, daß die Abfertigung eines kurfürstlichen Schreibens nach Moskau "bei des jetigen Zaren Herrn Peter Alexejewitsch angetretener Regierung aus vielen Ursachen allerseits nützlich sein fann". Endlich bittet er, ber Kurfürst solle auch ein Schreiben an den "König von Persien" ausfertigen lassen, wobei er, auf eine Beilage hinweisend, hinzufügt: "bessen contenta, weilen es frembde Sachen, ich sub No. II unmaßgeblich anzuführen in aller Submission mich unternommen".

So biktirte denn Rinhuber der kursächsischen Regierung die Schreiben an den Zaren und an den Schah von Persien.

Die Rinhuber'schen Konzepte sind erhalten.

In dem an den Zaren gerichteten Schreiben follte zur

Thronbesteigung gratulirt und an die früher stattgehabten freundschaftlichen Beziehungen zwischen Johann Georg II. und Alexei erinnert werden; sodann werden die Deutschen dem Wohlwollen des Zaren empsohlen: derselbe solle, dem Beispiele seines Laters solgend, der evangelischen Kirche gegenüber Tolcranz üben: schließelich wird Rinhuber's erwähnt, welcher ja wohl am Hose des Zaren befannt sei und um gewisser Veschäfte halber nach Persien zu reisen gedenke; der Zar wird ersucht, diese Reise zu fördern, Rinhuber nach Astrachan geleiten zu lassen; auch moskowitische Gesandte würden, falls sie durch sächsisches Gebiet reisten, mit Wohlwollen behandelt werden.

Das von Rinhuber entworfene Konzept zu einem Schreiben des Kurfürsten an den Schah von Persien läuft auf einen Empsehlungsbrief hinaus: Rinhuber werde dem Schah erzählen, welche Länder er bereist, wo er seine ärztliche Kunst ausgeübt, welche Höfe er besucht habe; er sei "Archiater" des Zaren gewesen; jest reise er nach Persien und Arabien; ganz allgemein wird sodann der Wunsch ausgesprochen, daß zwischen Persien und dem Kurfürstenthum Sachsen ein freundschaftliches Verhältnis bestehen möge¹).

Monate lang zog sich diese Angelegenheit hin. Im Januar 1682 hatte der Kurfürst das Schreiben an den Zaren entwerfen lassen, im Juli 1682 hatte er dieselbe Verfügung noch einmal getroffen; im Februar 1683 bittet Rinhuber in einem Schreiben an den Baron v. Gersdorff, jetzt endlich die Ausfertigung der Schreiben besorgen zu lassen, wobei er ihm nochmals Konzepte zu denselben übersendet²).

In diesen Schreiben Rinhuber's finden sich kurze Andeutungen über die Verhältnisse in Moskau. Hatte Rinhuber im Juli 1682 irrthümlicherweise angenommen, daß der Zar Peter allein in Moskau regiere, während derselbe schon seit Ende Mai die Herrs

¹⁾ Die Konzepte als Beilagen zu einem Schreiben Kinhuber's an den Baron v. Gersdorff, Geh. Rath und Kammerherr des Kurfürsten vom I5. Februar 1683, wo darauf hingewiesen wird, daß diese Konzepte im wesentlichen mit den früher von Kinhuber entworsenen übereinstimmten. Dresdener Archiv.

²⁾ Das Schreiben an Gersdorff lateinisch im Dresdener Archiv.

schaft mit seinem Bruder Iwan theilte, so bemerkt er in einem etwas späteren Schreiben an den Kurfürsten, jetzt hatten sich bie "troubles" in Moskau gelegt und es sei der Zar Iwan zur Regierung gelangt. In dem Schreiben an den Baron v. Gers= dorff vom 15. Februar 1683 bemerkt Rinhuber, daß sowohl aus den öffentlichen Nachrichten, als aus eingetroffenen Schreiben von Freunden zu ersehen sei, daß in Moskau Ruhe herrsche 1) und daß der Zeitpunkt für seine, Rinhuber's, Reise nicht günstiger gewählt werden könne. Aber auch im Februar 1683 scheint Rinhuber nicht zu wissen, daß Iwan und Peter regierten, da er den Kurfürsten in dem Konzept zum Schreiben nach Mostan an ben Zaren Iwan allein sich richten läßt. Im Dresdener Archiv befindet sich das Konzept zum Schreiben an den Zaren, in welchem später die Korrektur angebracht wurde, welcher entsprechend von beiden Zaren die Rede ist. Dieser Umstand zeigt, wie wenig selbst diejenigen von den Ereignissen in Rußland erfuhren, welche, wie Rinhuber, perfonliche Beziehungen mit Ginwohnern Moskaus unterhielten.

Die sächsische Regierung mochte damals keine große Neigung zu lebhafteren diplomatischen Beziehungen mit dem Staate Woskau verspüren. Nur etwa das Interesse, welches nicht bloß die herzogliche, sondern auch wohl die kursächsische Regierung daran haben mochte, daß die Deutschen in Moskau in ihren Rechten und Bermögensverhältnissen, in der Ausübung des evangelischen Gottesdienstes nicht beschränkt würden, konnte den Kurfürsten Vohann Georg III. veranlassen, einigermaßen die Beziehungen zu der moskowitischen Regierung zu unterhalten. Und nun war es nicht einmal so einfach, die Frage zu beantworten, wer denn eigentlich an der Spiße dieser Regierung stände. Man mochte den Eindruck haben, daß innerhalb weniger Monate mehrere Regierungswechsel stattgefunden hätten. Dan hatte von der Soldatenmeuterei und dem furchtbaren Blutvergießen in Moskau im Mai 1682, wenn auch sehr spät, Kenntnis erhalten. So

¹⁾ quandoquidem relationes publicae cum amicorum literis doceant Moscuae nunc omnia esse in tranquillo.

3. B. hatte derselbe Gossens, welcher 1675 in Wien dem in der Raiserstadt weisenden Kinhuber mancherlei Angaben über Potemstin's diplomatische Mission mitgetheilt hatte, nach der großen Krisis in Moskau an den Kurfürsten geschrieben und demselben mitgetheilt, daß Blumentrost's Leben bei Gelegenheit der Meuterei in der größten Gesahr geschwebt und daß er seine Rettung nur der Intervention der Zarewna Sophie verdankt habe, welche den blutdürstigen Rebellen zugerusen habe, daß der Dostor Blumentrost als ein Unterthan des Kurfürsten von Sachsen geschont werden müsse.) Im "Theatrum europaeum" war des dänischen Residenten Butenant v. Kosenbusch's Kelation über die erschütternsden Borgänge im Mai 1682 zu lesen. Matwejew, der Gönner der Ausländer, war umgebracht worden. Kußlands Zukunst erschien als völlig ungewiß.

Indessen Kinhuber hatte Recht, wenn er Anfang 1683 behauptete, die "troubles" hätten sich gelegt, in Moskau sei Alles "in tranquillo". Die Regentin Sophie hatte die Ruhe hergestellt. Jest gedachte Kinhuber seine Reise anzutreten.

Am 15. Mai 1683 schrieb Ludolf an den Herzog Friedrich aus Erfurt, bei ihm sei Rinhuber angekommen; er beabsichtige nach Moskau und Persien zu reisen, verlange aber, daß das ihm an die Zaren mitzugebende Schreiben in einer filbernen Rapfel verwahrt würde; so habe er benn eine solche anfertigen lassen. Hierauf fährt Ludolf fort: "Sein Vorhaben betreffend, habe ich bei ihm eine sonderbare Begierde zu reisen und sowohl sich badurch in feiner Profession zu perfectioniren, als auch soust seine Curiosität zu erfüllen verspüret, und weil er mir eröffnet, daß er auf verhoffte Recommandation des Königs von England nicht allein in Persien, sondern noch weiter zu gehen resolvirt, so sind wir auf Abyssinien gekommen, welchen Borschlag er sich wohl gefallen lassen, verhoffend, vermittelst seiner Runft sich an allen Orten der Welt durchzubringen, könnte auch gar leicht geschehen, wenn die zarischen Ministri von ihm horen würden, daß die Abyssinier in ber Religion ihnen am nächsten beikämen, daß sie

- Cardo

¹⁾ Goffens' Schreiben befindet fich im Dresdener Archiv.

gar eine Abordnung vermittelft ber Armenier, die im Lande fehr wohl gelitten und in der Religion mit ihnen allerdings ein= stimmig, hinein thäten, und da hoffte er wohl mitzukommen. Alldieweil er nun von Leibesdisposition und anderer Umstände wegen zum Reisen geboren zu sein scheint, seine Kunst auch in ber ganzen Welt gilt, so habe ich das Vertrauen mit göttlichem Beistand zu ihm, er dürfte die Reise noch wohl verrichten und dabei denen Abyssiniern Anleitung geben, wie sie die Christenheit in Europa besuchen und mit den dristlichen Potentaten Freund= schaft, zu Erlangung allerhand Künste und Wissenschaften, stiften möchten. Ich gebe ihm auch dazu alle benöthigte Instruction und Nachricht, gehe auch gar damit um, wann es mit Ew. Fürst= lichen Durchlaucht Erlaubniß geschehen könnte, daß ich eine Reise in Niederland und England thun und vermittelst ber noch habenden kaiferlichen und churpfälz. Recommandationen an den König und die Herren Staaten, ihm fraftige Befehle und Re= commandationsschreiben an die ministros und Directoren der Contoire in Moskau, Persien und in den Sechäfen in Arabien und des Rothen Meeres zuwege bringen wollte." In einer Nachschrift bemerkt Ludolf noch: "Dr. Kinhuber erinnert und bittet gar hoch, daß dieser Vorschlag der weiteren Reise in guter Geheim gehalten werden möchte, damit nicht, wenn es vor der Zeit eclatiren sollte, es allerhand Hinderniß, auch vielleicht unzeitige Präjudicia in der Moskau selbst geben möchte." 1)

Aus diesem Schreiben Ludolf's ist zu ersehen, daß man in herzoglich-sächsischen Landen an den Ideen des Herzogs Ernst in Betreff der großen abyssinischen Entwürfe sesthielt. Nach den Anschauungen jener Zeit stand Abyssinien ungefähr auf gleicher Stuse wie Rußland. In ähnlicher Weise wie der letztere Staat mehr und mehr an den Segnungen der europäischen Zivilisation Theil zu nehmen vermochte, so hoffte man auch Abyssinien in eine Art Kolonialgebiet für westeuropäische Sitte, Kunst, Wissenschaft und Staatsweisheit verwandeln zu können. In dieselbe Kategorie hochsliegender Pläne gehört die Idee eines näheren

- 100 di

¹⁾ Relation S. 195—198.
Historische Zeitschrift N. F. Bd. XVI.

Verkehrs mit China. Als man in Westeuropa zuerst von der Geneigtheit Peter's des Großen zu allerlei Resormen vernahm, äußerte Leibniz, es sei ein eigenthümliches Zusammentressen, daß zu gleicher Zeit in China, in Moskau und in Abhssinien Fürsten regierten, deren Streben nach Resormen in allen diesen Ländern eine neue Ara inaugurire¹).

6.

So wurde denn die letzte Unternehmung Kinhuber's, von welcher wir Kunde haben, eingeleitet. Uber diese weite Keise, welche der kühne und unermüdliche Mann nach Kußland unternahm, sind wir durch seine Schrift "Wahrhafte Kelation von der Moskowischen Keise und Occupation, so ich im Monat April 1684 angetreten und mense September 1684 in Moskau vollzogen, wobei auch zu finden un abbrégé d' Estat de Moscovie recht genau unterrichtet. Dieses Werk, welches sich in der Bisbliothek zu Gotha als Handschrift besindet, hat bereits vor mehreren Jahrzehnten dem verdienstvollen Forscher Friedrich v. Adelung vorgelegen und ist in allerneuester Zeit herausgegeben worden?).

Wir entnehmen der Erzählung Rinhuber's folgende auf seine

Erlebniffe fich beziehende Angaben.

Er berichtet, daß er schon im April 1683, also noch früher als jenes Schreiben Ludolf's an den Herzog Friedrich versaßt wurde, die Schreiben erhalten hatte, welche der Kurfürst Johann Georg III. und der Herzog Friedrich durch ihn an die Zaren abzufertigen gedachten; der letztere habe auch ein werthvolles Geschenk für Iwan und Peter beigefügt. Über den Inhalt der Schreiben bemerkt Kinhuber, es sei darin die Aufforderung entschreiben gewesen, baldmöglichst etwas gegen die Türken zu untersnehmen. Kinhuber sagt ferner, er habe um so schneller reisen wollen, als er die Absicht gehabt habe, sich für seine Keise nach

¹⁾ Guerrier, Leibniz und seine Beziehungen zu Rußland und Peter dem Großen (St. Petersburg und Leipzig, 1873) S. 15.

²⁾ S. oben S. 194. Der Titel der Edition, welche, wie wir sahen, eine große Anzahl von Aften enthält, ist zu eng.

Persien dem schwedischen, dorthin gehenden Gesandten, Oberst Fabricius, mit welchem er von früherer Zeit her befreundet gewesen sei, anzuschließen. So hoffte er denn zum September 1683, da Fabricius seine Reise antreten wollte, in Moskau und zu Ende Dezember 1683 schon in Ispahan sein zu können. Von dort aus gedachte er sodann nach Abhssinien zu reisen. Indessen habe er Aussicht gehabt, sowohl von dem Kurfürsten von der Pfalz als auch von dem Könige von England Empfehlungsschreiben zu erhalten; so sei er benn baburch zu verschiedenen Reisen an den Rhein, nach England und Holland veranlaßt gewesen, ohne doch diese wichtigen Briefe erhalten zu fönnen, habe die beste Reisezeit verloren, viel Geld verbraucht, den Anschluß an die Reise des Fabricius versäumt und sei somit in seinen eigenen Interessen und in Betreff der Zwecke seines Unternehmens sehr erheblich geschädigt worden. Nachdem er im Spätherbst von den Kreuz- und Querzügen in Frankfurt, Heidelberg, Holland und England zurückgekehrt sei, wäre es zu spät gewesen, im Oktober und November noch die Reise über die Ostsee zu unternehmen. So habe er den Winter in Mecklenburg verslebt. Im April 1684 sei er erst zu Schiffe gegangen, um dieselbe Zeit, als die kaiserlichen Gesandten Zyrowski und Blumberg ebenfalls nach Moskau aufbrachen, um die Zaren zu einer energischen Aftion gegen Türken und Tataren zu bewegen.

Rinhuber theilt den Wortlaut verschiedener Briefe mit, welche er mit mehreren Würdenträgern inbetreff seiner Reise nach Moskau und den dort zu erlangenden Audienzen bei den Zaren Iwan und Peter wechselte. Er meldete seine bevorstehende Anstunst sowohl dem holländischen Gesandten, Baron Keller, dessen Freundschaft er schon früher genossen hatte, als auch dem Stattshalter von Pstow, Bojaren Boris Petrowitsch Scheremetjew; auch schrieb er, nachdem er im Mai 1684 in Riga eingetrossen war, an die Zaren, indem er seines früheren Ausenthaltes in Moskau gedachte. In Pstow, wo Scheremetjew ihn gut aufsnahm, erhielt Kinhuber ein Schreiben von Baron Keller, welcher für ihn bei dem Minister der Kegentin Sophie, Fürsten Wassilij

Wassiljewitsch Galizyn, zu wirken suchte¹). Reller schrieb u. a., es weile gerade zur Zeit ein persischer Diplomat in Woskau; es sei für Kinhuber gerathen, sich demselben, da er sich zur Keise in die Heimat rüste, anzuschließen.

Keller hatte Rinhuber's Ankunft viel früher erwartet. Sein Schreiben ist Moskau den 17. Dezember 1683 datirt. Wiederum hatte Kinhuber Gelegenheit, den Aufschub zu heklagen, welchen die ihm in Aussicht gestellten und später vorenthaltenen Em-

pfehlungsbriefe veranlaßt hatten.

Übrigens gestalteten sich die Berhältnisse für Rinhuber's Weiterreise sehr gunftig. Scheremetjew stellte ihm, als einem Diplomaten, Wagen, Pferbe und Bedienung zur Berfügung. Er erhielt täglich reichliche Lebensmittel für sich und seinen Diener ("dem Doctor: ein Weißbrod, für 6 Pf. Semmelbrod, ein Rinderviertel, ein Schöpsenviertel, eine Benne, ein halbes Pfund Butter, zehn Gier, brei Schalen Doppelbranntwein, zwei Krüge Meth, vier Krüge Bier; bem Diener: ein Roggenbrob, ein Stud Rindfleisch, ein Stück Schöpsenfleisch, zwei Schalen gemeinen Branntwein, zwei Krüge Bier"); er wurde rasch weiter befördert, in Nowgorod von dem Statthalter Uruffow wohlwollend behandelt. Am 4. Juni begegnete er schwedischen Gesandten, welche soeben Moskau verlaffen hatten; sie luden Rinhuber zu Tische ein; man trank mit Begleitung von Pauken und Trompeten "ezlicher Potentaten Gesundheit". Am 6. Juni traf er in Moskau ein. Wegen bes argen Regenwetters verzichtete er auf einen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, auf welchen er, wie er meinte, Anspruch gehabt hätte. Es wurden ihm zwei Beamte ber Behörde für auswärtige Angelegenheiten, ein prachtvoll aufgeschirrtes Reitpferd zur Berfügung geftellt.

Einige Zeit schwebte die Frage, ob die Zaren Kinhuber eine Audienz bewilligen würden. Den Vorschlag, die Schreiben der sächsischen Fürsten der Behörde für auswärtige Angelegenheiten zuzustellen, wies er zurück. Er kannte die russischen Ver-

¹⁾ Über die Persönlichkeit des Baron Keller und dessen gute Beziehungen zu Galizhn sinden sich werthvolle Angaben in Posselt's Werke über Lesort. Keller gehörte zu den hervorragendsten Bewohnern der deutschen Vorstadt.

hältnisse zu gut, um nicht zu wissen, bag eine solche, ihm von Jemelian Ufrainzew, einem sehr erfahrenen, aber kleinliche Mittel zur Erlangung von persönlichen Vortheilen nicht scheuenden Beamten, gemachte Zumuthung eine Intrigue in sich schloß ober einen Erpressungsversuch bebeutete. Er erklärte, entweder mit ben Schreiben ber fächsischen Fürsten wieder abreisen ober die= selben in feierlicher Audienz den Zaren überreichen zu wollen. Baron Reller stimmte dieser entschlossenen Haltung bei. Inzwischen machte Rinhuber einige Bestechungsversuche, brachte in Erfahrung, daß die kaiserlichen Gesandten und andere deutsche Katholiken ihm und seiner diplomatischen Mission zu schaben suchten, daß u. a. andere beutsche Arzte fürchteten, er werde seine Prazis wieder aufnehmen und ihnen Konkurrenz machen 1). In den Kreisen der Katholiken, welche in der "beutschen Vorstadt" eine große Bedeutung hatten 2), nannte man Rinhuber einen "Reger"; man wollte ihn "veriren", "beschimpfen", seine Audienz bei Hofe ver= hindern. Um so energischer mußte Rinhuber auf seinem Stücke bestehen. Er nennt seine Widersacher "eine canaglia".

So richtete er denn abermals 'ein Schreiben an die beiden Jaren, in welchem er um eine Audienz bat und seiner früheren diplomatischen Leistungen erwähnte, über welche die noch lebenden Staatsmänner, Meneses und Potemkin, Zeugnis abzulegen versmöchten. Er setzte seinen Willen durch. Die Audienz fand am 20. Juni statt³). Es war ein Triumph, den Kinhuber über seine Feinde errungen hatte.

¹⁾ Rinhuber schreibt: "Und sind besagte in Moskau lebende exteri also geartet, daß einer dem anderen sein Aufkommen mißgönnt und verhindert, wo und wie er kann, und eben dieses ist mir auch vor diesem widersahren." Er erzählt sodann, wie man ihm im Jahre 1675 insolge der Känke etlicher Deutscher sein Gehalt von 30 Rubel auf 19 Rubel monatlich geschmälert habe; wie ein diplomatischer Auftrag zu einer Reise in's Ausland im Jahre 1676 dadurch vereitelt wurde, daß ein anderer Deutscher, Benignus Ganzland, sich dazu gedrängt habe; s. die Einzelheiten in der Relation S. 221.

²⁾ So z. B. war Patrick Gordon, der hervorragendste aller ausländischen Ofsiziere, eifriger Katholik und fanatischer Vertreter der Propaganda.

s) S. manche zum Theil unbedeutende Details über diesen Vorgang in der Relation S. 223 ff.

Bemerkenswerth sind Rinhuber's Außerungen über die Saltung, welche der jüngere Bar bei der Audienz beobachtete. Als Galignn bas Schreiben bes Kurfürsten Johann Georg III. entgegennahm und den Baren zeigte, besah Peter bas Schreiben und lobte "mit lachendem Munde" das schöne Siegel. Bon ber Zeremonie des Handkusses erzählt Rinhuber: "Hierauf trat ich herzu mit reverence zwischen die Palassen (Schwerthalter) ein, und küffete bes Zaren Joann rechte Hand, so ber Bojarin Iman Michailowicz Miloslawski unterftütte; biefer fagte zum Bar (weil Seine Majestät nicht wohl sehen kann): der Doctor; bald küssete ich auch die Rechte des Zaren Peter Alexejewitsch, so mir mit halb lachendem Munde einen freundlichen und gnädigen Blick gab und mich gar eben ansahe et dans un moment Selbsten die Hand barreichte. Ein überaus schöner Herr, an welchem bie Natur son pouvoir wol erwiesen, und wie ich anderswo geschrieben 1), le Czar Pierre est né si heureusement et avec tant d'avantages de la nature, qu'une des moindres qualités qu'est en lui est d'estre fils du Roy. Il est une beauté qui gagne le coeur de tous ceux qui le voient, un esprit qui dans les premières années de son âge ne trouve déjà pas son pareil.

Nach der Audienz erhielt Kinhuber, wie Solches üblich war, Speisen und Getränke, welche ihm in seine Wohnung gesandt wurden, und — ein Geldgeschenk im Betrage von drei Kubeln, welche den Werth von sechs Reichsthalern repräsentirten. "Das war", bemerkt er, "das beste von allen Gerichten meo quidem judicio".

Ein paar Tage später stattete Rinhuber dem Fürsten Wajssilij Wassiljewitsch Galizhn auf dessen in der Nähe der Hauptsstadt befindlichen Gute Tschernaja Grjasj einen Besuch ab, wobei er ihm zwei goldene Medaillen mit dem Bildnis des Kurfürsten von Sachsen als Geschenk überreichte²). Der Minister war hochserfreut, erkundigte sich nach den Details des Instituts des Kurs

¹⁾ Bielleicht findet sich dieser Passus in dem leider bisher noch nicht aufgefundenen Schriftchen Rinhuber's "abrégé d'estat de Moscovie".

²⁾ Vielleicht geschah dieses im Auftrage des Kurfürsten von Sachien; j. die Relation S. 232.

fürstenkollegiums und sprach seine Mißbilligung darüber aus, daß nicht alle deutschen Fürsten dem Kaiser in dessen Kampse mit der Türkei beiständen. Dann fragte er nach den Verhältnissen der sächsischen Lande, nach dem Herzog Friedrich. Zuletzt versprach Galizhn Rinhuber in dessen beabsichtigter Reise nach Persien in aller und jeder Weise Vorschub zu leisten. Er war der Meinung, daß Rinhuber als diplomatischer Agent nach Ispahan gehen werde, während dieser lediglich als Privatmann die Reise unternehmen wollte und jetzt, infolge des leidigen Ausschubs, genöthigt war, auf die Aussichrung seines Vorhabens zu verzichten und nach Deutschland zurückzusehren. In diesem Sinne äußerte sich Rinhuber gegen den Fürsten Galizhn.

Ferner berichtet Ninhuber darüber, daß er bei den kaiserlichen Gesandten zu Tische gewesen sei, von den Verhältnissen der Katholiken in Rußland, von den Zuständen der evangelischen Gemeinde in der "deutschen Vorstadt". Er hatte Gelegenheit, dem Fürsten Galizhn Ludolf's "Historia Habessinica", sowie ein Geschenk von Herzog Friedrich für die Zaren, in allerlei Arzeneien bestehend, zu überreichen. Wan blätterte in Ludolf's Werke über Abhssinien und stieß dabei auf die Abbildung von drei Dominikanermönchen, welche dort enthauptet worden sein sollten, wobei Galizhn mit Lachen zu Rinhuber sagte, auch ihm werde es so ergehen, wenn er nach Abhssinien reise.

Dann gab es eine geschäftliche Konferenz Kinhuber's mit Galizyn. Es war von der Türkenfrage, von einem Zusammenswirken Kußlands und Abyssiniens im Kampse gegen die Pforte die Rede. Besonders aussührlich verweilte Kinhuber bei der Darlegung der kirchlichen Verhältnisse der Abyssinier, weil ihm daran lag, die Russen von der Übereinstimmung der in Abyssinien und in Kußland herrschenden Dogmen zu überzeugen. Er machte den Vorschlag, die Zaren sollten einen diplomatischen Agenten nach Abyssinien senden. Als verstünde es sich von selbst, daß er, Kinhuber, an einer solchen Keise Theil nehmen müsse, bemerkte er: "Wir müßten in diesem Falle nach Persien reisen, sodann. einige Armenier mitnehmen" u. s. w. Seine "Propositiones" mit dem Datum "Moskau, den 23. Juni 1684" reichte er in

lateinischer Sprache ein; dieselben wurden in's Russische übersetzt und eingehend geprüft.

Aus den die orientalische Frage, die Unternehmung eines Türkenfriegs betreffenden Unterredungen Rinhuber's mit Galign konnte der erstere entnehmen, daß die russische Regierung nicht geneigt war, gemeinsame Sache mit den Polen gegen die Türken zu machen, "maßen die Polen nicht allmächtig werden zu lassen eine von den großen Moskovischen Maximen." Rinhuber wollte sogar davon gehört haben, daß ein Krieg zwischen Moskau und Polen ausbrechen werde; indessen hielt er ein solches Ereignis für unwahrscheinlich, weil die russische Regierung überhaupt eine zuwartende Haltung beobachtete, weil die beiden Zaren nicht einig wären, weil es an Geld fehlte, weil die Armee unzufrieden sei ("die Strelizzen malcontents"). Sehr charafteristisch für bie Bustande in Mostau find folgende Bemerkungen Rinhuber's: "Rein Moskovischer Bojar ober Reichsrath wird leichtlich zu einiger Entroprise einrathen, benn eine Spanne fürzer gemacht zu werden ist in Moskau nun gar nichts Neues. Der Premier= minister, der gute Herr Galignn stehet in großer Gefahr; er muß beiber herren Baren Partei halten, alle affaires du Royaume bebattiren, und ist taum suffisant benen Sachen langer vorzuftehen." 1)

Rinhuber ließ es sich angelegen sein, die höheren Beamten, welche an den auswärtigen Angelegenheiten Antheil hatten, sich durch Besuche, Schmeicheleien und Seschenke geneigt zu machen. So besuchte er Ukrainzew, den "secrétaire d'estat", Kusma Resimonow, den Schreiber Tscheredejew u. A. Er schreibt: "Also hatte ich sie alle zu Freunden." Ferner suchte Kinhuber seine alten Bekannten auf, den holländischen Gesandten, Baron Keller, dessen wohlwollende Haltung er nicht genug rühmen kann, den schwedischen Kommissar, Christoph v. Kochen, welcher Kinhuber's Reise nach Persien möglichst zu fördern und zu erleichtern verssprach, den dänischen Gesandten u. A.

¹⁾ S. die Relation S. 241. Fünf Jahre später erfolgte Galizyn's Sturz; f. meine Biographie G.'s in der Russischen Revue Bd. 10.

Man sieht, daß Rinhuber sich eine angesehene Stellung in den höheren Kreisen der russischen Gesellschaft und auch in den Kreisen der Ausländer erworden hatte. Folgender Umstand trug dazu bei, daß er in dieser Zeit die besondere Gunst des Fürsten Galizhn erlangte. Der letztere hatte das Unglück, sich bei einem Sturz bedenklich zu verletzen, und Rinhuber's gegen diese Bersletzungen angewandte Mittel erwiesen sich als sehr wirksam. "Bei dieser Gelegenheit", schreibt Rinhuber, "ward der Herr Galizhn mein großer Gönner, und ich mußte östers zu Abend bei ihm essen und auch über Nacht im Borgemache schlasen. Er verssprach mir auch eine gute Expedition vor diesmal und hernach eine gute Gage zu procurriren, wosern ich wieder nach Moskau kommen und in Zarlichen Diensten zu sein begehren würde."

Einen Borschlag bes polnischen Grasen Zgursky, welcher nach Persien abreiste, ihn borthin zu begleiten, mußte Rinhuber ablehnen, erstens weil er das russische auswärtige Amt zu Moskau schon um seine "Demission in Germaniam sollicitiret" hatte, und zweitens weil er im Gesolge des polnischen Diplomaten "wie die Herren Polacken hätte leben und von ihren Herren Pfassen die Messe mit anhören" müssen. Immer wieder klagte Rinhuber darüber, daß er im Jahre 1683 die rechte Zeit versäumt hatte, um in Fabricius' Gesellschaft nach Persien zu reisen. Und bei dieser Gelegenheit ersahren wir denn auch, was ihn besonders nach Persien getrieben hatte. "Fabricius, Swidersky, Zgursky und Termund, ja noch andere waren vor ein 10 Jahren arme Kerle, sind aber durch ein einzig Schreiben, so sie von hoher Hand gehabt an den Perser Schach, aufsommen, und jeder mit 1000 Dukaten regaliret und jeho gar große Herren worden."

Zuletzt gab es noch Widerwärtigkeiten und Streit. Spafari, von dessen "Schelmenstücken" Rinhuber mancherlei zu erzählen wußte, glaubte in den von Rinhuber überreichten Schriftstücken Inkorrektheiten inbetreff der Titel der Zaren entdeckt zu haben. Bei der großen Wichtigkeit, welche man damals, besonders in Rußland, diesen Dingen beilegte, konnte dieser Zwischensall für Kinhuber die unangenehmsten Folgen haben. Spafari drohte ihm, er werde nach Sibirien verbannt werden. Indessen suchte

Rinhuber die Redaktion seiner Aktenstücke zu rechtsertigen, wobei ihm insbesondere Galizhn's Gunst zu statten kam. Er schreibt: "Hätte ein anderer russischer Herr an des Herrn Galizhn Officio oder Stelle gesessen, hätte Selbiger mich in groß malheur gebracht." Es gab eine Art Untersuchung, zugleich eine Art wissenschaftlicher Disputation. Rinhuber und bessen Gegner stritten darüber, ob bei der Übersetzung der Namen und Titel in das Lateinische die eine oder die andere Redaktion dem Geiste der lateinischen Sprache besser entspräche. Die Sache hatte keine weiteren Folgen.

Am 27. August besuchte Rinhuber den Fürsten Galizhn abermals auf dessen Gute. Hier sah er die Prinzessin Sophie, welche nähere Beziehungen zu dem Minister unterhielt, den Zaren Iwan und dessen Gemahlin. Kinhuber speiste bei Galizhn, welcher ihm nach Tische sagte: "Ei, Doktor, Du mußt bei uns im Lande bleiben, weil Du unsere Sprache reden und schreiben kannst und auch vor diesem der Zarischen Majestät gedienet." Kinhuber erwiderte, er müsse zunächst nach Deutschland reisen und werde später vielleicht wiederkommen.

Am 30. August fand Rinhuber's Abschiedsaudienz statt'). Er erhielt nach derselben ein Geschenk von 100 Rubeln (Dukaten) in Zobeln und ersuhr zu seinem nicht geringen Berdrusse, daß das Geschenk 140 Rubel betragen sollte, daß aber 40 Rubel von den Beamten der Kanzlei des Zaren unterschlagen worden seien. Die 100 Rubel schmolzen infolge der schnöden Habsucht anderer Beamten noch auf 75 Rubel zusammen. Es galt als selbstverständlich, daß dergleichen sich ereignete, und Kinhuber hielt es nicht für angemessen, Klage zu führen.

So trat benn Rinhuber am 8. September feine Rudreise

5 7000

¹⁾ Die Schreiben der sächsischen Fürsten an den Zaren sind abgedruckt bei Büsching, Magazin für die neue Historie und Geographie, 11, 525—532. Ebendort das Antwortschreiben der beiden Zaren Iwan und Peter vom 30. August 1684. Das Original des Schreibens in russischer Sprache besindet sich im kgl. sächsischen Staatsarchiv. Hier ist ausdrücklich erwähnt, die Zaren hätten dem Laurentius Rinhuber gestattet, nach Persien zu reisen; aber der selbe habe diese Reise nicht unternehmen wollen.

nach Deutschland an. Er hoffte, sich bem nach Dänemark zurückfehrenden bänischen Gesandten v. Horn anschließen und zu biesem Zwecke über Reval reisen zu können. Der Ränkesucht und dem Eigensinn eines Beamten in Nowgorod hatte er es zu danken, daß sein Reisepaß nicht, wie er wünschte, auf Reval, sondern auf Narva ausgestellt wurde. So nußte benn Rinhuber abermals auf eine bequeme, rasche und sichere Reisegelegenheit verzichten, gegen seinen Willen die viel kostspieligere Reise nach Narva machen, dort mehrere Wochen auf ein nach Lübeck gehendes Schiff warten. Dazu gab es in Narva sehr fatale Mißverständnisse mit feind= selig gesinnten schwedischen Zollbeamten, welche Aufenthalt und Mehrkosten verursachten. Ein Mißgeschick reihte sich an das andere. Eine in so später Jahreszeit unternommene Seereise — Rinhuber reiste endlich am 28. Oktober von Reval ab — war gefahrvoll. Das Schiff mußte infolge eines Sturmes in den Hafen von Reval einlaufen. Nachbem es wieder in See ge= gangen war, brach das Unwetter in der Nähe der finnischen "Schären" von neuem los. Rinhuber schreibt: "Die See war ungeheuer und schäumend, wie ein Kessel wallendes und heiß siedendes Wasser, die Wellen hohl und die Wogen hielten bas rendez-vous in unserm Schiff und Kammer und schlugen sowohl uns als die wohlgeübten Schiffsburschen darnieder, daß wir des Aufstehens und unser selbst vergaßen, und in die achtundvierzig Stunden nichts erwarteten als den augenblicklichen Tod. Ich habe diese große Noth in meinem Journal graphice 1) beschrieben, weil ich ein vierzehn Seefahrten in der Oft=, Nord=, Westsee und Levante gethan, niemals aber bermaßen die Gewalt ber Winde und des Meeres erfahren als zu der Zeit. Zwei Schiffe, so mit und in See gegangen, sahen wir verberben, bas britte aber ist mitten in der See vergangen, das ist, augenblicklich ge= funken" u. s. w. Auch bei Bornholm und Rügen dauerte die Gefahr fort, indessen erreichte das Schiff Travemunde am 21. No= vember. Erst vierzehn Tage später konnte indessen Rinhuber sein Gepäck erhalten, welches im Schiffsraum verwahrt worden war.



¹⁾ Relation S. 273. Leider ist diese Schrift Rinhuber's bisher nicht aufgefunden worden.

Über Lüneburg und Leipzig reiste er nach Dresden, wo er am 23. Dezember das Antwortschreiben des Zaren an den Kursürsten übergab und an den folgenden Tagen zur Hoftasel eingeladen wurde. Hierauf reiste er nach Gotha, um auch dem Herzog Friedrich das Antwortschreiben der Zaren zu überreichen, aber auch bei dieser letzten uns bekannt gewordenen Reise Rinhuber's gab es, wegen Hochwasser, Berkehrsstörung und eines Mißeverständnisses inbetreff des Gepäck, verschiedene Schwierigkeiten und Ausenthalt. Er hatte schon aus Leipzig an den Herzog geschrieden und ihm das Geschenk von den Zaren ("Zobels und ein weiß Fuchsen Werk, so vor ein Winterrock dienen kann") übersandt, damit der Herzog dasselbe vor Weihnachten erhielte.

Seine "Wahrhafte Relation" schließt Rinhuber mit den Worten: "Und so viel kürzlich von meiner Moskovischen Reise worauf nun folget der andere Theil, nämlich Relation d'estat de Moscovie, wobei zu bemerken, daß zwar nicht Alles sogar umständlich ausgeführet, weil ich in einem gewissen Tractat de redus Moscoviticis, plait a Dieu, wohl besser zu schreiben gesonnen."

Rinhuber's "Wahrhafte Relation" scheint an den Herzog Friedrich gerichtet gewesen zu sein. Auf das "Datum, Gotha den 24. Februar 85" folgt "unterthänigster Laurent Kinhuber. M. mea".

Daß weder das "Abrégé d'estat de Moscovie" noch die anderen Schriften, deren Rinhuber erwähnt, sich bisher haben auffinden lassen, ist sehr zu bedauern. Wir wären um eine Geschichtsquelle für die Vorgänge der siebenziger und achtziger Jahre reicher. Kinhuber's Urtheil über die Zustände Rußlands in dieser Übergangszeit zu erfahren, wäre für uns von dem größten Werthe. Ob er Zeit gesunden hat, sein großes Werk über Kußland, dessen wiederholt erwähnt ist, zu versassen, erfahren wir nicht. Sahreslang hat er für dieses, offenbar sehr umfangreich angelegte Werk das Material gesammelt. Der Titel, welchen er demselben zu geben gedachte, veranlaßt uns zu der Annahme, daß er es in

a court

¹⁾ Relation S. 275.

²⁾ Relation S. 199-200.

lateinischer Sprache schrieb oder zu schreiben gedachte. Es wäre ein Seitenstück zu dem berühmten Buche des Olearius geworden, welches Rinhuber sehr hoch schätzte.

Überhaupt schließt leider unsere Kenntnis von bem Leben und Wirken Rinhuber's mit dem Januar 1685 ab. Über seine ferneren Schicksale haben sich bisher keinerlei Nachrichten auffinden laffen. In bem Jahre 1685 mag er im fräftigften Mannesalter gestanden haben und nicht viel über 40 Jahre gezählt haben. Ob er noch lange als Arzt, als diplomatischer Agent, als Re= porter und Schriftsteller gewirkt, ob er Reisen unternommen habe, für die Verwirklichung seiner Entwürfe thätig gewesen sei? Diese Fragen muffen offen bleiben. Seine Lebensgeschichte bleibt ein Torso. Er gehörte zu ben unternehmenden Reisenden, welche damals, zum Theil in einer etwas abenteuernden Weise, den Berkehr zwischen Rußland und Westeuropa vermittelten und in dieser internationalen Rolle zur Berbreitung von Kenntniffen über ben fernen Osten beitrugen. Eine kosmopolitische Natur, ein ruhe-loser Tourist, "zum Reisen geboren", wie Ludolf von ihm sagte, war Rinhuber welterfahren und gebildet genug, um seine Reise= eindrücke und Erlebnisse literarisch zu verwerthen. Sein Name reiht sich würdig benjenigen anderer Schriftsteller an, welche in jenen Zeiten über Rußland berichteten, wie etwa Olearius, Mayerberg, Witsen, Korb, Berry, Stralenberg u. A. Die Auffindung ber bisher unbefannt gebliebenen Schriften Rinhuber's ware dringend zu wünschen.

V.

Beiträge zur Geschichte Maria Stuart's.

Bon

S. Breglan.

Als Arnold Gädeke im Jahre 1879 seine Biographie Maria Stuart's veröffentlichte, sprach er in der Vorrede zu diesem Buche seine Überzeugung aus, daß nach ben eifrigen Forschungen ber Engländer und Franzosen "inhaltsreiche Aftenpublikationen zur Geschichte Maria Stuart's sobald nicht mehr zu erwarten seien"; er meinte, daß schon aus dem bisher bekannten Material sich ein sicheres Urtheil gewinnen lasse. Als ich mich demnächst, ohne die Absicht zu haben, jemals eine vollständige Biographie der unglücklichen Schottenkönigin zu schreiben, einer einzelnen Frage aus ihrem Leben zuwandte und, wesentlich um des methodischen Interesses willen, das diese Frage barbot, die Echtheit der vielberufenen Rassettenbriefe zu untersuchen unternahm, hatte ich schon bei ben Vorarbeiten für diese Arbeit Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie wenig doch die lettere Ansicht Gädeke's begründet war. So viel auch über jene Briefe hin= und hergestritten war, an einer gründlichen Untersuchung über die handschriftliche Überlieferung derfelben fehlte es durchaus; und doch liegt es auf ber Hand, daß erst durch eine solche die Grundlage für jedes Urtheil über die Genuinität der wichtigen Dokumente gewonnen werden konnte. Indem ich dabei zugleich die kolossalen Aktenmassen über Maria Stuart, welche das Londoner Staatsarchiv, das Britische Museum,

das jetzt im Besitz bes Marquis von Salisbury befindliche Hausarchiv der Cecils bergen, flüchtig durchmusterte, gewann ich die Überzeugung, daß ehe überhaupt an eine den Ansprüchen der Gegenwart genügende Biographie der Schottenkönigin gedacht werden könne, noch eine ganze Reihe ähnlicher Vorarbeiten, wie ich sie für einen einzelnen Punkt versucht habe, vorangehen müsse. Denn nicht nur, daß eine große Menge wichtiger Aftenstücke überhaupt noch nicht vollständig publizirt sind, daß historische Aufzeichnungen von größter Bedeutung, wie wir deren unten eine näher zu betrachten haben werden, bis jest der Aufmerksamkeit der Forscher sich entzogen haben, — auch das, was gedruckt ist, liegt uns vielfach in einer für die Zwecke fritischer Arbeit ganzlich unbrauchbaren Gestalt vor. Für die Geschichte Maria's gibt es nächst den Kassettenbriefen kaum wichtigere Dokumente, als ihre Korrespondenz mit Anthony Babington, um deren willen sie zum Tode verurtheilt worden ist. Hosack, der diese Briefe zuletzt ge= druckt hat, redet wiederholt über die handschriftliche Überlieferung derselben; es ist kein Zweifel, daß er die bezüglichen Akten des Londoner State-Paper-Office vor sich gehabt hat. Und doch ist er nicht nur über die Sprache, in der die Originale jener Briefe geschrieben waren, im Irrthum befangen — wer seinen Text mit dem weiter unten abgedruckten vergleicht, wird in der That das Stud Editionsarbeit, das hier geboten wird, außerordentlich verwunderlich finden. Hosack hat nämlich fast ohne jede Berücksichtigung der Handschriften einfach den Abdruck wiederholt, der in Howell's "State-Trials" gegeben war. In diesem aber wimmelt es von Fehlern aller Art, die man kaum noch als Lesefehler bezeichnen kann; mehrfach sind gerade die Stellen, an welche Hosack seine fritischen Bemerkungen knüpft, verlesen, so daß jene Bemerkungen ganz gegenstandslos werden; oft sind ganze Zeilen und Zeilen= paare ausgelassen, wiederholt gewinnt man den Eindruck, daß für ein schwer lesbares Wort ganz willkürlich ein beliebiges anderes gesetzt ist, das ungefähr zu passen schien, und das bis= weilen in der That den richtigen Sinn, häufiger aber noch einen ganz anderen gibt. Wichtiger aber noch ist ein anderes. Hosack hat boch nur einzelne Dokumente zur Geschichte Maria's publizirt, und manche barunter besser als jene Briefe, wenn auch, soweit ich verglichen habe, keines ganz genau. Das Fundamentalquellenwerk für das Leben Maria's aber ist die von dem Fürsten Labanoff veranstaltete Sammlung ihrer Briefe; ohne bies Werk ist es geradezu unmöglich, irgend einen Theil ihrer Geschichte zu Und wie steht es nun hier? Ich habe im vorigen bearbeiten. Jahre in London die wichtigen Briefe ber Königin an ben Herzog von Rorfolt mit benselben Sandschriften verglichen, die Labanoff für seine Ausgabe benutt hat, und ich bin durch die Ergebnisse dieser Kollation in das höchste Erstaunen versetzt worden. Lefer werden dasselbe theilen, wenn sie von der hier folgenden Busammenstellung Kenntnis nehmen. Labanoff 3, 47 theilt einen Brief Maria's an Norfolf nach Manustr. Harley Nr. 290 f. 87 Ich laffe neben einander brucken, was in ber Sandichrift wirklich steht, und was Labanoff bafür angibt1).

Labanoff.

I have received, my own good constant lord, your comfortable writtings which are to me as welcome as ever thing was, for the hopes I see you are in to have some better fortune than you had yet through all your friends favour. And albeit my friends case in Scotland be of heavy displeasure unto me yet nothing to the fear I had of my son's delivery up to Queen Elizabeth and those that I thought might be cause of longer delaying your affairs. And therefore I took greater displeasure than I have done since and that diminisheth my health a little. For the earl of Shrewsbury came one

Handschrift.

I have received, my own good constant lord, your comfortable writing, which are to me as welcome as ever thing was for the hope I see you are in to have some better fortune nor you had yet through all your friends favour. And albeit my friends case in Scotland be of heavy displeasure unto me yet nothing to the fear I had of my son's delivery and those

that I thought might be cause of longer delaying your affairs. And therefore I took greater displeasure nor I have done sithence and that diminisheth my health a little. For the earl of Shrewsbury came one

¹⁾ Dabei ist auf die Wiedergabe aller nur die Orthographie angehenden Barianten verzichtet. Auch Leader, Mary Queen of Scots in captivity p. 119 hat diesen Brief der Verstümmelungen Labanosses wegen neu gedruckt, während er dieselben sonst nicht beachtet zu haben scheint. Ganz korrekt ist auch sein Abdruck nicht.

Labanoff.

night so merry to me, shewing that the earl of Northumberland had been in rebellion and was rendered to the earl of Sussex, lord lieutenant of the North; which, since, I have found false; but at the sudden,

me, I wept, till I was all swollen three days after. But since I have heard from you, I have gone abroad and sought all means to avoid displeasure for fear of you; but I have need to care for my health since the earl of Shrewsbury looks me to and the pestylence was in other places.

The earl of Shrewsbury looks for Bateman, to be instructed how to deal with me, because he is ablest and clean turned from the earl of Leycester; this I assure you and pray keep that quiet. I have no long leisure, for I trust to write by one of my gentlemen shortly more surely.

I pray you think and hold me I pray you think and hold me

night so merry to me, shewing that the earl of Northumberland

was rendered to the earl of Sussex;

which sithence I have found false; but at the sudden I took such fear, friends combring me, I wept till I was1) all swollen three days after. But sithence I have heard from you, I have gone abroad and sought all means to avoid displeasure for fear of yours; but I have need to care for my health siltence the earl of Shrewsbury takes me to Chastwyth, and the pestylence was in Rotheram and in other places not further nor Fulgeam's next land. The earl of Shrewsbury looks for Bateman, to be instructed how to deal with me because he is ablest and clean turned from the earl of Leicester; this I assure you and pray keep it quiet. I have no long leisure, for I trust to write by one of my gentlemen shortly more surely, for I think to have more matter after Bateman's coming.

But I fear at Chastwyth I will get little means to hear from you or to write, but I shall do diligence and in this meantime I write to the bishop of Rosse to hear your opinion in the usage of the embassadors to have their masters' help and to follow it, for, come what so will, I shall never change from you but during life be true and obedient as I have professed and so

a support

handschrift.

¹⁾ Handschr. wall. Sistorische Reitschrift R.F. Bb. XVI.

in your grace as your own, who daily shall pray to God to send you happy and hasty deliverance of all troubles, not doubting but you would not then enjoy alone your felicities, not remembering your own faithful to death, who shall not have any advancement or rest without you, and so I leave to trouble you, but commend you to God

This 17th day of May

Your own Queen

Wie nebenstehend.

At1) . . . this 17 th day of May Your own Queen.

Richt ganz so schlimm wie hier steht es inbezug auf andere Briefe: aber völlig oder im ganzen korrekt kann doch nur der Abdruck zweier derselben (Labanoff 2, 344; 3, 61) genannt werden. In dem Briefe vom 31. Januar 1570 (Labanoff 3, 19) hat der Herausgeber zweimal völlig willkürlich mehrere Worte, die schwer zu deuten sind, einfach weggelassen. Der Brief vom März 1570 (Labanoff 3, 31) entbehrt im Druck an einer Stelle nicht weniger als 46 Worte, die in der Handschrift stehen. Datirt ist er nicht vom 19., wie bei Labanoff, sondern vom 29. März. S. 31 3. 6 des Druckes ist statt look zu lesen book; wo das Wort wiederkehrt, S. 32 3. 17 (the bookmaker) hat es der Herausgeber, obwohl es ganz beutlich lesbar ift, einfach fortgelassen und bafür durch Punkte eine Lücke angedeutet, die sich in der Handschrift nicht Sehr schlecht gedruckt ist der Brief Labanoff 2, 368. Im Drucke fehlen einmal vier, einmal dreizehn, einmal zehn, einmal drei Worte, welche die Handschrift bietet. Dafür stehen an anderen Stellen — bei Labanoff viermal ein Wort, einmal drei und zweimal vier Worte, welche sich in der Handschrift nicht finden und willkürlich hinzugefügt sind. Besonders charakteristisch ist einer dieser Zusätze. S. 370 Z. 7 liest man bei Labanoff:

When Borthwick goeth up, you shall understand all; in this it is unintelligible; mean time I must warn you, when I hear any thing touching you.

¹⁾ Hier folgt im Manustript eine nicht aufgelöste Chiffre für den Ortsnamen.

Statt bessen hat die Handschrift:

When Borthwick goeth up, you shall understand all; in this mean time I must warn you, when I hear any thing touching you.

Wie sind die Worte "it is unintelligible" in den Text gestommen? Offenbar so, daß Labanoff oder wer immer den Brief für ihn abgeschrieben hat, sich, da er den Sinn des Briefes nicht verstand, eine Notiz darüber machte. Aber welche Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit des Herausgebers muß vorgelegen haben, damit dies völlig sinnlose Glossem für einen Bestandtheil des Briefes selbst gehalten werden konnte!

Ich habe nur etwa ein halbes Duzend der zahllosen bei Labanoff mitgetheilten Briefe vergleichen können. Möglich, daß seine französischen Texte besser sind als die englischen; aber man wird es begreifen, wenn mein Vertrauen auf die Zuverlässigkeit dieser Hauptquelle für die Geschichte Maria's auf's gründlichste erschüttert ist.

1. Die Memoiren Rau's.

Unter den Duellenpublikationen zur Geschichte Maria Stuart's, welche die letzten Jahre uns gebracht haben, sind die Memoiren Claude Nau's, des Sekretärs der Schottenkönigin für die französische Expedition, als eine der werthvollsten, wenn nicht geradezu als die werthvollste zu bezeichnen '). Obwohl in zwei Handschriften des Britischen Museums allgemein zugänglich, hat sich diese wichtige Schrift dis jetzt so gut wie ganz?) der Ausmerkssamkeit der historischen Forschung entzogen; es ist ein großes Verdienst des P. Stevenson, der bereits im Jahre 1879 in einer in weiteren Kreisen wenig bekannten katholischen Zeitschrift (The Month and Catholic Review) Auszüge daraus in englischer Sprache

¹⁾ The history of Mary Stewart from the murder of Riccio until her flight into England. By Claude Nau her secretary. Now first printed from the original manuscripts with illustrative papers from the secret archives of the Vatican and other collections in Rome, edited, with historical preface, by the Rev. Joseph Stevenson, S. J. Edinburgh 1883.

²⁾ Über einige gelegentliche und ganz ungenügende Mittheilungen daraus vgl. Cardauns im Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1884 S. 133 f.

veröffentlicht hat, jetzt den unverkürzten französischen Originaltext in einer trefflich ausgestatteten Ausgabe mitgetheilt zu haben¹).

Der Text ift von Stevenson im gangen forrett wiedergegeben worden; nur ift das Berzeichnis der Korrefturen und nachträglichen Einschiebsel, bas er in ben Anmerkungen gibt, feineswegs vollständig. Nicht ganz genau ist auch, was der Herausgeber über bie handschriftliche Überlieferung angibt, und es mag baher hier das Richtige mitgetheilt werden. Die Memoiren beginnen in der Handschrift Calig. B IV auf fol. 94 mitten in einem Sate und reichen hier bis fol. 130, wo sie mit ben Worten ny manger (Stevenson S. 294) schließen. Was dann folgt, steht in der Handschrift Calig. B V und zwar ift hier die Reihenfolge der Blätter beim Einbinden gestört worden. Mit den Worten Laird de Lokinvar (Stevenson S. 294) beginnt fol. 204, das bis Et ce (S. 296) geht; was barauf folgt, steht auf den fol. 202 und 203; endlich der Schluß der Erzählung (Stevenson S. 299) steht auf fol. 205, bessen Rückseite freigelassen ift; hier steht nur noch — was Stevenson nicht gedruckt hat — "le voyage de M. de Burglez a Chathworth". Zu der Handschrift Nau's gehörte auch das unbeschriebene fol. 206 unseres Cober, auf bessen Rudfeite eine andere, aber nur wenig spätere Sand geschrieben hat: Story of the Scottish Q. Nau.

Was schon die lettere Dorsualnotiz seststellt, daß Nau selbst die Memoiren Maria's geschrieben hat, wird durch eine Bersgleichung der Handschrift über allen Zweisel erhoben. Zwar die Facsimiles, die Stevenson seinem Buche beigefügt hat, sind nicht glücklich gewählt; in dem von Nau geschriebenen und unterzeicheneten Briefe, den der Herausgeber hat vervielfältigen lassen, vermißt man gerade einige der auffallendsten graphischen Eigenthümslichkeiten, die in den Memoiren begegnen. Aber die Thatsache selbst, die Stevenson behauptet, steht fest; ich kann nach sorgs

¹⁾ Das Buch Stevenson's bietet außer dieser Edition eine Übersetzung und in dem Vorwort eine Art von Umschreibung der Memoiren. Bas es sonst an wichtigeren Jueditis enthält, hat Cardauns a. a. D. zusammengestellt; hervorzuheben ist außerdem das Schreiben Nau's an König Jakob I. vom Jahre 1605, das Stevenson S. LII auszugsweise mittheilt.

fältiger Bergleichung einer großen Anzahl autographer Briefe des Sekretärs, die im Londoner Staatsarchiv beruhen, auf das bestimmteste bestätigen, daß die Memoiren von seiner Hand hersrühren.

Die Erzählung in benselben beginnt mit der Ermordung Riccio's; der Anfang ist verloren. Sie reicht — gegen das Ende wenig aussührlich werdend — bis zur Hinrichtung des Herzogs von Norfolf (2. Juni 1572), worauf noch einige kurze Nachträge folgen. Daß wir nur einen ersten Entwurf vor uns haben, ergibt sich sofort, auch abgesehen von den zahlreichen Korrekturen, die sich sinden; sehr oft ist die spätere nähere Aussührung über Vorgänge, die nur durch ein kurzes Schlagwort angedeutet werden, vorbehalten; mehrkach sind für einzuschiebende Aktenstücke Lücken gelassen; offendar war der Verfasser noch mit der Ausarbeitung des zweisellos zur Publikation bestimmten Werkes beschäftigt, als er durch die Katastrophe des Jahres 1586 unterstrochen wurde.

Daß die Arbeit Nau's nicht etwa ein Diktat Maria's ist, wie der Herausgeber anzunehmen geneigt scheint, ergibt sich schon aus dem, was von Cardauns') in sleißiger und dankenswerther Untersuchung über die Duellen, die er benutt hat, beigebracht worden ist. Neben einigen bis jett nicht wieder zu Tage gestommenen Urkunden, die er ausdrücklich anführt'), haben Nau insbesondere die von Holinshed 1577 publizirten Chronicles of Scotland als eine Art von chronologischem Leitsaden gedient und sind mehrsach wörtlich ausgeschrieben worden, wobei denn freilich häusig in erkennbarer Tendenz von der Vorlage abgewichen wird').

¹⁾ U. a. O. S. 137 ff.

²⁾ Am wichtigsten ist der Auszug aus einem bond der zu Darnsch's Ermordung verschworenen Großen, Stevenson S. 243, den auch Murray unterseichnet haben soll.

⁸⁾ Bgl. z. B., was S. 221 über die Proklamation Murray's, er sei bereit, im Parlament seinen Anklägern Rede zu stehen, gesagt ist. Holinshed bes gnügt sich mit der thatsächlichen Angabe: none appeared to accuse them, Nau sagt: sachans dien qu'il no se trouverait personne qui en ce temps les osast accuser. — Von Cardanns nicht notirt sind solgende Entlehnungen

An einer Stelle hat der Berfasser angegeben, welche Quelle er für die weitere Ausführung der nur angedeuteten Verhandlungen ber englischen und schottischen Kommissäre zu Port zu benuten beabsichtigte: icy fault prendre le discours de Monsieur de Rosse pour ce qui s'est passé avec les dits commissaires (Stevenson S. 297); so wollte er auch von Prozeß und Hinrichtung des Herzogs von Norfolf nach einem barüber erschienenen Buch berichten. Die ausführliche Erzählung Nau's von Maria's Flucht aus Lochleven berührt sich vielfach mit der Relation dieser Vorgänge, welche Stevenson (S. 155 ff.) aus einer vatikanischen Handschrift, leider nur in englischer Übersetzung des lateinischen Textes, herausgegeben hat. Aber einige Ginzelheiten find boch sehr verschieden in beiden Versionen bargestellt, und es liegt kein ausreichender Grund vor, sei es eine direkte Entlehnung, sei es eine Benutzung einer gemeinsamen dritten Quelle anzunehmen. Auch sonst habe ich für die Annahme Cardauns', daß noch andere chronikalische Quellen von Nau benutt seien, bis jett keine Beftätigung gefunden.

So muß die Hauptmasse von dem, was er berichtet, auf mündliche Überlieserung zurückgehen, und daß der Sekretär diese von der Königin direkt empfangen hat, dasür spricht alles. Nicht nur, daß er vielsach Gespräche mittheilt, die Maria unter vier Augen mit Darnley, Murray und Anderen gehabt hat, daß er auch über ihre Gedanken und Reslexionen zu berichten weiß — auch der ganze Charakter seiner Erzählung verräth deutlich einen weißslichen Ursprung. Gerade jene Dinge, welche sich vorzugsweise dem Gedächtnis einer Frau einprägen mochten, werden mit Borsliebe berührt: Schwangerschaft und Kindbett (S. 216. 227. 228. 236. 238. 264); Krankheiten der Königin und ihres Sohnes (S. 240. 265. 266), Pslege des Kindes (S. 237), Essen und Trinken, Einrichtung des Schlafzimmers, Einzelheiten der Toilette (S. 221. 256. 257. 260. 261. 287. 290), Flüche und Verwünschungen,

aus Holinshed: Stevenson S. 237 Sendung Killegrew's nach Schottland, S. 239 Reise nach Jedworth, S. 242 Krankheit Darnley's.

bie sie ausspricht (S. 269. 2711), eine seltsame Liebeserklärung, bie ihr Lord Ruthven macht, während sie sich im Bett besindet (S. 264) u. bgl. m. Dem entspricht auch die anekdotenhaste Art der Darstellung, die zwischen Wichtigem und Unwichtigem nicht zu unterscheiden weiß: Maria's Flucht erst aus Edinburg nach Riccio's Ermordung, dann aus Lochleven wird mit der größten Fülle der Details erzählt, weil die Königin sich hier jeder Einzelheit aus's lebendigste erinnern mochte, während häusig wichtige Ereignisse ganz kurz behandelt sind. Durch eine eigene Bemerstung verheißt Nau aussührlich zu berichten, wie Maria nach der Schlacht von Langsibe in einer Bauernhütte saure Milch trank, wie sie sich Wäsche borgte, sich den Kopf scheeren ließ, vierundzwanzig Stunden zubrachte, ohne zu essen und zu trinken u. s. w., während er über den Verlauf dieser Maria's Geschick entscheidenden Schlacht selbst sich viel kürzer sakt, als man wünschen möchte.

In allen autobiographischen Aufzeichnungen pflegt es zu besegnen, daß, wenn sie längere Zeit nach den Geschehnissen nieders geschrieben werden, einzelne Borgänge, die an sich ganz richtig im Gedächtnis haften, in einen falschen Zusammenhang gebracht werden. Auch an den Memoiren Nau's, die ja, soweit sie auf Mittheilungen Maria's beruhen, gleichfalls in diese Kategorie gehören, bestätigt sich diese Erfahrung. Gleich im Ansang wird erzählt, daß nach der Ermordung Riccio's, als Maria von den Verschworenen gefangen gehalten wurde und diese über die Lage beriethen, einige von ihnen geltend gemacht hätten, daß man es von Seite der Gegner unternehmen könnte, die Königin mit Gewalt zu befreien; darauf habe Lord Ruthven erwidert: wenn sie den geringsten Versuch dazu machen, "so muß man sie (die Kö-

¹⁾ An ersterer Stelle bittet die von ihren deutschen Bewunderern vielsach als gütig und von christlicher Liebe erfüllt gepriesene Königin Gott, ihre Feinde, besonders den Laird von Lochsleven, eines jämmerlichen Todes sterben zu lassen; an der letzteren wünscht sie, daß Lord Murran, den sie auf einem ihr gehörigen Pserd reiten sieht, sich dabei den Hals brechen möge. Beide Male, sügt der Verfasser mit sichtlicher Befriedigung hinzu, wäre der Wunsch beinahe in Erfüllung gegangen.

nigin) in Stücke reißen und diese ihnen von der Terrasse herab zuwersen"). Die sehr bezeichnende Außerung ist gewiß historisch: Maria erzählt sie schon unmittelbar nach dem Ereignis in einem Brief an den Erzbischof von Glasgow vom 2. April 1566, hier ohne den betreffenden Lord zu nennen, dessen Namen man nun aus den Memoiren ergänzen darf. Aber der Zusammenhang ist hier ein ganz anderer: Gemeindebehörden und Bolf von Edinburg lassen die Sturmglocke läuten und rotten sich vor dem Palast zusammen, wo ihre Königin gefangen gehalten ist; als diese zu ihnen reden will, wird sie durch jene Drohung daran vershindert²).

Ein anderes Beispiel ist das folgende. Als Maria und Darnley nach der Ermordung Riccio's aus Edinburg fliehen, sett der lettere, so erzählt Nau (Stevenson S. 229), sobald er die Stadt verlaffen hat, sein Pferd in Galopp. Maria, die vor Ermübung und Schmerzen kaum mehr folgen kann, bittet ihn, Rücksicht auf ihren Zustand zu nehmen (drei Monate später wurde Jakob I. geboren); sie wolle lieber jeder Gefahr tropen als ihr Kind verlieren. Aber Darnley hört nicht auf sie; "venez de par Dieu", antwortet er, "venez, si cesluy-là se perd, nous en aurons d'aultres". Fast genau benselben Vorgang erzählt bann Nau ein zweites Mal. Am 19. Juni war die Königin entbunden; zu Ende August befand sie sich mit ihrem Gemahl auf einem Jagbausflug zu Meggot Land an der englischen Grenze. Da fordert Darnley sie eines Tages während der Mahlzeit auf, ihn zur Hirschjagd zu begleiten, und Maria flüstert ihm, weil sie babei hätte galoppiren mussen, in's Ohr, sie fürchte schwanger zu sein. Darauf soll der König ganz laut geantwortet haben: "hé biens si celuy-là se perd, nous en ferons un aultre",

- Cook

¹⁾ Stevenson S. 216: "s'ils font la moindre instance et font aucun remuement pour la ravoir, il fault leur jecter par pièces du hault de la terrasse".

²⁾ Labanoff 1, 346: to whom we was not permitted to give answer, being extreamly bosted by thir lords, who in our face declared, if we desired to have spoken them, they should cut us in collops and cast us over the walls.

und er soll, als der Laird of Traquair¹) ihm über dieses unchristeliche Wort Vorwürse machte, noch chnischer hinzugesügt haben: "quoy, fait-on pas dien travailler une jument après qu'elle est pleine?" (Stevenson S. 239.) Ich zweisle an der Glaubewürdigkeit des Vorfalles an sich auch hier nicht, und derselbe scheint mir für Darnley's Charakter ebenso bezeichnend wie für den Ton am schottischen Hose; aber ich bezweisle ebenso wenig, daß derselbe, der auf Maria gewiß den nachhaltigsten Eindruck machte, sich in Wirklichkeit nur einmal zugetragen hat, und daß wir es an der zweiten Stelle mit einer Dittographie zu thun haben; im August 1566 sprechen alle Umstände gegen die Wahrescheinlichkeit der Erzählung.

Rührt der größte Theil von dem, was Nau berichtet, von Maria selbst her, so wird man sich um so weniger darüber wundern können, daß die Erzählung eine durchaus tendenziöse Färbung trägt. Für viele Theile berselben fehlt es uns an jedem Mittel der Kontrolle: in einzelnen Fällen aber können wir die Unrichtigkeit direkt nachweisen. Ich denke dabei nicht an die Urtheile des Sekretärs über den Charakter seiner Herrin, die seine eigene Darstellung widerlegt2), sondern an seinen Bericht über thatsächliche Vorgänge. Auch hier führe ich nur zwei Beispiele an. Als Maria in Lochleven gefangen war, hat Murray sie besucht und mit ihr eine lange geheime Unterredung gehabt, über die wir außer dem Bericht Nau's, d. h. Maria's (Stevenson S. 270), eine ausführliche Darstellung in einem Briefe bes eng= lischen Gesandten Throgmorton haben3), der gewiß, was er berichtet, von Murray erfahren hat: ber Hauptunterschied ist ber, daß Maria nach Nau die Zustimmung zu ber Übernahme der

¹⁾ Ich bemerke, daß dieser auch bei der Flucht aus Edinburg zu den Begleitern des Königspaares gehörte.

³⁾ So sagt Nau S. 219: "la royne . . . n'estant nourrie ny accoustumée à dissimuler" und S. 220 läßt er sie selbst sagen "ne me puis forcer tant que de mentir à ceulx mesmes qui m'ont si vilainement trahie". Aber schon S. 227 wird erzählt, wie die Königin durch eine raffinirte List die Lords mit Hülfe ihrer Hebamme hintergeht.

³⁾ Reith 2, 736.

Regentschaft durch ihren Halbbruder verweigert, nach Throgmorton dagegen bewilligt hat. Schon Cardauns 1) hat darauf hingewiesen, daß der englische Bericht aus äußeren und inneren Gründen als der wahrscheinlichere betrachtet werden muß: Maria dagegen hatte später gewiß alles Interesse daran, das Zugeständnis, das sie sich hatte ablisten lassen, in Abrede zu lassen.

In einem anderen Falle — und er ist noch wichtiger scheint Nau mit sich selbst im Widerspruch zu stehen. Nach seiner Darstellung hat Maria bis zuletzt geglaubt, Bothwell sei an ber Ermordung Darnlen's unschuldig; sie würde ihn nicht geheiratet haben, läßt er sie sagen (Stevenson S. 252), wenn sie gewußt hätte, daß man die Anklage gegen ihn erneuern wolle. Dem entspricht es, daß Bothwell nach Nau (Stevenson S. 254) Maria erst, als er sich bei Carberry Hill für immer von ihr verabschiedet, von den Einzelheiten der Ermordung in Kenntnis sett, Lethington und Balfour als Mitschuldige nennt und ihr die Bundesurkunde ber Verschworenen2) überreicht. Aber im entschiedenen Widerspruch damit steht es, daß Maria schon vor diesem Geständnis Bothwell's bei den Verhandlungen mit den Rebellen mehrere derselben bestimmt der Theilnahme an dem Mord beschuldigt "dont ils furent fort estonnez se voyant descouvertz" (Stevenson Die Worte, in benen das berichtet wird, sind ein S. 253). nachträglicher Zusatz Nau's, der, als er ihn schrieb, wohl vergessen hatte, daß er Bothwell erst später beichten läßt: es ist vielleicht gut, daß er nicht dazu gekommen ift, seine Darstellung definitiv zu redigiren, leicht hätte bei einer Revision berselben dieser für die Frage nach Maria's Schuld oder Unschuld nicht unwichtige Widerspruch beseitigt werden fonnen.

Mit auffallendster Kürze ist alles erzählt, was mit der Ersmordung Darnley's im Zusammenhang steht. Darnley's Reise nach Glasgow, seine Krankheit daselbst, Maria's Besuch, ihre gemeinschaftliche Kücksehr nach Edinburg werden zusammen mit fünf Zeilen abgesunden, während in vier anderen demnächst der

¹⁾ Der Sturz Maria Stuart's (Köln 1883) S. 79.

²⁾ Merkwürdig genug, daß er diese in die Schlacht mitgenommen hat!

wichtige Umstand hinzugefügt wird, daß ein Rabe das Königs= paar von Glasgow nach Edinburg begleitet und sich dort bald auf dem Schloß, bald auf der Wohnung Darnley's niedergelassen hat. Und die Kassettenbriefe? Die Dokumente, von deren Echt= heit und Unechtheit für Mit= und Nachwelt die Frage der Un= schuld Maria's abhing? Werden sie nicht hier, wo Maria durch Nau's Mund redet, nachdrücklich als böswillige Fälschungen be-Nichts davon; Nau erwähnt ihrer mit keinem Wort. zeichnet? Nicht bei der Erzählung, daß Maria's Habseligkeiten nach dem Aufstand in die Hand der Rebellen gefallen sind; nicht bei dem Dezember-Parlament, von dem er ausführlich spricht, und auf dem sie, wie zweifellos feststeht, eine Rolle gespielt haben; nicht bei den Konferenzen von York, die er allerdings nur ganz kurz Man kann nicht sagen, daß Nau von ihnen schweigt, weil er oder Maria den Gegenstand nicht für der Erwähnung werth gehalten hätten: nach ben Vorgängen in Edinburg, York und Westminster konnte niemand bezweifeln, daß diese Briefe auf das Geschick Maria's den größten Einfluß ausgeübt hatten. Wenn Nau für gut hielt, von ihnen nicht mit einem Wort zu reben, muß er andere Gründe dazu gehabt haben, und ein günstiges Vor= urtheil für die Unschuld seiner Herrin erweckt sein Schweigen nicht.

Nach allem, was wir bemerkt haben, wird unser Urtheil über Nau's Memoiren seststehen. Überall dürsen sie nur mit vorsichtigster Kritik benut werden; aber nichtsdestoweniger bleiben sie eine überaus wichtige Quelle für die in Maria's Leben eine so verhängnisvolle Spoche bildenden Jahre 1566—1568. Darnley vor allem tritt erst in ihnen in seiner ganzen Jämmerlichseit hervor: seig und sittenlos, roh und gemein, schwach und schwanstend wie ein Kohr und dabei eigensinnig wie ein Kind: wohl glaublich, daß Maria das Leben an der Seite dieses Wannes, nachdem der erste Liebesrausch verslogen war, nicht auf die Dauer zu ertragen vermochte!

Anmerkung. Auf die Frage zurückzukommen, ob Maria's zweiter Gemahl Darley oder Darnley geheißen hat, würde ich nach den Erörterungen Gädeke's (H. Z. 50, 91 ff.) für überflüssig

halten, wenn nicht Oncken mit einer an Eigenfinn grenzenden Hartnäckigkeit in den verschiedenen Aufsätzen, in denen er das große Publikum von seiner Auffassung über die Frage der Kassettenderschiefe unterrichtet¹), an der verkehrten Schreibung Darley seste hielte, und wenn nicht Philippson sich beeilt hätte, den gleichen Irrthum auch in seine Geschichte Westeuropas zu übernehmen²). In Wirklichkeit ist der Sachverhalt der folgende:

1. So oft der Name in den jetzt im Besitz des Herzogs von Montrose besindlichen Urkunden der Familie Lennox-Darnley von 1361—1581 vorkommt, wird er immer mit n (Dernelee, Darnlie, Dernlie, Dernle, Dernele, Darnly, Darnley) und nie-

mals ohne n geschrieben (Gäbecke a. a. D.).

2. In den Protofollen des schottischen Geheimrathes (Register of the Privy Council of Scotland, ed. Burton, Edind. 1876 ff.) kommt der Name in den drei ersten Bänden, die bis 1585 reichen, sehr oft vor, z. B.: 1, 363. 364. 379. 540; 2, 492; 3, 123. 146. 162. 256. 258. 272. 413. 614. Die Formen variiren mannigsach; das n fehlt in keinem Falle.

3. So oft der Name vorkommt in dem Registrum Magni Sigilli regis Scotorum (1424—1546, 2 Bde. Edinburg 1882 f.), wird er ausnahmslos mit n geschrieben. Über die Lofalität, von der er stammt, handelt ausführlich eine Urkunde vom 8. März 1518: die Term ist deminischen de Demedie

1512; die Form ist dominium de Dernelie.

4. In den Exchequer Rolls of Scotland (Bb. 6, Edinburg 1883) kommt der Name einmal zu 1455 vor; sein Träger heißt Johannes dominus Dernelee.

- 5. In den Accounts of the Lord High Treasurer of Scotland (Bd. 1, Sdinburg 1873) kommt der Name einmal vor (S. 49 zu 1474); sein Träger heißt Lorde Dernelee.
- 6. In den Ruinen von Schloß Fotheringan ist ein Ring gefunden worden, der Maria Stuart gehört haben und ihr von ihrem

¹⁾ Münchener Allgemeine Zeitung 1883, Beilagen Nr. 172, 183, 198, 220, 318 und neuestens in dem Aufsatz der illustrirten Zeitschrift "Vom Fels zum Meer" 1884, Heft 6, S. 690 ff.

²⁾ Dagegen hat Cardauns in allen seinen neueren Arbeiten die ansangs auch von ihm adoptirte Schreibart verständiger Weise wieder aufgegeben.

Gatten übergeben sein muß (abgebildet zuletzt bei Sepp, Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart 2, 60); die Insschift lautet Henri L. Darnley 1565.

- 7. Der Titel Lord Darnley existirt noch heute in der engslischen Pairie zweisach, einmal in dem Hause der Gordon-Lennox, Herzoge von Richmond, sodann in dem Hause Blyth, das von Esmé Stuart, einem natürlichen Sohne Karl's II., also einem direkten Nachkommen des Gemahls der Maria Stuart, abstammt. Beide schreiben sich Darnley; vgl. Lodge's Peerage (Corrected by the nobility!) 1873¹) S. 157. 447.
- 8. Über die Lokalität, von welcher der Titel entlehnt ist, unterrichtet The imperial gazetteer of Scotland or dictionary of Scotish topography (Edinburg v. J. 1, 360). Der Name heißt dort Darnly und es wird versichert: "several seats of manufacture and other localities within the limits of the old barony still bear its name as a prefix".
- 9. Damit in Übereinstimmung steht: The new statistical account of Scotland by the ministers of the respective parishes (Bb. 7, Edinburg 1845), wo auf der Karte von Kensfrewshire in dem Kirchspiel Sastwood eine Örtlichkeit des Namens Darnliefield verzeichnet ist.

Daß es gegenüber dieser Übereinstimmung der urkundlichen und offiziellen Schreibung des Ortes und des danach benannten Geschlechtes in ältester und neuester Zeit völlig gleichgültig ist, ob Oncken fünfzig oder hundert Stellen aus Briesen, Depeschen, Chroniken beibringt, in denen das wahrscheinlich im 16. Jahrhundert vielsach nicht gesprochene n fortgelassen worden ist, liegt für jeden, der sich überzeugen lassen will, völlig auf der Hand. Am unpassendsten aber ist der von Oncken angezogene Vergleich des Namens des Herzogs von Friedland. Wer heute Wallenstein schreibt, der behält eine urkundlich minder korrekte Namensform bei, weil sie die herkömmliche und durch Schiller in unsere Literatur eingebürgert ist. Wer Darley schreibt, der will die herkömmliche und durch Schiller in unsere Literatur eingebürgerte

¹⁾ Die hiesige Bibliothek hat keine neuere Ausgabe.

Form durch eine urkundlich minder korrekte verdrängen. Und seltsam bleibt es in jedem Falle, wenn ein deutscher Prosessor die Nachkommen der Darnleys belehren will, wie sie eigentlich heißen müssen, und es besser wissen will, als der Pfarrer des Kirchspiels, in welchem Darnliefield liegt, wie jener Ort zu benennen ist.

2. Der Briefwechsel zwischen Maria Stuart und Babington.

Nicht bloß bei der Untersuchung über die Schuld oder Unsichuld der Schottenkönigin an der Ermordung Darnley's, sondern noch ein zweites Mal spielt die Frage nach der Echtheit oder Unechtheit gewisser Briese eine entscheidende Rolle in der Geschichte Maria Stuart's. Hauptsächlich um einer Anzahl von Briesen willen, welche zwischen der Königin und dem katholischen Sdelmann Authony Babington im Jahre 1586 gewechselt worden sind, ist Maria von einem englischen Gerichtshof für schuldig erklärt worden, an einem Komplot gegen das Leben Elisabeth's von England Theil genommen zu haben: es ist diese Verurtheilung, welche die gesangene Fürstin am 8. Februar 1587 auf das Schaffot von Fotheringan geführt hat.

Die Verhältnisse liegen in vielen Beziehungen rücksichtlich dieser Briefe von 1586 genau so, wie inbezug auf die oben erwähnten Kassettenbriefe des Jahres 1567. In beiden Fällen sind uns nicht die Originale, sondern nur offizielle Abschriften jener wichtigen Dokumente erhalten. In beiden Fällen hat Maria die Echt. heit derselben auf das feierlichste und nachdrücklichste in Abrede gestellt und ihre Gegner der Urkundenfälschung beschuldigt. beiden Fällen sind diese Gegner nichts weniger als Leute, denen man wegen ihres ganzen Verhältnisses zu Maria irgendwelche Sympathie zuwenden könnte; sie sind vielmehr Männer, zu benen man sich, um friminalistisch zu reden, der That einer solchen Fälschung wohl versehen kann. In beiden Fällen endlich ist die Kontroverse über die Schtheit oder Unechtheit der Briefe mit dem Urtheilsspruch des Gerichtshofes, der die erstere anerkannte, keineswegs zu Ende gewesen, sondern sie setzt sich noch in der neuesten Literatur fort.

Ich will mich ausdrücklich bagegen verwahren, daß ich aus der Entscheidung, zu der wir über diese Frage zu gelangen ver= suchen werden, allein schon ein genügendes Präjudiz für die Unterjuchung der Kassettenbriefe gewinnen möchte. Auch wenn Maria sich gegen das Leben ihrer Todseindin Elisabeth verschworen hat, braucht sie darum noch nicht des moralisch ungleich schlimmeren Verrathes an ihrem kranken Gemahl schuldig gewesen zu sein. Einmüthig erkennen Freund und Feind Aber eines steht fest. die Festigkeit und Konsequenz, die Energie und Standhaftigkeit an, mit der Maria ihren Richtern zu Fotheringan gegenübertrat. Läßt sich erweisen oder wahrscheinlich machen, daß die Königin die bewußte Unwahrheit gesprochen hat, als sie wiederholt in den feierlichsten Formen der Betheuerung, ja unmittelbar vor dem Augen= blick, da sie vor Gott treten sollte, von ihr geschriebene Briefe ablengnete, als sie ihre Gegner der Fälschung, ihre Diener des falschen Zeugnisses beschuldigte, dann wird wenigstens die Art der Geschichtschreibung aufhören müssen, welche mit Opit als Motto über eine Biographie Maria Stuart's den Satz stellt: "das war, der beiner Menschenliebe ward, der Lohn", oder mit Hosack die Königin lediglich als ein Opfer ketzerischer Wildheit hinzustellen sucht. Und wer den feierlichen Unschuldsbetheuerungen Maria's, als sie des Verrathes an Darnley beschuldigt wurde, irgendwelchen Glauben bisher beigemessen hat, der wird, wenn er sich von der Unwahrheit ihrer noch feierlicheren Betheuerungen zu Fotheringah überzeugt, zu dem Ergebnis kommen, daß derartige Versicherungen ber Schottenkönigin absolut jeden Werthes entbehren.

Der Briefwechsel zwischen Maria Stuart und Anthony Babington, um welchen es sich bei der nachfolgenden Untersuchung handelt, beginnt, nachdem die Verschwörung des ersteren, welche eine katholische Invasion in England, die Befreiung Maria's aus ihrer Haft und die Ermordung Elisabeth's bezweckte, bereits gebildet war. Es ist bekannt, daß der Staatssekretär Walsingham durch seine Spione und Agenten von allen Einzelheiten dieses Komplots in jeder Phase desselben unterrichtet war; bekannt und unbezweifelbar ferner, daß er insbesondere die Korrespondenz

zwischen den Verschworenen und Maria genau überwachen ließ, und daß jedes Schreiben von der Königin und an dieselbe, ehe es in die Sande ber Abressaten gelangte, von ben Agenten bes Staatssekretärs geöffnet, gelesen und kopirt wurde. weiteren zuzugeben, daß die zu diesem Zweck verwendeten Agenten Männer waren, welche man an und für sich jeder Hinterlift, ja auch einer Fälschung für ebenso fähig halten muß, wie die Schotten, welche Maria ber Ermordung Darnley's anklagten. endlich nicht geleugnet werden, daß Walfingham und seine Helfers= helfer das größte Interesse baran hatten, Maria nicht nur als Mitwisserin des Invasionsplanes im allgemeinen, sondern besonders als einverstanden mit dem Attentat gegen das Leben Elisabeth's zu überführen, da nur in dem letzteren Fall ein pein= liches Vorgehen gegen die Königin von Schottland, wie sie es wünschten, wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu recht= fertigen war. Alle diese Thatsachen beweisen natürlich noch nicht im entferntesten, daß die Dokumente, auf welche später in Fothe= ringay die Anklage Maria's gegründet worden ift, in Wirklichkeit gefälscht sind; aber sie machen, nachdem das lettere einmal behauptet worden ist, eine um so sorgfältigere Prüfung der Frage zur Pflicht und gestatten keineswegs, dieselbe ganzlich unerörtert zu lassen, wie Gäbeke, ober so leicht barüber hinwegzugehen, wie Philippson') gethan hat. Denn auch hier steht es so, wie bei der Untersuchung über den Antheil Maria's an der Ermordung Darnley's: ihre Korrespondenz mit Babington ist der den Ausschlag gebende Beweis ihrer Schuld; was sonst gegen fie beigebracht werden kann, vermag wohl einen gewissen Berdacht zu recht= fertigen, reicht aber keineswegs hin, um ein entschiedenes Urtheil auszusprechen.

Vier Briefe sind es, welche im Jahre 1586 zwischen der Schottenkönigin und Babington ausgetauscht worden sind. Um 25. Juni richtete Maria ein kurzes Schreiben an den jungen Edelmann, in welchem sie ihn ihrer freundlichen Gesinnungen versicherte und ihn ersuchte, falls er Pakete für sie aus Schott-

¹⁾ Geschichte Westeuropas S. 316.

land ober Frankreich in Händen habe, ihr dieselben zu über= Die Echtheit dieses Schreibens ohne jeden kompromit= mitteln. tirenden Inhalt, zu dessen Absendung Maria durch ihren getreuen Anhänger Thomas Morgan aufgefordert war und bessen Konzept er ihr eingesandt hatte, ift unbestritten 1). Es folgt ein langer, un= datirter Brief Babington's, welchen Maria am 12. Juli empfangen hat; der Absender versichert darin die Königin, die er als seine alleinige rechtmäßige Souveranin betrachtet, seiner unbedingten Treue und seines ewigen Gehorsams, theilt ihr alle Einzelheiten ber geplanten Verschwörung gegen Glisabeth mit, bittet fie, ihre Zustimmung dazu auszusprechen und über einige Punkte nähere Instruktionen zu ertheilen. In ihrem Antwortschreiben vom 17. Juli dankt Maria ihrem Anhänger für seinen Gifer und seine hingebung, bespricht den ganzen Plan auf's eingehendste und gibt ihr Einverständnis mit demfelben zu erkennen. Der letztere Brief ist von Labanoff (6, 397), wie früher schon von Anderen, für verfälscht erklärt worden; ihm hat sich Hosak 2, 348 ff. ange= schlossen, der die gleiche Behauptung auch für den zweiten Brief zu erweisen sucht. Opit S. 286 schreibt hier wie sonst lediglich Hosak aus, bringt aber kein neues Material und keine neuen Argumente für die Entscheidung der Frage vor. Labanoff und Hosak behaupten, daß in beibe Briefe die auf die Ermordung Elisabeth's bezüglichen Stellen von den Organen Walfingham's eingeschoben sind. Froude 12, 237 ff. hält an der vollen Echt= heit beider Briefe fest; Gabeke ist ihm gefolgt, ohne der Kontro= verse selbst irgend Erwähnung zu thun. Unbestritten wiederum ist, soviel ich sehe, der vierte Brief, ein Antwortschreiben Ba= bington's vom 3. August, burch welches er den Empfang von Maria's Briefen anzeigt.

Um die Überlieferung aller vier Briefe steht es nicht bessonders gut. Oncken hat vor Kurzem mit Bezug auf die Kassettensbriefe den Satz aufgestellt: damit ein Brief echt, d. h. eine Urstunde sei, die Beweiskraft habe, müsse alles stimmen: Papier

augustia.

¹⁾ Ob der bezügliche Brief Morgan's vom 9. Mai echt oder unecht ist, welches letztere Hosack (ohne ausreichende Gründe) behauptet, ist für die Zwecke unserer Untersuchung ohne Interesse.

Siftorifche Beitfdrift D. F. Bb. XVI.

nach Stoff und Farbe, Tinte, Ort, Monat, Tag, Jahr, Handschrift, Überschrift, Unterschrift1); er beruft sich dafür auf das Urtheil des jüngsten Juristen, der jemals mit einem Urkundenbeweis zu thun gehabt habe. Mit allen diesen äußeren Merkmalen kann man ihm bei der Korrespondenz Maria's mit Babington ebenso wenig bienen, wie bei ben Kassettenbriefen; wenn Onden sie für den Beweis der Echtheit als unerläßlich ansieht, so wird die nachfolgende Untersuchung auf seine Zustimmung keine Aussicht haben, denn von keinem der vier erwähnten Briefe ist, wie bemerkt, ein Original auf uns gefommen. ich kann mir nicht benken, daß ein Sistorifer wie Oncken in ber That es mit einem Satz wie dem oben angeführten ernstlich meint; ich kann die kaum begreifliche Verwechslung des juristischen und des historischen Begriffes der Echtheit einer Urkunde, wie sie hier vorliegt, nur auf eine augenblickliche Verirrung zurück. führen. Dem Juristen allerdings gilt eine Urfunde nur bann als echt, wenn sie im Original vorliegt, und wenn dies nach den von Onden angeführten Merkmalen unanfechtbar ist; und lange Zeit hat dieser juristische Begriff der Echtheit auch in der historischen und diplomatischen Literatur eine gewisse Verwirrung angerichtet: die Germonisten haben um seinetwillen gegen die Benediftiner gefämpft, und noch Gatterer wollte jede nur abschriftlich vorliegende Urkunde wenigstens solange als falsch betrachten, bis ihre Echtheit erwiesen sei. Heute aber durfte man eine derartige Vorstellung als überwunden betrachten, und ich kann mir nicht benfen, daß Oncken die Berwirrung erneuern und z. B. die Echtheit der Korrespondenz zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. deshalb beanstanden will, weil kein Archiv die Dris ginale ber bezüglichen Schreiben vor bem Untergang gerettet hat.

Unter gewissen Umständen allerdings kann das Nichtvorshandensein des Originals einer Urkunde schon an und für sich einen Verdachtsgrund bilden; bei unseren Briefen an und von Babington ist aber auch dies in keiner Weise der Fall. Maria hat im Nachwort ihres zweiten Briefes ihrem Getreuen den ause

- 1 a di

¹⁾ Augsburger Allgemeine Zeitung, Beilage vom 3. Juli 1883.

brücklichen Besehl ertheilt, denselben schleunigst zu verbrennen; und wenn sie in dem Briese selbst ihren Korrespondenten nachsbrücklich davor warnt, irgend kompromittirende Papiere bei sich aufzubewahren, eine Unvorsichtigkeit, der allein bei früheren Versichwörungen gegen Elisabeth die Angeklagten ihre Überführung zuzuschreiben gehabt hätten, so ist es ebenso wenig auffallend, daß sie selbst den Bries Babington's, den sie am 12. Juli empfing, nach seiner Beantwortung vernichtet hat, wie es befremden kann, daß der letztere ihrer bezüglichen Aufforderung Folge geleistet hat. Wenn man in der Frage der Kassettenbriese aus dem völsligen Verschwinden der Originale zunächst einen gewissen Argewohn gegen diesenigen schöpfen kann, welche sie vorgelegt haben, so würde ein solcher Argwohn hinsichtlich der Korrespondenz mit Babington ganz unberechtigt sein 1).

Was wir von den Briefen besitzen, sind sonach lediglich Absschriften. Die Originale selbst waren in englischer Sprache²) abgesaßt und chiffrirt versandt worden. Indem sie vor ihrer Aushändigung an die Adressaten durch die Hände der Agenten Walsingham's gingen, wurden sie von einem derselben, T. Phislipps, dechiffrirt; drei offizielle Kopien von jedem der Dokumente, zumeist mit Dorsualnotizen von Philipps sind im englischen

- made

Derschwörungsangelegenheit hätten sich Originale erhalten, nur von dem Brief Maria's an Babington nicht, deshalb sei der letztere verdächtig, so ist diese secke Behauptung, wie ein Blick in den Calend. of State-Papers, Scotland 2, 983 ff. ergibt, ganz unhaltbar. Es ist in dieser ganzen Angelegenheit kein einziger wirklich wichtiger Brief von Maria und von Nau im Original erhalten; nur von einigen Briefen an Maria und von einigen Schriftstücken Curle's, der offenbar weniger vorsichtig war als sein französischer Kollege, sind Originale vorhanden.

²⁾ Bunderbarerweise ist dies von den neueren vielsach übersehen worden. Im Calendar of State-Papers a. a. D. stehen regelmäßig die französischen Texte voran, und die englischen sind S. 994 als Translation bezeichnet. Las banoss hat nur die französischen Texte gedruckt. Hosack 2, 367 N. 1 bezeichnet den französischen Text als den originalen; auch Froude 12, 245 N. 1 ist, wie es scheint, derselben Ansicht. Ihre Irrigkeit ergibt sich aus dem folsgenden.

Staatsarchiv erhalten 1). Außerdem sind alle vier Briefe nachträglich aus dem Englischen in's Französische übersett worden 2), wohl um ihre Rekognition durch den Franzosen Nau zu erleichtern; daß diese französische Bersion nicht, wie man angenommen hat, den originalen Text, sondern eben nur eine Übersetung darstellt, beweist deutlich die dem längeren der beiden Briefe Maria's hinzugesügte Dorsualnotiz*): Copie d'une lettre escripte par la royne d'Escosse à Antoyne Babington le 17 Juillet 1586; tourné d'Angloys en Françoys. Auch entsprechen diesem Sachverhalt die später noch eingehender zu erörternden Aussagen des Sekretärs Maria's über die Entstehungsverhältnisse der beiden Briefe der Königin*).

Diesen zufolge ist der erste Brief Maria's nach einem von Worgan eingesandten Entwurf von der Königin französisch konzipirt und dann dem Sekretär Curle übergeben, um von ihm in's Englische übersetzt und chiffrirt zu werden. An dem zweiten längeren Brief hat außer Maria und Curle auch Nau Antheil gehabt. Der letztere hat, nachdem ihm die Königin einen eigenshändigen Entwurf übergeben hatte⁵), denselben durchgesehen und darauf das definitive Konzept in französischer Sprache ans

¹⁾ State-Papers, Mary Queen of Scots vol. 18 no. 52 — 54, vol. 19 no. 10 — 12.

²⁾ State-Papers a. a. D. vol. 18 no. 51, vol. 19 no. 9.

³⁾ Ebenda vol. 18 no. 51.

⁴⁾ Schreiben Nau's bei Labanoff 7, 208 f. Unterschriften der Sekretäre unter den Briefen bei Labanoff 6, 346. 395. Aussage Nau's bei Hosafe 2, 392 N. 2. Brief Cecil's j. unten u. s. w.

⁵⁾ Bon diesem Entwurf nahm Nau noch am 3. September an, daß er unter ihren Papieren vorhanden sein werde; doch wurde er, wie Walsingham am 4. September an Philipps schrieb, unter denselben nicht ausgefunden (Hosack 2, 392 Nr. 3); er wird von der Königin ebenfalls vernichtet sein. Daß Walsingham ihn zerstört hätte, ist eine ganz haltlose Annahme Hosack's; welchen Grund hätte der Staatsselretär haben sollen, seinem eigenen Helsershelser bei der Fälschung etwas vorzulügen? Hatte er doch noch am 3. September an Philipps geschrieben: I would to God that these minutes could be found. Ugl. Tytler 8, 302. Und noch am 7. erhielt Philipps abermals Anweisung, danach zu suchen, ebenda 8, 395.

gefertigt¹); Übersetzung und Chiffrirung hat wiederum Eurle besorgt. Es ist klar, daß, wie der Verlust der Originale die Prüfung der Briese nach ihren äußeren Merkmalen unmöglich macht, so dem geschilderten Thatbestand gegenüber auch die Kritik der inneren Merkmale versagt. Haben an dem hauptsächlich in Frage kommenden längeren Bries Maria's drei Personen, sie selbst und ihre beiden Sekretäre, mitgearbeitet, war die Reinschrift der Briese in einer anderen Sprache abgesaßt, als das Konzept, so kann auch eine Untersuchung des Stils und der Sprache derselben zu keinen sicheren oder auch nur wahrscheinlichen Ergebnissen führen. Wer die Echtheit derselben darthun will, wird sich nach anderen Besweisen umsehen müssen.

She wir aber die Frage stellen, ob es solche Beweise gibt, wird es zweckmäßig sein, zunächst zu erörtern, was, abgesehen von dem schon besprochenen Fehlen der Driginale, für die Hyposthese der Fälschung und Interpolation beigebracht worden ist.

Indem wir dazu schreiten, wird unsere Aufgabe durch den unten folgenden Abdruck der Texte der Briefe wesentlich erleichtert. Alle Einwendungen, die Hosack gegen dieselben vorgebracht hat, insosern er innere Widersprüche insbesondere in dem Briefe Maria's vom 17. Juli aufzudecken sich bemüht, widerlegen sich dadurch auf die einfachste Weise von der Welt; sie haben eine — zumeist freilich auch so nur scheindare — Berechtigung Angesichts des in unglaublicher Weise entstellten und korrumpirten Textes, welchen Hosack seinen Lesern vorlegt, und an den er seine Bemerkungen knüpft; sie werden völlig gegenstandslos, wenn man liest, was wirklich in dem in Frage kommenden Dokumente steht. Es würde eitle Berschwendung von Zeit und Papier sein, sich damit noch eingehender zu beschäftigen; nur auf einen einzigen Punkt mag es gestattet sein zurückzukommen, weil auch Opis denselben — wie immer Hosack folgend — besonders betont hat. Babington

¹⁾ Dies Konzept ober eine Juhaltsangabe (the heads) besselben von Nau's Hand muß aufgefunden sein (vgl. Tytler 8, 400), ist aber jest nicht mehr vorhanden. Daß es in dem Prozeß Maria's nicht produzirt worden ist, kann nicht besremden, da es gegen sie nicht mehr beweisen konnten, als die Zeugenaussage des Sekretärs.

hat in seinem ersten Brief an Maria die Bitte gerichtet, in ihrer Weisheit zu bestimmen, mit welcher ber von ihnen projektirten Magregeln die Verschwornen zuerst vorgehen sollten; er selbst ist, wie es scheint, der Ansicht, daß die gewaltsame Befreiung der Königin aus ihrer Haft allen anderen Unternehmungen, ber fremben Invasion, der Ermordung Elisabeth's durch sechs dazu verschworene Edelleute, vorangehen muffe 1). Dem gegenüber verlangt bas Antwortschreiben Maria's, daß erst nach der Vollendung aller Rüftungen im Innern und aller Vorbereitungen zur Invasion Englands von außen das Attentat gegen Elisabeth in's Werk gesetzt werben solle, und daß gleichzeitig mit ober nach dem letteren 2) der Befreiungsversuch unternommen werde. Nach dieser bestimmten Instruktion fährt die Königin in dem von Hosack mitgetheilten Text fort: Dies ist der Plan, den ich als den besten für das Unternehmen betrachte, und die Reihenfolge, in der wir dasselbe zu unserer gemeinsamen Sicherheit ausführen werben; benn wenn Ihr Euch hier erhebt, ehe Ihr fremder Hülfe genügend sicher seid, so würde bas nur bazu führen, Euch in die Gefahr zu bringen, bem traurigen Schickfal derer zu folgen, die bisher für gleiche Handlungen gewirkt haben. "Und wenn Ihr mich von hier entführt, jo sorgt wohl dafür, daß Ihr mich in die Mitte einer guten Armee ober in einen starken Plat bringt, wo ich bis zur Ansammlung treuer Truppen und bis zur Ankunft fremder Hülfe bleiben kann. hieße sonst der Königin genügende Veranlassung geben, wenn sie mich wieder gefangen nimmt, mich in einen Plat einzuschließen, aus dem ich nie wieder entkommen konnte, wenn sie nichts schlimmeres thate." Deutlich, sagt Hosack3) (und wiederholt Opig, obwohl sein Text gar keinen Anhalt dazu bietet), erkennt man hier bas Werk des Fälschers; er hat, indem er Maria anordnen läßt, sie nach ihrer Befreiung in die Mitte einer guten Armee zu bringen, damit Elisabeth sie nicht wieder in ihre Gewalt bekomme, "augenscheinlich vergessen", daß nach ihrem eigenen Plan zur Zeit ihrer Befreiung Elisabeth schon tot sein muß!

¹⁾ S. unten S. 313 3. 11 ff.

²⁾ so soon as the design shall be executed.

³⁾ Ühnlich schon früher Lingard, History of England 8, 532.

Schabe nur, daß diese ganze Argumentation auf einem völlig entstellten Text beruht. In Wirklichkeit lautet der oben angeführte Satz im engsten Anschluß an das vorangehende so: "und mich von hier zu entführen, ohne vorher genügende Sicherheit zu haben, daß Ihr mich in die Mitte einer guten Armee bringen könnt u. s. w., das hieße nur jener Königin hinreichende Veranlassung geben" u. s. w. Man sieht nun leicht, daß hier nicht im entserntesten von einem Widerspruch geredet werden kann. Babington hat daran gedacht, daß ganze Unternehmen mit dem Vefreiungsversuch Maria's beginnen zu lassen; sie selbst will, daß der letztere erst nach den Rüstungen und zugleich mit oder nach dem Attentat vorgenommen werde, und sie motivirt diese Anordnung mit den Gesahren, denen sie im Fall eines anderen Borgehens ausgesetzt sein würde. Alles ist in schönster Übereinstimmung.

Ich habe dieses Beispiel aussührlicher besprochen, weil es zeigt, mit welcher Art von Historisern man es in der Marias Stuart = Literatur gelegentlich zu thun hat. Hosack kann man nur des schweren Leichtsinns anklagen, indem er seiner Beweissührung einen schlechten Text zu Grunde legte, da ihm der korrekte leicht zugänglich war; bei Opit, der den richtigen Text in der französischen Übersetzung kannte, hat man nur die Wahl, ob man ihm absichtliche Entstellung der Thatsachen oder gänzliche Unfähigkeit zu logischem Denken zutrauen will.

Läßt sich aus den Briefen selbst, wenn man sie nicht vorher verunstaltet, nicht der geringste Grund entnehmen, die auf das Attentat bezüglichen Worte für interpolirt zu halten, so ist auch, was man sonst für eine derartige Behauptung beigebracht hat, ohne jedes Gewicht. Im Anschluß an eine Äußerung Froude's heben Hosack und Opit hervor, daß Babington und seine Mitzverschworenen das allergrößte Interesse hatten, vor Maria den Plan eines Attentats gegen Elisabeth geheim zu halten: sie konnte ihnen keinerlei Unterstützung bei der Ausführung des Planes gezwähren, und ihr Mittheilung davon zu machen oder gar ihre Sanktion dafür zu fordern, hieß unter diesen Umständen nur, Maria ohne Noth und ohne Nutzen der schwersten Gesahr auszsehen. Da Babington kein solcher Dummkopf war, die Königin

zwecklos zu kompromittiren, sagt man, so sind die Stellen, welche von dem Mordplan handeln, in seinen Brief von Philipps hineinsgefälscht: wurde aber etwa sein Schreiben schon mit diesen Zusfähen Maria in die Hände gespielt, "so war sie denn doch viel zu verständig, um auf diesen Punkt zu antworten. Demnach (!) sind alle auf die sechs Sdelleute bezüglichen Stellen ihres Briefes... von Philipps gefälscht und eingeschoben "1).

Man fönnte einer berartigen, mit ganz allgemeinen Gründen operirenden Argumentation treffend und ebenso allgemein entgegenhalten, daß erfahrungsmäßig Verschworene nicht immer in allem, was sie thun, den höchsten Grad von Alugheit zu entfalten pflegen; sonst würden nicht in so vielen Fällen Berschwörungen vor ihrer Ausführung entdeckt und vereitelt worden sein. Allein inbezug auf das Komplot von 1586 brauchen wir uns nicht auf solche Widerlegung zu beschränken; wir sind in der Lage nachweisen zu können, weshalb Babington seinen Mordplan, bessen Existenz ja von keiner Seite bezweifelt wird, ber Königin mittheilen, weshalb biese in ihrer Antwort darauf ein-Wir besitzen einen Brief Gifford's, eines ber gehen mußte. Spione Walfingham's unter ben Berschworenen, den ber Staatssekretär am 11. Juli empfing2). Gifford berichtet darin über eine Unterredung, die er mit Babington's Freund, dem Priester Ballard, gehabt hatte, und in der diefer dem Spion mittheilte, daß die zur Ausführung des Attentats bestimmten Männer sich ohne eine bestimmte schriftliche Autorisation Maria's auf die Unternehmung in keinem Fall einlassen wollten. Aus biesem Grunde heißt es in Babington's Brief, ben Maria am 12. Juli empfing und der also schon vor jenem Schreiben Gifford's abgesandt worden sein muß3): "es bleibt noch übrig, daß entsprechend den unendlich guten Diensten (der sechs zum Attentat

¹⁾ Opit 2, 291.

²⁾ Hojac 2, 602.

s) Denn Briese an Walsingham waren jedenfalls viel schneller zu befördern, als die Korrespondenz Maria's mit den Verschworenen, die überdies noch dadurch eine Verzögerung erlitt, daß die Briese ausgesangen, dechissrirt und kopirt wurden, ehe sie den Adressaten zukamen.

ausersehenen Verschworenen) und entsprechend Eurer Majestät Freigebigkeit ihr hervisches Unternehmen an ihnen, wenn sie mit dem Leben davonkommen, oder an ihren Nachkommen ehrenvolle Belohnung erhalte, und daß ich von E. M. autorisirt werde, sie bessen zu versichern". Und es entspricht dieser Aufforderung voll= kommen, wenn Maria Babington antwortet: "und Ihnen besonders stelle ich anheim, die oben erwähnten Herren (die sechs Gentlemen) alles deffen zu versichern, was meinerseits zur ganzlichen Aus= führung ihres guten Willens erforderlich sein wird". Wären diese Briefstellen allein vorhanden, so würde nichts im Wege stehen, auch sie zu den Interpolationen Philipps' zu gählen: das Schreiben Gifford's, aus dem wir über ihre eigentliche Bedeutung unterrichtet werden, macht das völlig unmöglich. Und es charakterisirt die Rath= losigkeit Hosak's und seiner Nachbeter diesem Schreiben gegenüber, wenn dieselben ihren Lesern die geradezu bodenlose Annahme vor= zutragen wagen, Walfingham's Spion habe in seinem vertraulichen Bericht an den Minister, der zu dessen Information über die Prozeduren der Verschworenen bestimmt war, eine Unterredung mit Ballard erfunden, die in Wirklichkeit gar nicht stattgefunden habe; er habe sie erfunden, um den Staatssekretar auf biese "sinn= reiche" Weise von der Nothwendigkeit zu überzeugen, man musse eine spezielle Billigung des Attentats durch die Schottenkönigin fälschen!

Genan so bodenlos, wie die letztere Annahme, die zu widerslegen mir niemand zumuthen wird, ist endlich, was die Berstheidiger der Interpolationshypothese an Gründen für dieselbe aus dem Schicksal von Maria's Brief vom 17. Juli ableiten. Derselbe ist, wie sich aus Babington's Antwort vom 3. August ergibt, erst am 29. Juli in dessen Besitz gelangt: am Abend des 18. war er nach einem Briefe von Philipps an Walsingham, der vom 19. datirt ist'), in dessen Hände gefallen. Er ist also länger als zehn Tage, folgern Lingard, Labanoss, Tytler, Hosack, Opiz, in den Händen der Engländer gewesen: Zeit genug, darin zu fälschen, was man fälschen wollte. Schon Froude hat das

¹⁾ Hojac 2, 371.

Unhaltbare dieser Behauptung nachgewiesen; wenn ich barauf zurücksomme und seinen Argumenten noch andere hinzufüge, so geschieht das, weil hier wie sonst die letzten Vertheidiger Maria's das bequeme Verfahren befolgt haben, die Beweisgründe ber Gegner ihren Lesern gegenüber völlig todt zu schweigen. Allerdings hat Walsingham am 22. Juli an Philipps den Auftrag ertheilt, bas Original bes Briefes der Königin an Babington nicht weiter zu befördern, sondern mit nach London zu bringen, wohin er ihn berief1). Aber biesem Auftrag konnte Philipps aller Wahrscheinlichkeit nach schon aus bem einfachen Grunde nicht Folge leisten, weil er das Original nicht mehr befaß. Er schreibt bereits in jenem oben erwähnten Brief vom 19., in welchem er ben Staatssekretär von seinem Funde benachrichtigt, das Original werde Babington, wenn biefer im Lande sei, übergeben und mahrscheinlich beantwortet werden2): er räth, Babington verhaften und seine Wohnung durchsuchen zu lassen. "Es ist wahrscheinlich", fährt er fort, "baß trot ihres Befehles, ihr (Maria's) Brief nicht so bald vernichtet werden wird; ich wünsche ihn zum Beweise gegen sie"3). Aus diesen Worten barf man mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß Philipps schon am 19. den bechiffrirten Brief weiter befördert hatte, und man kann gang bestimmt sagen, daß er ihn bis dahin weder gefälscht hatte, noch an eine Kälschung bachte: er hätte bann gewiß nicht wünschen können, daß das Original erhalten bleibe und im Prozeß gegen Maria vorgelegt würde. Fragt man aber nach dem Grunde, weshalb sich die Auslieferung des Briefes an Babington zehn Tage verzögert hat, so gibt ihn der lettere in seinem Schreiben vom 3. August selbst an: er war mehrere Tage von Lichfield, wohin der Brief gesandt werden sollte, abwesend. Und diese Berzögerung hat um so weniger Auffallendes, als auch Maria's

¹⁾ State-Papers a. a. D. vol. 18 no. 68.

²⁾ If he be in the country, the original will be conveyed unto (jo in der Handsichtift) his hands and like enough an answer returned.

³⁾ It is like enough, for all her commandment, her letter will not so soon (so in der Handschrift) be defaced. I wish it for an evidence against her.

erstes Schreiben vom 25. Juni in gleicher Weise liegen geblieben ist; Nau erklärte am 10. September, es sei noch nicht in Basbington's Händen gewesen, als dieser den Brief schrieb, welcher am 12. Juli, also siebzehn Tage später, in der Königin Hände gelangte¹); ja aus einem noch im Original vorhandenen chiffrirten Schreiben Curle's vom 29. Juli ergibt sich, daß dieser sogar noch damals glaubte, beide Briese der Königin seien Babington noch nicht überliesert, und daß er darin nichts Auffallendes fand²). Erst den neueren "Rettern" Maria's war es vorbehalten, aus diesen Umständen Gründe zu entnehmen, um die englischen Anskläger der Königin der Fälschung zu beschuldigen.

Wir sehen, wie das, was zur Stütze dieser Theorie vorsgebracht worden ist, nüchterner Kritif gegenüber in nichts zersfällt; wir konnten sogar schon bei der Besprechung der Briefe von Gifford und Philipps Momente hervorheben, die mit der Annahme der Fälschung schwer vereindar sind. Indes zum Nachzweis der Schtheit der Briefe reicht es noch nicht aus, daß sich die Interpolation nicht erweisen läßt; wir bedürfen, wenn wir an dieselbe glauben sollen, noch anderer Gründe. Ich will da kein entscheidendes Gewicht darauf legen, daß Babington selbst die ihm vorgelegten Kopien seiner Briefe und diesenigen Maria's als richtig anerkannt hat, ohne ein Wort von Interpolation verslauten zu lassen, daß er auch bei seinem letzen Verhör einsach "schuldig" plaidirte. Zwar ist, soviel wir wissen, gegen Babington keinerlei Tortur angewendet worden; aber wenigstens einen seinen s

¹⁾ Labanoff 7, 209: et pourrois prendre sur ma conscience que la dite lettre n'avoit esté reçue par le dit Babington quand il escripvit sa longue lettre.

²⁾ State Papers a. a. D. vol. 18 no. 86: Her majesty prayes you, now to send it (eine andere Sendung) away by your boy to the French ambassador, and if you think, you can find Babington in London, by the same means to make her Majestie's two letters which you have already be surely delivered unto him. An einen dritten uns unbefannt gebliebenen Brief Maria's an Babington zu denken, liegt nicht die geringste Veranlassung vor. Bgl. auch Labanoss 6, 422 und Babington's Antwort vom 3. August, aus der sich ergibt, daß er beide Briese Maria's zugleich ershalten hat.

Mitverschworenen hat man auf's härteste gefoltert, und die Furcht vor einem ähnlichen Schickfal fann Babington's Geständnis bervorgerufen haben. Anders aber steht es mit den Aussagen der beiben Sekretäre Maria's, Curle und Nau. Beide sind zwar am 16. August verhaftet worden; aber niemand magt zu behaupten, daß ihnen irgendwelche Gewalt angethan worden sei. Sie wurden nicht in einen finsteren Kerker geschleppt und nicht mißhandelt; in der eigenen Wohnung bes Staatsfefretars Walsingham hat man sie in Gewahrsam gehalten 1). Schon am 3. September haben beide Sefretare die entscheidenden Briefe rekognoszirt. Nau stellte die Entstehungsverhältnisse des langen Briefes ber Königin in der früher beschriebenen Weise bar2); Curle bekannte, sowohl Babington's Brief empfangen, wie die Antwort darauf geschrieben zu haben; er beschuldigte Nau, an der letzteren hauptsächlich Antheil gehabt zu haben 3). Am 5. und 6. September wurden ben Sefretaren die beiben Briefe felbst vorgelegt; durch ihre Unterschriften erkannten sie dieselben als echt an, ohne inbezug auf die als gefälscht bezeichneten Stellen irgendwelchen Vorbehalt zu machen 4). Es kann nicht im ents ferntesten die Rede davon sein, daß ein Zwang auf die Sefretare diese Aussagen hervorgerufen hat: im Gegentheil waren die enge

----b

¹⁾ Ratürlich, daß die Vertheidiger der Unschuld Maria's auch hieran Unstroß nehmen. Wären die Sekretäre in den Tower gebracht worden, so würde man ihre Geständnisse als durch die Schrecken des Kerkers erpreßt bezeichnen; da das nicht geschehen ist, sagt Opiß 2, 314, "der Staatssekretär wollte sie zur Hand haben, um sie seinen Zwecken entsprechend zu bearbeiten".

²⁾ Hojact 2, 392 N. 2.

³⁾ Waljingham an Philipps 4. September (State-Papers a. a. D. 18, 83): Curle doth both testifie the receipt of Babington's letter as also the Queene his masters answeare to the same wherein he chargeth Nau to have been a principall instrument.

⁴⁾ Bgl. die Atteste bei Labanoss 6, 346. 394. Ich füge noch hinzu das Attest Curle's unter Babington's erstem Brief (State Papers a. a. D. 19, 9): bien fault-il que je consesse d'avoir déchissré le semblable de tout ce qui dessus venant en mes mains escript en une seuille de papier comme de M. Babington. Et la response faicte à icelle escript premièrement en Françoys par Mr. Nau d'avoir traduite en Anglais et mis en chissre. Signé Gilb. Curle. 5. Sept. 1586.

lischen Minister, die offenbar nähere Angaben über den Antheil der Königin an der Entstehung der Berschwörung erwarteten, mit denfelben gar nicht zufrieden. Wir erfahren, daß Lord Bur= leigh eben beswegen, aber erft nach diesen Geständnissen, Nau androhen ließ, er werde ihn in den Tower schicken, wenn er nicht offener rede'), und wir wissen, daß er auch durch diese Drohung nichts erreichte. In einem langen Memoire Nau's vom 10. September blieb derselbe bei seinen früheren Aussagen und versuchte nach wie vor die Königin zu entschuldigen; sie habe Babington's Brief in besonders gereizter Stimmung erhalten; die Rathschläge, die sie in ihrer Antwort ertheilte, bezögen sich nur auf die fremde Invasion, ohne daß sie sich dabei in den Mordplan eingemischt habe, den sie nur in ihrer Lage sich nicht verpflichtet gefühlt habe zu denunziren2). Nau und Curle sind dann noch einmal am 21. September vor dem geheimen Rath verhört worden; über ihre Aussagen existirt ein furzes Resumé im Protofoll der Stern= fammerkommission vom 25. Oktober 15863); auch hier wird, abgesehen von einer näheren Spezifizirung der Aufträge, welche die Königin für die Abfassung ihres Briefes ertheilt hat, im wesentlichen nur wiederholt, was wir schon wissen.

Kann sonach nicht die Rede davon sein, daß die Sekretäre unter der Furcht vor der Folter oder unter dem Einfluß von Drohungen ihr Zeugnis abgegeben hätten, so hat Hosack verssucht, überhaupt in Zweisel zu ziehen, ob ihre Aussage so geslautet habe, wie angegeben wird. Die Atteste der Sekretäre unter den Abschriften der Briefe, die wir haben, seien "absolut werthlos", sagt er, weil wir auch sie nicht im Driginal besitzen 4). Dem ist entgegen zu halten, daß diese Atteste wiederum von den Mitgliedern des geheimen Kathes, den Lords Burleigh, Shrewssburg, Derby, Howard, Hunsdon, Cobham, dann von Croft

¹⁾ Burleigh an Walsingham, 8. September. Brit. Mus. Caligula C. IX, 448.

²⁾ Labanoff 7, 208.

³⁾ Howell, State-Trials (Ausgabe von 1816) 1, 1219.

⁴⁾ Die Originale sind wahrscheinlich zu den Akten der Sternkammer gestommen und liegen deshalb im Staatsarchiv nicht vor.

und Walsingham durch ihre Unterschriften beglaubigt sind. Auf die Thatsache, baß jedes einzelne ber im Prozeß Maria's probuzirten Schriftstücke die Beglaubigung der erwähnten Geheimräthe trägt1), die mindestens zum Theil wie Shrewsbury und Cobham über den Berbacht einer Fälschung zum Nachtheil Maria's himmelweit erhaben sind, hat bereits Froude (12, 258) hingewiesen. Bon Hosack (2, 390 R. 1), der die bezüglichen Schriftstücke nicht gefunden hat, ist sie bezweifelt worden, und das war für Opig (2, 315) genügend, damit dieser unparteiische Biograph Maria's sich zu ber unerhörten Recheit verstieg, den protestantischen englischen Sistorifer einer absichtlichen Geschichtsfälschung zu beschuldigen. In Wirflichkeit sind diese Beglaubigungen zwar in ben beiden Aktenbanden bes Londoner Staatsarchives, in denen Hosack sie gesucht hat, nicht vorhanden; aber daß sie existirten, hätte man schon aus einem Schreiben Mendoza's an Philipp II. erschen fönnen, der die "cartas autenticadas con firmas de los consejeros de la Reyna de Inglaterra" ermähnt2), welche ber englische Gesandte Wotton im Oktober 1586 nach Paris brachte, um den französischen Hof von Mariens Schuld zu überzeugen. Gine Abschrift der Wotton mitgegebenen Papiere befindet sich in einem jett in den Besitz der preußischen Regierung übergegangenen Bande der Hamilton-Sammlung3): jedes einzelne der zehn Stücke, zu denen auch die Briefe an und von Babington gehören, trägt ben erwähnten, auch die Geftandniffe ber Sefretare verbürgenden Beglaubigungsvermerk ber acht geheimen Rathe.

Noch aus einem anderen Grunde hat man schließlich die Ausjagen der beiden Sekretäre angegriffen; sie könnten sie gemacht haben, sagt man, um für sich persönliche Begnadigung zu erwirken. Ist das schon nach allem, was wir über Nau's Ber-

¹⁾ Die Form der Beglaubigung, welche unter den Attesten Babington's, Curle's und Nau's steht, sich also auf diese mitbezieht, ist diese: This is attested to be a true copy by the Privy Councillors after named (solgen die Unterschriften).

²⁾ Teulet 5, 421.

⁸⁾ liberschrift "Tenne parcels for Mr. Wotton's despatche 1. Octobris 1586".

suche, Maria zu extulpiren, beigebracht haben, wenigstens inbezug auf diesen ganz unwahrscheinlich, jo wird es vollends durch sein späteres Geschick widerlegt. Als er, im Jahre 1587 freigelaffen, nach Frankreich zurückkehrte, hatte er sich vor dem Herzog von Guise wegen verschiedener Verdächtigungen zu verantworten; das Ergebnis war, daß dieser in jeglicher Beziehung seine Unschuld anerkannte und ihn bem Erzbischof von Glasgow, Mariens Ge= fandten in Paris, auf's wärmste empfahl 1) - ber beste Beweis, daß der Diener sich keiner Untreue gegen seine Herrin schuldig gemacht hatte. Dem völlig entsprechend hat Nau selbst in einem Schreiben, welches er Jakob I. im Jahre 1605 übersandte2), ausführlich dargelegt, wie er bei seinen Verhören nie etwas anderes zugegeben habe, als was ohnehin bewiesen werden konnte3), und wenn die Wahrheit dieser Behauptung durch Walsingham eine unansechtbare Bestätigung erhält 4), so werden wir dem Sefretär auch glauben muffen, wenn er sich mit aufrichtiger Entrustung bagegen verwahrt, von Elisabeth bestochen zu sein, um seine Herrin zu verrathen.

Ist nach dem allen gegen die Glaubwürdigkeit der die Kösnigin belastenden Aussagen Nau's und Eurle's kein begründeter Einwand zu erheben, so haben wir für Maria's Kenntnis von Babington's Mordplan und danach für die Schtheit der untersuchten Briefe noch ein davon unabhängiges und gewiß unversdächtiges Zeugnis. Die Verschwörung Babington's ist bekanntslich von Philipp II. auf's eifrigste unterstützt worden, der durch ein Schreiben seines Pariser Gesandten Mendoza vom 13. August 1586 von dem Mordplan unterrichtet war, und noch am 5. Sepstember seine volle Billigung "eines so heiligen Unternehmens" 5)

¹⁾ Stevenson S. LII f.

²⁾ Stevenson S. LIII ff.

s) Er denkt dabei offenbar an Babington's Eingeständnis und seine auf= gefundenen Konzepte.

⁴⁾ Walfingham an Philipps, 4. September 1586 (oben S. 284 N. 3): I saw Nau resolved to confess no more than we were able of ourselves to charge him withal.

⁵⁾ Teulet 5, 386: tan santa empresa. Egl. ebenda 5, 385: como el negocio es de tanto servicio de Dios, merece ser favorescido y se ha de

aussprach. Als Mendoza nun die Nachricht von der Verhaftung der Verschworenen empfing, schrieb er am 10. September an Philipp: "Die ganze Angelegenheit, die geplant war, scheint entbeckt zu sein, indem einer der Haupttheilnehmer geftanden hat. Und von den sechs, die sich gegen die Königin (Elisabeth) verschworen haben, sind nur zwei entfommen, nämlich der Gunst= ling Rale's und der Bruder Lord Windsor's. Mir scheint, daß die Königin von Schottland von der Angelegenheit wohl missen muß, wie aus einem Brief ersichtlich ist, den sie mir geschrieben hat."1) Stände diese Außerung Mendoza's allein, so würde sie, da der betreffende Brief Maria's bis jett nicht wieder zu Tage gekommen ist2), vielleicht nicht jeden Zweifel daran beseitigen, ob ber Gesandte den Sinn ihrer Worte richtig verstanden hat: in Verbindung mit der aufgefangenen Korrespondenz des Königs, die wir besprochen haben, dem Geständnis Babington's, den Aussagen der Sekretäre — Dingen, von denen Mendoza am 10. September noch nichts wußte - reicht sie zu einem ent= scheibenden Urtheil völlig aus.

Ob ein Geschworenengericht, dem die Kontroverse, die wir behandelt haben, vorgelegt worden wäre, auf Grund der darsgelegten Thatsachen anders als der Gerichtshof von Fotheringan entschieden, ob er der Schottenkönigin "the benefit of the doubt" zugestanden haben würde, ist eine Frage, die uns kaum zu intersessiven vermag. Der Historiker hat in hundert und aber hundert Fällen nach Wahrscheinlichkeiten zu entscheiden, und er kann in dieser Angelegenheit mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrsicheinlichkeit behaupten, daß die Schottenkönigin um den Mordsicheinlichkeit behaupten, daß die Schottenkönigin um den Mords

esperar en Nuestro Señor que le ayudard, si nuestros pecados no lo estorvan. Sollte Maria über dicje Dinge wohl viel anders gedacht haben, als ihr Glaubensgenosse auf dem spanischen Thron?

¹⁾ Teulet 5, 392: La reyna de Escocia me parece que devia de saber bien el negocio, por lo que se vee por una carta que me ha escrito. Diesen Sat hat schon Froude 12, 288 N. 4 angesührt, dessen ungenaues Citat Philippson S. 316 und Gädecke S. 397 abgeschrieben haben. Hosac und Opis verschweigen soviel ich sehe, die wichtige Stelle.

²⁾ Wenigstens in diesem Falle ist Walsingham vor dem Verdacht, ihn unterschlagen zu haben, sicher.

plan Babington's gewußt hat, und daß sie, die dies fast bis zu ihrem Gange auf das Schaffot mit feierlichen Betheuerungen gesleugnet hat, mit einer Lüge auf den Lippen vor ihren himmlischen Richter getreten ist.

Anmerkung. In der Literatur über die Babington-Briefe hat ein rathselhaftes Schriftstück eine große Rolle gespielt, bas hier wenigstens furz erwähnt werden mag. Im Londoner Archiv befindet sich (State Papers, Mary Stuart vol. 18 no. 55) ein Zettel mit der Dorsualnotiz von Philipps' Hand "The postscript of the Scottish Queen's letter to Babington". Der Inhalt ist chiffrirt, eine alte Entzifferung liegt nicht bei, aber diejenige, welche Lemon 1842 vorgenommen und an Tytler mitgetheilt hat, ist, abgesehen von der Orthographie, vollkommen korrekt. Der Text lautet1): I wold be glad to knowe the names and qualities of the sixe gentlemen which (?) are to acomplish the designement, for that it mai be I shal be able upon knowledge of the parties to give you some further advice necesarie to be followed . . . 2) fand even so do I wish to be mad acquainted with the names of all souh (such?) principall persons as also who be alredie as also who be] as also from time to time, particularlie, how you procede, and as sone as you mai, for the same purpose, who be alredie, and how far everi one privie here unto. Die in eckige Klammern einge= schlossenen Worte sind in ber Handschrift durchstrichen.

Bon diesem Schriftstücke ist in dem ganzen Prozesversahren gegen die Verschworenen nirgends Gebrauch gemacht worden. Weder ist es Babington oder den Sekretären zur Rekognition vorgelegt worden, noch wird es bei den Verhandlungen der Sternstammer oder des Gerichtshofes von Fotheringan erwähnt; auch unter den dem Gesandten Wotton nach Paris mitgegebenen Paspieren befand es sich nicht, und nirgends sindet sich eine Anspieslung darauf in der Korrespondenz Burleigh's, Walsingham's und

- 171 Vi

¹⁾ Ich lasse die Orthographie so, wie sie sich nach meiner eigenen Deschissfrirung ergibt.

²⁾ Hier folgen einige Zeichen, die ich nicht entzissern konnte. Lemon liest "therein".

Philipps'. Unter diesen Umständen sind wir nicht im Stande, irgend ein sicheres Urtheil über dasselbe abzugeben 1). Man könnte vermuthen, daß wir es hier wirklich mit einem — später aufgegebenen — Fälschungsversuch Philipps' zu thun haben, der das Postskriptum Mariens Brief hätte beilegen wollen, um die Namen ber zum Attentate verschworenen sechs Ebelleute zu erfahren2). Aber biese Namen kannte er vermuthlich schon durch Gifford, und es ist schwer glaublich, daß Philipps einen solchen Fälschungsversuch, von dem er keinen Gebrauch gemacht hätte, mit dieser Dorsualnotiz versehen und sorgfältig unter ben Papieren Maria's aufbewahrt hätte. Cher möchte ich glauben, daß Curle wirklich ein folches Bostsfriptum entworfen hatte, bessen Absendung später aus irgend welchen Gründen unterblieb; war dann das Konzept dazu unter seinen Papieren gefunden, so konnte Philipps wohl eine Abschrift davon nehmen, mahrend das Schriftstück in bem Prozesverfahren nicht verwendet wurde, weil es nicht abgeschickt, vielleicht nicht von Maria gutgeheißen war. Wie dem auch sein mag - so lange es über dies Postsfriptum an weiteren Aufklärungen fehlt, kann es für die Entscheidung der Hauptfrage weder nach ber einen noch nach ber anderen Seite verwendet werben.

3. Die Raffettenbriefe Maria Stuart's.

Als ich im ersten Bande der neuen Folge des historischen Taschenbuchs nach eingehender Untersuchung zu dem Ergebnis gelangte, daß von den acht vielberusenen Briefen, welche Maria Stuart an Bothwell gerichtet haben soll, und aus denen die

¹⁾ Fronde 12, 243 Anm. hat versucht, eine Erklärung zu geben. In einem Briese Curle's an "Emilio" (den Vermittler des Verkehrs zwischen Maria und Babington) vom 28. Juli spricht der Sckretär von einer "addition", welche er Emilio übersandt habe, von der dieser aber noch keinen Gebrauch machen solle; Fronde meint, diese addition sei unser Postskriptum. Aber das letztere ist sicher nicht von Curle's Hand; und unter der addition ist, wie sich aus einem anderen Briese Curle's an denselben vom 17. Juli ergibt, lediglich eine Ergänzung des zwischen beiden gültigen Chissrenschlüssels zu verstehen (State Papers, Mary Stuart vol. 18 no. 57).

²⁾ So schon Camben, der das Schriftstück im Archiv gesehen haben muß.

Gegner der Schottenkönigin ihre Mitschuld an der Ermordung Darnley's beweisen wollten, sieben als echt und nur einer, ber zweite, als gefälscht zu betrachten seien, gab ich mich hinsichtlich der Aufnahme, welche dies Resultat bei den Forschern auf diesem Gebiete finden würde, keinen Illusionen hin. Daß dasselbe weder den voreingenommenen Gegnern noch den leidenschaftlichen Vertheidigern der Schottenkönigin genehm sein würde, setzte ich voraus; aber ich hoffte auf den Beifall berjenigen, welche bie Frage unbefangen, lediglich um ihres historischen Interesses willen, prüfen würden. Diese Hoffnung hat mich nicht betrogen; Forscher, wie Lenz, Loserth, Maurenbrecher, Pauli, Prut haben meinen Ausführungen, z. Th. öffentlich, völlig zugestimmt. Gabete, Cardauns, Onden haben jeder wenigstens den Theil meiner Unterjuchung, ber mit ihren eigenen früher geäußerten Meinungen übereinstimmte, mehrfach anerkannt, wobei benn freilich Gabeke verwirft, was Cardauns und Onden billigen, und jener befänipft, was diesen als bewiesen erscheint. Bei dem mehr verwirrenden als aufklärenden Charakter, den die neueren Arbeiten 1) auf diesem Felde tragen, ift es umsoweniger eine angenehme Aufgabe, auf den Gegenstand abermals zurückzukommen, als ich auch biesmal nach den gemachten Erfahrungen nicht erwarten darf, alle Gegner zu überzeugen, und als ich nur mit schon früher von mir ver= werthetem Material operiren kann. Denn eine Vermehrung des= selben, die ich versucht habe, ist mir nicht gelungen; ich habe weder neue Texte der Briefe selbst noch andere bisher unbekannte Dokumente, die auf die Frage Bezug hatten, zu entbecken vermocht2). Dennoch werde ich mich der Pflicht einer kurzen Replik

¹⁾ Nur diesenige von Cardauns, obgleich ich ihr nicht zustimme, nehme ich von diesem Urtheil ausdrücklich aus.

²⁾ Da Gädeke die zwei Stellen, an denen nach ihm noch Abschriften der Briese vorhanden sein sollen, nicht bezeichnen will (H. Z. 50, 103 N. 1), so würde ein Suchen danach, wie ich für Kenner englischer Archiv- und Bibliotheks verhältnisse nicht auszusühren brauche, verlorene Nühe sein. In der Handsschrift des Britischen Museums Titus C. XII, in der Onden (M. A. Z. 1883 Beilage Nr. 318) "Originale" von Akten inbezug auf diese Angelegenheit versmuthet, besinden sich nach einer mir aus London gemachten Mittheilung nur anderweit bekannte Urkunden darüber in werthlosen Abschriften.

auf das, was gegen meine Ausführungen vorgebracht ist, nicht entziehen können, schon deshalb nicht, weil ich hoffe, daß der vermittelnde Standpunkt, den ich in dieser Frage einnehme, schließlich der siegreiche bleiben wird.

Bang furz kann ich mich babei mit den wenigen oberfläch: lichen und unbedeutenden Bemerkungen abfinden, die Philippion in seiner Geschichte Westeuropa's (S. 316) dieser Frage gewidmet hat. Er behauptet, daß schon zwei Wendungen der Briefe "rompre une promesse" und "le bien composer de ceux" für "jeden Kenner der französischen Sprache" ausreichten, um zu erklären, bag Maria Stuart fo nicht geschrieben haben konne. Dem gegenüber habe ich schon früher zu der letteren Wendung mehrere analoge Beispiele aus Maria's anerkannten Briefen beigebracht1), von denen Philippson anscheinend nicht für nöthig erachtet hat, Kenntnis zu nehmen, und die erstere (rompre une promesse) ist zwar kein gewöhnlicher Ausdruck im Französischen, aber es findet sich doch schon bei Corneille, den vielleicht der Brüsseler Gelehrte auch als einen Kenner der französischen Sprache anzuerkennen die Güte haben wird, die gleiche Verbindung; und selbst wenn sie nirgends vorfame, so wurde sie sich burch die Unnahme, Maria Stuart sei hier einmal ein Anglicismus entschlüpft, auf das leichtefte erklären. Wenn Philippson nichts weiter über bie Brieffrage vorzubringen weiß, als diese Bemerkung, einige allgemeine Redensarten, die er hinzufügt, und die Berufung auf Onden=Beffer's Schrift, so war bamit wenigstens ber ausbrudliche Hinweis auf seine Forschungen über Maria Stuart, ben er in ber Vorrede seines Buches macht, kaum gerechtfertigt2).

¹⁾ Hist. Taschenbuch N. F. 1, 35.

²⁾ Ein Beispiel, wie Philippson Quellen benutt, s. oben S. 288, N. 1. Die wenigen Citate, die er sonst gibt, sind nur zum Theil korrekt. S. 199 Nr. 2 sagt er, Knox und Craig seien Mitwisser von Riccio's Ermordung gewesen, aber in dem dazu angezogenen Bericht Bedsord's steht das nicht, sondern in einem anderen, zufällig auf derselben Seite der Cal. of State Papers verzeichneten anonymen Aktenstück. Ganz unerlaubte Folgerungen zieht er ebenda N. 4 aus einem Brief des päpstlichen Nuntius vom 16. März 1567. — Aus einer Publikation Fredericque's ersehe ich, daß Philippson im Sommers

Auch Oncen hat eine eigentliche Untersuchung der Briefe selbst dis jetzt sorgfältig vermieden. Von seinen oben angesührten Aufsätzen beschäftigt sich der erste mit der Orthographie des Namens Darnley, der zweite handelt von dem gegenwärtigen Stand der Brieffrage und entwickelt dabei die oben S. 273 f. schon besprochene Theorie über die Voraussetzungen, unter denen ein Dokument als echt angesehen werden könne; meine Untersuchungen führt der Bf. dabei nur soweit näher an, als er ihnen zustimmt, verspricht aber im übrigen auf sie zurückzukommen, was dis jetzt nicht geschehen ist. Die drei solgenden Artikel besprechen angebsliche Zeugnisse von Zeitgenossen stützt die Unechtheit der Briefe¹): Außerungen Camben's, Elisabeth's, Cecil's und der Gräfin Lennog.

Camben, um mit ihm zu beginnen, hat die Rassettenbriefe für nicht unverdächtig erklärt, wie er benn überhaupt vielfach auch bei ber Darstellung ber Babington = Verschwörung — für Maria Stuart gegen Elisabeth Partei nimmt: es gehört bas zu den schon von Ranke betonten Rücksichten, die er auf Maria's Sohn, Jakob I., zur Zeit der Publikation seines Geschichtswerkes nehmen zu muffen glaubte. Sein Urtheil wurde trothem nicht werthlos fein, wenn er basselbe mit Gründen stütte, die etwa auf seine Kenntnis von Materialien zur Beurtheilung der Frage schließen ließen, welche uns nicht mehr zu Gebote stehen. das nicht ber Fall ist (er führt nur an, daß es überall Fälscher gab, welche Handschriften nachmachen konnten, und daß den Briefen Unterschrift und Datirung fehlten, was wir ohnehin wissen), so liegt für uns nicht die geringste Veranlassung vor, unser kritisches Urtheil burch basjenige eines Hiftorikers bes 17. Jahrhunderts beeinfluffen zu laffen.

semester 1883 allerdings in seinem Seminar zu Brüssel die Quellen zur Gesichichte der Ermordung Darnley's traktirt hat, aber damals war die bezügliche Abtheilung seines Buches schon erschienen.

¹⁾ Der sechste, in der Zeitschrift "Vom Fels zum Meer" veröffentlicht, beschäftigt sich mit den Borgängen auf dem schottischen Dezember=Parlament von 1566, aus denen Gädeke u. A. für die Schuld Maria's Argumente entenommen hatten.

Aber nicht nur Camben, sondern Elisabeth felbst foll für Maria's Unschuld zeugen. Bekanntlich hat die Königin von England am 10. Januar 1569 ben Kommissären der Schotten erklären lassen, es sei von ihnen nichts genügendes vorgebracht worden, um Elisabeth eine üble Meinung gegen Maria beizubringen. Diese Erklärung beweift, daß Elisabeth es für angemeffen hielt, die Verhandlungen nicht mit einer offiziellen Schuldigsprechung Maria's abzuschließen; und das ist leicht begreiflich, da die englische Regierung alles Interesse baran hatte, die Drohung mit der Wiedereinsetzung ihrer vertriebenen Königin als eine Waffe gegen bie schottische Regentschaft in ber Hand zu behalten, was sie nicht mehr gewesen sein würde, wenn man Maria des Gattenmordes schuldig erklärt hätte. Wenn aber Oncken aus dieser durch politische Rücksichten gebotenen offiziellen Erklärung einen Schluß auf die Herzensmeinung Elisabeth's ziehen will, jo ist das in ber That eine Auffassung von der Geschichte bieser Beit und bem Charafter biefer Königin, die man fast versucht sein könnte naiv zu nennen. Aber noch ein anderes muß hervor-Oncken's Auffätze in der Allgemeinen Zeitung gehoben werden. verfolgen, wie er selbst sagt, den Zweck "der Belehrung weiter Leserfreise über die wesentlichsten Bestandtheile bes schwierigsten und verwickeltsten Problems der gesammten neueren Geschichte". Wie unvollständig aber ift boch die Belehrung, welche er gibt! Er theilt seinen weiten Leserkreisen zwar mit, daß Glifabeth am 10. Januar 1569 ben schottischen Gegnern Maria's eröffnen ließ, sie habe nach dem, was vorgebracht sei, keinen Grund zu einer üblen Meinung gegen die Schottenkönigin; aber er verschweigt ihnen, daß dieselbe Elisabeth am 16. Dezember 1568 Bevollmächtigten Maria's erklären ließ 1), es seien schottischerseits ben englischen Kommiffaren "solche Momente vorgelegt und mitgetheilt worden, welche sehr gewichtige und augenscheinliche Berdachtsgrunde und Beweise bildeten, um die früheren öffentlichen Berichte von den Verbrechen zu bestätigen, welche der genannten

- Cash

¹⁾ Anderson 4b, 179 f. — Zwischen 16. Dezember 1568 und 10. Januar 1569 hat keine weitere Prüfung der Briese stattgefunden, von der wir wüßten.

Königin zur Last gelegt würden. Bon biesen Momenten habe Ihre Majestät durch die Erklärungen ihrer Kommissäre ebenfalls Renntnis genommen, zu ihrer Verwunderung und nicht geringen Betrübnis, da sie niemals erwartet hätte, berartige und so zahl= reiche Momente gegen sie zu hören. . . . Um 15. Dezember war die Untersuchung der von den Schotten vorgelegten Beweiß= ftücke vollendet; es liegt nicht der geringfte Grund vor angunehmen, daß Elisabeth in den wenigen Wochen vom 16. Dezember bis 10. Januar ihre wirkliche Ansicht über die Glaubwürdigkeit berselben so gänzlich geändert habe. Unter diesen Umständen heben die beiben fich widersprechenden Erklärungen, welche Glifabeth abgeben ließ, einander völlig auf; es charafterifirt das schnöbe Doppelspiel der damaligen englischen Politik, daß man die Existenz schwerwiegender Verbachtsgründe gegen Maria bieser gegenüber behauptete, dem Regenten Murray gegenüber leugnete; beide Erklärungen find lediglich burch bas Interesse bieser Politik Aber es ist völlig unzuläffig, aus ber einen Erflärung zu folgern, daß Elisabeth an Maria's Unschuld, ober aus der anderen, daß sie an ihre Schuld geglaubt hätte; und es ist ge= radezu unerlaubt, zu den weiten Leserkreisen der Allgemeinen Zeitung, welche mit den Quellen über diese Dinge naturgemäß nicht näher bekannt sind, von der einen Erklärung zu reden, von ber anderen aber zu schweigen 1).

Fällt somit der Versuch Oncken's, Elisabeth selbst als volls gültige Zeugin sür Maria's Unschuld anzusühren, in sich zusammen, so steht es nicht anders um sein Bemühen, sogar Cecil's Zeugnis für diese Unschuld in's Treffen zu führen. Es verhält sich damit folgendermaßen. Der Minister Elisabeth's, ein ungemein vorssichtiger und alle Eventualitäten sorgsam erwägender Politiker,

¹⁾ Eine dritte Erklärung vom 13. Januar 1569 an Maria's Kommissäre (Laing 1, 196 f.) entscheidet die Frage, ob die Schottenkönigin schuldig oder unschuldig sei, nicht, verlangt aber von ihr, falls sie Einsicht in die vorsgebrachten Papiere fordere, den Beweis ihrer Unschuld und einen im voraus abzugebenden Verzicht auf sede Gunst seitens Elisabeth's, falls dieser Beweisnicht erbracht werden könne. Wie stimmt das zu Elisabeth's angeblicher überszeugung von ihrer vollen Schuldlosigkeit?

hatte die Gewohnheit, wenn er vor einer schwierigen Entscheidung stand, gleichsam eine schriftliche Konsultation mit sich selbst an-In solchen Fällen zeichnete er sich, wenn es sich um einen zu fassenden Entschluß handelte, die Gründe für und gegen benselben, die davon zu erwartenden Vortheile und Nachtheile, bie zu befürchtenden Gefahren und die Mittel, ihnen zu begegnen, Mehrere berartige Konsultationen sind uns erhalten 1); zu ihnen gehört auch die von Onden angeführte Denkschrift vom 10. März 1569 über bie Gefahren, welche England bedrohen, und über die Magregeln, ihnen vorzubeugen. Unter den Gefahren erwähnt ber Staatssefretar die Ansprüche Maria's auf die englische Krone; er befürchtet, eines ber Hindernisse, welches diesen Ansprüchen entgegenstehe, werbe nicht dauernd wirksam sein: "bas Berücht (the fame), daß sie ihren Gatten ermordet habe, wird mit der Zeit verschwinden ober durch ihre Vertheidiger so behandelt werben, daß es fein großes hindernis auf ihrem Wege sein wird, ihre Plane auszuführen". Bekanntlich ist diese Befürchtung des weitsichtigen Staatsmannes vollkommen in Erfüllung gegangen. Die zahllosen Verschwörungen zu Maria's Bunften, die Sülfeleiftungen, welche ihr von auswärtigen Fürsten zugesichert wurden, zeigen, daß das Gerücht von ihrer Mordthat2) ihr in der That wenigstens in fatholischen Kreisen nicht

¹⁾ In die Nategorie dieser Selbstkonsultationen gehört auch die Aufzeichnung von Tecil's Hand: Arguments for and against the Queen of Scots (Brit. Mus. Calig. C I f. 105), welche Hosack 1, 393 ansührt und auf die Oncien "Bom Fels zum Meer" a. a. D. S. 694 Bezug nimmt. Man wird nach dem, was wir bereits über diese Maria-Stuart-Literatur ersahren haben, über nichts mehr sonderlich erstaunen: aber erwähnen will ich es doch auch hier wieder, daß Hosack nur den "Pro regina Scotorum" überschriebenen Theil zu citiren, den Theil "Contra reginam Scotorum" bagegen, in welchem das in dem ersteren Angesührte eingehend widerlegt wird, einsach zu unterdrücken für erlaubt gehalten hat.

²⁾ Mehr als ein Gerücht war für die Welt ja nicht vorhanden, da Elisabeth, gleichviel aus welchen Gründen, von einem öffentlichen Prozeße verfahren und einer förmlichen Schuldigsprechung Maria's Abstand genommen hatte, und da zur Zeit, als die Aufzeichnung Tecil's entstand, noch keine Zeile von den Kassettenbriesen publizirt war.

bauernden Schaden gethan haben kann. Was soll man aber bazu sagen, wenn Oncken mit einigen dialektischen Wendungen diese Befürchtung Cecil's in ein "schlechthin entscheidendes Geständnis" desselben verwandelt, er — Cecil — glaube selbst nicht an die Kraft der gegen Maria vorgebrachten Beweise? Da ich hier nicht zu dem "weiten Leserkreise" der Allgemeinen Zeitung, sondern zu dem an Kritik gewöhnten der Historischen Zeitschrift rede, so bin ich jeder Widerlegung einer berartigen Argumenstation, wie ich hoffe, enthoben.

Wenn schließlich Oncken sich sogar auf bas Zeugnis der Gräfin Lennox, der Mutter Darnley's, für die Unschuld Maria's beruft, so wird er selbst auf dies Argument schwerlich großes Gewicht legen. Daß diese intriguante Dame, die unmittelbar nach der Ermordung ihres Sohnes die Schuld baran offen dessen Gemahlin beigemessen und sich den heftigsten Gegnern derselben angeschlossen hatte, einige Jahre später, als sie nach dem Tode ihres eigenen Gatten von der Herrschaft über Schottland durch Mar und Morton ausgeschlossen war, wieder einmal eine Schwenfung machte, um sich Maria zu nähern, und daß sie zu diesem Zwecke ihrer Schwiegertochter das Kompliment machte, die Gegner derselben der Verrätherei zu beschuldigen, erklärt sich leicht genug: es muß schlecht um die Sache der Unschuld Maria's stehen, wenn die Vertheidiger derselben zu solchen Beweismitteln ihre Zuslucht nehmen.

Überhaupt aber muß, ehe wir von Oncken Abschied nehmen, doch noch hervorgehoben werden, daß seine Aussührungen keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt in dem Stande unserer Forschung bedeuten. Die Briese Maria's sind vorhanden; der Wortlaut von vier derselben, der sachliche Inhalt zweier andrer stehen sest; die beiden letzten sind wenigstens in einer Übersetzung bekannt; hier gilt es Kritik zu üben.). Wer die sieden Briese, die ich als echt vertheidigt habe, angreisen will, muß das durch

¹⁾ Ich will hier ausdrücklich anmerken, daß ich die Veröffentlichung dieses Aufsatzes fast um ein volles Jahr verschoben habe, um eine solche Kritik Onden's abzuwarten.

direkte Prüfung, muß es auf demselben Wege thun, auf dem ich die Fälschung eines derselben nachzuweisen versucht habe. Durch die Anführung von allerhand Nebenumständen wird die Untersuchung nur verwirrt und nicht geklärt; und Oncken's Argumente werden dadurch noch nicht "schlechthin entscheidend", daß er selbst sie so zu bezeichnen für gut findet.

Bu einer solchen direkten Untersuchung, wie ich sie verlangen zu dürsen glaube, ist H. Cardauns geschritten, bessen zwei Auffähe über diese Frage 1) sich auch durch ihren rein sachlichen Charakter sehr vortheilhaft von den Ausführungen Oncken's unterscheiben. Freilich in einem Punkte von methodischer Wichtigkeit stimmt er mit ihm und Philippson überein. Alle drei verlangen von mir, nachdem ich die Echtheit eines der acht Briefe preisgegeben habe, einen bundigen Beweis für die Echtheit ber übrigen. Das heißt benn doch die Rollen vertauschen. Wenn wir es mit historischen Dokumenten zu thun haben, deren Schtheit bald nach ihrer Ausstellung bei einer offiziellen Prüfung anerkannt worden ist — und dies trifft auf die Kassettenbriese zu —, so bindet freilich diese offizielle Prüfung unser eigenes fritisches Urtheil nicht; aber sie legt doch denen, die ihrem Ergebnis widersprechen, und nicht denen, die ihm zustimmen, den Beweis der Unechtheit auf. solchen Beweis habe ich für den zweiten Glasgow=Brief unternommen; ich bin barnach berechtigt zu verlangen, daß, wer die Unechtheit der sieben anderen Briefo behauptet, ähnliche Beweise für diese Behauptung erbringe. Daß jemand ein falsches Dokument vorlegt, berechtigt um so weniger zu der Vermuthung, daß alle von ihm produzirten Aftenstücke falsch seien, als gerade die Vermischung echter mit falschen Dokumenten den Betrug erleichtern mußte. Ist er bei der einen Fälschung so ungeschickt verfahren, daß unsere heutige Kritik, wie ich mit Cardauns annehme, die unrechtmäßige Entstehung berselben mit größter Bestimmtheit nachweisen kann: wie wunderbar wäre es dann, wenn ihm sieben

¹⁾ Deutsche Untersuchungen über Maria Stuart (bezeichnet D. U.): Historisches Jahrbuch der Görreß-Gesellschaft 1882 S. 445 ff. und "Der Sturz Maria Stuart's" (bezeichnet St.), Köln 1883.

andere Fälschungen so gut gelungen wären, daß kein Widerspruch berselben in sich ober unter einander oder mit anderen anerkannt echten Dokumenten nachgewiesen werden könnte!

In der That hat Cardauns, von einem einzigen gleich zu besprechenden Punkte abgesehen, nichts derartiges geltend gemacht. Dieser einzige Angriff richtet sich gegen Brief 1. Ich hatte behauptet, berselbe stehe mit der in dem sog. Tagebuch Murray's geschilderten Situation, mit der Brief 2 nicht zu vereinbaren ist, in bestem Einklang. Meine Behauptung bezog sich zunächst nur auf eine in Brief 1 begegnende Anspielung auf eine Reise Both= well's von Sbinburg nach Liddesdale, über die wir durch das Tagebuch Kenntnis erhalten. Jett macht Cardauns ein anderes geltend 1). In Brief 1 schreibt Maria am Morgen des 25. Januar an Bothwell: If I hear no other matter of you ..., I bring the man (Darnsey) monday (27. San.) to Cregmillar, where he shall be upon widnisday (29. Jan.). Das Tagebuch Murray's berichtet bagegen, Bothwell sei am 24. Januar bamit beschäftigt gewesen, Darnlen's Wohnung in Kirk of Field bei Edinburg "vorzubereiten". Das steht, sagt Cardauns, in "schnurgerabem Wiberspruch" zu einander. In der That aber kennen wir jett durch Nau 2), d. h. wohl durch Maria selbst, den Zusammenhang ganz genau. Maria hat wirklich, genau ihrem Brief entsprechend, ihren Gemahl nach Craigmillar führen wollen: die Anderung des Reiseplanes ist bewirkt worden durch einen der Verschworenen, James Balfour, ben Bruber des Eigenthümers bes Hauses in Kirk of Field. Da Balfour nirgends unter ben Begleitern Maria's auf ihrer Reise nach Glasgow genannt wird, so muß angenommen werben, daß er das am 27. von Glasgow abgereiste Rönigspaar unterwegs getroffen hat, und bas scheinen auch die Worte Nau's, die Anderung des Planes sei erfolgt, "sur le rapport de James Bafour et quelques aultres", zu bestätigen. Danach ist klar, was geschehen ist. Als Bothwell mit der Vorbereitung des Hauses in Kirk of Field fertig war, empfing er Maria's Brief

¹⁾ D. U. S. 458 Nr. 1, St. 59.

²⁾ Stevenson S. 243.

vom 25., mit der Nachricht, sie gehe nach Craigmillar, wenn sie nichts anderes von ihm höre. Er schickt Balsour ab, um diesen anderen Auftrag zu ertheilen, und der Zug des Königspaares wendet sich darauf nach Edinburg, wo Darnley in das zum Morde bestimmte Haus gebracht wird. Wan sieht: Wurray's Tagebuch und Nau's Memoiren ergänzen einander, und beide zusammen stehen mit Brief 1 in der That "im besten Einklang".

Richt als einen wirklichen Ginwand (in bem Sinne, wie ich hier solche Einwände verlange) gegen die Echtheit der drei letten sich auf die Entführung durch Bothwell beziehenden Briefe kann ich es betrachten, wenn auch Cardauns 1), wie früher schon andere, geltend macht, es sei nicht benkbar, daß Maria, die am 21. April 1567 Edinburg verließ und am 24. von Bothwell entführt wurde, in ber Zwischenzeit brei Briefe an ihn gerichtet habe, um sich über die Einzelheiten (Ort und Zeit) bes Planes von ihm instruiren zu laffen. Die Briefe selbst zeigen bem gegenüber am beutlichsten, daß eben noch nichts Endgültiges über diese Einzelheiten festgestellt war und daß Bothwell's eigener Schwager bas Projekt noch bekämpfte, als sie aus Edinburg abreifte; daß fie mit Bothwell in beständiger und täglicher Korrespondenz blieb, ist unter diesen Umständen um so leichter erklärlich, als irgend ein unvorhergesehener Zwischenfall, d. B. die Ankunft einiger nicht in den Plan eingeweihten Lords mit bewaffneten Bafallen am Hoflager Maria's, das ganze Unternehmen vereiteln konnte. Warum aber ist Maria aus Edinburg abgereift, ohne sich mit Bothwell über alles zu verständigen? Indem ich auf diese Frage zu antworten versuche, begegne ich zugleich einer Reihe anderer Erwägungen, die mehrfach angestellt sind.

Die Kassettenbriese, sagt man, stören den pragmatischen Zussammenhang der Begebenheiten; schon darum sind sie unecht. Sanz richtig, wenn man von der Voraussetzung von Maria's Unschuld ausgeht; dann allerdings stören diese Briese den Zussammenhang auf's unbequemste; aber sie passen vollkommen zu ihm, wenn man keine solche Voraussetzung macht. Gerade

¹⁾ St. S. 72.

an der Entführungsgeschichte läßt sich das recht deutlich zeigen. "Wozu", fragt Cardauns 1), "nachdem eine lange Reihe von Trägern hochabelicher Namen die Heirat Bothwell's mit Maria durch Unterschrift befürwortet hatten, die unter diesen Umständen gänzlich überflüssige Entführung, welche die bis dahin ziemlich gute Position Bothwell's nur verschlechtern konnte?" Überflüssig, ja gefährlich, antworten wir, war die Entführung allerdings aber nur für Bothwell, nicht für Maria selbst 2). Ihm konnte ber Bond des hohen Adels genügen, der die Vermählung dringend anempfahl, aber keineswegs der Königin. Maria sah zweifellos voraus, wie man an den auswärtigen Höfen, in Paris nicht anders als in London, über diese schmähliche Ehe urtheilen würde: um dieselbe zu rechtfertigen, genügte nicht der Rath ihres Abels; ber Schein ber Gewaltthat, bes unausweichlichen Zwanges war dazu erforderlich. "Erst als wir keine Hoffnung sahen, von ihm (Bothwell) befreit zu werben, ba niemand in Schottland Anstalten traf, für unsere Befreiung zu sorgen . . ., waren wir gezwungen, unfer Migvergnügen zu fänftigen und begannen über das, was er vorschlug, nachzudenken" — so heißt es dem ent= sprechend in den Instruktionen, auf Grund deren der schottische Gesandte in Paris später bas Greignis barftellen sollte 3). Daß Bothwell die Entführung lieber vermieden hatte, beweist die offene Werbung um die Hand Maria's, die der in seinem Haus versammelte Abel durch Maitland noch am 20. April anstellen ließ: wenn Maria auf der ersteren bestand, mußte sie die letztere ab= lehnen, und um Bothwell zu dem weiteren Schritt zu nöthigen, die Stadt schleunigst verlassen. Und in diese Situation passen nun die Briefe auf's vortrefflichste hinein. Nach ihnen ist alles überraschend schnell gekommen; noch ist nichts näheres verabredet. Bothwell zögert, sein Schwager warnt. Maria hat dem ersteren vor ihrer Abeise ein Versprechen abgenommen; aber sie ist voller

¹⁾ St. S. 72.

²⁾ Vgl. Cardauns St. S. 40, dem dieser Gedanke selbst gekommen ist, der ihn dann aber aus unzureichenden Gründen abweist.

³⁾ Labanoff 2, 39. Die in dieser Instruktion gegebene Darstellung der Ereignisse ist, wie jest aus Nau's Memoiren sich ergibt, sehr ungenau.

Befürchtungen, daß er es nicht halte; "ich möchte tot sein", sagt sie, "denn ich sehe alles schlecht gehen"; sie spornt ihn an, sie wirst ihm sein Zögern vor, sie gibt ihm die Entschuldigungen an die Hand, die er gebrauchen soll: man sieht ganz deutlich, Maria ist die eigentliche treibende Kraft bei dem ganzen Entsührungsplan; die Briefe entsprechen völlig dem, was wir aus allgemeinen Erwägungen, die Mitwissenschaft der Königin um den Plan vorausgesetzt, erwarten mußten.

Ich könnte mich, nach dem was oben bemerkt ist, damit begnügen, die Argumente gegen die Schtheit der Briefe abzusweisen¹) und abzuwarten, daß die Gegner ihre Diffession mit tristigeren Gründen unterstützen als mit den erwähnten und mit ihrer Überzeugung, daß Maria unschuldig sein müsse. Allein ich habe schon früher den Versuch gemacht, die Schtheit aller Briefe mit Ausnahme des zweiten auch positiv zu stützen, und auf die Polemik gegen diese meine Vegründung muß ich noch in der Kürze zurücksommen.

Ein stringenter Beweis für die Echtheit von Dokumenten läßt sich natürlich überall nicht führen, wenn die Originale sehlen und vollgültige Zeugen, welche dieselben entstehen sahen, nicht vorhanden sind. In solchem Fall kann nur ein Wahrscheinlichseitsbeweis geführt werden; aber der Grad der Wahrscheinlichseit kann ein so großer werden, daß er der Gewißheit gleich oder nahe kommt. Ich habe diesen Wahrscheinlichseitsbeweis doppelt zu führen versucht, direkt indem ich die starke Übereinstimmung des Stiles der vier im Originaltext erhaltenen Briefe mit den anerkannt echten Briefen Maria's betonte; indirekt indem ich zeigte, daß die Annahme der Fälschung bei zweien der Briefe auf die stärksten Unwahrscheinlichkeiten sühre.

¹⁾ Allerdings hat B. Sepp in einem zweiten Theile seiner H. Z. 50, 84 besprochenen Schrift, in welcher er an seiner fast von allen Seiten abgewiesenen Hypothese seschäft, noch mehr solcher Einwände erhoben. Aber mit den zahlereichen Mißverständnissen und Irrthümern dieser Arbeit mich eingehender zu beschäftigen, muß ich ablehnen. Seine anscheinend gewichtigen Einwendungen gegen Brief 1 z. B. beruhen wesentlich darauf, daß er den schlechteren und versfälschten schvetischen Text dem offiziellen englischen vorzieht; dem letzteren gegen: über werden sie zumeist einsach gegenstandslos.

Den stilistischen Beweis habe ich angetreten, indem ich zu etwa vierzig längeren ober fürzeren Stellen ber vier wenig umfangreichen. in Frage kommenden Briefe andere Stellen aus Maria's aner= fannter Korrespondenz beigebracht habe, die sich im Ausbruck oder im Gedanken mit jenen becken. Cardauns 1) hat den Gegenbeweis zu führen gesucht, daß sich dieselben Wendungen als Gemeingut bes französischen Briefstils der Zeit nachweisen laffen; er hat sich zu diesem Zweck erstens der Briefe Katharina's von Medici aus dem Jahre 1562, zweitens einer Anzahl von Briefen verschiedener Personen bedient, welche der Graf be la Ferrière seiner Ausgabe der ersteren als Noten hinzugefügt hat. Auch wenn nun Carbauns' Parallelftellen vollfommen paffend gewählt wären, was sie, wie wir gleich sehen werden, nicht durchweg sind, so würde ich seinen Gegenbeweis nicht anerkennen können. Er selbst hat schon eingewendet, daß Maria in Katharina's Umgebung und unter ihrem unmittelbaren Einfluß erzogen worden ist; ich würde die Thatsache, daß viele Wendungen der Kassettenbriefe eine Übereinstimmung auch mit dem Briefstil der Medicaerin zeigen, unter biesen Umständen nur als eine neue Bestätigung bafür auffassen, daß dieselben von Maria stammen. Denn wenn auch zur Zeit der Entstehung der Kassettenbriefe schon fünf oder sechs Jahre seit ber Entfernung Maria's aus Frankreich verflossen waren: woher follte wohl die Königin während biefer Zeit in Schottland einen anderen Briefstil gelernt haben, als berjenige war, welchen sie sich am Hofe Katharina's angeeignet hatte?

Aber auch wenn das von Cardauns zur Widerlegung meiner Ansicht herangezogene Material dazu an sich geeigneter wäre, als es in der That ist, so würde ich seinen Aussührungen nicht zus stimmen können. Cardauns hat, wie mir scheint, die methodische Art dieses Stils oder Diktatbeweises völlig verkannt. Ich erläutere

¹⁾ D. U. S. 464 ff. — Was die zweite von Cardauns D. U. S. 469 ff. angeführte Reihe von Parallelstellen bedeuten soll, vermag ich nicht zu sagen. Mir wenigstens ist es nie eingefallen zu bezweiseln, daß sich, neben den Maria's Stil eigenthümlichen, in ihren Briefen zahlreiche andere Wendungen sinden, die ganz allgemein gebräuchlich sind. Wie das eine Gegenprobe gegen meine Aussiührungen sein soll, ist mir völlig unverständlich.

sie beshalb an einem mittelalterlichen Beispiel. Ginen bestimmten Kanzleibeamten aus der Zeit Kaiser Heinrich's IV., über welchen soeben eine größere Arbeit eines meiner Schüler erschienen ist, erkennen wir mit voller Sicherheit schon an der Korroborationsformel, die er eine Zeit lang gebraucht. Er schreibt in dieser Zeit z. B. so: cuius traditionis testem cartam hanc scribi . . . iussimus. Nicht ein einziges dieser Worte ist ihm eigenthümlich, jedes kommt auch in anderen Urkunden der Zeit vor; aber die Verbindung, in der sie auftreten, die Bezeichnung der Urkunde selbst als testis ist nicht allgemein gebräuchlich und charakterisirt seinen individuellen Stil. Genau dem entsprechend verhält es sich mit den Briefen Maria Stuart's. Indem die Königin französisch schrieb, verfügte sie selbstverständlich nur über ben ihrer Zeit geläufigen französischen Sprachschat; zweifellos wird jedes einzelne von ihr gebrauchte Wort auch in anderen Briefen der Zeit nachweisbar sein. Um die Gigentümlichkeiten ihres Stiles zu erkennen, muß man auf die Verbindungen achten, in welche sie die einzelnen Worte bringt, und auf die Bedeutungen, welche sie ihnen beilegt. Wie vollständig Cardauns dies übersehen hat, zeigen viele der angeblichen Parallelstellen, welche er beibringt. Maria Stuart gebraucht in ben Kassettenbriefen und sonst die Wendung: pour bien ou mal mit folgendem subjonctivischen Relativsatz; Cardauns belegt aus einem Briefe Katharina's von Medici den Sat: participer à tout le bien ou le mal mit folgendem Indikativsatz. Ich führe aus Briefen Maria's an: en récompense de quoi; Cardanns hält mir entgegen aus einem Briefe Katharina's: en récompense, und aus einem Briefe eines anderen: en foi de quoi. Maria schreibt mettre fiance en quelqu'un; Cardauns' Parallelstellen haben avoir fiance en quelqu'un. Maria gebraucht oft répondre ober en répondre de quelque chose in der Bedeutung "für etwas bürgen", Carbauns bringt Belege für répondre ober en répondre de quelque chose in der Bedeutung "über etwas antworten". Maria verwendet au hasard oder en hasard mit folgendem Infinitiv im Sinne von "auf die Gefahr, zu"; bie von Cardauns beigebrachte Parallelstelle lautet "que les choses soient remises au hazard

des armes". Einer der Kassettenbriese verbindet genau wie ein anerkannter Brief Maria's den allgemein üblichen Schlußwunsch eines langen und glücklichen Lebens mit dem Handkuß (après vous avoir baisé les mains); Cardauns führt überflüssigerweise mehrere Beispiele für den ersteren an, aber gerade diese Bersbindung belegt er nicht. Maria vergleicht ihr Herz mit dem Sdelstein in einem Kinge, den sie einem Freunde sendet; nach Cardauns soll es eine "ähnliche Sdelsteinsymbolik" sein, wenn Katharina schreibt: la soy et l'amitié que désire celle qui donne celle bague ne souyt comme la pierre!

Ich will die Leser nicht mit weiteren Einzelheiten ermüden. Im ganzen steht es mit Cardauns' Zusammenstellungen folgendersmaßen. Er hat zweiundvierzig von mir angesührte Wendungen besprochen, eine weitere nicht berücksichtigt '). Zu zwölf von diesen dreiundvierzig Stellen, und darunter sind fast alle längeren und besonders charasteristischen Sätze, hat Cardauns überhaupt keine Parallelstelle beizubringen vermocht; zu vierzehn anderen bringt er Stellen, welche von der oben angesührten Art sind und in keiner Weise passen. Scheidet man nun serner aus dem Verzeichnis drei oder vier Stellen aus, die ich nur angesührt hatte, weil Kervyn de Lettenhove sie als unfranzösisch beanstandet hatte, und die an sich für einen solchen Beweis nicht geeignet sind, so sieht man leicht, daß für etwa zwei Drittel der von mir citirten Wendungen der Versuch Cardauns', sie als "Gemeingut des französischen Briefstils" nachzuweisen, gänzlich gescheitert ist.

Und dabei war die Zusammenstellung, die ich gegeben habe, noch keineswegs erschöpfend. Wenn man z. B. die Liebesbriefe Maria's an den Herzog von Norfolk mit den Kassettenbriesen zusammenhält, so bieten sich, so sehr die Verschiedenheit der Sprache hier die Vergleichung erschwert, dennoch nicht wenige auffallende Analogien. Man vergleiche z. B. den Schluß von Brief 3: jusques à la mort ne changera, car mal ni dien onque ne estrangera mit dem Norfolk-Briefe vom 17. Mai 1570 (oben S. 256 f.) come what so will, I shall never change from you und vom Dezember 1569 (Labanoff 2, 5): weal nor woe

¹⁾ Bgl. D. U. S. 466 ff.; außerdem S. 483.

shall never remeve me from you. In den Raffettenbriefen versichert die Königin Bothwell, sie sei "entièrement vostre"; Norfolf schreibt sie mehrfach, sie sei "your own faithful to death". Dem Herzog von Norfolt versichert sie im Juni 1570 (Labanoff 3, 62): I will be true and obedient to you, as I have promised, as long as I live; in Rassettenbrief 5 verheißt sie Bothwell 1): je suivray vostre volonté toute ma vie plus volontiers que vous ne me la déclarerez. So fehrt noch mehrfach ber gleiche Gedankengang in beiden Briefgruppen wieder, fo weit es die Verschiedenheit ihres sachlichen Inhalts zuläßt: die Furcht, von dem Geliebten verdächtigt zu werden, die Warnung vor verrätherischen Freunden, die Bitte um häufige Instruktion, mas sie thun folle u. bgl. m. Soll bas alles Zufall fein? ebenso großer Bufall wie berjenige, daß die Fälscher ber vier Briefe dabei mehr als vierzig Wendungen gebraucht hätten, welche in echten Briefen Maria's nachweisbar sind, barunter mehrfach ganze Säte, die bort fast völlig identisch wiederkehren? Ich denke nicht, daß man, diese Dinge unbefangen betrachtet, an einen folchen Bufall glauben wird.

Und wie ich den erbrachten stillstischen Beweis durch Cardauns' Ausführungen nicht als widerlegt betrachten kann, fo scheint mir in noch höherem Mage migglückt, was er gegen meinen indirekten Beweis geltend macht. Derselbe stütte sich auf Brief 4 und Brief 1. Dem vierten Brief haben die Schotten wie wir aus seiner Dorsualinschrift und aus den Kommissionsverhandlungen von Nork und Westminster erfahren, eine absolut ungerechtfertigte Auslegung gegeben, um Maria zu kompromittiren; sie beduzirten aus ihm burch eine kaum verständliche Interpretation den Plan Maria's und Bothwell's, Darnley in Holyroodhouse zu ermorden, wovon in dem Briefe schlechterbings nichts steht. Ist das mit der Annahme der Fälschung oder auch nur der Interpolation vereinbar? Widerspricht es nicht allen Grundfagen historischer Rritik, wenn man annimmt, die Schotten hatten, als sie den Brief fälschten ober interpolirten, gerade bas, was sie durch ihn beweisen wollten, deutlich und verständlich auszu-

¹⁾ Gewiß nicht Darnlen!

drücken unterlassen? Und mehr noch scheitert die Annahme ber Fälschung an ben beiden Texten von Brief 1. In der englischen Übersetzung besselben findet sich der Satz: I send this present to Ledington, to be delivered to you by Beton; b. h. Maria schickt den ihren Verrath an Darnley klar legenden Brief durch Vermittelung Lethington's an Bothwell, dessen Aufenthaltsort sie nicht kennt. Die gesperrten Worte beweisen zweifellos Lethington's Mitwissenschaft am Komplot gegen Darnlen; und da der erstere zu den Anklägern Maria's, zu den Kommissaren Murray's bei den Verhandlungen in York gehörte, so waren sie äußerst unbequem. Darum ließ man sie in den Ubersetzungen der Briefe, welche man von Seiten der Schotten verbreitete, und im Drucke Bucha= nan's fälschender Weise fort; mit darum wird man sich in York so viel Mühe gegeben haben, der Vorlage der Brieforiginale überhoben zu werden. Unter biesen Umständen ist, wie ich wieder= hole, der Umstand, daß jener Sat in dem in Westminster vor= gelegten Originalbriefe stand, nach welchem unsere englische Übersetzung gemacht ist, allein ein völlig ausreichender Beweis für bessen Echtheit. Dem Schwergewicht dieses Grundes hat sich auch Cardauns nicht gänzlich zu entziehen vermocht. "Es ist in der That schwer anzunehmen", schreibt er 1), "daß zu einer Zeit, wo Maitland (Lethington) gegen Maria mit Murray und Morton zusammen operirte, lettere einen Brief fabrizirt haben sollten, welcher ihren Kompagnon bloßstellte". Wenn nun aber Cardauns fortfährt, "beweisfräftig für die Echtheit des gangen Briefes aber ist diese Erwägung nicht, so lange wir keine Garantie für die vollständige Treue des uns überlieferten Textes, keine Sicherheit besitzen, daß nicht ein echter Brief zur Grundlage einer Fälschung benutt werde", so bedaure ich, daß den von mir sehr geschätzten Forscher ber kritische Scharffinn, von dem seine sonstigen Arbeiten so erfreuliche Proben liefern, hier gänzlich im Stich gelassen hat. Ich hoffe, daß Cardauns selbst bei noch= maliger unbefangener Erwägung der Sachlage mir zugeben wird: es ist nach allen fritischen Grundfägen völlig nothwendig anzu-

¹⁾ St. S. 60. Früher, D. U. S. 475, hatte er die Stelle ganz mißverstanden.

nehmen, daß die Schotten, wenn sie an Brief 1 überhaupt etwas fälschten, den Satz fortgelassen hätten, der für ihren Zweck in keiner Weise erforderlich war, und dessen kompromittirende Bedeutung sie, wie die von ihnen verbreitete schottische Übersetzung beweist, vollskommen klar erkannten. Nur wenn den Schotten daran lag, den autographen Brief Maria's in unveränderter Gestalt zu produziren, ist es, ihre Zurechnungsfähigkeit vorausgesetzt, erklärlich, daß jener Satz darin stehen blieb.

Auf die Schtheit von Brief 1 aber kommt alles an. Brief 1 beweist, wie Cardauns nicht in Abrede stellen wird, verrätherisches Sinverständnis Maria's mit Bothwell vor der Ermordung Darnsley's. Sie ist auch dann vielleicht nicht direkt an dem Mordplan selbst betheiligt gewesen; aber die Frage ihrer moralischen Schuld ist darum nicht minder entschieden. Wer die Schtheit von Brief 1 zugeben muß, für den kann es kein Zweisel sein, daß auch der Entsührungsplan zwischen Maria und Bothwell verabredet war, der hat überhaupt kein großes Interesse mehr, die Schtheit der sechs anderen von mir in Schutz genommenen Briefe anzuzweiseln.

Ich kann mich kurz fassen, indem ich schließlich noch meine Ansnahme von der Unechtheit des zweiten langen Glasgow-Briefes gegen die Ausführungen A. Gädeke's ') vertheidige. Es sind namentlich zwei Punkte, auf die der letztere näher eingegangen ist — denn

¹⁾ H. 3. 50, 95 ff. An Mißverständnissen fehlt es in diesem Aussafettennicht. So ist z. B. das, was Gädete über die Handschriften der Kassettenbriese, die Geschichte ihrer Aussindung und ihren gegenwärtigen Ausenthaltsort
vorbringt, größtentheils noch immer irrig. Ebenso wenig zutressend ist es, wenn
Gädete sich gegen meinen Borwurf, Daten nachlässig behandelt zu haben, dasdurch zu vertheidigen sucht, daß er S. 105 N. 1 mir vorhält, die Beit der Rücktehr Murran's nach Schottland einmal auf Ende Juli, das andere Mal auf
11. August 1567 bestimmt zu haben. Denn daß die erstere Angabe sich auf
Murran's Abreise aus Frankreich, die zweite auf seine Ankunst in Schottland
bezieht, hätte ihm nicht entgehen dürsen, und daß beide richtig sind, wird er
nicht leugnen wollen. Zu verwersen ist ferner der von ihm versuchte Nachweis
der Echtheit der Kassettenbriese aus ihrer Orthographie: denn daß die Orthographie unserer Kopien auch die der Orthographie gewesen sei, wird durch nichts
verbürgt, vgl. unten S. 818 N. 1.

eine Erörterung der chronologischen Widersprüche betrachtet er noch immer als unfruchtbar —, einmal die Dispositionsnotizen des zweiten Theiles dieses Briefes, sodann die Zeugenaussage Craw= ford's. In ersterer Beziehung hatte ich behauptet, es sei unmöglich, die Schlußnotiz: remember zow . . . of the Erle Bothwell als Dispositionsnotiz für einen Brief an den Garl Bothwell zu betrachten; sie könne mit ihm erst künstlich und fälschender Weise in Verbindung gebracht sein. Dem entgegen will Gabeke remember you überhaupt nicht auf of the Erle Bothwell beziehen, sondern die Dispositionsnotiz nur aus ben letteren vier Worten bestehen lassen. Seine Argumentation dafür scheint mir zwar durchaus hinfällig: aber gesetzt den Fall, er hätte Recht, was wäre denn damit gewonnen? Was man auch immer zu dem Genitiv "of the Erle Bothwell" ergänzen mag, ob Maria hat sagen wollen "I must think of the Erle B." ober "I shall write of the Erle B." ober was sonst — immer ist es gleich unerklärlich, daß sie sich eine solche Notiz für einen an Bothwell bestimmten Brief gemacht haben sollte! Es bleibt dabei, die Worte "of the Erle Bothwell" können unmöglich die lette ber Dispositionsnotizen für einen Brief an ben Garl Bothwell gebildet haben.

In Bezug auf den zweiten Punkt, die wörtliche Übereinstimmung umfangreicher Partien des Briefes mit der Deposition Crawford's, din ich eingehenderer Aussührungen jetzt durch Carbauns überhoben. Der letztere hat neuerdings 1) in Bestätigung und Ergänzung meiner früheren Darlegungen noch einmal in schlagender Weise dargethan, daß der Verfasser des Briefes die Zeugenaussage Crawford's ausgeschrieben hat: die Thatsache liegt für jeden, der nicht die Richtigkeit der Wethode unserer gesammten neueren Duellenkritik leugnen will, so klar, daß darüber kein Wort weiter verloren zu werden braucht 2). Damit aber ist die Fälschung des zweiten Briefes erwiesen.



¹⁾ St. S. 65 ff.

²⁾ Wenn Gäbeke eine Ausarbeitung der Crawford'schen Aussage unter Zugrundelegung des großen Brieses für wahrscheinlich hält, so setzt er sich überdies mit seinen eigenen früheren Annahmen in Widerspruch. Denn Crawsford hat am 9. Dezember 1567 beschworen seine Aussage, die er in Westminster

Ich füge bem nur noch ein Wort hinzu. Gäbeke (S. 108) ruft mir in vorwurfsvollem Tone zu, ich hätte mit meinen Schlußfolgerungen ben Gegnern ber Cchtheit aller Briefe eine Waffe in die Hand gegeben, welche diese nach Kräften auszunuten bemüht seien. Auch wenn das zuträfe, würde ich einem berartigen Vorwurfe gegenüber völlig fühl bleiben, da es mir in dieser Frage nur auf die Ermittelung des Wahren ankommt, und nicht barauf, ob ich ben Gegnern ober ben Vertheidigern Maria's einen Gefallen erweise. In Wirklichkeit aber ist genau das Gegentheil der Fall. Wer die bisherige bändereiche Literatur über die Rafsettenbriefe kennt, dem wird es nicht entgangen sein, wie alle Angriffe sich vorzugsweise gegen den zweiten Brief richteten; die übrigen sieben Briefe wurden nur gang nebenher behandelt. Die Position derjenigen aber, welche Maria nicht für eine schuldlose Märthrin hielten, war nur darum so schwach, weil sie auch diesen zweiten Brief mit seinen gehäuften Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten halten zu müssen meinten. Wie wenig den Vertheidigern Maria's bleibt, wenn man biese unhaltbare Position aufgibt und ihnen damit ihre wirksamsten Waffen entwindet, haben die vorangehenden Darlegungen, wie ich hoffe, gezeigt. Mit dem allgemeinen und nur auf den ersten Augen= blick bestechenden Sate, wer eines Briefes Fälscher sei, muffe noch sieben andere gefälscht haben, wird man auf die Dauer gegenüber ben vorhandenen Beweisen für die Echtheit der sieben Briefe gewiß nicht durchdringen. Nicht einer von allen Forschern, die sich feit dem Erscheinen meines Aufsates über die Frage geäußert haben, hat Gabefe's Standpunkt vertheidigt; auch Pauli, der ihn früher theilte, hat ihn in einer Reccnsion meiner Arbeit aufgegeben. Und so kann ich Gäbeke nur den wohlgemeinten Rath geben, in der zweiten Auflage seines Buchs nicht ben aussichtslosen Versuch zu erneuern, beweisen zu wollen, was sich nun einmal nicht beweisen lät!

- Contract

schriftlich eingab, unmittelbar nach Maria's Unterredung mit Darnley, also viele Monate, ehe der Brief ihm zugänglich war, niedergeschrieben zu haben; und daß Crawford einen Meineid geschworen habe, wird Gädeke nach dem, was er S. 300. 301 über ihn bemerkt, gewiß nicht annehmen.

Beilagen.

1. Maria an Babington, Chartley 25. Juni 1586.

(Staatsardiv zu London, Mary Queen of Scots Vol. 19 Nr. 10-12.)

My very good friend, — Albeit it be long since you heard from me no more than I have done from you against my will, yet would I not you should think I have in the meanwhile, nor will ever be unmindful of the effectual affection you have showed heretofore towards all that concerns me. I have understood that, upon the ceasing of our intelligence, there were addressed unto you both from France and Scotland some packets for me; I pray you, if any be come to your hands and be yet in place, to deliver them to the bearer hereof, who will make them safely to be conveyed unto me; and I will pray God for your preservation.

Of June the 25th at Charteley.

Your assured good friend Marie R.

2. Babington an Maria. Ohne Datum. (Staatsardiv zu London a. a. D. Vol. 19 Nr. 10—12.)

Most mighty, most excellent, my dear Sovereign, Lady and Queen, unto whom only I owe all fidelity and obedience, - It may please your gracious Majesty to admit the excuse of my long silence, and discontinuance from these dutiful offices, incepted upon the remove of your royal person from the ancient place of your abode to the custody of a wicked Puritan and mere Leicestrian - a mortal enemy, both by faith and faction, to your Majesty and the State Catholic. I held the hope of our country's weal, depending (next under God) upon the life and health of your Majesty, to be desperate and thereupon resolved to depart the land, determining to spend the remainder of my life in such solitary sort, as the wretched and miserable estate of my country did require, daily expecting, according to the just judgment of God, the deserved confusion thereof, which our Lord, for his mercy's sake, prevent. The which my purpose being in execution, and standing upon my departure, there was addressed to me, from the parts beyond the seas, one Ballard, a man of virtue and learning, and of singular zeal to the Catholic cause and your Majesty's service. This man informed me of great preparations by the Christian princes, your Majesty's allies, for the deliverance of our country from the extreme and miserable estate wherein it has so long remained; which when I understood, my special desire was to advise by what means, with the hazard of my life and my friends in general,

I might do your sacred Majesty one good day's service. Whereupon, most dear Sovereign, according to the great care which those princes have of the preservation and safe delivery of your Majesty's sacred person, I advised of means and considered of circumstances according to the weight of the affairs, and, after long consideration and conference had with so many of the wisest and most trusty as with safety I might reccommend the safety thereof unto, I find, by the assistance of our Lord Jesus, assurance of good effect and desired fruit of our travails. Those things are first to be advised in this great and honourable action, upon the issue of which depends not only the life of your most excellent Majesty (which God long preserve to our inestimable comfort and to the salvation of English souls), and the life of all us actors therein, but also the honour and weal of our country, far than our lives more dear unto us, and the last hope ever to recover the faith of our forefathers and to redeem ourselves from the servitude and bondage which heresy has imposed upon us with the loss of thousands of souls. assuring one invasion; sufficient strength in the invader; ports to arrive at appointed, with a strong party at every place to join with them and warrant their landing; the deliverance of your Majesty; the dispatch of the usurping competitor (for the effectuating of all which, it may please your Excellence to rely upon my service). I vow and protest before the face of Almighty God, who miraculously has long preserved your sacred person, no doubt to some universal good end, that what I have said shall be performed, or all our lives happily lost in the execution thereof. Which vow all the chief actors herein have taken solemnly, and are, upon assurance by your Majesty's letters unto me, to receive the blessed sacrament thereupon, either to prevail in the Church's behalf and your Majesty's, or fortunately to die for that honourable cause.

Now forasmuch as the delay is extreme dangerous, it may please your most excellent Majesty by your wisdom to direct us, and by your princely authority to enable such as may advance the affairs. For seeing that there is not any of the nobility at liberty assured to your Majesty in this desperate service (except unknown to us), and seeing it is very necessary that some there be to become heads to lead the multitude, ever disposed by nature in this land to follow nobility, considering withal it does make not only the commons and gentry to follow without contradiction or contention (which is ever found in equality), but also does add great courage to the leaders: for which necessary regards I recommend some unto your Majesty as fittest, in my knowledge, for to be your lieutenants in the west parts, in the north parts, South Wales, North Wales, the countries of Lancaster, Derby, and Stafford, all which countries, by parties already made, and fidelity taken in your Majesty's name, I hold as most assured and of most undoubted fidelity.

Myself with ten gentlemen, and a hundred our followers, will undertake the delivery of your royal person from the hands of your enemies. For the dispatch of the usurper, from the obedience of whom we are, by the excommunication of her, made free, there be six noble gentlemen, all my private friends, who, for the zeal they bear to the Catholic cause and your Majesty's service, will undertake that tragical execution. that, according to their infinite good deserts, and your Majesty's bounty, their heroical attempts may be honourably rewarded in them, if they escape with life, or in their posterity; and that so much I may be able, by your Majesty's authority, to assure them. Now it remains only that by your Majesty's wisdom it be reduced into method, that your happy deliverance be first, for that thereupon depends the only good, and that all the other circumstances so occur, that the untimely beginning of one end do not overthrow the rest. All which your Majesty's wonderful experience and wisdom will dispose of in so good manner as I doubt not, through good God's assistance, all shall come to desired effect; for the obtaining of which every one of us shall think his life most happily spent. Upon the 12th day of this month I will be at Lichfield, expecting your Majesty's answer and letter in readiness, to execute what by them shall be commanded.

> Your Majesty's most faithful subject and sworn servant Anthony Babington.

3. Maria an Babington. Ohne Datum. (Staatsarchiv zu London a. a. D. Vol. 18 Nr. 52—54.)

Trusty and well beloved, - According to the zeal and entire affection which I have known in you towards the common cause of religion, and mine, having always made account of you as a principal and right worthy member to be employed both in the one and the other, it has been no less consolation unto me to understand your estate, as I have done by your last, and to have found means to renew my intelligence with you, than I felt grief all this while past to be without the same. I pray you, therefore, from henceforth to write unto me so often as you can of all occurrents which you may judge in any wise important to the good of mine affairs, whereunto I shall not fail to correspond with all the care and diligence that shall be in my possibility. For divers great and important considerations, which were here too long to be deducted, I cannot but greatly praise and commend your common desire to prevent in time the designment of our enemies for the extirpation of our religion out of this realm with the ruin of us all. For I have long ago shown unto the foreign Catholic princes, and experience does approve it: the longer that they and we delay to put hands to the

matter on this side, the greater leisure have our said enemies to prevail and win advantages over the said princes, as they have done against the King of Spain. And in the meantime the Catholics here, remaining exposed to all sorts of persecutions and cruelty, do daily diminish in number, forces, means, and power, so as if remedy be not thereunto hastily provided, I fear not a little but they shall become altogether unable for ever to arise again and to receive any aid at all, whensoever it were offered them. For mine own part, I pray you to assure our principal friends that, albeit I had not in this cause any particular interest (that which I may pretend unto being of no consideration unto me), in respect of the public good of this state I shall be always ready and most willing to employ therein my life and all that I have or may ever look for in this world. Now, for to ground substantially this enterprise and to bring it to good success, you must first examine deeply 1. what forces as well on foot as on horse you may raise amongst you all, and what captains you shall appoint for them in every shire in case a chief general cannot be had; 2. of which towns, ports, and havens you may assure yourselves as well in the northwest as south, to receive succours from the Low Countries, Spain, and France; 3. what place you esteem fittest and of greatest advantage to assemble the principal company of your forces at, and, the same being assembled, whither or which way you are to march; 4. what foreign forces as well on horse as on foot you require (which would be compassed conform to the proportion of yours), for how long paid, and munition, and port, the fittest for their landing in this realm from the three foresaid foreign princes; 5. what provision of money and arms, in case you want, you would ask; 6. by what means do the six gentlemen deliberate to proceed; 7. and the manner also of my getting forth of this hold. Upon which points having taken amongst you, who are the principal authors, and also as few in number as you can, the best resolution, my advice is that you impart the same with all diligence to Barnardino de Mendoza, ambassador lieger for the King of Spain in France, who, besides the experience he has of the estate of this side, I may assure you will employ him therein most willingly. I shall not fail to write unto him of the matter with all the earnest recommendations that we can, as I shall also do any else that shall be needful. But you must make choice, for managing of this affair, with the said Mendoza and others out of the realm, of some faithful and very secret personage, unto whom only you must commit yourselves to the end things be the more secret, which for your own security I recommend unto you above the rest. If your messenger bring you back again sure promise and sufficient assurance of the succours you demand, then thereafter (but no sooner, for that it were in vain) take diligent order that all those of your party on this side make, so secretly as

they can, provision of armour, fit horse, and ready money, wherewith to hold themselves in readiness to march so soon as it shall be signified unto them by their chiefs and principals in every shire; and for better colouring of the matter (reserving to the principal the knowledge of the ground of the enterprise), it shall be enough for the beginning to give out to the rest that the said provisions are made only for fortifying yourselves in case of need against the Puritans of this realm, the principal whereof having the chief forces of the same in the Low Countries have (as you may let the bruit go) designed to ruin and overthrow at their return home the whole Catholics and to usurp the crown not only against me and all other lawful pretenders thereunto, but against their own queen that now is, if she will not altogether commit herself to their only government. The same pretexts may serve to found and establish amongst you all an association and confederation general, as done only for your own just preservations and defence, as well in religion as lives, lands, and good, against the oppression and attempt of the said Puritans, without touching directly by writing anything against that queen, but rather showing yourselves willing to maintain her and her lawful heirs after her, unnaming me. The affairs being thus prepared, and force in readiness both without and within the realm, then shall it be fit to set the six gentlemen to work, taking order, upon the accomplishment of their design, I may be suddenly transported out of this place, and that all your forces in the same time be on the field to meet me in tarrying for the arrival of the foreign aid, which then must be hastened with all diligence. Now, for that there can be no certain day appointed of the accomplishing of the said gentlemen's designment, to the end that others may be in readiness to take me from hence: I would that the said gentlemen had always about them, or at the least at Court, a four stout men, furnished with good and speedy horses, for so soon as the said design shall be executed to come with all diligence to advertise thereof those that shall be appointed for my transporting, to the end that immediately hereafter they may be at the place of my abode, before my keeper can have advice of the execution of the said design, or at the least before he can fortify himself within the house, or carry me out of the same. were necessary to dispatch two or three of the said advertisers by divers ways, to the end that, if the one be staid, the other may come through; and at the same instant were it also needful to essay to cut off the post ordinary ways.

This is the plot which I find best for this enterprise, and the order whereby you should conduct the same for our common securities; for stirring on this side before you be well assured of sufficient foreign forces, it were but for nothing to put yourselves in danger of following the miserable fortune of such as have heretofore travailed in like occa-

sions; and to take me forth of this place, unbeing before well assured to set me in the midst of a good army, or in some very good strength where I may safely stay on the assembly of your forces and arrival of the said foreign succours, it were sufficient cause given to that queen, in catching me again, to enclose me for ever in some hole, forth of the which I should never escape, if she did use me no worse, and to pursue with all extremity those that had assisted me, which would grieve me more than all the unhap might fall upon myself. And therefore must I needs yet once again admonish you so earnestly as I can, to look and take heed most carefully and vigilantly to compass and assure so well all that shall be necessary for effectuating of the said enterprise, as with she grace of God you may bring the same to happy end, remitting to the judgment of your principal friends on this side, with whom you have to deal herein, to ordain to conclude upon the present (which shall serve you only for an overture and proposition) as you shall amongst And to yourself in particular I refer to assure the you find best. gentlemen above mentioned of all that shall be requisite on my part for the entire execution of their goodwills. I leave also to your common resolutions to advise (in case their designment do not take hold as may happen) whether you will or not pursue my transport, and the execution of the rest of the enterprise. But, if the mishap should fall out that you might not come by me, being set in the Tower of London, or in any other strength with greater guard, yet notwithstanding leave not, for God's sake, to proceed in the enterprise, for I shall at any time die most contented understanding of your delivery forth of the servitude wherein you are holden as slaves. I shall essay, that the same time that the work shall be in hand in these parts, to make the Catholics of Scotland arise and to put my son in their hand, to the effect that from thence our enemies here may not prevail of any succour. I would also that some stirring in Ireland were labouring for and to be begun some while before that anything were done here, to the end the alarm might be given thereby on the flat contrary side, that the stroke should come from. Your reasons to have some general head or chief are, me thinks, very pertinent, and therefore were it good to sound obscurely for the purpose the Earl of Arundel or some of his brethren, and likewise to seek upon the young Earl of Northumberland if he be at liberty. From over sea the Earl of Westmoreland may be had, whose house and name may much, you know, in the north part; as also the Lord Paget, of good ability in some shires hereabouts. Both the one and the other may be brought home secretly, amongst which some mo1) of the principal banished may return, if the enterprise be once resolute. The said Lord Paget is now in Spain, and

- Cook

 $m_0 = m_0$

may treat there all which by his brother Charles, or directly by himself, you will commit unto him, touching this affair. Beware that none of your messengers whom you send forth of the realm carry over any letters upon themselves; but make their despatches be conveyed either after or before them by some others. Take heed of spies and false brethren that are amongst you, especially of some priests, already practised by our enemies for your discovery, and in any wise keep never any paper about you that in any sort may do harm; for from like errors have come the only condemnation of all such as have suffered heretofore, against whom could there otherwise have been nothing provided. Discover as little as you can, your names and intentions to the French ambassador now lieger at London; for although he be, as I understand, a very honest gentleman of good conscience and religion, yet fear I that his master entertains with that queen a course far contrary to our designments, which may move him to cross us, if it should happen he had any particular knowledge thereof,

All this while past I have sued to change and remove from this house, and for answer the castle of Dudley only has been named to serve the turn, so as by appearance within the end of this summer I may go thither. Wherefore advise as soon as I shall be there what provision may be had about that part for my escape from thence. If I stay here, there is for that purpose but one of these three means following to be looked.

The 1st, that at one certain day appointed, in my walking abroad on horseback on the moors, betwixt this and Stafford, where ordinarily, you know, very few people do pass, a fifty or three score men, well horsed and armed, come to take me there, as they may easily, my keeper having with him ordinarily but eighteen or twenty horsemen, armed only with dags.

The 2^d means is to come at midnight or soon after to set fire in the barns and stables, which, you know, are near to the house, and whilst that my guardian his servants shall run forth to the fire, your company (having every one a mark whereby they may know one another under night) might surprise the house, where I hope, with the few servants I have about me, I were able to give you correspondence.

And the 3^d, some that bring carts hither, ordinarily coming early in the morning, their carts might be so prepared and with such cartleaders, that, being just in the midst of the great gate, the carts might fall down or overthrow, and that thereupon you might come suddenly with your followers and make yourselves master of the house and carry me suddenly away. So you might do easily before any number of soldiers (who lodge in sundry places forth of this place, some a half mile and some a whole mile off) could come to the relief. Whatsoever issue

the matter takes, I do, and will, think myself obliged as long as I live towards you for the offers you make to hazard yourself as you do for my delivery; and by any means that ever I may have, I shall do my endeavour to recompense by effects your deserts herein. I have commanded a more complete alphabet to be made for you, which herewith you will receive. God Almighty have you in protection. Your most assured friend for ever etc.

Fail not to burn this present quickly.

4. Babington an Maria. London 3. August 1586. (Staat&archiv zu London a. a. D. Vol. 19 Nr. 10—12.)

Your letters I received not until the 29th of July. The cause was my absence from Lichfield contrary to promise. How dangerous the cause thereof was, by my next letters shall be imparted. In the meantime, your Majesty may understand that one Maude, that came out of France with Ballard', who came from Mendoza concerning this affair, is discovered to be for this state. Ballard acquainted him with the cause of his coming and has employed him of late into Scotland with Lords, by whose treachery unto my extreme danger myself have been, and the whole plot is like to be brought. And by what means we have in part prevented, and purpose by God's assistance to redress the rest, your Majesty shall be by my next informed. Till when, my Sovereign, for His sake who preserves your Majesty for our common good, dismay not neither doubt of happy issue. It is God's cause, the church's, and your Majesty's, an enterprise honourable before God and man, undertaken upon zeal and devotion, free from all ambition and temporal regard, and therefore no doubt will succeed happily. We have vowed, and we will perform, or die. What is holden of your propositions together with our final determinations, my next shall discover. In the meantime, resting infinitely bound to your Highness for the great confidence it has pleased you to repose in me, which to deserve by all faithful service I vow before the face of our Lord Jesus, whom I beseech to grant your Majesty a long and prosperous reign, and us happy success in these our virtuous enter-

London this third of August 1586.

Anthony Babington.

¹⁾ Da die drei vorhandenen offiziellen Kopien jedes der vier Briefe die Orthographie ganz willkürlich und vielfach abweichend behandeln, so habe ich im Abdruck überall die moderne Schreibung durchgeführt.

Literaturbericht.

Die Verfassung und Verwaltung des römischen Staates. Dargestellt von J. N. Madvig. Zwei Bände. Leipzig, B. G. Teubner. 1881. 1882.

Wir besitzen gegenwärtig') vier Handbücher der römischen Staatsalterthümer: das von Becker-Marquardt, welches vergriffen ist; dessen Neubearbeitung durch Mommsen und Marquardt, von dem jedoch ein wichtiger Abschnitt des Staatsrechtes, der über Senat und Volk, noch aussteht; die "römischen Alterthümer" von L. Lange, die trop ihrer Systemlosigkeit und sonstiger Mängel, auf welche Mommsen in seiner Vorrede hindeutete, mehrere Auslagen erlebt haben; endlich das Buch, womit der dänische Forscher Madvig am Abende seines Lebens uns beschenkt hat.

Der Standpunkt des Bf. ist in der Vorrede auseinandergesett. "Die Schilderung des römischen Staates, die hier gegeben wird, ist nicht aus einem vor gewissen Jahren gesasten Plane, ein solches Werk zu schreiben, hervorgegangen, sondern aus dem Bedürfnis, das sich während einer mehr als fünfzigiährigen Beschäftigung mit der römischen Literatur ununterbrochen geltend machte, mir und meinen Zuhörern Alarheit über das Leben und die Verhältnisse zu schaffen, welche jene Literatur im ganzen und einzelnen zur Voraussehung hatte und abprägte"... Des Bf. erste Studien seien in die Jahre gefallen, "wo Niebuhr den Glauben an den überlieserten Bericht über die älteste und ältere römische Geschichte und die früheren Einrichtungen des römischen Staats auf das stärtste erschüttert und die vielerlei Schwächen, Lüden und Unübereinstimmungen dieser Überlieserung ausgedeckt hatte"— welchem Unternehmen gegenüber M. sich sofort auf eigene Füße

¹⁾ Geschrieben bevor das Buch von Herzog, Geschichte und System der römischen Staatsverfassung (Bd. 1, Leipzig 1884 bei Teubner) ausgegeben war.

zu stellen suchte, iudem er "die Freiheit der Untersuchung festhielt, aber die Willfür in der Schätzung und Benutzung der Quellen und die Aufstellung loser, bisweilen abenteuerlicher Hypothesen verwarf".

Dieselbe Unabhängigkeit wahrte sich der Berf. auch gegen die neuere Literatur, über die er gleichfalls in der Vorrede sein Urteil So über Marquardt, beffen "fleißige und forgfältige Busammenstellung des Stoffes, obschon fie einer das Ganze durchdringenden und beherrschenden Selbständigkeit entbehrt", ihm sehr nütlich gewesen fei. Bon Mommsen's Staatsrecht meint ber Bf., "daß das Werk trop sehr vieler verdienstlicher Ginzelheiten boch im ganzen nicht befriedige". "Gine Darftellung des römischen Staatsrechts, die mit Übergehung des Volkes und des Senates mit der Magistratur anfängt, entbehrt der nöthigen Grundlage; kommt nun hierzu ein Bestreben, die in ber Wirklichkeit hervortretenden Formen und Einrichtungen aus allgemeinen, bem Bewußtsein unterschobenen Begriffen und Theorien abzuleiten, zumal so unbestimmten wie Kollegialität u. s. w., und noch dazu eine Neigung zu nicht ganz natürlichen oder besonnenen Kombinationen und Hypothesen, so geht nothwendig baraus etwas Schiefes und Gekünsteltes hervor, selbst in ber späteren geschichtlichen Zeit, wie es sich in ber theoretischen Ronftruktion ber kaiserlichen Staatsverfassung zeigt, wie gern man auch den Scharffinn und die außerordentliche Gelehrsamkeit bes Bf. und seine einzig bastehende Beherrschung des ganzen, außerhalb der Literatur liegenden monumentalen Stoffes anerkennt und bewundert."

Nachdem M. so seinen Standpunkt namentlich den deutschen Forschern gegenüber präzisirt hat, behandelt er seinen Gegenstand, ohne des weiteren viel gegen Einzelne zu polemisiren, wie denn die Spezialliteratur nicht angeführt, nur bei abweichenden Ansichten von Nieduhr oder Mommsen hier und da eine motivirende Bemerkung notirt wird. Der Stoff ist systematisch dargestellt; und zwar im ersten Bande die Gliederung des römischen Volkes, die Volksversammlungen, der Senat, die Magistrate, das Kaiserthum; im zweiten Bande: die munizipale und provinziale Verwaltung; das Kechtswesen; der Staatshaushalt; das Kriegswesen; der Kultus und "verschiedene Einrichtungen zum Besten des Staates und der Bürger". — Eine groß angelegte und in originaler Weise durchgeführte Arbeit, die eine allgemeine Orientirung wohl zu geben vermag. Freilich, wer tieser gehen will, muß sich an Schriften halten, die er bei M. nicht verzeichnet sindet; man wird für die Lehre von Kultus, Provinzialverwaltung, Militärs

wesen der Römer doch zu Marquardt greifen müssen; wer das Wesen des Prinzipats kennen lernen will, kann Mommsen's Staatsrecht nicht umgehen; und so fort auch für die übrigen Kapitel.

M.'s Buch hat vor dem von Lange die systematische Ansordnung und die Durcharbeitung des Stoffes voraus. Wer gewohnt ist, bei Mommsen und Marquardt sich Raths zu erholen, mag immerhin gelegentlich auch M. zur Hand nehmen, er sindet dort eine andere Gruppirung und andere Gesichtspunkte vor, was mitunter von Nutzen sein kann. Die stolze Selbständigkeit des berühmten Philologen hat ihre zwei Seiten: er ist vielsach auf einem Standpunkt stehen geblieben, der durch die Studien Neuerer überholt ist; andrerseits dürste es gut sein, wenn der unvermeidlichen Einseitigkeit der einheimischen Autoristäten gegenüber hier und da auch ein Ausländer zum Wort kommt, zumal in einer Disziplin, die von Haus aus einen kosmopolitischen Charakter an sich trägt.

Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit, mit besonderer Berücksichtigung der rheinischen Denkmale und Fundstücke. Darsgestellt in zwölf Taseln und erläutert von L. Lindenschmit. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1882.

Die "Geschichte ber römischen Kaiserlegionen" von W. Pfitzner (vgl. H. 2. 47, 476) bezeichnet auf diesem Gebiete der Forschung keineswegs einen Abschluß; im Gegentheil sind mehrere der neuen Ausstellungen dieses Buches durch Neusunde bereits widerlegt worden; so das, was gegen Mommsen über die Besatungsverhältnisse von Dacien und Mössen bemerkt war, durch die in Bulgarien an's Licht gekommene Liste eines Detachements der leg. XI Claudia, die K. Firecek in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1881 publizirt und Mommsen in der Ephem. epigr. 4, 524 ff. mit einem eingehenden Komsmentar versehen hat.

Durch andere Reufunde, Soldatenlisten aus dem Legionslager von Alexandria in Ügypten (vgl. Ephem. epigr. 5, 3. 259 ff. 1884), ist ein wichtiger Abschnitt der bisher maßgebenden Handbücher außer Kurs gesetzt worden: jene Listen verzeichnen die Legionen mit Angabe der Tribus und der Heimat, und wir ersehen daraus, daß die orienstalischen Legionen sich zum guten Theil aus dem Orient selbst rekrustirten, daß namentlich in Alexandria zahlreiche Stadtfinder in den Legionsdienst eintraten, wobei sie das römische Bürgerrecht erhielten. Darüber und hiemit zugleich über eine ganze Reihe wichtiger anderer

historische Beitschrift N. F. Bb. XVI.

Fragen handelt Mommsen's Aufsatz: "Die Conscriptionsordnung ber römischen Kaiserzeit" in Hermes 19, 1-79 (1884). "Über die Heimat ber Prätorianer", besonders ben Prozentsatz ber Staliker und ber Nichtitaliker in dieser Truppe zu verschiedenen Zeiten, schrieb D. Bohn in der wissenschaftlichen Beilage zum Programm des Friedrich-Realgymnasiums, Berlin 1883, eine sorgfältige Abhandlung, die Mommsen in seinem Auffat belobt, verwerthet, in einzelnen Punkten auf Grund umfassenderer Erwägungen rektifizirt hat. Die Materialien zu beiden Abhandlungen sind zusammengestellt in Ephem. epigr. 5, 159 ff. von Mommsen ("militum provincialium patriae") und 250 ff. von D. Bohn ("milites praetoriani et urbaniciani originis Italicae"). In bemselben Hefte der Ephem. epigr. behandelt Mommsen S. 121. 142 ff. die protectores resp. evocati Augusti; S. 105 ff. "officialium et militum Romanorum sepulcreta duo Carthaginiensia" (erweiterter Abdruck ber bem Andenken von Ch. Graux gewidmeten Abhandlung). - In den "Archäologischen Mittheilungen aus Desterreich" 7, 2, 188—194 (1884) ift ein Brief Mommfen's abgedruckt über eine aus Biminacium (bei Rostolac in Serbien) stammende Liste der im Jahr 158 oder 159 n. Chr. verabschiedeten Soldaten der leg. VII Claudia; zugleich ift darin mit Hulfe R. Boech's, des Statistikers, über das Kontingent gesprochen, das jährlich in's römische Heer einzustellen war, um ben normalen Abgang an Mannschaft wieder einzubringen; eine Frage, an die bisher nicht einmal gerührt worden war.

Einige andere Arbeiten beschäftigen sich mit dem Heerwesen der repusblikanischen Zeit; so Fr. Fröhlich: "Die Gardetruppen der römischen Republik" (Aarau, Sauerländer, 1882). A. Langen: "Die Heerest verpstegung der Kömer im letzten Jahrhundert der Kepublik". Zwei Programme des kgl. Chmnasiums zu Brieg. 1878. 1880.

Endlich wurde die Frage nach der Ausrüftung der römischen Truppen in neuerer Zeit mehrsach, von A. Müllner, E. Hübner, Domaszewski, behandelt; an der Hand der Schriftsteller sowohl als der Monumente, welche letzteren bei dem Stand der literarischen Überslieserung von besonderer Wichtigkeit sind. L. Lindenschmit's "Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit" gibt Darstellungen von Centurionen, Standartenträgern, Legionaren, Angehörigen der Augiliartruppen, die in den germanischen Garnisonen, von Moguntiacum bis Castra vetera hinab gedient und hier auch ihr Grabmal bekommen haben; die Schrift bietet einen wichtigen Beitrag zur ganzen Frage, über die das letzte Wort noch keineswegs gesprochen

erscheint; die Reliefs der Monumente, die Angaben der Schriftsteller u. s. w. weisen allerlei Bariationen auf, so daß Ort, Zeit und andere Umstände, auch die Künstler, immer in Erwägung zu ziehen wären.— Eine billige populäre Darstellung des römischen Heerwesens mit Absbildungen ist neuerdings in Frankreich erschienen: L. Fontaine, L'armée romaine. Paris, Cerf. 1883.

Gallische Studien von D. Hirschfeld. (Sonderabdruck aus dem Jahrsgange 1883 der Sitzungsberichte der philosophischshistorischen Klasse der Wiener Alabemie der Wissenschuten.) Wien, Karl Gerold's Sohn. 1883.

Da die Ausgabe der lateinischen Inscriften von Gallien für das Corpus Inscript. Lat. sich noch längere Zeit hinausziehen wird, andrersseits viele Punkte von weitergehender Bedeutung in dem großen Sammelwerke nicht wohl erörtert werden können, so beabsichtigt der Bf. im Anschlusse zunächst an die Denkmale der "provincia Nardonensis" eine Reihe von Aussähen zu publiziren. Darin sollen wichtigere Fragen historischer oder auch bloß epigraphischer Natur ihre vorläusige Besprechung sinden. In der vorliegenden ersten Abhandlung sind zwei Exkurse über die "civitates foederatae im Nardonensischen Gallien" vereinigt: der eine betrifft Stadt und Gebiet von Massalia (der Uf. gebraucht diese griechische Namensform für Massilia); der andere die keltische "civitas" der Vocontii, deren Gebiet zwischen den Flüssen Isere, Rhône, Durance und den cottischen Alpen lag.

Bunächst werden Massilia's Beziehungen zu Rom von den ältesten Zeiten an, namentlich die Nachrichten bes Trogus Pompejus (eines Vocontiers von Abkunft) besprochen und im Gegensatz zu Müllenhoff die Blüteperiode der Stadt in die Zeiten nach bem Ausgang bes Hannibalischen Krieges verlegt, da die rivalisirenden Karthager auch aus Spanien verdrängt worden waren. Es wird ferner auseinander= geset, wie die Römer neben der verbündeten Stadt sich festsetten, um den Landweg von Italien nach Spanien offen zu erhalten; wie sie zwar Massilia gegen die keltischen Bölkerschaften und gegen die kimbrische Überfluthung in Schutz nahmen, dafür aber auch die Rechte einer Schutzmacht mehr und mehr beanspruchten, bis schließlich im Bürgerkriege zwischen Cafar und ber verbündeten Partei bes Senats und des Pompejus Massilia von Casar niedergeworsen und bes größten Theiles seines Gebietes beraubt wurde. Die hier begründeten und mit Veteranen bevölkerten cafarischen Rolonien bildeten den Grundstock zur "Romanisirung" ber Narbonensischen Landschaft, die, in klimatischer

Beziehung ohnehin von Italien kaum unterschieden, sich jetzt auch national demselben zu assimiliren ansing. Ein Prozeß, der nach einem Jahrhundert so weit gediehen war, daß er einem ferner stehenden Beobachter, wie dem ältern Plinius, schon vollendet schien, während es doch noch weiterer hundert Jahre bedurfte, um die Nivellirung der Verschiedenheiten der altherkömmlichen Versassungen durchzusühren. Nach abermals hundert Jahren finden wir das gallikanisch-römische Wesen in der vollsten Entfaltung.

In Massilia ist bis in das Zeitalter der Antonine hinein die alte griechische Stadtversassung, wie sie Aristoteles und Strabo beschrieben haben, in Arast geblieben: eine Oligarchie von sechshundert Rathsherren, aus denen ein Ausschuß von fünfzehn Personen erlesen wurde, um die Exetutive zu üben. Erst unter M. Aurel begegnet die römische Kolonialversassung und wird Massilia von Duoviri, resp. Quinquennalen und von Quästoren regiert: griechisches, keltisches und römisches Wesen sinden sich friedlich neben einander, die Stadt ist bedeutend durch ihren Handel, eine Zeit lang auch durch ihre Schuleinrichtungen; junge Kömer gingen nicht ungern nach Massilia, um dort die griechische Weisheit zu studiren; sie waren hier weniger abziehenden Versuchungen ausgesetzt, als in den Städten des Ostens.

Neben der griechischen und neben den römischen Kolonien erhielt sich aber in den abgelegeneren Gegenden der Narbonensis auch das teltische Wesen. Einzelne Lölkerschaften hatten in den ersten Zeiten der römischen Annexion einen günstigen Bundesvertrag erwirkt und sich für ihre inneren Angelegenheiten dadurch eine Selbständigkeit gewahrt, die erst im Laufe der Zeiten mehr und mehr beschnitten wurde — jede Neuorganisation der Provinzialverwaltung führte auch eine Nevision des "soedus" herbei, wie die veränderten Machtverhältnisse sie erheischten.

Diese Thatsache läßt sich an der "civitas" der Bocontier genauer versolgen. So lange das alte "foedus" in Kraft stand, waren die Bocontier von der Gewalt des Statthalters der narbonensischen Provinz eximirt. Seit Augustus scheint sich dies geändert zu haben, eine Bevorrechtung enthielt seitdem nur die Berleihung des römischen Bürgersrechtes. Dann war man bestrebt, neben den alten keltischen Centren neue römische zu schaffen. Wie Lugudunum neben Vienna hingesett und das letztere, die alte Hauptstadt der Allobroger, dadurch überslügelt wurde, so begegnen bei den Vocontiern in der Aufzählung des Plinius zwei Hauptorte: Vasio, wie der Name besagt, eine keltische Gründung

Cont.

und ohne Zweifel der alte Mittelpunkt der Bölkerschaft; daneben Lucus Augusti, wohl eine Gründung des Augustus, die von Ansang an mit dem römischen Bürgerrecht betheilt war: hier rekrutirte man für die Legionen, während die Vocontier peregriner Rechtsstellung unter den Auxiliartruppen erscheinen.

Doch gelang es hier, wie anderswo, z. B. in Afrika, nicht immer, dem römischen Ort vor dem älteren einheimischen Centrum das Übersgewicht zu verschaffen. Vasio blieb bedeutend, Lucus Augusti kam nicht empor. Auch die Verfassung der keltischen "civitas" wurde nur langsam nach dem römischen Muster umgebildet; die Art und Weise, wie dies geschah, wird vom Vf. ausführlich, wie es wegen des mangelns den Materiales bei keiner anderen Völkerschaft Galliens möglich wäre, auseinandergesetzt.

Die Angehörigen der "civitas Vocontiorum" bildeten (abgesehen von Lucus Augusti) eine einzige politische Gemeinde, deren Vorort Diese Gemeinde hieß schließlich kurzweg "Vasienses Vasio war. Vocontii", in berselben Weise, wie das Allobrogergebiet schließlich furzweg als "civitas Viennensium" bezeichnet und unter dieser Be= zeichnung das gesammte Gebiet von der Rhone bis zu den Alpen und dem Genfersee begriffen wurde. - Die Beamten der Vasienses geboten, soweit als der Name der Vocontier reichte. Ebenso gehörten die Priester ber ganzen "civitas", nicht einem einzelnen Orte, an. Verfassung ber "civitas" war eine aristokratische; neben bem Gemeinderath, dem "ordo Vocontiorum", begegnet (ähnlich wie in Massilia die "Fünfzehnmänner") ein Kollegium der "Zwanzig" (XX viri). An der Spite ber Gemeinde stehen nicht II viri ober IV viri, wie in den römischen Städten, sondern "praetores", und zwar fungirte mahr= scheinlich immer nur ein Prätor, da das System der Kollegialität den Galliern von Haus aus fremd war: der "praetor" wird an bie Stelle des keltischen "vergobret" getreten sein.

Neben den "praetores" begegnen "praefecti", wie es scheint, der lokalen Miliz. Der Bf. verbreitet sich über diesen nicht unwichtigen Punkt eingehender; ein willkommener Nachtrag und zugleich eine Richtigstellung der letzten Behandlung dieses Themas bei R. Cagnat, De municipalibus et provincialibus militiis in imperio Romano, Paris 1880. Auch Ädilen sind nachzuweisen, ebenso "servi publici". Die kleineren Ortschaften, die "oppida ignobilia" in der Aufzählung des Plinius, unterstanden dem Centralorte und hatten nur untergeordnete Vorstände. Im übrigen war das Gebiet der Völkerschaft in "pagi"

getheilt, die als gesonderte Verwaltungsbezirke zu denken sind und unter Präfekten und Üdilen (je einem) stehen.

Das Bild wird vervollständigt, wenn man die religiösen Verhält= nisse in's Auge faßt; da begegnen neben den importirten römischen ober orientalischen Rulten überall die alten lokalen Gottheiten. Augusta, der drittbedeutendste Ort des Vocontierlandes, war das religiöse Centrum besselben und ein auch von auswärts vielbesuchter Wallfahrtsort. Man verehrte hier ursprünglich die keltische Göttin Andarta, an beren Stelle in späterer Beit bie phrygische Göttermutter getreten zu sein scheint; auch der Raiserkult wurde gepflegt und bie Festtage mit blutigen Taurobolienopfern, mit Gladiatorenspielen und Thierhetzen begangen: "es ist — bemerkt ber Bf. S. 32 — für ben exflusiven Festcharafter der Stadt bezeichnend, daß die spärlich in den Inschriften auftretenden Gewerbetreibenden offenbar nur solche find, bie zur Buruftung ber Opfer und für die Bedürfnisse ber fremden Festbesucher erforderlich waren: ein Fleischhändler, eine Salbenverkäuferin, ein Geldwechsler, ein Schreiber. Auch die öffentlichen Sklaven der Vocontii, die nur an diesem Orte vertreten sind, werden zur Dienst= leistung bei den Opfern und Festlichkeiten verwendet worden sein; so fehlen nur noch die Händler mit Beiligenbildern und Reliquien, um die Analogie mit unsern modernen Wallfahrtsorten vollständig zu machen."

Man ersieht hieraus, wie der Fortgang des Corpus Inscript. Lat. immer neue Perspektiven eröffnet und die nationalen oder lokalen Besonderheiten innerhalb des römischen Keichsganzen mehr und mehr hervortreten läßt, was der Us. am Schlusse seiner Abhandlung mit Recht hervorhebt. "Wer der ebenso schwierigen als lohnenden Ausgabe, eine Kulturgeschichte des römischen Keiches zu schreiben, gerecht werden soll, wird vor allem diesen Kesten einer verschwundenen Weltseine Ausmerksamkeit zuwenden müssen; als ein Beitrag zu einer in solchem Sinne unternommenen Darstellung der Kaiserzeit wünscht die hier versuchte Schilderung der griechischen und keltischen Gemeinde auf römischem Boden angesehen zu werden."

Diese "Gallischen Studien" sind im Zusammenhang mit andern hieher gehörigen Publikationen von E. Hübner, F. Hettner und Th. Mommsen nicht nur für die gallischen, sondern auch für die damit enge zusammenhängenden germanischen Verhältnisse der Ansang zu einer weit tieser gehenden Kenntnis, als sie uns bisher geboten war und geboten werden konnte. Mommsen hat in seinen "Schweizer

Nachstudien" (Hermes 16, 445 ff.), wo die civitas der Helvetier be= handelt ist, zugleich über "das Berhältnis des gallisch=germanischen Staatsbegriffes zum italischen" beachtenswerthe Bemerkungen gemacht. Hirschfeld berichtigt einiges; auch ist sein Exturs "über die Berbreitung des latinischen Rechtes im römischen Reich" gegen Mommsen gerichtet. Im übrigen hängen die "Gallischen Studien" und die "Schweizer Nachstudien" enge zusammen. Die gallisch=germanische Gauverfassung, über die uns Cafar und Tacitus berichten, ist darin auf Grundlage der Inschriftenkunde einer Untersuchung unterzogen; hiemit aber Probleme berührt, welche bisher von anderen Gesichtspunkten aus behandelt zu werden pflegten. Hirschfeld nimmt in seiner Abhandlung wiederholt Stellung zu Fragen, welche die Urgeschichte ber Germanen betreffen. Bgl. S. 35, Anm. 5; S. 42, Anm. 1; S. 45 u. s. w.; die "Deutsche Verfassungsgeschichte" von Wait ist öfters angeführt. Insofern dürften die "Gallischen Studien", die vorliegenden sowohl wie die folgenden, auch für die Erforscher der germanischen Altertümer ein besonderes J. Jung. Interesse haben.

Sur la prétendue restauration du pouvoir de Maurice Tibère dans la Province et sur les monnaies qui en seraient la preuve. Par P. Ch. Robert. Extrait des Mémoires de l'Académie des Inscriptions. Paris, Imprimerie Nationale. 1883.

Mehrere Solidi und Trientes mit dem Namen des Kaisers Mauricius und dem Stempel der Münzstätten von Marseille und Arles veranlaßten im Jahre 1746 Bonamy zu einer ebenso ingeniösen als unhaltbaren Hypothese. Es ist bekannt, daß ein angeblicher Sohn Chlothar's I. Namens Gundovald, welcher am byzantinischen Hofe gastliche Aufnahme gefunden hatte, im Jahre 582 von einer unzufriedenen austrasischen Partei nach Gallien zurückgerufen wurde, wo ihm ein Theil Aquitaniens anhing; jedoch schon wenige Jahre darauf bei Comminges sein Leben einbüßte. Auf diesen Gundovald führte Bonamy die fraglichen Münzen zurück, indem er behauptete, der an= gebliche fränkische Prinz habe die Unterstützung des griechischen Raisers genossen, bessen Autorität er in der Province wiederhergestellt hätte. Bu gleicher Zeit erklärte Du Bos in den Memoiren derfelben Akademie einen Triens der Münze von Vienne mit der Umschrift MAVRI CIVS in ganz ähnlicher Weise durch die 585 — nicht 587, wie man gewöhnlich annimmt — in Konftantinopel erfolgte Erhebung des Grafen Spagrius zum Patricius der Province, indem er die Schlangenlinie im Namen

des Kaisers als Juitiale des Spagrius deutete. Durch diese Münzen hatte man also zwei Insurrektionen der Byzantiner in Gallien ermittelt, von benen bie frankischen historiker, Gregor und Fredegar, nichts zu erzählen wiffen. Der um die frankische Rumismatik hoch= verdiente Bf. weist die Nichtigkeit der beiden Hypothesen nach und gibt zugleich die einzig richtige Deutung der in Rede stehenden frankischen Münzen. Schon Soetbeer, dessen treffliche Arbeit (Forsch. 3. d. G. 1, 623) dem Bf. leider entgangen ift, hat Bonamy's Resultate mit guten Gründen angezweifelt, ohne indessen auf die historischen Berhältnisse näher einzugehen. Robert legt dagegen ausführlich dar, daß Mauricius bei der Expedition Gundovald's seine Hand entschieden nicht im Spiele gehabt hat, ba das einzige darauf bezügliche Zeugnis Gunthram = Boso's deshalb feinen Glauben verdient, weil er selbst Denn, wie Gundovald eingesteht, hatte eben der Schuldige war. dieser Gunthram als Gesandter in Konstantinopel ihn zur Rückfehr in die Heimat aufgeredet. Das andere Ereignis aber, die Erhebung bes Spagrius in Konstantinopel, hatte seinen Zweck vollkommen verfehlt, was Fredegar ausdrücklich bezeugt: sed ad perfectione haec fraus non peraccessit. Was die numismatische Seite betrifft, so sind frankische Münzen mit dem Namen bes Königs vor Theubebert I. (534-547) überhaupt nicht vorhanden; alle vor diesem Könige geprägten Münzen tragen das Bildnis des byzantinischen Kaisers. existiren aber auch noch zahlreiche frankische Münzen mit dem Namen des Justinus und nach Mauricius mit denen des Phocas und Heraclius. Weshalb foll man nun gerade ben Goldstücken mit dem Namen des Mauricius politische Motive unterlegen?

Die scharssinnigen Ausführungen des Bf., deren Verständnis durch zwei Longnon's Geographie entnommene Karten und durch eine Tafel mit Münzabbildungen erheblich gefördert wird, verdienen alle Beachtung. Krusch.

Kardinal Humbert, sein Leben und seine Werke, mit besonderer Berückssichtigung seines Traktates "libri tres adversus simoniacos". Bon H. Half=mann. Dissertation. Göttingen 1882.

Eine recht brauchbare Arbeit. Zu der biographischen Stizze des hervorragenden Mitgliedes der kirchlichen Reformpartei im 11. Jahrschundert verwerthet Bf., wenngleich vorsichtig, auch die Notizen des Dominikanermönches Johannes de Bayono, der in seinem 1326 versfaßten Geschichtswerk aus schriftlichen Überlieserungen des Klosters

Mogenmoutier, dem Humbert angehörte bis er mit Leo IX. nach Rom ging, geschöpft hat; und forgfältig verfolgt Bf. bie Spuren feines Belben in den zeitgenöffischen Quellen, namentlich auch den papftlichen Im zweiten Theil ber Arbeit von G. 24 an wird der bedeutungsvolle Traktat Humbert's gegen die Simonie untersucht und analysirt, den Bf. mit Recht als eine Programmschrift ber römischen Reformpartei bezeichnet. Er bestimmt als Datum der Abfassung des= selben die Zeit zwischen 28. Juli 1057 und 23. Mai 1059 und meint mit Buhülfenahme einer Notiz bes erwähnten Johannes be Bayono noch genauer das Jahr 1058 annehmen zu dürfen, welches auch bisher schon als Entstehungsjahr bes Traktates galt. Mit großem Fleiß find S. 33-49 bie Quellen und Citate ber Schrift aufgesucht und S. 49 ff. bie einzelnen Bücher ihrem Inhalt nach stizzirt, wobei Bf. namentlich auch die Stellung der Reformpartei und Humbert's zu der so wichtigen Frage nach ber Gültigkeit ber simonistischen Weihen bzw. ber Reordi= nation der von Simonisten Geweihten treffend untersucht, während es ihm weniger gelungen ift, die Ansichten humbert's über das Berhältnis der weltlichen Gewalt zum Kirchengut klarzulegen, welche doch noch viel bedeutungsvoller für die Kirchenpolitik der Folgezeit geworden sind. Bernheim.

Papst Stephan IX. Von Julius Wattendorff. Dissertation. Münster 1883.

Es ist Friedrich, der Bruder Herzog Gottfried des Bärtigen von Lothringen (Papst vom 2. August 1057 bis zum 29. März 1058 als Stephan X. nach der allgemein üblichen Bahlung, mahrend er felbft sich Stephan IX. nannte und so auch meift von ben Zeitgenoffen bezeichnet ward, vgl. die vorliegende Schrift S. 25 N. 2), dem diese Bf. schildert Friedrich besonders als die Seele der Biographie gilt. Unternehmungen Papst Leo IX. gegen die Normannen, deren Ber= nichtung er als eine wesentliche Aufgabe der papstlichen Politik ansah, und charakterisirt bessen Pontifikat als Übergang von der abhängigen Stellung des Papstthums unter Heinrich III. zu der vorwärts drängen= den Politik der gregorianischen Epoche: noch mußte man sich mit dem deutschen Hofe verhalten; und in diesem Zusammenhange widerlegt Bf. S. 56 ff. die Meinung Giesebrecht's, Stephan habe dem Erzbischof von Köln das apostolische Erzkanzleramt entzogen, wie er auch das Gerücht, das dem Papft die Absicht unterstellte, seinen Bruder die Raiserkrone zuzuwenden, als durchaus unwahrscheinlich zurückweist,

höchstens einen stillen Wunsch des Herzogs selbst in dieser Richtung zugeben will. Sehr einnehmend ist auch die Vermuthung des Es, daß die ersten Hülfsgesuche aus Mailand in Sachen der Pataria nicht an Stephan, wie der allerdings sonst sehr zuverlässige Historiser Arnulf berichtet, sondern an dessen Vorgänger Viktor II. gelangten, denn bei der schnellen Auseinandersolge dieser Pontisisate ist ein Frrthum leicht, und die unentschiedene Haltung des Papstes diesem ersten Hülfsgesuch gegenüber paßt weder recht zu dem sonstigen Charakter Stephan's noch zu seinem Verhalten in derselben Augelegenheit unmittelbar nachher. Auch in diesem Punkte sördert Vs. nach Aussicht des Ref. die einheitsliche Aufsassung dieses Papstes, um die sich seine Schrift überhaupt verdient gemacht hat.

Die Stellung Abalbert's von Bremen in den Verfassungskänupfen seiner Zeit und seine Finanzresorm. Von M. Blumenthal. Dissertation. Götztingen 1882.

Die Beurtheilung dieser Arbeit ist einigermaßen erschwert durch den Umstand, daß dieselbe da abbricht, wo Adalbert's großes Reformprogramm, das iber Bf. zum Mittelpunkt von beffen Politik macht, Welches dieses Programm sei, beutet erst wirklich hervortreten foll. Bf. auf S. 39 an: "Die politische Selbständigkeit bes Königthums follte fich entwickeln aus der Gelbständigkeit des königlichen Hofhalts; wirthschaftliche Unabhängigkeit, die Freiheit, das Personal des Hofes zusammenzusetzen wie der König wollte, diese Personen in der Berwaltung des Reichs= und Königsgutes nach Belieben zu verwenden, dieses Königsgut auf den früheren Umfang zu bringen, waren Adalbert's Biele." Hiernach barf man annehmen, daß ber Bf. uns mit ein wenig anderen Worten nicht viel anderes zu lehren hat, als was wir bereits wissen, falls nicht etwa seine Meinung ist, wie es fast scheinen möchte, Abalbert zum Bertreter einer Art bureaufratischen Königthums zu stempeln, was ohne Zweifel ein starker Anachronismus sein würde. Wie gesagt, läßt sich das schwer beurtheilen. Aber beurtheilen läßt sich, daß der 2f. dem Erzbischof ein viel zu einseitiges Interesse für die Stärkung des Königthums an sich zuschreibt; er gesteht allerdings von vorneherein zu, daß dies zugleich im Interesse seiner firchlichen Machtstellung lag, aber er will das nur in Bezug auf die allgemeine Interessengemeinschaft gelten lassen, gibt nicht zu, daß Abalbert bireft seinen politischen Ginfluß für egoistische Zwecke ausgebeutet habe, selbst nicht bei der fatalen Klöstervertheilung. In dieser Beziehung hat Dehio

doch wohl in seiner Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen viel sachlicher und seiner die Grenzlinien zu ziehen gewußt, welche durch Abalbert's Charafter und Eigeninteresse bedingt erscheinen; so sehr Bf. die Leistung Dehio's im allgemeinen anerkennt, im einzelnen hat er dessen Ausführungen nicht genug beachtet. Bernheim.

Haltung Sachsens gegenüber Heinrich IV. von 1083 — 1106. Von G. Sieber. Dissertation. Breslau 1883.

Bf. hat mit großem Fleiß eingehender, als es die Aufgabe Giesebrecht's in seiner Kaisergeschichte erforderte, die Parteiverhältnisse jener wechselvollen Zeit und die persönlichen Beziehungen der leitenden Persönlichkeiten untersucht. Treffend charakterisirt er die zum Theil divergenten Interessen der Laienfürsten und des höheren Klerus im Widerstande gegen Heinrich und zeigt, daß lettere endlich zum Frieden bereit sind', als der Kaiser sich mit ihrer politischen Unterwerfung begnügt, ohne eine Underung ihres firchenpolitischen Standpunktes gu Denn mit Recht vindizirt Bf. diesen sächsischen Bischöfen vorwiegend wirklich kirchliche Motive. Zu bedauern ist nur, daß er diese Gesichtspunkte nicht konsequenter verfolgt und nicht untersucht hat, wie weit dieser Klerus bzw. das von ihm gelenkte sächsische Gegenkönigthum in den einzelnen praktischen Fragen der Rirchenpolitik mit Papst Gregor und bessen Partei ging, b. h. wie man sich zu ber Frage der Juvestitur, der freien Wahl u. s. w. in praxi verhielt; denn darüber äußert sich Bf. mur in einem Exfurs auf so fragmen= tarische Weise, daß man daraus keine Einsicht gewinnt. Und boch würde eine solche Untersuchung die Ansichten des Af. ohne Zweifel vielfach tiefer begründet haben, wie namentlich seine an sich treffliche Unterscheidung dreier Parteirichtungen im höheren Klerus nach 1088 S. 49 ff. (berer, die auch jest noch mit Heinrich keinen Frieden schließen wollen, derer, die dem Kaiser politischen Gehorsam und den Papsten Urban II. und Paschalis II. kirchlichen Gehorsam leisten, endlich berer, die dem Raiser und dem Gegenpapste zugleich anhängen); benn dieser verschiedene Standpunkt wird ohne Zweifel auch in verschiedener Hal= tung zu den erwähnten praktischen Fragen seinen Ausbruck und zum Theil seine Erklärung gefunden haben. Die eigentliche Bedeutung dieser Fragen ist aber dem Bf. verschlossen geblieben, sonst würde er nicht S. 69 ohne jebe weitere Bemerkung haben fagen können, "bie strengen Gregorianer in Sachsen erhoben ihre Bischöfe seit 1077 auf kanonische Weise, d. h. durch Wahl des Klerus und Volkes; so lange Gegenkönige vorhanden waren (1077—1088), haben aber diese die Investitur ausgeübt", denn die Investitur war in den Augen strenger Gregorianer durchaus unkanonisch und eine Beeinträchtigung der kanonischen Wahl. In dieser Beziehung bedarf also die vorliegende Arbeit einer Ergänzung durch eine gleichmäßig nach klaren Gesichtspunkten gesührte Untersuchung über die Bischosswahlen u. s. w. in der betreffenden Epoche, auschließend an die Dissertation von K. Beyer, Halle 1881, welcher die höheren Wahlen in den Jahren 1056—1076 untersucht hat.

Bernheim.

Der Reichstag unter den Hohenstaufen. Ein Beitrag zur deutschen Berfassungsgeschichte von Karl Wacker. Leipzig, Beit u. Komp. 1882.

Diese Arbeit bildet das 6. Heft ber "historischen Studien", einer Sammlung kleinerer geschichtlicher Arbeiten, welche, aus den Seminarien einer Anzahl von Professoren hervorgegangen, von diesen einer größeren Verbreitung für würdig befunden werden. Der Bf. führt die Untersuchungen, welche Wait im 6. Bande seiner Berfaffungs= geschichte über die Reichstage angestellt hat, für die Stauferzeit weiter, indem er nur die Beobachtung bes von Franklin behandelten Reichshofgerichts ausschließt. Man wird Arnbt, welcher bie Differtation veranlagt und mit einem furzen Vorwort verseben hat, im ganzen Recht geben, wenn er dieselbe gründlich und erschöpfend nennt; der Bf. hat es gut verstanden, die zahlreichen in Schriftstellern und Urkunden zerstreuten Notizen zusammenzustellen und aus ihnen die Normen zu fixiren, welche mehr die Gewohnheit, als bas Recht für die Zusammenkunfte bes deutschen Königs mit seinen Fürsten allmählich zur Geltung gebracht hatte. Mit großem Fleiße find die Rapitel von ber Ladung und ber Ladefrist, von Ort, Zeit und Dauer der Reichs= tage, von ihrem äußern Verlaufe und der Art der Verhandlung nebst Anführung zahlreicher Einzelfälle gearbeitet. Etwas zu furz find bie ftaatsrechtlichen Fragen behandelt; hier war 3. B. näher zu beleuchten, mit welchem Rechte und in welcher Weise sich die Ministerialen am Reichstage betheiligten; noch wichtiger vielleicht wäre eine Untersuchung gewesen über das Verhältnis der Reichsftandschaft zum Reichsfürstenstande, d. h. über die Frage, ob die Veränderungen innerhalb des Reichsfürstenstandes nicht mit dem Besuche und den Verhandlungen der Reichstage zusammenhingen. Einiges, wie das über die Abtissinnen Gesagte (S. 60), ist überflüssig; Anderes, wie die Beisteuer der Bischofsstädte zur Reise des Bischofs an den Hof, ist bekannt und durfte nicht erst aus einem Beispiele (S. 58) gefolgert werden.

Im Anhange hat dann der Bf. den dankenswerthen Versuch ge= macht, ein möglichst vollständiges chronologisches Verzeichnis der Reichs= tage von 1125 bis 1250 mit Angabe ber wichtigeren einschlägigen Quellenstellen zu liefern. Versammlungen, welche er mit Sicherheit weder als Reichs= noch als Hoftage auffassen konnte, hat er als "Tage" bezeichnet. Hier aber brängt sich nun eine Frage auf, welche für die Arbeit überhaupt von Bedeutung ist. Mit welchem Recht und zu welchem Zweck ist diese ganze Unterscheidung zwischen Reichs = und Hoftag gemacht? Der Bf. sagt selbst (S. 7), "daß man diese ver= wandten Institute nicht auseinanderhielt", daß unsere Quellen keine für den Reichstag allein passende Bezeichnung haben, indem selbst mit "curia generalis" öfters Hoftage gemeint sind (S. 3 u. 86). Also hat man damals keinen Unterschied gemacht, und es ist falsch, zu sagen, "als Reichstage wurden Zusammenkunfte bezeichnet, in denen Theil= nehmer aller Reichsländer angemessen vertreten waren" (S. 3). ist dies vielmehr eines der Kriterien, welche in unsrer Zeit angenommen sind, um den Begriff "Reichstag" erst zu bilden. Da dieses aber nicht ausreicht — muß man boch fogleich fragen, ob die Geladenen oder die wirklich Erschienenen in Betracht kommen —, so wird als zweites "die Bedeutung des berathenen Materials" aufgestellt. dieses ist nicht entscheidend, ebensowenig wie die unklare Definition, "Reichstag sei der Verband der Reichsstände, welche unter Vorsitz des Königs die ihnen verfassungsmäßig zustehenden Rechte der Mit= regierung ausüben" (S. 59). Es gibt eben keinen rechtlichen Unter= schied zwischen Hof= und Reichstagen. Der beste Beweis dafür ist ber, daß es in vielen Fällen strittig bleibt, was man zu ersteren und was zu letteren zählen soll. Es ist schon anderswo bemerkt worden, daß so wichtige Tage, wie der zu Aachen 1227 und der zu Worms 1231 unter Heinrich VII. nicht vom Bf. angeführt sind; den von Walter befungenen Tag von Magdeburg 1199 übergeht er ebenfalls, führt bagegen den zu Bamberg 1201 auf. Ja, er geräth mit sich selbst in Widerspruch, wenn er den Tag von Wien 1237, der alle seine Be= dingungen eines Reichstags erfüllt, im Texte erwähnt, im Anhang aber übergeht. So wird man denn wohl zu dem Schlusse kommen muffen, daß es zur Vermeidung falscher Vorstellungen am beften wäre, den Ausdruck Reichstag für diese Zeit zu vermeiden, oder boch ihn

mit Hoftag gleichbedeutend zu brauchen; die Feststellung strikter Unterschiede zwischen beiden Begriffen ist weder historisch begründet noch gewährt sie der historischen Auschauung irgend welchen Nuten.

R. Sternfeld.

Hus und Wiclif. Zur Genesis der husitischen Lehre. Bon Johann Loserth. Prag, F. Tempsky; Leipzig, S. Freytag. 1884.

Während es den Zeitgenossen des hus noch wohlbekannt war, daß bessen Theologie mit jener Wiclif's identisch sei, hat später bie Anschauung von der Originalität der husitischen Lehre beinahe die Oberhand gewonnen. In den Schriften von Reander, Krummel, Helfert u. A. wird ber Einfluß Wiclif's auf hus gering angeschlagen. Allerdings haben im Gegensatze zu diesen Forschern von Neueren Böhringer, Friedrich, Berger, Schwab und insbesondere Lechler die Einwirkung des Engländers auf den Böhmen scharf betont; volle Rlarheit über das Berhältnis war indessen nicht gewonnen und noch in der neuesten Schrift über den Gegenstand, die der Franzose Ernest Dénis verfaßte, wird die Bedeutung Wiclif's für Hus geleugnet. Es ist nun das Verdienst des unermüdlich fleißigen Loserth, durch eine genaue Vergleichung der Schriften Wiclif's und Husens eine Prüfung, die sehr erschwert war durch den Umstand, daß von Wiclif's Werken nur der kleinste Theil gedruckt vorliegt — das Maß des Wiclif'schen Einflusses auf hus in seinem vollen Umfange und unumstößlich fest= gestellt zu haben. Es zeigt sich, daß ber Böhme fast alles, was er an theologischem Wissen in seinen lateinischen Traktaten niedergelegt hat, dem Engländer verdankte und daß er besonders in den letten Jahren seines Lebens die Schriften Wiclif's oft wortgetren, nicht selten mit großer Naivität kopirte. In Husens Schrift "von der Rirche" 3. B., die von jeher als seine bedeutendste galt, sind die drei ersten Rapitel, die von dem Begriffe der Kirche handeln, nahezu wörtlich aus Wiclif's gleichbenannter Abhandlung herübergenommen. die Beweisstellen für die Benutung Wiclif'scher Schriften durch hus in seinem zweiten Buche gesammelt. Sein erftes Buch, das ebenfalls auf fleißigen Studien beruht und viel Lehrreiches enthält, ist der Schilberung des Bobens gewidmet, auf welchen die Wiclifie in ben ersten Jahren des 15. Jahrhunderts verpflanzt wurde, und der erst langfamen, bann immer intensiveren Ausbreitung berfelben in Böhmen und Mähren. Als Beilagen sind zwölf größtentheils wichtige Dokumente zur Geschichte ber husitischen Lehre und Bewegung veröffentlicht, die bis auf ein Stück bisher ungedruckt waren. Hatte der Bf. ursprünglich die Absicht, seinen Stoff nur als eine Episode in einem Werke über die literarischen Widersacher der husitischen Bewegung zu behandeln, so darf man ihm Dank wissen, daß er sich dann zu monos graphischer Darstellung desselben entschlossen hat, denn nur diese gestattete ihm, eine solche Fülle von Beweisstellen vorzulegen, daß dadurch die brennende Frage in der Hauptsache für immer zum Abschlusse gebracht sein dürste.

Mkgf.

Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrich's III. und Mag' I. Mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Staatengeschichte. Von Adolf Bachmann. I. Leipzig, Beit u. Komp. 1884.

Die großen Schwierigkeiten, eine Reichsgeschichte zu schreiben für eine Zeit, in welcher ber Reichsgedanke fast untergegangen zu sein scheint, und in der die Person des Kaisers neben so viel glänzenderen Fürstengestalten fast zu verschwinden droht, haben Bachmann nicht abgehalten, muthig an's Werk zu gehen. Mit dem Jahre 1461 beginnend, bis zu dem ihn seine früheren Arbeiten theils zur Reichs= geschichte, theils zur böhmischen Geschichte dieser Periode geführt hatten, unternimmt er eine ausführliche Darstellung, die alle Partien, welche überhaupt zur Behandlung gelangen, auf Grund eines sehr reichhaltigen Materiales, das theils Andere vor ihm, theils er selbst aus vielen Archiven zusammengetragen haben, bis in's Detail ver= Auch da, wo er bereits eingehende Vorarbeiten gehabt hat, zeigt er ben ber Zeit Kundigen die Selbständigkeit seiner eigenen Forschung. Wie der Titel es bereits andeutet und wie es seine früheren Arbeiten erwarten ließen, widmet er den österreichischen Dingen eine besondere Berücksichtigung; bieten einmal gerade diese Abschnitte gegenüber den älteren Bearbeitungen von Kurz, Lichnowsky 2c. eine Menge von neuen Ergebnissen, so gewinnt andrerseits die Ausführ= lichkeit, mit ber sie behandelt sind, dadurch ihre Berechtigung, daß bas Kaiserthum nicht nur thatsächlich beim Hause Österreich war, sondern auch bei der damaligen Lage der Dinge in Europa als allein bei diesem Hause möglich erscheint. Der vorliegende 1. Band, der nur von 1461 bis 1468 reicht, läßt dies allerdings noch nicht so deutlich hervortreten, bafür werden bie beiben nächsten Bande vorzugsweise die Gründung der Großmacht des österreichischen Hauses zu behandeln haben. Der 2. Band foll bis zur burgundischen Heirat Maximilian's 1477 und der 3. bis zu seiner Königswahl 1486 führen. Wenn wir

die im 1. Bande in streng chronologischer Folge und ihrer sich gegens seitig beeinflussenben Wechselwirkung behandelten Dinge etwas nach Gruppen zusammenfassen, so gelangen hauptfächlich zur Darstellung die Streitigkeiten zwischen bem Raiser Friedrich III. und seinem Bruber Erzherzog Albrecht um Niederösterreich bis zu des letzteren Tode am 2. Dezember 1463, die Anbahnung eines freundschaftlichen Berhält= nisses zwischen Friedrich und seinem Better Sigmund von Tirol, bann die Versuche einer firchlichen Opposition durch Diether von Main, welche völlig verunglückten, der Kampf der baierisch=pfälzischen und der brandenburgischen Bestrebungen um das Übergewicht im Reiche, bort meift gegen, hier immer mit dem Raiser, mit den Schlachten bei Seckenheim und Giengen, die fortwährend wechselnde Stellungnahme bes Königs Georg von Böhmen zu diesem Kampfe bis zu bem im August 1463 von ihm zu Stande gebrachten Frieden zu Prag, endlich bas Verhalten dieses Königs zu den ihm feindlichen Parteien in seinem eigenen Reiche und zur Curie. Mit bem burch bie Curie 1467 gegen ihn entfesselten neuen Susitenkriege schlicht ber Band. Bolle zwei Drittel desselben gehen auf die Jahre 1461—1463, das letzte Drittel ist hauptsächlich ben böhmischen Dingen gewidmet, und beshalb ift auch hier die Darstellung gedrängter. Dem Bedürfnis weiterer Leferfreise, so lebhaft basselbe auch in ben letten Jahrzehnten geworden ift, dürfte eine Reichsgeschichte von dieser Ausführlichkeit allerdings nicht entsprechen; sie werden sich gerade durch die ersten Kapitel, die gleich mitten in die öfterreichischen Wirren hineinführen, und die bas Buch nicht deshalb eröffnen, weil sie eine neue Epoche inauguriren, sondern weil sie sich an des 2f. lettes Buch unmittelbar anschließen, schwer durcharbeiten. Das Buch bildet auch für den Fachmann eine müh= same Lektüre, weil es bem Bf. galt, bem chronologischen Faben folgend das Gewirr der sich freuzenden Interessen, der sich gegenseitig bedingenden, hindernden, umgestaltenden Bestrebungen, die alle mit dem Mantel des Reichsinteresses nur ihre selbstsüchtige Absicht zu bebecken suchten, in den einzelnen Momenten ihres Berlaufes nachzuweisen; beshalb führt uns die Erzählung von einem Fürstenhofe zum anderen, von einer Tagfatung zur anderen, von einer Mine zur Gegenmine; und ba bei ber gangen Geschäftigkeit ber handelnden Fürsten inbezug auf die eigentlichen Reichsangelegenheiten schließlich gar nichts herauskommt, so überträgt sich das Gefühl der Unluft über den Inhalt des so ausführlich Dargestellten gelegentlich leicht auch auf die Darftellung felbst, obwohl biefelbe sich durchaus nicht im Detail verliert,

sondern immer wieder durch Aus= und Umblicke den Leser orientirt. Sie läßt eben nicht, wie eine andere wohlbekannte Darftellung dieser Beit, dem Leser die einmal vorgeführten Entwürse, Plane 2c. unter der Hand wieder vergehen. Überall macht bas Buch ben Eindruck solider Forschung, verständiger Kombination und sachgemäßen Urtheils. Nur der König von Böhmen wird in seinem Berhältnis zur Curie nicht immer ganz gerecht beurtheilt; der Curie von damals ein wirkliches Strafrecht gegen einen Herrscher zu vindiziren in einer Sache, in der er als Regent handelte und den größeren Theil seines Volkes hinter sich hatte, dürfte doch nur in den Kreisen Zustimmung finden, für deren Interessen der Bf. sonst nicht schreibt. Die Persönlichkeit des Kaisers Friedrich hat B. zu heben gewußt; es zeigt sich doch, daß hinter aller Unthätigkeit dieses Herrschers ein zäher und fester Wille steckte, der, freilich ohne eine Spur imponirenden Stolzes, seinen Gegnern nichts vergab und ber seine Zeit wohl abzupassen verstand, wenn die widerstreitenden Bestrebungen der Territorialherren sich die Wage hielten und ihm als dem Repräsentanten des bestehenden Rechts= zustandes doch immer wieder die Vermittlung, wenn auch freilich nicht gebietende Entscheidung zufiel. Auch bessert sich seine Stellung in dem diesen Band ausfüllenden Zeitabschnitt gegenüber dem vorhergehenden Jahrzehnt insofern schon, als von Versuchen, statt seiner ein anderes Oberhaupt an die Spite zu bringen, nicht mehr die Rede ist. er auch Positives austrebte, s. S. 540 ff. Das Urtheil über die übrigen hervorragenden Fürsten bleibt im wesentlichen das von der neueren Forschung festgestellte. — Die Schreibweise des Buches ist sorgfältig wie die Forschung, es liest sich so glatt, als eben der nicht immer leicht zu bewältigende Inhalt es erlaubt. Namentlich auch auf die kriege= rischen Partien, vgl. Kap. 11, 12 u. s. w., ist großer Fleiß verwandt. Die äußere Ausstattung ist gut, aber Druckfehler sind zuviel stehen Die Genauigkeit des Registers ist sehr erfreulich, bei ben Rapitelüberschriften werden die Lefer die Zeitangaben ungern ver= miffen.

Daß es, allerdings nach vielen einzelnen Vorarbeiten, welche die letzten 20 Jahre gebracht haben, möglich geworden ist, eine gründliche Reichsgeschichte dieser Zeit zu schreiben, hat B. bewiesen. Er darf hoffen, daß die Fortsetzung seines Werkes mit Spannung erwartet werden wird, zumal deren Inhalt an und für sich eine lebhastere Theilnahme in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Mkgf.

Markgraf Georg von Brandenburg als Erzieher am ungarischen Hose. Dissertation von L. Neustadt. Breslau, Th. Schapky's Buchdruckerei. 1883.

Die schlesischen Erwerbungen des Markgrasen Georg von Brandenburg. Dissertation von H. Neufert. Breslau, B. Panicke's Buchdruckerei. 1883.

Während die erstere bieser beiden tüchtigen Dissertationen aus Röpell's Schule hervorgegangen ist und diesen Ursprung durch eine gründliche Berücksichtigung polnischer und ungarischer Geschichtsquellen verräth, verdankt die letztere ihre Entstehung der Anregung des Archivraths Grünhagen. Es ist erfreulich, daß sich demnach in Breslau ein Mittelpunkt für Studien über die bisher arg vernachlässigte Geschichte ber frankischen Hohenzollern und ihre Beziehungen zu ben östlichen Staaten gebildet hat. Besonders Georg der Fromme, der echte Enkel Albrecht Achill's, verdient eine eingehendere Würdigung, als er sie bisher in der alten Biographie von Schülin (1729) oder in der Dissertation von Cuers de Georgii etc. vita et consiliis politicis (1867) oder in der Arbeit von Kraussold u. A. gefunden hat. Es ist beiden Berfassern ernstlich darum zn thun gewesen, neues urkundliches Material für ihre Arbeiten heranzuziehen und die Ausbeute, besonders diejenige, welche in der zuerst angeführten Differtation niedergelegt worden ist, muß eine nicht geringfügige genannt werden. — Neustadt hat sich ein wichtiges Rapitel aus Georg's Lebensgeschichte zum Vorwurf genommen: seine Thätigkeit als Erzieher des Königs Ludwig II. von Ungarn. Aber er beschränkt sich nicht darauf, sondern er verflicht in seine Darstellung sowohl die Jugendgeschichte Georg's selbst wie auch einen Überblick über bessen politische und religiose Stellung nach Ablauf feines Erzieheramtes. — Bei ber einleitenden Übersicht über bie Stellung bes Haufes Brandenburg im erften Viertel bes 16. Jahrhunderts ist (S. 2) dem Bf. entgangen, daß der ältere Bruder seines Helden, Markgraf Kasimir, auf die Wahl Karl's V. den größten Ginfluß gehabt hat. Von einer Mainzer Linie des Hauses Hohenzollern (S. 2) kann man doch nicht reden, wenn auch Joachim's Bruder Albrecht Erzbischof des Hochstifts war. S. 3 lieft man die irrthümliche Notiz, Albrecht Achill sei mit einer Tochter Friedrich's des Weisen (statt Friedrich's des Sanftmüthigen) von Sachsen vermählt Diese kleinen Versehen abgerechnet, ist die Stellung ber frankischen Linie bes Hauses in kräftigen Zügen richtig gezeichnet. Von Joachim I. und seiner durchaus abweichenden Politik zu sprechen lag keine Beranlassung vor. — Für die Jugendgeschichte Georg's möchte ich mir erlauben einige Ergänzungen hinzuzufügen, welche ich gelegentlich

anderer Studien in dem ehemals Plassenburger Archive gefunden So z. B. ergibt fich aus einem Briefe ber Universität Leipzig an den Markgrafen Friedrich den Alteren von Brandenburg d. d. Dinstag nach Mathei Apostoli (25. Sept.) 1498, daß bis zu diesem Termine der Magister Johannes Mayr Zuchtmeister der markgräflichen Prinzen gewesen ist; dieser hatte die Absicht geäußert, ,von berurtem dienste abzustehn' und deswegen verwendet sich der akademische Senat für den achtbaren Magister Jodofus Engerer von Leutershausen, beider Rechte Bakkalaureus ,itt unser hoenschulen rector', dem bereits früher die Unwartschaft auf das Buchtmeisteramt zugesichert worden war. heißt darin freilich am Ende: ,wiewol e. f. g. sone vileicht nicht willens ist, als an uns gelanget, hinfürder zu studiren, so erbetet sich doch der vilbemelt magister Jodocus ander herren sone, so an e. f. g. hofe find ober komen möchten, zu underweisen und burch fein diensthaftig= feit bei e. f. g. weiter zu komen'. Gezeichnet ist bas Schreiben: ,e. f. g. demutige caplan und willige magistri und doctores der hohen-schulen zu Leiptzk' (Berliner Hausarchiv). — Der Aufenthalt Georg's am hessischen Hofe läßt sich durch ein Schreiben seines Baters an den Landgrafen Wilhelm von Hessen vom 12. Februar 1503 genauer bestimmen. Markgraf Friedrich entschuldigt sich zuerst, daß er selbst nicht kommen könne und fährt dann fort: ,dannocht wollen wir euch unsern sone, marggraf Gorg, schicken, der auch unsern bevelh hat von unsern und seinen wegen mit e. l. zu reben und zu handeln; ben wolle e. L., bitten wir, fruntlich horen und euch gutwillig haben. So er ban wider zu uns fombt, sein wir willens ine ain zeitlang an annder ort zu schicken, damit er in sein jungen jaren weiter etwas sehen und horen mag und so er zu merer schicklichait komt und e. 1. feiner notturftig wurd, habt ir in alsban weiter nach e. l. gefallen zu gebrauchen' . . . Daß wenigstens ber damalige Aufenthalt nicht zwei Jahre gedauert hat, ergibt sich aus verschiedenen anderen Dokumenten, welche die frühzeitige Rückfehr bes jungen Fürsten beweisen. — Die Bemühungen, ihm eine geistliche Burbe zu verschaffen, beginnen schon 1496. Im folgenden Jahre (Mitte Februar) erhält ein Dr. Paul vom markgräflichen Hofe den Auftrag, beim Papst auß= zuwirken ,fur unsern son, marggr. Jorgen, ein reservat, bas allen andern vorgee, auch auf 2000 g. in der provinz zu Coln von probsteien und andern digniteten; berselb unser son wurdt nu am 4. tag bes monats marci schierst 13 jar alt, ist tonsoriert, hat aber noch kein pfrund'. Am 3. Februar 1499 schickten beide Brüber Befehle an ben

Hauptmann auf dem Gebirge (Bamb. A.). Als Rasimir in den Schweizerfrieg zieht, bleibt Georg als alleiniger Regent zurück (Br. v. 9. Mai 1499 Berl. H.- A.) und er führt bies Amt bis zum November bieses Jahres. — Daß er bann aber vom Jahre 1500 an unter Maximilian gedient habe, scheint eine Verwechslung mit Kasimir zu sein. 10. August 1500 war er im Auftrage bes Baters zu Kitzingen und verhandelte dort mit der frankischen Ritterschaft über ein Bundnis gegen Nürnberg. Auch in bem Kriege gegen Pfalz (nicht gegen die baierischen Herzöge) 1504 kämpfte er, nicht sowohl für Maximilian als vielmehr im Dienste seines Baters, ber ja allerdings auf ber Seite des Königs gegen Ruprecht von der Pfalz stand. Er zeigte schon bei dieser Gelegenheit eine über seine Jahre hinausreichende Er eroberte sogar für sich ,in bem bairischen frieg ainen fleden mit namen Fregenstatt in ber Pfalz gelegen aus traft ber acht' und besaß ihn mehrere Jahre "geruglich" (Nürnb. A.). — N. schilbert bann, unterstütt von einem im Münchener Archiv beruhenden Tagebuche Georg's, deffen Aufnahme bei König Wladislaw von Böhmen und Ungarn, seine Vermählung mit Beatrix Frangipani, die bedeutende Stellung, die er badurch in Ungarn erlangte und spricht bann bie Vermuthung aus, daß ihm das Amt eines Erziehers des Kronprinzen übertragen worden sei, um ihn an Ungarn, wo er vielfach beneidet und angefeindet wurde, besonders durch die Familie Zapolya, dauernd zu fesseln. F. Wagner.

Un agent politique de Charles-Quint, le Bourguignon Claude Bouton, Seigneur de Corberon. Par M. E. Beauvois. Publication de la Société d'histoire de Beaune. Paris, Leroux. 1882.

Der Held der vorliegenden Schrift wird von dem Bf. selbst als acteur de second ordre bezeichnet, die aussührliche Behandlung, welche demselben gewidmet ist, indessen mit der Bemerkung gerechtsertigt, daß ein so herrliches Bild, wie Augustin Thierry von den Merowingischen Zeiten entworsen, sich für die Zeit Karl's V. erst dann werde herstellen lassen, wenn des Kaisers Mitarbeiter auf dem Felde der Staats= und Kriegskunst alle in ähnlicher Weise bearbeitet seien. Mit großem Fleiße ist der Bf. den Lebensschicksalen und der Thätigkeit des Stallmeisters Claude Bouton nachgegangen, verschiedene Archive sind von ihm benutt worden; daß das Ergebnis für die politische Geschichte keineswegs reich ausfällt, liegt nicht an dem Bf., sondern an dem Manne, welcher uns geschildert wird. Nur ein einziges Mal erhielt

derselbe eine bedeutende Mission, über welche uns Beauvois etwas mitzutheilen weiß: im Jahre 1519 ging er im Auftrage Karl's nach England, um Heinrich VIII. zu bestimmen, die Wahl seines Herrn statt des Franzosen bei den Kurfürsten zu befürworten. Wir erhalten den Bericht, welchen Bouton über seine schwierige Mission abgestattet hat, und es wird dadurch bestätigt, daß Heinrich VIII. und Wolsey doppeltes Spiel trieben, und sie sowohl Franz I. wie Karl von der römischen Königskrone fern zu halten suchten, während sie doch Karl von Spanien ein freundliches Gesicht zeigten. Bouton durchschaute diese Politik. Von Bedeutung können auch die Mittheilungen über die Thätigkeit werden, welche Bouton 1542/43 gegenüber dem Herzog von Kleve entwickelte, wenn man anderweitiges Material dazu erhält. Das "Gesundheitsöl", um welches Bouton die Königin bittet, wird man geneigt sein auf Gelb zur Bestechung zu deuten, wie B. S. 87 vorschlägt; indessen sichere Schlüsse wird man hierauf nicht bauen können. Im übrigen war die Stellung Bouton's entschieden mehr die eines Hofbeamten — B. führt die Pferdeankäufe an, welche er bewerkstelligte —, und wenn er während des Krieges 1544 gegen Frankreich mit einer Schar von Edelleuten, statt (wie er vorgeschlagen) zum Heere Karl's, auf Befehl der Königin Marie von Namur nach Luxemburg und dann wieder von Luxemburg nach Namur zog, ohne den Feind zu sehen, so barf man auch hieraus teine verallgemeinerenben Schlüsse auf schlechte Kriegsführung ziehen.

Einen ziemlich erheblichen Theil bes Buches füllen Wiederabdrücke aus allbekannten Werken, z. B. den State-Papers, wobei der Bf. indessen stets bemüht war, Berichtigungen anzubringen, wozu sich in den Calendars bekanntlich reichliche Gelegenheit bietet. An einer Stelle scheint er etwas zu weitgehende Folgerungen aus seiner Vorlage zu ziehen. Der englische Gesandte Bolen berichtet 6. September 1519 von einem Gespräch mit Luise von Savonen über den Erzherzog Ferdinand: She said she heard he had sew folks of honor about him "and said how Bouton was put to him". B. sagt darauf hin: Le jeune prince alors ägé de seize ans était entouré de gens de peu d'honneur, et ce manque de tenue causait du scandale jusqu'à la cour de France. Möglich ist, daß der englische Herausgeber dersei in seiner Vorlage fand — daß er die Worte and him wörtlich gibt, scheint etwas besagen zu sollen —, aber B. geht jedenfalls zu weit mit seiner Deutung. Kann der Satz nicht vielleicht heißen, daß der Honseurig zahlreich war?

B. druckt auch eine poetische Leistung Bouton's ab, Le miroir des dames, welche freilich zum größeren Theile schon bekannt war und schwerlich Jemanden begeistern wird.

Es ist zu bedauern, daß der große Fleiß des Bf. sich nicht einem bedeutenderen Mann zugewandt hat als dem Stallmeister Bouton, über dessen die Akten jett wohl geschlossen werden können.

v. Dfl.

Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. Bon J. Friedrich. München, Akademie. 1881.

Diese Schrift, in den Abhandlungen der kgl. baierischen Akademie ber Wissenschaften erschienen, behandelt in 15 Abschnitten verschiedene, die Geschichte des Jesuitenordens betreffende Gegenstände. Das Material ist zum größten Theil aus dem reichhaltigen Münchener Archiv geschöpft. Die erste Abhandlung bringt endlich wenigstens einiges Licht in das Geheimnis der berüchtigten Monita secreta des Ordens. Friedrich will felbst nicht an die Echtheit des schmählichen Buches glauben, sondern vermuthet, es sei von einem Exjesuiten etwa nach einzelnen Erlebnissen komponirt worden. Bemerkenswerth bleibt immerhin, daß es handschriftlich in verschiedenen Resuitenklöstern gefunden wurde, Besonderes Interesse wegen der Entstehungsgründe des Dreißigjährigen Krieges erregt die britte Abhandlung, in welcher die finanzielle Betheiligung des Ordens an der Liga nachgewiesen ift. Die fünfte Abhandlung enthält sehr charakteristische Mittheilungen über die Unbildung der Jesuiten in Spanien und die dortigen Bustande im 17. Jahr: hundert. Einigen quellenmäßigen Mittheilungen über die Jesuitenmission in Maragnon, welche das bekannte Bild von diesen Dingen bestätigen und erläutern, folgt im neunten Abschnitt der Beweis, daß die Jesuiten die beutschen Mustiker des Mittelalters sustematisch in Vergessenheit zu bringen trachteten. Eine Reihe von Beilagen gibt zu den vorstehenden Abhandlungen den urfundlichen Text, an welchen bie Richtigkeit der gemachten Angaben kontrolirt werden kann. sonders die lette Abhandlung über das Versahren der Jesuiten mit Hegen und des Bündnisses mit dem Teufel Verdächtigen wird burch den mitgetheilten Text in interessanter Weise ergänzt, indem durch die Angabe der einzelnen Fragen und der zu treffenden Maßregeln die jesuitische Superstition und Veräußerlichung des religiösen Lebens in ihrem ganzen erschreckenden Umfang zu Tage tritt. F. unterläßt es

nicht, an einzelnen Stellen auf die Darstellung Cretineau=Joly's zu verweisen und an der Hand der Thatsachen dessen advokatische Verstheidigung des Ordens in dem rechten Lichte erscheinen zu lassen.

L.

A. Goovaerts, Origine des gazettes et nouvelles périodiques. Anvers, P. Kockx. 1880. (In vlämischer Übersetzung von E. van Bergen. Antwerpen 1881.)

Der Bf., welcher die Arbeit von Opel über "Die Anfänge der beutschen Zeitungspresse" (vgl. S. 2. 48, 190) nicht tennt, macht ben von der französischen Kritik (vgl. Revue hist. 18, 133) als gelungen betrachteten Versuch, die Erfindung des Zeitungswesens für Belgien in Anspruch zu nehmen. Er veröffentlicht eine bibliographische Studie über den historisch = politischen Verlag des Buchdruckers Abraham Berhoeven zu Antwerpen und bezeichnet bessen "Nieuwe Tijdingen" als die erste regelmäßige Zeitung, die in Europa erschienen sei. erste nachweisbare Neuzeitung bieses Druckers auf Grund bes ihm ertheilten Privilegs "zum Druck und Verkauf aller neuen Zeitungen, Viktorien, Belagerungen und Einnahmen von Städten" ift eine Be= schreibung ber Schlacht von Eeckeren (17. Mai 1605). In feiner Weise aber bringt Goovaerts ben Beweis bei, daß die ältesten Drucke Verhoeven's fortlaufende Nummern eines in regelmäßigen Zwischenräumen erscheinenden journalistischen Unternehmens waren; im Gegen= theil gibt er selbst zu, daß diese "Zeitungen" nicht regelmäßig, nicht an festen Tagen erschienen, wie sie denn auch keine Rummern trugen. Gebruckte Zeitungen in diesem allgemeinen Sinne hatte man in Deutschland schon im 15. Jahrhundert und mit dem Titel "Zeitung" Eine fortlaufende Numerirung hat dann der genannte Antwerpner Drucker im Jahre 1621 für seine Blätter eingeführt, ohne vorerst noch beren Erscheinen an bestimmte Tage zu binden: in Deutsch= land gab es solche in unregelmäßiger Folge erscheinende numerirte Zeitungsblätter nachweisbar schon 1593 (Opel S. 29). Erst seit dem 5. Juli kam Berhoeven's Zeitung regelmäßig wöchentlich heraus, also volle 20 Jahre später als die auf der Heidelberger Universitäts= bibliothek erhaltene Straßburger Wochenzeitung von 1609.

Reinhold Koser.

Johann Amos Comenius als Theolog. Ein Beitrag zur Comenius-Literatur von Hermann Ferdinand v. Criegern. Leipzig und Heidelberg, Winter. 1881.

Auffallenderweise war der berühmte Pädagog Comenius bisher unter dem in dem Titel vorliegenden Buches angegebenen Gesichts= punkte noch nicht ausführlich und erschöpfend behandelt worden, obwohl gerade seine kirchliche Richtung das Charakteristische an ihm ist, und zudem die Grundlage seiner gesammten Thätigkeit bilbet. methode dieses Mannes wie seine Bedeutung in der Geschichte der Pädagogit überhaupt läßt sich vollkommen erst begreifen, wenn man ihn eben als Theologen betrachtet. So ist denn die vorliegende Schilderung "bes letten Bischofes ber Mährischen Brüder" eigentlich zur ersten allseitigen Biographie desselben geworden. Nach einer betaillirten Darstellung seines Lebens und seiner Wirksamkeit als Schriftsteller und als Prediger unternimmt ber Bf. es, seine theologischen Lehren und Anschauungen im einzelnen zu entwickeln. Dabei ergeben sich interessante Gesichtspunkte hinsichtlich bes Verhältnisses ber böhmischen und mährischen Brüder, speziell des Comenius zu den deutschen Reformatoren und beren Kirchen, wie sie sich damals in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges gestaltet hatten. Im wesentlichen ist die Theologie des Comenius die der "Brüder", lediglich auf die Bibel gegründet, ein praktisches Christenthum anstrebend, etwas mystisch angehaucht, und nicht ohne Ginseitigkeit und selbst eine gewisse Beschränktheit. Frömmigkeit und Tugend sind es, welche der mährische Brüderbischof verfolgt, nicht wissenschaftliche Theologie. Darum verschmäht er die Spitfindigkeiten der theologischen Spekulation ebenso sehr, als er die damals wenig erfreulichen Früchte bes lutherischen Kirchenthums auf bem sittlichen Gebiete beklagt. Dem reformirten Rirchenwesen, und speziell den Einrichtungen Calvin's in Genf gibt er den Borzug wegen der strengen sittlichen Zucht. Wie naiv Comenius die historisch= und spekulativetheologischen Fragen behandelte, erhellt am deutlichsten daraus, daß er die damals schon von allen Kritikern aufgegebene Annahme der Echtheit des apostolischen und des athanasianischen Symbolums noch festhält, und daß er an Weissagungen von Bisionären glaubt, beren Nichteintreffen er mit der höchst unspekulativen Sypothese einer möglichen Veränderung in dem göttlichen Weltplane erklärt. fromme Einseitigkeit führt ihn so weit, die heidnischen Rlaffiker aus ben Schulen zu verbannen und die alten Sprachen an andern Schriftwerken studiren zu laffen. Daß ein folder Mann seiner "Unterrichts-

und Wissenschaftslehre" einen theologischen Charakter verlieh, wie der Bf. sich ausdrückt, war wohl ganz selbstverständlich. Alles war bei ihm nicht einmal eigentlich auf Theologie, sondern auf Frömmigkeit und Religion gebaut und strebte darauf hin. Den Schluß der lehrereichen und fleißig gearbeiteten Schrift bildet eine Untersuchung der Duellen und der Nachwirkungen der Lehrmeinungen des Comenius.

L.

Neuere Geschichte des preußischen Staates vom Hubertsburger Frieden bis zum Wiener Kongreß. Von E. Reimann. I. (Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. D. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht.) Gotha, F. A. Perthes. 1882.

Für die zweite Hälfte der Regierung Friedrich's des Großen gab es, von der älteren Literatur abgesehen, bisher nur Monographien über einzelne Spisoden: Preußens Antheil an der Theilung Polens, den baierischen Erbfolgekrieg, die Gründung des Fürstenbundes. Der Gelehrte, welcher den Gesammtverlauf dieser Regierung zu schildern im Begriffe war und seine Aufgabe ungleich kritischer und geschickter als sein unmittelbarer Vorgänger in der Forschung, Preuß, angefaßt hatte, &. A. Stenzel wurde durch den Tod mitten aus der Arbeit ab= berufen, als seine Geschichte des preußischen Staates erst bis 1763 vorgerückt war. Nach fast zwanzigjähriger Pause ist jett Direktor Reimann in Breslau für das Unternehmen der "Europäischen Staaten= geschichte" als Nachfolger seines Landsmannes und Lehrers Stenzel gewonnen worden, dem die Vorrede pietätvolle Worte des Andenkens widmet. Wie schon eine Anzahl anderer Werke in den neueren Serien der Sammlung hat auch die "Neuere Geschichte des preußischen Staates seit 1763" unter Wahrnehmung der die Forschung jetzt gegen früher begünstigenden Vortheile sich nicht mit der Verwerthung des gedruckt vorliegenden Materials begnügt, sondern erstrebte eine Ergänzung und Bertiefung besselben aus unedirten Quellen, im gegebenen Falle aus ben Aften bes preußischen geheimen Staatsarchivs.

Unter dem, was R. im Vergleich mit den Arbeiten von Duncker, Beer, Kanke, die vor ihm dasselbe Archiv benutzten, an ganz neuem Stoffe bringt, sind es zwei Immediaterlasse Friedrich's II. aus dem November 1768, welchen der Vf. großes Gewicht beizulegen geneigt ist. Am 7. November unterzeichnete der König jenes politische Testament, aus dem Duncker die merkwürdige Stelle mitgetheilt hat, wo unter den politischen Ausgaben der Zukunft die Erwerbung des pols

nischen Preußen figurirt, mit bem Busate, bag man bas größte hindernis von Seite Rußlands finden werde. Gewiß ist es nun in hohem Grade beachtenswerth, wenn an demselben 7. November der König an seinen Vertreter in Warschau die Anfrage richtet, "ob der Drang der gegenwärtigen Lage so wäre, daß man sich schmeicheln dürfte, mit Ruß= land einen vortheilhaften Vertrag abzuschließen". Die Ergänzung und zwischen den Zeilen die Erläuterung dazu gibt die wenige Tage später (16. Nov.) dem Gesandten in Petersburg vorgelegte Frage, ob nicht Rußland für den Fall, daß die Dinge in Polen zu einem Bruche kämen, der ihm nur ungeheure Kosten verursachen könnte, von der Republik eine angemessene Entschädigung verlangen werde: "Das ist ein wesentlicher Punkt, über welchen aufgeklärt zu werden mir sehr wesentlich ist." Aber was daraus erhellt, ist doch im Grunde nur das eine, daß den preußischen König der Theilungsgedanke, den er im Februar 1769 in Rußland durch die Vorlegung des fog. Lynar'schen Projektes anregen ließ, drei Monate zuvor nicht bloß als ein Zukunftsplan, sondern als eine eventuell sofort ausführbare Kombination beschäftigt hat. Das Entscheidende ist indes nicht, wann ber Gedanke zum ersten Male in's Auge gefaßt, noch auch wann er zum ersten Male zwischen den Rabinetten diskutirt worden ist. Sollte es darauf ankommen, so müßte unter allen Umständen viel weiter zurückgegangen werden, benn in dem, was Panin schon am 29. Dezember 1763 zu Solms fagte, durfte Friedrich II. mit Recht, damals fehr "zu feinem Schrecken", den Plan zu einer Theilung Polens erkennen (vgl. Reimann S. 80. 81). Es gilt aber vielmehr, ben Augenblick scharf zu fixiren, wo "der Stein in's Rollen kam". Und das geschah ohne Frage erst mit der Besetzung der Starosteien Nowitarg und Czorstyn burch österreichische Truppen im Sommer 1770 und durch die Bestallung einer Verwaltung des "wiedergewonnenen" Gebietes. Erst jest wurde zwischen Preußen und Rugland eine Verständigung für die polnischen Angelegenheiten erzielt, während vorher die Diskussion bes Pseudo-Lynar'schen Planes völlig abgebrochen worden war, wie ja Friedrich von vornherein die Abneigung Rußlands, ihm einen Theil polnischen Landes zu gönnen, vorausgesehen hatte. Wenn R. den Versuchen Arneth's, die Tragweite jener öfterreichischen Offupation polnischer Starosteien abzuschwächen, in keiner Weise beipflichtet, wenn er S. 362 selbst sagt: "Während Friedrich in ganz unbestimmter Weise von einer Erwerbung sprach, dehnte ber Wiener Hof seine Grenzen unerwartet und eigenmächtig aus und gab badurch ber Kaiferin von Rußland

eine gute Gelegenheit zu Eröffnungen, welche die erste Theilung Polens herbeigeführt haben" — so weiß ich damit den scharfen Ausfall gegen Ranke, den die Vorrede des Af. enthält, nicht in Einklang zu bringen.

In seiner äußeren Ökonomie hat sich bas Werk an das bes Vorgängers darin angeschlossen, daß, wie in den beiden, die preu-Bische Geschichte von 1740 bis 1763 behandelnden Schlußbanden Stenzel's, auch bei R. die auswärtige Politif durchaus im Vordergrunde steht. Den inneren Verhältnissen sind von 570 Seiten nur 80 ein= geräumt: die Kapitel "Herstellung Preußens nach dem Hubertsburger Frieden" und "Neue Organisation Westpreußens". Archivalische Studien hat der Bf. für diese Partien nicht angestellt. Für das Kapitel über Westpreußen hätte die forgsame Arbeit von Rethwisch (Westpreußens Aufleben unter Friedrich dem Großen, Programmarbeit des Wilhelms= ghmuasiums, Berlin 1872) verglichen werden mögen, und über den formellen Abschluß ber ersten polnischen Theilung liegt ein Programm von Fr. Preuß vor (die Abtretung Westpreußens durch den Reichstag zu Warschau 1773; Kulm 1879). Über Rochus Friedrich v. Lynar haben seit Büsching (vgl. Reimann S. 277 Anm. 2), Jansen (Graf Lynar, Oldenburg 1873) und Wedel in der Kopenhagener Historisk-Tidsscrift 4. Reihe Bb. 4 gehandelt.

In dem 2. Bande seines Werkes wird der Uf., dem wir für die Vollendung der begonnenen Aufgabe zu seiner unermüdlichen Arbeits= lust ungeschwächte Arbeitskraft wünschen, die Genugthuung haben, eine vor Jahren auf Grund eines noch lückenhaften Materials von ihm entworfene Darstellung jetzt aus dem Vollen heraus ergänzen und verstiesen zu dürfen.

R. K.

Zeitschrift des Bereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Namens des Bereins herausgegeben von Kolmar Grünhagen. XVI. XVII. Breslau, Jos. Max & Komp. 1882. 1883.

Bd. 16 Grünhagen: Die Zeit Herzog Heinrich's III. von Schlesien-Breslau 1241—1266. Bespricht den Verfall der von Heinrich II. zusammengebrachten Landschaften unter seinen unmündigen Söhnen, die Zwiste unter diesen, als sie herangewachsen waren, die Sonderung Schlesiens von Polen in kirchlichen Dingen, bestehend in der Umwandlung des in Polen üblichen Feldzehntens in den Malteroder Geldzehnten innerhalb der Breslauer Diözese, endlich das Fortschreiten der Germanisation, namentlich durch die Gründung von deutschen Städten. — Krebs: Zur Geschichte der innern Verhältnisse

Schlesiens von der Schlacht am weißen Berge bis zum Einmarsche Waldsteins. Behandelt namentlich die Maßregeln, durch welche der Raiser größeren Einfluß auf die bis dahin ganz ständisch gewesene Regierung Schlesiens zu erlangen suchte, charakterisirt die hervorragenden Personen des Landes und schildert endlich die religiösen, militärischen, Geld= und Schulbenverhältnisse, die Sittenverschlechterung. - Ölrichs: Bur Geschichte des Schulwesens in Schlesien. namentlich das 17. und 18. Jahrhundert. Die Zustände ber höheren Schulen nicht gerade ungünftig, schlechter die ber Volksschulen. Reform des katholischen Schulwesens durch Felbiger. Langsame Besserung. -Ulanowsti: Über die Erwerbung von Glat durch Heinrich IV. Dieselbe erscheint hiernach nicht mehr als Ergebnis eines Erbvertrages zwischen Heinrich und König Ottokar, sondern als der politische Gewinn von Heinrich's Parteiergreifung gegen den Markgrafen Otto den Langen, unter Begünftigung des Königs Rubolf und der Königin Wittme. Derselbe: Über die Zeit der Vermählung Heinrich's IV. mit Mechtilbe von Brandenburg. Sie wird in's Jahr 1288 gesetzt. — Ölrichs: Bur Geschichte der Censur in Schlesien. Behandelt besonders die preußische Zeit bis 1815. — Bolkmer: Ottupationen ber Stadt Habelschwerdt durch die Schweden während des 30 jährigen Krieges. Stadt hatte 5 schwedische Oktupationen auszuhalten, über welche die noch erhaltenen Stadtbücher fehr eingehende Nachrichten liefern. - Ropiet: Das Franziskanerklofter zu "Unser Lieben Frauen im Walbe" in Fortsetzung zu dem Auffat in Bb. 15, bas 17. und Schweidnik. 18. Jahrhundert behandelnd. — Schubert: Die ehemaligen Odermühlwerke bei Steinau a. d. Ober. — Pfotenhauer: Die fünfzig Ritter von 1294. In diesem Jahre trat Heinrich V. von Breslan seinem Better Heinrich III. von Glogan das Gebiet des spätern Fürstenthums Dis ab und stellte dafür 50 Bürgen. Die sehr sorgfältige Untersuchung über diese ist für die Genealogie des ältesten schlesischen Adels von großem Interesse. - G. Bauch: Das Leben bes humanisten Antonius Derselbe war aus Breslau gebürtig, an verschiebenen Orten und in verschiedenen Stellungen thätig, zulett als Stadtarzt in Braunschweig; ein Mann von dichterischer Begabung, mit dem älteren Camerarius und mit Melanchthon sehr befreundet. — Ulanowsti: Über die Datirung der auf Heinrich IV. von Breslau bezüglichen Urkunden im Formelbuche des Heinricus Stalicus. — A. Bauch: Die Ranglei Herzog Heinrich's V. von Breslau. 7 Notare waren theils neben, theils hinter einander in ihr thätig. - Grünhagen: Über bie

Chronologie des letten Kreuzzugs König Johann's gegen die Littaucr 1345. —

Bb. 17. Grünhagen: Schlesien unter Karl IV. Gine warm geschriebene Huldigung des Kaisers für seine ebenso sorgsame wie erfolgreiche Regierungsthätigkeit in Schlesien. — Mandorn: Der Peterspfennig in Schlesien bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Der Peterspfennig wurde in Schlesien wie in ganz Polen vom Be= ginne der Christianisirung ab gezahlt. Im 14. Jahrhundert wird er von den Päpften als Kopfsteuer verlangt, wogegen die Deutschen im Lande Opposition erheben. Der Auffat beschäftigt sich zumeist mit ben Schwierigkeiten ber Ginnehmung, wozu die Papste, da fie ben Bischöfen keinen Antheil baran gönnten, besondere Nuntien in's Land schickten. — Wahner: Oppeln in der Franzosenzeit, von 1807 bis 1808. Der auf Grund ausführlicher Akten verfaßte Auffat ist auch ein Beleg zu der traurigen Thatsache, daß unter Napoleon die Rheinbundstruppen (hier die Baiern) viel schlimmer in Preußen gehaust haben, als die Franzosen. — Ropiet: Geschichte der katholischen Pfarrei Patschkau. Eine Zusammenstellung aller auffindbaren Nach= richten über die Geistlichen berselben von 1285 bis 1583. — Schubert: Die Schule zu Steinau a. D. zur Zeit der Piasten. Die Blütezeit der Schule fällt von 1656 bis 1702. — Pfotenhauer: Schlesier als Rektoren ber Universität Leipzig in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens. 25 Schlesier haben mahrend biefes Jahrhunderts das Rektorat bekleidet, zum Theil wiederholt. Mehrere, namentlich die ältesten, find für bie Entwickelung ber Universität und ihrer fog. Kollegien von großer Bedeutung gewesen. 2f. stellt hauptsächlich die erreichbaren Nachrichten über ihre Lebensverhältnisse zusammen; über ihre akademische Thätigkeit liegen noch zu wenig Quellen vor. — G. Bauch: Laurentius Corvinus, ber Breslauer Stadtschreiber und Humanist. Sein Leben und seine Schriften. Eine sehr gründliche Arbeit, in der auch über viele andere Humanisten, namentlich im öst= lichen Deutschland und in Polen, werthvolle Nachrichten mitgetheilt sind. Das Leben des Corvinus ist ziemlich einfach, seine Thätigkeit hat keine äußerlich glänzenden Erfolge, aber die Verehrung, die dem Manne von allen Seiten gezollt wird, die vielen Auflagen seiner Bücher bezeugen genugsom ben nachhaltigen Ginfluß, ben er geübt. — Hirsch: Das Minoritenfloster zu Loslau. Wenn auch die Gründung desselben im 13. Jahrhundert wahrscheinlich ist, finden sich Nachrichten boch erft vom 17. Jahrhundert ab. — Reimann: Aber Die Ber=

besserung des niedern Schulwesens in Schlesien in den Jahren 1763 bis 1769. Geht von dem Generallandschulreglement von 1763 aus und behandelt dessen Wirkung für Schlesien, die Anregnng, die es dem Saganer Prälaten Felbiger gab, und das von diesem versaßte Reglement für die Römisch-Natholischen in Schlesien, endlich die Besmühungen Schlabrendorff's um die Durchführung desselben und um die Hebung des schlesischen Schulwesens überhaupt. —

Beide Bände enthalten zum Schluß archivalische Miszellen, Berichtigungen und Ergänzungen zu älteren Schriften, Nekrologe und Bd. 17 den Bericht über die Vereinsthätigkeit in den Jahren 1881 und 1882. Mkgf.

Scriptores rerum Silesiacarum. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde Schlesiens. XII. Geschichtschreiber Schlesiens des 15. Jahrhunderts. Herausgegeben von Franz Wachter. Breslau, Jos. Max & Komp. 1883.

Der Band enthält eine Anzahl kleinerer Geschichtschreiber, die zum Theil in fehr schlechten älteren Drucken bereits vorlagen: 1. Chronif des Martin von Bolkenhain, früher schon von Hoffmann von Fallersleben in Bd. 1 der neuen Ss. rer. Lusat. veröffentlicht. Am Text war gegen diesen Abdruck wenig zu verbessern, doch ist das von Hossmann ganz unterschlagene, bann aber bereits von Grünhagen entdedte und edirte Fragment des ersten Blattes der Handschrift hinzugekommen; umsomehr hat der fleißige Herausgeber für die sachliche Erläuterung und Kritik Martin's gethan. Die Annahme, daß der lette Theil bes Textes nicht mehr von Martin, sondern von dem Abschreiber der Handschrift (von Fol. 12ª ab) herrühre, möchte Ref. nicht theilen. Die Sprache ift genau dieselbe, fast alle eigenthümlichen Wendungen kommen schon früher vor. Die Erzählung des Zuges der Meißner von 1426 auf S. 16 stimmt merkwürdig mit der Erzählung des Hustenzuges von 1429 auf S. 8. Übrigens bleibt eine Untersuchung der Bolkenhainer Stadt= und Schöffenbücher nach den Lebensumständen, vor allen Dingen dem Alter Martin's bringend zu wünschen; als Martin der Krämer (cromer) dürfte er darin zu suchen sein. Bu der 1430 angesetzten, aber vom Herausgeber richtig nach 1450 verwiesenen Eroberung Geras durch die Husiten ist noch hinzuzufügen, daß die Nachricht vom Tode Heinrich's des Jüngeren in der böhmischen Gefangenschaft falsch ist. Sein Bater starb 1451, doch nicht in der Gefangenschaft. S. 9 Anm. 1 ift ber Landkomthur von Kalau nach

Gollup in Westpreußen zu versetzen. Der Irrthum ist auf Palach zurückzuführen. Die hertzoge Lodwignne (!) S. 16 ist Elisabeth von Brandenburg, Wittwe Ludwig's II. von Liegnitz. — 2. Die Coronacio Adalberti regis Romanorum Ungarie et Boemie, beutsch geschrieben, der lateinische Anfang ist offenbar nur Einleitung des Abschreibers, sicherlich von einem Breslauer verfaßt, schon von Palach, Caro, Ermisch benutt, doch bisher ungedruckt, vom Herausgeber sehr sorgfältig kom= mentirt. Die Stelle S. 23 B. 12 ,hatten bey en etwas (!) gefangen' foll heißen ,etwas = einige Gefangene'. S. 26 B. 2 v. u. ift das ,fpe' in Klammern zu setzen oder ,nye' und auf der letzten Zeile wohl ,eyme' (= eynem) für ,enne' zu lesen. Daselbst S. 8 ift zu der Huldigung ber schlesischen Fürsten jett zu citiren Schlesische Lehnsurkunden 1, 20. — 3. Sigismundi Rosiczii chronica et numerus episcoporum Wratislaviensium itemque gesta diversa transactis temporibus facta in Silesia et alibi. Ab a. C. 1051 usque 1470, bisher nur bei Sommers= berg Ss. rer. Siles. I. in schrecklicher Weise edirt. Die Originalhand= schrift ist verloren, die Abschriften stammen alle aus dem 17. und 18. Jahrhundert und sind fämmtlich fehlerhaft. Mit einem außerordentlichen Aufwand von Mühe, Gelehrsamkeit und Scharfsinn, die eine gute Schulung verrathen, hat der Herausgeber einen leidlichen Text nebst einem ausführlichen sachlichen Kommentar dieser für bie innere Geschichte Schlesiens doch sehr wichtigen Geschichtsquelle hergestellt. Einige Verbesserungen nöchte Ref. hier noch nachtragen. S. 31 3.9 l. scilicet für sancta. S. 34 l. in dem ersten Verse seno = sechs für senio, das fordert auch der Reim; in allen gelegentlich ein= gestreuten Versen reimt die Mitte mit bem Ende. S. 35 B. 3 v. u. hätte te deum cantato als abl. abs. bleiben und episcopus nicht erganzt werben follen. S. 39 forbern im erften Berse Sinn und Reim binis et quater denis für quater X bis. 3. 46 im zweiten Verse 1. quadringenis. S. 48 Anm. B. 2 1. reliquit mit Komma dahinter für reliquis. S. 50 B. 16 l. coronatio fuit proclamata für prolata. S. 61 B. 6 v. u. s. indulgentiarum für indulgentiam. S. 63 B. 10 v. u. ist unter "Caspar Regil" sicherlich der bekannte Domherr "C. Weigil" zu suchen, dahinter lies regraciatus für regeneratus. Wie oft haben die Abschreiber diesen Fehler gemacht. Zu S. 69 sei bemerkt, daß das Gefolge des Königs Ladislaus allerdings an einer Stelle aufgezählt ist, nämlich im Liegniper Urkundenbuch N. 784, doch ist auch daraus der corrupte Name nicht zu heilen. Daß Podiebrad einen Sohn mit in Breslau gehabt habe, ist ganz unwahrscheinlich, seine

Kinder waren noch zu jung; aber wahrscheinlich war sein von den Liegnitern vertriebener Better Proczto von Cunftatt als Kläger anwesend; hier liegt wohl nicht nur eine Verderbnis der Handschriften, sondern auch ein Jrrthum des Chronisten vor. S. 71 1. 3. 1. fabrilia für fabritia. S. 77 nummi Bohemicales montani alias Berger sind Ruttenberger Groschen. S. 84 1. 3. lies Grana-Strigoniensis für Johannes Str. Die Stellung bes Namens hinter bem Titel ware ganz ungewöhnlich. S. 85 3. 17 1. Olsnicenses für Olsnicensis, sonst kommen nur vier Herzöge heraus. S. 88 g. 8 l. simul für vel. S. 89 3.7 v. u. (, millia pro sumptibus. S. 91 3.3 adicerentur für addicerentur. S. 92 3. 10 ist hinter congregata ein erit zu er-In keinem Falle sollen diese Nachträge bas Berdienst bes Herausgebers schmälern. Bei solcher Robearbeit bleiben immer einzelne Klötze stehen. Die Einleitung bringt auch eine forgfältige Abhandlung über ben Chroniften und seine Chronik. — 4. Liegniter Eine Fortsetzung der deutschen Übersetzung der chronica principum Poloniae, die Stenzel im 1. Bande ber Ss. rer. Siles. edirt hat, von 1390 bis 1506 reichend, ein Stück Hofhistoriographie, von geringerer Bedeutung. - 5. Die bohmische Chronik bes Benedikt Johnsborf (Abt des Sandstiftes in Breslau, soweit ihr selbständiger Werth zukommt (1470—1490). Mit seinen Untersuchungen über biese für die Zeit des Königs Matthias Corvinus wichtigen, bisher noch ungedruckten Chronik ist der Herausgeber noch nicht zu Ende gekommen; er verheißt eine besondere Abhandlung darüber für den nächsten Band ber Zeitschrift für Geschichte Schlesiens. Die Chronik scheint etwa 1488 uno tenore verfaßt und nach 1490 von einem andern Verfasser bis zum Tobe bes Königs Matthias fortgeführt worden zu sein. S. 114 3.4 v. u. scheint summa statt sentencia zu lesen zu sein, S. 116 3. 6 v. u. plene für plurime. S. 123 im 4. Verse v. u. lies mole für mola. -N. 6. Was sich noch thonig Mathie thode zugetragen. Wir haben es hier offenbar mit einem in der Ranzlei des Breslauer Raths gemachten Referat zu thun, welches hauptfächlich die damals verhandelten Verträge ber Schlesier mit den Mährern und König Wladyslaw verzeichnet und bie zum Berständnis derselben nöthige Geschichtserzählung mit einflicht. Es ist zu den im ersten Bande der Schlesischen Lehnsurkunden mitgetheilten Stüden eine fehr willkommene Ergänzung. S. 127 u. 128 heißt der Gesandte des Breslauer Bischofs nicht Nic. Thanchan, sonbern Thauchan, S. 128 3. 8 1. prouide statt proinde und 3. 13 ist duxerint mit Unrecht geändert. — N. 7. Narratio de interitu illustrissimi ducis Oppoliensis Nicolai ab oculato teste descripta, worin ber 1497 auf einem Fürstentage zu Reiße in einem Wahnsinnsanfall ersolgte Angriss des Herzogs Nitolaus auf Herzog Kasimir von Teschen und Bischof Johann und die überaus schnelle Bestrasung desselben mit dem Tode erzählt wird. Es ist übrigens sicher anzunehmen, daß der Augenzeuge entweder eine längere Zeit nach dem Vorsall seinen Bericht geschrieben hat, oder daß derselbe von dem ersten Abschreiber überarbeitet worden ist. Der Vs. ist wohl unzweiselhaft unter den humanistisch gebildeten Mitgliedern des Domkapitels zu suchen; jedensalls war er kein Freund des Herzogs von Teschen. Außer dem vom Herausgeber hinzugesügten Bericht der Annales Namslavienses ist auch der in der Zeitschrift für Geschichte Schlesiens 9, 387 mitgetheilte zu vergleichen. — Die Freunde der schlesischen Geschichte werden dem Herausgeber gern in ähnlichen Publikationen weiter begegnen.

Mkgf.

Geschichte des Fürstenthums Öls bis zum Aussterben der piastischen Herzzogslinie. Von Wilhelm Häuster. Geschenk der Wittwe an den Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Breslau, Jos. Max & Komp. Nebst dazu gehöriger Urkundensammlung. Ebenda.

Das Buch behandelt sowohl die allgemeine Geschichte des Fürstentums und seiner Regenten bis zum Aussterben ber Piaften 1492 und Übergang an die Podiebrad's 1495, als auch die Kulturverhältnisse, bas Rechts= und Gerichtswesen, den Religionszustand und namentlich die Geschichte ber 10, später 11 Städte und aller Börfer besselben, durchgängig auf urkundliches Material gestützt und mit besonderer Kritik wie gründlichstem Fleiße gearbeitet, für die Lokalgeschichte von unschätzbarem Werth. Während der Bf. diese Arbeit bei seinem 1879 erfolgten Tode im wesentlichen vollendet hinterließ, so daß nur eine von A. Floß besorgte Revision des Manustripts nötig war, hatte er von der dazu gehörigen Urkundensammlung sogar schon 19 Bogen bis zum Jahre 1315 — gedruckt. Da hier indes nicht überall auf bie Originale der ältesten Vorlagen zurückgegangen war, auch sonst nicht die modernen Editionsgrundsätze zu strenger Anwendung gekommen waren, verzichtete der Verein, der das Werk zu publiziren übernommen hatte, auf vollständigen Abdruck ber ganzen Sammlung, zumal in= zwischen die Urfunden von allgemeinem Interesse in den schlesischen Lehnsurkunden zum Abdruck gekommen waren, und brachte dieselbe

nur durch Hinzusügung der wichtigsten Stücke des 14. und 15. Jahrhunderts und durch ein genaues Register zu einem gewissen Abschluß. Mkgf.

Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glat Redigirt von Edmund Scholz. 1. u. 2. Jahrgang 1881/82 u. 1882/83. Habelschwerdt, J. Franke.

Die durch die natürlichen Verhältnisse bedingte Abgeschlossenheit und Eigenartigkeit der Grafschaft Glatz, die ja auch erst 1742 in eine feste Verdindung mit Schlesien gekommen ist und kirchlich noch immer außerhalb der Vreslauer Diözese steht, hat in den Bewohnern ein so lebhaftes Heimatsgefühl erhalten, daß einige muthige Männer das Wagnis einer für die Geschichte und Heimatskunde des kleinen Ländchens bestimmten wissenschaftlichen Zeitschrift in Viertelzahrsheften auf sich genommen haben. Den zwei ersten Vänden ist das Lob nachzurühmen, daß sie fast durchaus wissenschaftlich gehalten sind und den im Vorwort angegebenen Zweck, für eine künftige Geschichte der Grafschaft Materialien zu sammeln, vortrefslich erfüllen. Neben dem Herausgeber treten als die thätigsten Mitarbeiter die Herren Volkmer und Hohaus, alle in Habelschwerdt, hervor. Bei der Mannigsaltigkeit des Inhaltskann nur das Verzeichnis der meist kurzen Aussätze hier mitgeteilt werden.

Bd. 1. Geschichte der Pfarrei Habelschwerdt. Errichtungsurkunden bes Hospitals zu Habelschwerdt. Geschichte der Altwilmsdorfer Ritter= güter. Habelschwerdter Nachrichten aus der Franzosenzeit 1807. Glater Hochzeits= und Kindertaufordnung von 1662. Grafschafter Gewitter= Der Landwirthschaft schädliche Pflanzen in der Graffchaft. Ein altes Grafschafter Weihnachtslied. Chronistische Aufzeichnungen, als Nachtrag zur Geschichte ber Pfarrei Habelschwerdt. Die Glater Bauern im böhmisch = pfälzischen Kriege. Nachrichten über die alten Privilegien der Stadt Lewin. Eine Schulmeisterordnung von 1647. Das Leibzeichen. Dreidingsartikel von 1656. Urkunde betr. das Ritter= gut Altwilmsdorf. Geschichte der Stadt und Pfarrei Wilhelmsthal. Chronistische Aufzeichnungen als Nachtrag dazu. Das Habelschwerdter "Alte Stadtbuch". Die Frankenstein=Glätische Herkunft ber Familie ber Nik. Koppernikus. 2 Grafschafter Weihnachtsspiele. Ein Weih= nachtslied. Neuroder Tuchmacherurkunde von 1416. Urkunde über die Eröffnung des Grabes des hl. Arnestus in der Pfarrkirche zu Glat. Generelle Beschreibung der Forstreviere Seitenberg und Schnallenstein.

Der goldene Stollen. Von den an der Landstraße von Glatz nach Landeck gelegenen Ortschaften. Biographie von Joseph Kögler. Über die Ortsnamen der Grafschaft Glatz.

Geschichte ber Pfarrei Reinerz. Besuche der Grafschaft durch die obersten Landesherren. Belagerung und Einnahme der Festung Glat durch die Österreicher 1760. Glater Mannrechtsprivileg Jährlicher Gang der Lufttemperatur in der Grafschaft. Die in den Gewässern der Grafschaft vorkommenden Fischarten. "Alte Hade". Der Gebirgsverein ber Grafschaft. Mahnruf zur Pflege Einfälle ber Schweben in die Graffchaft. der Gebirgsholzungen. Chronistische Aufzeichnungen, als Nachtrag zur Geschichte ber Pfarrei Reinerz. Quellenmaterial zur ältesten Geschichte ber Stadt Landed und Burg Rarpenstein. Beschreibung des Forstreviers Karlsberg. Klima Regenhöhen in der Graffchaft. in Karlsberg. Landeshauptleute der Beschreibung von Mittelfteine. Holtei in ber Grafschaft. Grafschaft. Auszug aus bem Urbarium bes Grafen Hans v. Harded von 1534. Beschreibung der Habelschwerdter Stadtforsten. Das Wappen der Grafschaft. Die Kirche zu Oberschwedelndorf und ihr Patronat. Nachrichten über Gellenau. Beschreibung der Forsten von Kunzendorf. Resultate ber Anemometerbevbachtungen zu Ebersborf 1879 — 1882. graphischen Verhältnisse in der Grafschaft. Die Volkspoesie in der Lieder, Gefänge, Spiele, Gebräuche zc. — Grafschaft.

Höchst nützlich ist die vom Herausgeber am Ende jedes Bandes gegebene Chronik der Grafschaft für das abgelausene Jahr, die zwar ganz kurz aber vollskändig über alle Vorkommnisse referirt. Wir wünschen der Vierteljahrsschrift von ganzem Herzen ein fröhliches Weitersgedeihen.

Mkgf.

Geschichtsquellen der Grafschaft Glat. Herausgegeben von Volkmer und Hohaus. I. Urtunden und Regesten zur Geschichte der Grafschaft Glat bis zum Jahre 1400. Habelschwerdt, in Kommission bei J. Franke. 1883.

Die Sammlung bringt sowohl die chronikalischen wie die urkundslichen Nachrichten über die Grafschaft in chronologischer Folge durchseinander geordnet dis 1400. Inbezug auf die ältesten chronikalischen Nachrichten eines Hagek, Dubravius, Balbin, Pessina u. s. w. war mehr Kritik zu üben; die Angaben dieser Schriftsteller, die sich nicht durch ältere Quellen belegen ließen, waren entschieden als unglaubwürdig auszuschließen, mindestens durch kleineren Druck als solche zu bezeichnen. Die Herausgeber hätten da unbedingt Grünhagen's schlesische Regesten

zum Mufter nehmen und was dieser über Bord geworfen hat, ruhig fahren lassen sollen. Als ob diese Chronikenschreiber des 16. und 17. Jahrhunderts von der ältesten Vergangenheit mehr gewußt hätten als wir! Weniger mag man mit ben Herausgebern barüber rechten, daß sie die Urkundenregesten so geben, wie sie fie fanden, die einen lateinisch (aus Erben 2c.), die andern beutsch (aus Grünhagen 2c.), und daß sie bei den in extenso abgedruckten Urfunden die großen Anfangsbuchstaben, ebenso ben Gebrauch von U und V mit aller der Willfür ihrer Vorlagen zwecklos wiederholten; die Hauptsache bleibt doch, daß sie richtig gelesen haben, soweit - Ref. prüfen konnte (doch lies S. 18 3. 2 von unten attemptata und attemptari für acceptata etc., weiterhin ist wohl eine Zeile ausgefallen), auch die Provenienz genau angeben, die Siegel richtig beschreiben und ein fehr forgfältiges Register gemacht haben, das sie wunderlicher Weise Inhaltsverzeichnis nennen. Es ist doch erfreulich, wie viele Urkunden fie aus den Stadt=, Pfarr= und Schlofarchiven der Heimat aufgestöbert haben; wo ein Driginal zu erreichen war, ift beim Abdruck darauf zurückgegangen; neben dem Breslauer Staatsarchiv haben dann auch die zu Wien und Prag noch beigesteuert. Sie haben auch den Inhalt der ältesten Glater und Habelschwerdter Stadtbücher, eines Glager Zinsbuches, der Glager Augustinerchronik 2c. bis 1400 aufgenommen, aber die Nachrichten auf die einzelnen Jahre vertheilt, ein Verfahren, das doch manches gegen sich hat, und wenn es bei den Stadtbüchern noch angehen mag, so ist doch für die Folge die Augustinerchronik als ein Ganzes für sich zu behandeln, so sehr darf die chronologische Präparation des Stoffes nicht als oberster Gesichtspunkt gelten. Aber trop alledem bleibt das Buch eine tüchtige und sehr verdienstliche Leiftung; wenn sich ihm weitere Bände anschließen, was freilich wie bei diesem ersten von der Gewinnung freigebiger Gönner abhängig ift, so wird diese Sammlung im Verein mit der Vierteljahrsschrift ein sicheres Fundament für eine bereinstige Geschichte ber Grafschaft Glat erbauen; bann wird auch ben fleißigen Mitarbeitern ber Dank der Nachwelt nicht fehlen. Mkgf.

Het Hoogadelijk vrij wereldlijk Stift te Bedbur by Kleef en zijne Juffers door L. A. J. W. Baron Sloet. Uitgegeuen door de Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Amsterdam, Johannes Müller. 1879.

Der durch verschiedene Arbeiten auf dem Gebiete der niederrheinischen und niederländischen Geschichte — wir nennen nur sein "Oorkondenboek der grafschappen Gelre en Zutsen" und "dat kondichboek der stad Zutphen" — als sleißiger Forscher wohlbestannte Bf. obigen Werkes will mit demselben einen "nicht unbelangsreichen Beitrag zur Vermehrung unserer Kenntnisse des früheren Klosterwesens" geben. Daß er diesen Zweck erreicht hat, wollen wir nicht bestreiten und ihm gerne zugeben, daß das gelieserte Urkundenmaterial ein reiches Interesse bietet. Wir hätten aber von einem Werke, das unter der Obhut der Akademie der Wissenschaften erscheint, wohl erwarten dürsen, daß es vor allem eine peinliche Sorgfalt auf die diplomatisch treue Wiedergabe der Urkunden verwandt hätte. Nach dieser Seite hin ist manches verschlt. Mag das zum Theil auf Rechnung der mangelhaften Abschriften von Spaens zu sehen sein, jedenfalls kann Baron Sloet für einen und zwar den größeren die Verantwortslichkeit nicht absehnen. Namentlich vermißt man bei der Edition der Urkunden die konsequente Anwendung bestimmter Grundsähe, wie sie jeht, wenigstens in Deutschland, ziemlich allgemein im Gebrauche sind. Manche der edirten Urkunden besinden sich im Düsseldorser Provinzial-Archiv und sind vor der Drucklegung verglichen worden, wie es scheint, aber nicht alle.

Das Werk zerfällt in drei Abschnitte, in deren erstem der Bf. uns an der Hand der im zweiten Abschnitt publizirten Urkunden die Geschichte des adelichen Damenstiftes Bedbur etwas breitspurig und mit vielen für den Geschichtskundigen überflüssigen Ausführungen und Erklärungen versehen vorführt. Wir vermiffen gleichwohl die Heranziehung manches bekannteren Werkes. So konnten Hugo's Annales Praemonstratenses bei einem Kloster dieses Ordens nicht wohl über= Gestiftet wurde das Kloster vom Grafen Arnold von gangen werden. Cleve um 1140-1150. Von besonderem Interesse sind die Mit= theilungen über die lange Zeit hindurch vergeblich durch die Herzöge Johann I. und II. (1448—1521) angestrebte Klosterreform und über deren Bemühungen, die gesunkene Klosterzucht wieder herzustellen (S. 76-90). Über den sittlichen Verfall bes Stiftes zur Zeit ber Reformation berichten uns die Vorgänge mit den Nonnen Catharina v. Eyll und Anna v. Aschenbroich (S. 95-97 ff.). Der urkundliche Bericht über die lettere ist äußerst drastisch und rücksichtslos. die Bulle des Papstes Leo X. vom 9. August 1519 wurde das Kloster in ein freies weltliches Stift verwandelt.

Der dritte Theil des Werkes enthält unter der Überschrift "de Juffers" eine Reihe von Aufschwörungen, die zur Aufhellung der

Genealogie mancher abelichen Geschlechter bienen könnten, wenn sie forgfältiger durchgearbeitet wären. Namentlich kommen die Familien v. Pallant und v. Wylich babei sehr schlecht weg; aber auch anderweit wimmelt es von sinnstörenden Fehlern. So steht S. CLIX v. Resselrodt-Everhoven, S. CLXX dreimal Resselrodt-Eveshoven statt Ereshoven; S. CLXI heißt es Catharina v. Herteveld tot Salck ftatt tot Rold, S. CLXXI Elvorvelt statt Elvervelt, S. CLXXV Balport tot Raffenheim ftatt Walpott tot Baffenheim, S. CLXXVII Clara v. Boener statt Bonen, S. CXCI Raba v. Palant tot Schlem statt Sellem, S. CXCII Palant tot Bulant ftatt Rulant, Profting ftatt Pröbsting und Spier statt Spies, S. CXCIII Frederik vryheer van Wylich tot Diesfort statt Dietrich van Wylich, Raesbach ftatt Rafesbeck, wo boch schon S. CLXXXV Raeksbeck steht, Lent statt Leuth. S. CXCIV finden wir Aldenwithage ftatt Altwigshagen, Kreugen tot Domman statt Kreigen=Domnau, Olschmit ftatt Delsnit ober Delschnit. Ginmal wird die Gemahlin Adolf's Werner v. Pallant Agnes Amalia und gleich darunter Agnes Emilia genannt. Solcher Berfeben kommen zu Dupenden vor, die bei einer eingehenden Revision leicht hatten ver-Nicht überall ift die Auflösung der Wappen mieben werden können. gelungen, in fehr vielen Fällen vollständig unterblieben.

Auch in dem erften Theile find uns mehrere Fehler aufgefallen; so steht S. 24 Alexander be Gle statt Enl, S. 39 Hulkenrand statt Hulkenraed (Hulchrath). S. 44 wird Graf Johann von Rleve bereits mit dem herzoglichen Titel ausgestattet. In dem zweiten urkundlichen Theile wird neben vielen Ungleichheiten in der Schreibweise, oft in berselben Urkunde, und Ungenauigkeiten in ber Interpunktion eine Urfunde des Erzbischofs Siegfried von Köln (S. XXIII) vom 1. März 1293 statt aus Rens (Rees) aus Bens datirt. Auf der Seite vorher heißt es Curadus de Embrica, S. CXXII steht abbraviatoris. Ungenau ist auch S. XVI in M. 29 Lacomblet II. 256 statt II. 356 citirt. Diese Ausstellungen könnten wir noch um ein erhebliches vermehren, doch es genügt, um zu zeigen, wie flüchtig die Abschriften genommen sind und mit wie geringer Sorgfalt ber Druck bes Werkes vorgenommen ist. Wir werkennen sonst nicht, daß der Uf. durch die Herausgabe bes Werkes uns einen belehrenden Ginblick in die Berhältnisse ber Klostergeschichte gewährt hat. K.

Geschichte der Stadt Ratingen mit besonderer Berücksichtigung des ehe= maligen Amtes Angermund. II. Urkundenbuch. Bon J. H. Kessel. Köln und Neuß, Schwann. 1877."

Die Stadt Ratingen, in der Nähe von Düffelborf, war ehemals eine ber fünf Hauptstädte bes bergischen Landes und ift eine ber altesten Niederlassungen und Kulturstätten der dortigen Gegend. Hier behnte sich einst der große, von Pipin dem Raiserswerther Stifte geschenkte Reichsforst Aap aus. Später hatte in Ratingen ber oberfte Schöffen= stuhl in Straffachen seinen Sit, daher verlor die Stadt auch ihre Bedeutung nicht, als das Amt Angermund errichtet wurde. Geschichte dieses wichtigen Distriktes in der ehemaligen Grafschaft war vollauf berechtigt, und wir können das Unternehmen des Bf. nur dankbar begrüßen. Das urkundliche Material, das er uns im 2. Banbe seines Werkes bietet und das uns zur Besprechung vorliegt, ist eine reiche Sammlung von interessanten und belehrenden Urkunden, die für den Sammelfleiß und die unermüdliche Thätigkeit des Bf. ein rühm= liches Zeugnis ablegt. Sie enthält 267 Urkunden, deren älteste bis auf die Beit Karl's bes Großen zurückreicht, während die jüngste in ben Ausgang bes 17. Jahrhunderts fällt. Außerdem enthält das Werk ein Liber memoriarum ecclesiae parochialis Ratingensis, das, wenn es in seiner jetigen Busammenftellung auch erft aus bem 17. Jahr= hundert stammt, in seiner ersten Anlage dem 15. Jahrhundert angehört und baher mit Recht hier gleichfalls zum Abdruck gelangte. kunden, also der vorwiegend größte Theil, fallen in die Zeit vor 1500; sie befinden sich hauptsächlich in dem Provinzial-Archiv zu Düffeldorf, in dem gräflich Spee'schen Archive zu Heltorf und in dem Stadtarchive zu Ratingen. Manche dieser Urfunden sind freilich bereits durch den Druck bekannt; der Bf. glaubte gleichwohl den nochmaligen Abdruck in seinem Sammelwerk bringen zu dürfen, einmal weil fie als Beleg zu seiner im ersten Bande bearbeiteten Geschichte Ratingens gleich zur Hand find, dann aber auch, weil der frühere Abdruck manche Unge= nauigkeiten enthielte. Wir laffen folche Gründe gelten. Ob aber eine wirkliche Berichtigung überall eingetreten ift, vermögen wir nicht zu entscheiden, da uns die Originale nicht vorliegen. Wir sind aber berechtigt daran zu zweifeln, es sei denn, daß der Bf. dem in der Einleitung ausgesprochenen Sate, daß er den Abdruck ber Urkunden möglichst nach allen Eigenthümlichkeiten, wie sie find, zu geben beflissen war, auch da treu geblieben ift, wo offenbare Fehler im Texte stehen.

Wir hatten statt bessen gewünscht, daß sich der Bf. bei ber Herausgabe der Urkunden enger an die jest geltenden Mormen für die Edition derselben angeschlossen hätte. Solche Ungleichheiten, wie sie in der Schreibung ber Eigennamen vorkommen, wo oft, wie g. B. in ben Urfunden Nr. 8, 10, 16 u. f. w., dieselben neben einander einmal groß, das andere Mal klein stehen, können unmöglich Billigung finden. Ronfequenz in der Schreibweise vermißt man überhaupt. In derselben Urkunde findet sich neben dem geschwänzten e auch das ungeschwänzte und sogar die Form ae, u und v werden willfürlich, wie 3. B. in Mr. 10 und 17, neben einander gebraucht; für basselbe Wort kommt in derselben Urfunde eine verschiedene Schreibweise vor, wie z. B. in In ber Urkunde Mr. 10 S. 13 steht ein offenbares Mr. 10 und 13. Versehen decem maldris statt marcis, in Nr. 7 in beneficium statt in beneficio, in Mr. 8 autecessorum statt antecessorum, S. 363 honeribus statt oneribus, S. 364 hronorem statt honorem. wird irrthümlich S. 363 statt 394 zitirt u. s. w.

Bei einzelnen Urkunden hätte unseres Erachtens die einsache Inhaltsangabe genügt, bei anderen, namentlich den notariellen Urskunden, wesentliche Kürzungen eintreten können durch Weglassung der bekannten Eingangs- und Schlußsormeln. Einige Urkunden, die zwar bereits gedruckt sind, dursten gleichwohl in diesem Sammelwerke nicht sehlen, so die vom Jahre 1448 zwischen Burkard v. Eller und Adolf Duad gethätigte nicht, indem sie mit einer aus derselben Quelle geschöpsten (Strange Beiträge 3, 78) im engen Zusammenhang steht. Ebenso vermißt man aus den im Archiv von Lacomblet (3, 2) gesbrachten Gemarken und Fischereien des Landes von dem Berge den S. 299 abgedruckten Abschnitt über das Amt Angermond.

S. 252 findet sich die Anmerkung: "Nachdem der Bater Johann Weinsieper (Vikar des St. Katharinenaltars) 1593 gestorben, erhielt kontraktmäßig dessen Sohn Hermann die erledigte Vikarie." Dieser Theil der Anmerkung beruht wohl auf Mißverskändnis der Textesskelle in der betreffenden Urkunde. Ein Johann Wynsupper war 1553—1579 Prediger in Burg, 1594—1597 Prediger im nahen Metkmann, 1597—1603 Prediger in Mörs. Hier starb er in dem zuletzt genannten Jahre am 11. Oktober. Offenbar haben wir es hier mit derselben Persönlichkeit zu thun. Die Resignation zu gunsten des Sohnes ist verständlich genug, da er die Pfarrstelle in Metkmann annahm. Die Beit zwischen 1579 und 1593 wird er also in Katingen zugebracht haben. Auf die Entwickelung der reformatorischen Bestrebungen wird

er nicht ohne Einfluß geblieben sein; es wäre das noch näher zu untersuchen.

Wenn der Bf. am Schlusse der Vorrede den Wunsch ausspricht, es möchten seine Landsleute durch zahlreichen Ankauf des Werkes die Kosten decken helsen, so hört sich aus dieser Bitte die Klage wohl heraus, daß anderweite Bemühungen vergeblich gewesen seien. Sind wir recht unterrichtet, so hat die Gemeindevertretung aus naiven Gründen eine materielle Beihülse versagt. Die Urkunden seien im Archiv der Stadt; wolle man sie gebrauchen, so könne das, auch ohne daß sie gedruckt wären, geschehen! so ungefähr soll der weise Beschluß der Stadtväter gelautet haben. Wünschen wir, daß dem Uf. die Abweisung nicht allzu schmerzlich falle.

Vier rheinische Palästina=Pilgerschriften des 14., 15. und 16. Jahrs hunderts. Aus den Quellen mitgetheilt und bearbeitet von Ludwig Consradh. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 1882.

Tropbem die vier Pilgerschriften, welche obiges Werk enthält, von fehr verschiedenem Werthe find, hat der Herausgeber Recht darin gethan, dieselben in ihrem vollen Textumfange zu geben; benn wie schwer es ist, das wirklich Bedeutenbe in Excerpten zusammenzufassen, empfand der Unterzeichnete bei folden Versuchen felbst. Die Baläftino= graphie verbreitet sich in zu viel verschiedene Gebiete; fie birgt in sich Material für Archäologie, Theologie, Geographie und Geschichte, so daß alles Wefentliche in kurzen Auszügen sich kaum vereinigen läßt. Nur äußere Rücksichten bedingen solche Versuche; eine kritische Text= ausgabe ber gesammten beutschen Pilgerliteratur wird von den Fachmännern noch sehnlichst erwartet. Conrady's Buch bringt einen äußerst beachtenswerthen Anfang dafür, an dem eigentlich nur die allzu große Genauigkeit und die das kleinste Detail erschöpfende Aus= führlichkeit auszusetzen wäre, welche man in den trefflich und scharf= sinnig geschriebenen Einleitungen, in den Textnoten und in den Was die Texte selbst anbelangt, so ist der an Glossaren findet. erster Stelle aus einer Miltenberger Handschrift mitgetheilte Pilger= führer der werthvollste. Bährend die Niederschrift besselben aus bem 15. Jahrhundert stammt, sett ber Herausgeber die ursprüngliche Abfassung in die Jahre 1350—1362 und gründet seine Meinung auf die Angaben des Pilgerführers über die Zahl und Vertheilung der Ablaßstellen, ferner auf das Verschweigen einzelner in späteren Schriftstellern erft erwähnter heiliger Orte und endlich auf bie Auße=

rungen über die Besitverhältnisse der Franziskaner. Die Art dieser Beweismethode scheint aber bei keinem der sog. Pilgerführer angebracht, wenn man auf die Entstehung der letteren zurückgeht. Nur angebeutet fei, daß diese ältesten Reisehandbücher durch Palästina beinahe alle Angaben, welche ihnen vorkommen, ohne jedwede Prüfung ihrer Richtig= keit in Bezug auf Zeit und Ort aufnahmen und bag bie Pilger selbst, welche solche Führer benutten, es unterließen, Verbesserungen in ihnen vorzunehmen. Die Auseinandersetzung über den Werth und damit auch über das Alter eines einzelnen Pilgerführers ift äußerst schwierig und eigentlich nur durch eine Untersuchung der ganzen Fülle des Materials möglich. Dieselbe wartet noch ihres Bearbeiters. In der Einleitung zu der an zweiter Stelle edirten niederrheinischen Pilgerschrift gibt C. selbst Bemerkungen über die Art der Pilgerführer, welche mit dem das Palästino= graphische und das Sprachliche behandelnden übrigen Inhalt vollständig Dem Werthe nach steht die zweite der mitgetheilten Schriften der ersten nicht viel nach. Die dritte und vierte Publikation gehören dem 16. Jahrhundert an, in welchem die Bedeutung der Pilger= schriften beträchtlich finkt. Der nach einem Druck veröffentlichte Text ber Reise Claes van Dusen ist mehr literarhistorisch als sachlich interessant, während die Hodoporica Philipp's v. Hagen in der Fülle der Pilgerliteratur gerade aus ihrer Zeit einen hervorragenden Standpunkt nicht einnehmen. Beachtenswerth find die Erklärungen zu ber im Anhange mitgetheilten ärztlichen Reisevorschrift. Die Heranziehung ber zahlreichen zeitgenössischen Medizinbücher, besonders der für Reise= rezepte wichtigen "beutschen Apotheke" von Wather Ryff würde der Erläuterung der Ginzelheiten von Nuten gewesen sein. — Der Gunft einer fürstlichen Frau verdankt C.'s Wert fein Erscheinen. dies ein Umstand, welcher schließlich Erwähnung verdient; denn die Palästinographie erfreut sich in Deutschland nicht eines allgemeinen Interesses. Meisner.

Geschichte der Burggrafen von Regensburg. Inauguraldissertation von Mansred Mayer. München, M. Rieger (G. Himmer). 1883.

Wer glaubte, daß vorliegende Schrift gegen Wittmann's Behands lung desselben Themas (1854) einen allgemeinen Fortschritt bezeichne, würde sich täuschen. Mayer hat zwei Quellenstücke benutzt, welche dem Vorgänger gar nicht oder zu spät bekannt wurden, auch jüngere Literatur zu Rathe gezogen; eine Neudurchforschung des Urkundens feldes ist unterblieben. Zum Theile hieraus erklärt sich jenes Maß von Kritik, über das der Bf. gebietet: gerade in wichtigen Fragen zeigt er sich unselbständig. Auch ihm gilt es z. B. für ausgemacht, daß Burggraf Rupert ein Sohn Pabo's gewesen, obgleich sich ein Beweis nicht erbringen läßt. Ja es ist unwahrscheinlich, ba Rupert icon im Jahre 983 mit einem Sohne Heinrich auftritt (Stäbtechroniken 15, 13). Letterer Umstand nöthigt uns freilich zur Annahme, daß Rupert zwei (nicht gleichzeitig lebende) Sohne bes Namens Heinrich Ich halte es ferner für unerwiesen, daß Bischof Otto von Regensburg (1061 — 1089) dem Burggrafenhause entstammte. Über die Herkunft desselben scheint, sofern man von Paricius' Nachricht (1725), er sei ein v. Egloffstein gewesen, absieht, den Regensburger Historikern jedes Wissen gemangelt zu haben, bis Du Buat (1764) ihn als Sohn bes Burggrafen Rupert aufführte. Diese Filiationsannahme beruht auf einer Traditionsnotiz, laut welcher Burggraf Heinrich (Rupert's Sohn) bem Kloster St. Emeram in Regensburg ein Gut schenkte, und an beren Schlusse es im Originalcoder bes Münchener Reichsarchives heißt: Hanc traditionem noster episcopus atque germanus Heinrici comitis, Otto, et abbas Routpertus susceperunt. Allein nach mittelalterlichem Satbau kann hier auch von zwei Personen, welche Otto hießen, die Rede sein und der Berfasser der Traditionsnotiz jene Stellung biefes Namens beliebt haben, um den= selben nicht wiederholen zu mussen. Der Bischof Otto hatte als Herr der Temporalien des Klosters Anlaß genug, bei einer Schenkung an dasselbe mitzuwirken, während ein Graf Otto, der des Burggrafen Heinrich Bruder sein kann, anderweitig beurkundet ist. Warum die St. Emeramer späterhin das "atque" auszuradiren suchten, so baß es im Abdrucke bei Pez, Thes. anecd. I., 131, c. 113 fehlt, ist leicht zu erklären. Bei ihrem Streben, sich vom Hochstifte zu befreien, war ihnen jenes Zeugnis für das Recht des Bischofs unangenehm, sie wollten einen Zusammenhang, nach welchem es schiene, der Bischof sei, weil nahe verwandt mit dem Schenker, als Salmann beigezogen worden. - Am schwächsten ist Mt. in der Deutung von Ortsangaben; Umsicht und Übung fehlen ihm hier noch allzusehr. Was nütt ein Herum= rathen, wonach z. B. Muck (jest Maut in Mittelfranken) die Donauinsel Muckerau in Niederösterreich "oder" Muckenbach bei Roding sein soll? Das um Hemau gelegene "Thongründl" wird nach Österreich verset, weil bambergische Lehen ber Burggrafen dortselbst später an einen österreichischen Herzog kamen! Bur Bestimmung bes Grafschafts= gebietes ber Burggrafen südlich ber Donau konnen noch eine Raifer=

urkunde vom Jahre 1028 (St. 1977), Traditionsnotizen des Stiftes Rohr (Verhandlungen des hist. Ver. für Niederbahern 19, 189 Nr. 30), des Domstiftes Augsburg vom Jahre 1029 (Nagel, Notitiae p. 273 bis 275), wonach jenes die Orte Jrsching und Obereulenbach sicher, Straubing wahrscheinlich begriff, zur Kenntnis der Grafschaft Sinzings Riedenburg aber eine Königsurkunde vom Jahre 1080 (St. 2823) und eine Berchtesgadener Traditionsnotiz (Quellen u. Erört. z. baier. Gesch. 1, 330 Nr. 156) dienen.

Herzog Friedrich II., der letzte Babenberger. Bon Adolf Ficer. Innsbruck, Wagner. 1884.

Über diesen Gegenstand sind in den letzen Jahren mehrere Arbeiten erschienen, zuerst Hirn's Kritische Geschichte des letzen Babenbergers (im Progr. des Salzburger Gymnasiums 1871), die leider durch zahlreiche Drucksehler entstellt ist, dann die durchaus tüchtige Arbeit von J. Schwarz, Herzog Fridrich II. (so schreibt der Vf. konsequent) der Streitbare von Österreich in seiner politischen Stellung zu den Hohenstausen und Přemysliden (in den Programmen des Saazer Gymnasiums von 1876 und 1877), denen sich nun die obige Arbeit anschließt. Der Vf. geht nach einer kurzen Einleitung auf die Jugendjahre Friedrich's ein, bespricht hierauf dessen Kämpse mit den Kuenringern, den Nachbarfürsten und dem Kaiser, die Stellung Friedrich's zur Mongolengesahr und die letzten Lebensjahre des Herzogs.

Der Lf. hat das einschlägige Material kritisch gesichtet und beshandelt seinen Gegenstand in schlichter und sachlicher Weise. Die Gliederung des Stoffes ist eine zweckentsprechende. Daß die Arbeit in einer Anzahl von Punkten mit jener Hirn's zusammentrisst, kann bei dem Umstande, als beide den gleichen Gegenstand behandeln, nicht auffallen, in einer größeren Anzahl von Punkten gewahrt man jedoch einen Fortschritt gegen die Darstellung seines Vorgängers. Unter den Beilagen verdienen Nr. 4 und 5 eine besondere Beachtung.

J. Loserth.

Die Geschichtsbücher der Wiedertäuser in Österreich = Ungarn, betressend deren Schickfale in der Schweiz, Salzburg, Ober= und Niederösterreich, Mähren, Tirol, Böhmen, Süddeutschland, Ungarn, Siebenbürgen und Südrußland in der Zeit von 1526—1785. Von Joseph Beck. (43. Band der Fontes rerum Austriacarum. Zweite Abtheilung.) Wien, K. Gerold's Sohn. 1883.

Durch nahezu ein Jahrhundert war Mähren der klassische Boden, auf welchem sich seit dem Beginn der beutschen Reformation zahlreiche

Sekten niederließen. Unter diesen hat keine eine so große Bedeutung gewonnen, als die der Wiedertäuser, die sich besonders stark in der südlichen Hälfte Mährens, in den Gegenden um Nikolsburg, Göding, Lundenburg, Austerlit, Brünn 2c. ausbreiteten und von da aus ihre eigenartigen religiösen und sozialen Anschauungen in die benachbarten Länder zu verpflanzen suchten. Im Jahre 1622 erfolgte ihre Aus-weisung aus Mähren. Das benachbarte Ungarn und Siebenbürgen gewährte ihnen Aufnahme und dort haben sie — nicht unangesochten — sich behauptet und ihre Propaganda nach Polen und Rußland aus-gedehnt.

Über die Geschichte der mährischen Wiedertäuser war bis in die neueste Zeit sehr wenig bekannt. Einige Materialien aus den Gedenkbüchern der Wiedertäuser wurden 1850 durch Wolny nach einem Hamburger Manuskripte in recht ungenauer Weise publizirt, und was Adam Wolf in seinen "Geschichtlichen Vildern aus Österreich" über die Wiedertäuser beibrachte, beruht großentheils auf diesen Materialien.

Ungleich bedeutender sind die Leistungen des Herausgebers des obigen Buches, ber seit nahezu zwei Jahrzehnten auf biesem Gebiete thätig, bisher einige verdienstliche Auffätze über die Wiedertäufer in Mähren und Kärnten in ben Schriften ber historischen Bereine dieser Länder publizirt hatte. Die Materialien zur Geschichte ber Wieder= täufer in Österreich sind außerordentlich umfangreich und die Ginleitung zu der vorliegenden Ausgabe gewährt eine ziemlich vollständige Übersicht Sie enthalten theils Chroniken ober chronikenartige Auf= derselben. zeichnungen, theils Briefe (namentlich fog. Sendbriefe), Dent= und Streitschriften, Lieder u. s. w. Die handschriftlichen Materialien, die der Herausgeber in umsichtigster Weise ausgenutt hat, liegen theils in den Bibliotheken und Archiven von Breslau, Brünn, Gran, Hamburg, Beibelberg, Innsbruck, München, Olmüt, Best, Pregburg, Klausenburg, Raigern u. a., theils befinden sich dieselben noch im Privatbesitz. Was speziell die geschichtlichen Aufzeichnungen der Wiedertäufer betrifft, so stammen die ältesten aus den letten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. An der Spitze der anabaptistischen Chroniken steht Ambros Reich, der auf Bitten seiner Glaubensgenossen aufzeichnete, "was sich seit dem 1524 Jar . . . in der gemain Gottes zuetragen hat". Seine Aufzeichnungen wurden fortgesetzt und vervielfältigt und reichen, strenge genommen, bis in das 19. Jahrhundert. schichtsbücher, welche ein vollständiges Bild von der Genesis, der Ent= wickelung und dem Niedergang bes Anabaptismus gewähren, hat ber

Herausgeber unter sorgfältiger Benutzung des gesammten einschlägigen Materials und mit einem ausreichenden kritischen und sachlichen Kommentar zum Abdruck gebracht.

Die nächste Thätigkeit des Herausgebers dürfte dem reichhaltigen Liederschaße der Wiedertäuser gewidmet sein. Was die zahlreichen theologischen Schriften derselben anbelangt, so wünschten wir eine vollsständige Ausgabe derselben. Erst dann wird man eine vollständige Geschichte des Anabaptismus in Österreich zu schreiben vermögen — eine Aufgabe, die zu lösen niemand berufener ist als der Herausgeber der Geschichtsbücher.

Loserth.

Die orientalische Politik Österreichs seit 1774. Von Adolf Beer. Prag und Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag. 1883.

Bei dem besonderen Interesse, welches man heute allerorten ben so lange vernachlässigten Ländern und Völkern der Balkanhalbinsel entgegenbringt, wird man eine zusammenhängende Darstellung ber orientalischen Politik Öfterreichs willkommen heißen — und dies um so mehr, als dieselbe in den einschlägigen größeren Werken kaum gestreift, geschweige benn eingehender behandelt wird. Die Drientpolitit Österreichs zeigt in ben einzelnen Phasen ihrer Entwickelung ein durchaus verschiedenes Gesicht. Unter Leopold I., Joseph I. und Karl VI. brachten die Staatsmänner Österreichs den Bölkern der Balkanhalbinsel das lebhafteste Interesse entgegen und diese Bolker hielten ihrerfeits ihre hoffenden Blicke gespannt nach der österreichischen Metropole gerichtet. Anders wurde das seit Maria Theresia: in dem Programme bes Fürsten Raunit stand nicht bie Bertrummerung ber osmanischen Monarchie, sondern die Niederwerfung Preußens oben an. Von den späteren Staatsmännern Öfterreichs haben sich nur wenige, wie ber Graf Stadion, von der traditionellen Eifersucht auf die preußische Macht frei gehalten, und deshalb hat man auch für die Vorgange auf der Balkanhalbinsel nur selten das richtige Verständnis besessen. Allmählich trat Rußland in den Sympathien der driftlichen Bölfer der Balkanhalbinsel an Österreichs Stelle; der scharfe Gegensatz zwischen öfterreichischen und russischen Interessen tritt aber weder unter Maria Theresia noch unter Joseph II. deutlich hervor. Von den christlichen Stämmen ber Balkanhalbinsel haben endlich selbst die Serben — man kann sagen gezwungen — ihre Blicke nach Petersburg gewendet. lagen die Dinge unter Franz I. Bon den österreichischen Staatsmännern und Feldherren in jenen Tagen haben nur zwei — aber keine geringeren

als der Erzherzog Karl und Graf Radesth — die Erwerbung von Bosnien und Serbien in's Auge gefaßt. Als dann Metternich an's Ruder gelangte, war an eine Realisirung solcher Pläne nicht zu denken, denn für diesen Staatsmann hatte nur das Gewordene eine Berechtisgung — für das Werdende ging ihm jedes Verständnis ab.

Alle diese Phasen der orientalischen Politik finden in dem Buche Beer's eine sehr sorgkältige Behandlung. In acht Kapiteln bespricht derselbe 1. die Anfänge der Orientpolitik Österreichs bis zum Frieden von Kutschuk-Kainardschi, 2. die orientalische Politik Ioseph's II., 3. die orientalische Politik Österreichs während der Revolutionszeit, 4. den Ausstand der Serben, 5. die Erhebung der Griechen, 6. die Zeit nach dem Frieden von Adrianopel, 7. den Krimkrieg und 8. die Zeit seit dem Pariser Vertrage.

Interessant sind die Einzelheiten, welche der Bf. über die besabsichtigte Theilung der Türkei in den Jahren 1807 und 1808 bringt. In zutreffender Weise wird die Politik Metternich's geschildert. Auch für den Krimkrieg sehlt es nicht an neuen Ausblicken. Österreich hatte damals Aussichten auf den Erwerd Serviens, Bosniens und der Herzegowina, aber in Wien wies man alle Anerdietungen Außlands zurück. Die einzelnen Kapitel des vorliegenden Buches sind von ungleichem Werthe. Während für die ersten fünf die Archive Wiens eine reiche Ausbeute gewährten, war der Bf. für die letzten, namentlich für das letzte allein, auf die verschiedenen Roths, Blaus und Gelbbücher, sowie auf private Informationen angewiesen. Den überschwänglichen Hoffnungen gegenüber, welche von vielen Seiten an die letzte Phase der Orientpolitik Österreichs geknüpft werden, verhält sich B., der als Mitglied des österreichischen Parlaments an den Verhandlungen über dieselbe selbst lebhasten Antheil genommen, sehr zurückhaltend.

Unter den "Analekten" theilt B. eine Reihe wichtiger Aktenstücke mit, welche zumeist den Jahren 1801—1810 angehören.

Loserth.

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. N. F. XVI. XVII. Hermannstadt, in Kommission bei F. Michaelis. 1881/82').

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. 4.—6. Jahrgang, redigirt von J. Wolff. Hermannstadt, F. Michaelis. 1881—1883.

Das alte und neue Kronstadt. Von G. W. G. v. Herrmann. Ein Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert, bearbeitet von

¹⁾ Bgl. H. 3. 47, 369.

Oskar v. Meltl. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. I. Hermannstadt, in Kommission bei F. Michaelis. 1883.

Wie es scheint, werden seit den letten zwei Jahren naturwissenschaftliche Auffätze, beren die früheren Jahrgange bes Archivs für siebenbürgische Landeskunde immer einzelne enthielten, in dasselbe nicht mehr aufgenommen. Gine andere Anderung weist der lette Jahrgang insofern auf, als der Rest der außerordentlich wichtigen Aufzeichnungen bes Michael Conrad von Heidendorf nunmehr in einem einzigen Bande erscheinen soll, während die früheren Theile in mehreren Bänden wie zerzupft — vor uns liegen. Im übrigen enthalten die beiden vorliegenden Bände des Archivs, das noch immer unter der geschickten Leitung des Superintendenten G. D. Teutsch steht, eine Reihe treff-Der 16. Band enthält zwei Denkreben bes letteren licher Auffätze. auf J. Wächter und S. Schiel, sowie einen Aufsatz desselben Autors "Siebenbürger Studirende auf der Hochschule in Wien im 14., 15. und 16. Jahrhundert". Bu biefem Auffat hatten wir zu bemerken, daß sich über den in demselben oft genannten Wiener Professor Sybort (Seifert), der ein heftiger Gegner des böhmischen Wiclifismus gewesen, noch handschriftliche Materialien an der Wiener Hofbibliothek vorfinden.

Aus der Feder des jüngeren (Frit) Teutsch stammen die Auffätze "Aus der Zeit des sächsischen Humanismus" und "Die Studirenden aus Ungarn und Siebenbürgen auf der Universität Leyden 1575 bis 1879". F. Zimmermann handelt über "das Register ber Johannes-Bruderschaft und die Artikel ber Hermannstädter Schusterzunft aus bem 16. und 17. Jahrhundert" und über "die Wirtschaftsrechnungen der Stadt Hermannstadt". Johannes Bochsmann führt seine im 11. Bande des Archivs begonnenen "Studien zur Geschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert" weiter. Bon Interesse sind auch die "Archäologischen Streifzüge" von Friedrich und Heinrich Müller und Wittstocks, "Mittheilungen aus ben Briefen des G.'s Haner." Im letten Hefte dieses Jahrganges beginnt G. Dietrich von Bermanns= thal seine "Kriegsgeschichtlichen Erinnerungen", die im 17. Band ihren Abschluß finden. Im 16. Band findet sich noch ein kleiner Auffat des leider zu früh verstorbenen Karl Gooß über die archäologischen Forschungen Torma's in der letten Zeit. Mit Recht hebt G. D. Teutsch im 17. Band den großen Verluft hervor, den die archäologischen Studien in Siebenbürgen durch das Abscheiben von Goof erlitten. 17. Band enthält außer den Denkreden auf Gooß und Schuller noch

einen wichtigen Auffat von G. D. Teutsch "Zur Geschichte ber Sachsen unter der Regierung Gabriel Bathory's. Fr. Teutsch handelt über die Geschichte des evangelischen Gymnasiums in Hermannstadt, "über die ältere Geschichte des Schenker Stuhls" und in einem dritten Aufsatze "über einige Aufgaben und Ziele unserer Geschichtsorschung und Geschichtschreibung". Zimmermann berichtet über den "Durchzug der Schweden durch Siebenbürgen um das Jahr 1714" und über "das Wappen der Stadt Hermannstadt", Albrich über "die Bewohner Hersmannstadts im Jahre 1657" und Herberth "über den inneren und äußeren Kath Hermannstadts zur Zeit Karl's VI.

Was das Korrespondenzblatt betrifft, so enthält dasselbe auch in den vorliegenden drei Jahrgängen sehr beachtenswerthe historische und philologische Notizen.

Ein wesentliches Verdienst hat sich ber Verein für sieben= bürgische Landeskunde burch bie Herausgabe von Herrmann's Me= moirenwerk "das alte und neue Kronstadt" erworben. die Kenntnis der siebenbürgischen Verhältnisse im 18. Jahrhundert epochemachende Werk ist in seiner Bedeutung von siebenbürgischen Historikern längst erkannt und fleißig ausgenütt worden. den Werth dieses Buches ganz verkennen, wollte man dasselbe bloß für eine Lokalgeschichte ansehen. Es enthält vielmehr das Wichtigste aus der Geschichte Siebenbürgens und der sächsischen Nation während des 18. Jahrhunderts und stammt aus der Feder eines Mannes, ber — in einer Zeit ber burchgreifenbsten Reformen und Umgestaltungen im politischen Leben — als Beamter im Kommunal= und Staatsdienst in hervorragender Weise thätig war. Werk wird in zwei Bänden abgeschlossen sein. Der vorliegende erste umfaßt die Zeit vom Übergang Siebenbürgens an das Haus Habs= burg bis zum Tode Maria Theresia's. Der Herausgeber hat dem= selben neben einer sehr ansprechend geschriebenen Einleitung einen vollständig ausreichenden kritischen Apparat beigegeben. Bezüglich einer von dem Herausgeber irrig gedeuteten Stelle (S. 433-434) ist bas Korrespondenzblatt für siebenbürgische Landeskunde S. 118 zu ver= J. Loserth. gleichen.

über bas Berhältnis Englands zu Rom während der Zeit der Legation bes Kardinals Otho in den Jahren 1237 — 1241. Bon Heinrich Weber. Berlin, Weidmann. 1883.

Eine sorgfältig und umsichtig gearbeitete Schrift, welche sich der Sache wie dem Titel, wenn auch nicht der Form der Bearbeitung historische Zeitschrift N. F. Bb. xv1.

nach an Luard's 1877 erschienene über die Beziehungen zwischen England und Rom mahrend der erften Periode Beinrich's III. (bis Es handelt sich hier um einen wichtigen Theil wie 1235) anschließt. ber Geschichte Englands, so auch ber abendländischen Kirchengeschichte. Wir werden in die Zeit eingeführt, welche infolge der unerträglichen römischen Gelderpressungen die ersten Reime ber Auflehnung gegen bas Papstthum in sich aufnimmt, um biese bann, freilich sehr langsam und allmählich, Frucht bringen zu lassen. Wie bankbar man auch für solche Detailforschung sein muß, durch welche stets unsere Kenntnis im einzelnen bereichert und selbst manches allgemeinere Urtheil modifizirt wird, fo läuft ber Forscher, der fich auf eine turze Spanne Beit tonzentrirt, boch andrerseits leicht Gefahr, die Dinge nicht so vollkommen im Zusammenhang zu erfassen und darum auch nicht ganz im richtigen Lichte anzuschauen. Auch der Bf. vorliegender Schrift scheint dieser Gefahr nicht ganz entgangen zu sein. Die Geschichtschreibung bes Matthäus von Paris ift zwar einseitig und parteiisch, und ber Kardinal Otho mag manchmal zu scharf beurtheilt worden sein. Aber aus allzu großer Gerechtigkeitsliebe wird der Bf. jum Abvokaten des Rardinals und zum Ankläger des Chronisten, — ein Fehler, wie er in der neuern kirchenhistorischen Geschichtforschung nicht ungewöhnlich ift. Bf. eine quellenmäßige Übersicht über die ganze Papstgeschichte gewonnen, so würde er nicht in frommen Redensarten papftlicher Briefe "so viel mütterliche Zuneigung und gewissenhafte Fürsorge" (S. 22) Auch ist der wesentliche Unterschied, den er zwischen dem Verfahren bes Legaten vor dem Kampf Gregor's IX. mit Friedrich II. und nach demselben annimmt, nur ein äußerer, durch das größere Gelbbedürfnis der Curie begründet; die Fürsorge berselben für fremde Länder war doch regelmäßig nur das Mittel zu dem Zweck der eigenen Machtentwickelung. Überhaupt hat der Bf. mitunter etwas fehl gegriffen infolge einer gewissen gutmüthigen Naivität, mit welcher er Aktenstücke allzu wörtlich beutet, wie S. 83 bei einem Briefe bes Bischofes Groffetête, in welchem er "sinnige und feine Wendungen", felbst große "Demuth" findet, während berselbe ein Meisterstück ist von beißender, wenn auch allerdings feiner Fronie. Der freilich heutzutage in den weitesten Kreisen eingebürgerte, ultramontane Sprach= gebrauch "heiliger Bater" rächt sich S. 85 in seltsamer Beise bei ber Außerung, ein Brief habe "ben h. Bater außer sich vor Wuth ge-S. 111 übersett der Bf. unrichtig reservavit sibi proprietatem, committendo curam "das Vermögen der Kirche" habe Chriftus

sich vorbehalten und dem Papste nur die Fürsorge für dieselbe anverstraut. Man wollte sagen, als sein Sigenthum habe Christus die Kirche sich selbst reservirt, und dem Papste nur die Verwaltung derselben anvertraut, d. h. der Papst könne mit der Kirche nicht machen was er wolle, sondern sei als Verwalter dem Herrn der Kirche verantswortlich. Die Wendung, Christus habe nicht gesagt, was du auf Erden raubst, soll auch im Himmel geraubt sein, war nach damaliger Ersahrung und Redeweise nicht, wie der Uf. meint, "ein für korrekt päpstlich gesinnte Gemüter fast blasphemischer Witz". Man darf die römische Gesinnung von damals nicht mit der heutigen ultramontanen verwechseln. Solche Äußerungen kommen bei den kirchlichsten Männern des Mittelalters vor.

Œuvres inédites de J. B. Bossuet découvertes et publiées sur les manuscrits du cabinet du roi et des bibliothèques national, d'arsenal etc. par Auguste Louis Ménard. I. Paris, Firmin-Didot. 1881. II. 1883.

Der deutsche Leser darf von diesen Anekbota keine so hochgespannten Erwartungen hegen, wie ber französische Enthusiasmus des Heraus= gebers sie zu erwecken sich bemüht. Der erste Band enthält Noten zu Juvenal, welche Bossuet bei bem Unterrichte bes Dauphin machte. Denfelben folgen "Applikationen" auf die Gegenwart. Der zweite Band beginnt mit einer französischen Übersetzung der 10. Satire Juve= nal's in Versen von dem Herzoge von Montausier. Dann werden bie Satiren des Persius in berselben Weise behandelt, wie in dem 1. Bande die Juvenal's, und die französischen Übersetzungen derfelben von dem genannten Gouverneur bes Dauphin hinzugefügt. Und nach einigen Fragmenten zu Plato, Xenophon, Lucrez und Terenz schließt der Band mit einer dem Kambyses in den Mund gelegten Unterweisung seines Sohnes Chrus über die Runft gut zu regieren. Daß diese Erzeugnisse von B. herrühren, hat der Herausgeber in seinen etwas umständlichen und breiten Einleitungen hinlänglich erwiesen. Aber die Bedeutung berselben scheint er uns zu überschätzen. Wir können nicht fagen, daß uns darin außergewöhnliche oder besonders interessante Gedanken begegnet sind, und noch weniger werden die Erklärer Juvenal's und Persius' durch die mitgetheilten Noten sehr gefördert werden. irrt der Herausgeber darin, daß B. durch diese Arbeiten in einem andern Lichte erscheine als bisher. Daß der berühmte Bischof nicht bloß biblisch und theologisch gebildet, sondern auch in der klassischen Literatur bewandert war, ist doch keine neue Entdeckung, wenn man

ihn auch nicht gerade als Scholiasten der römischen Satirifer kannte. Und daß er nicht mehr als Lobredner des absoluten Königthums angesehen werden dürfe, behauptet der Herausgeber vergeblich. Dedikation dieser Werke B.'s, welche der Prasident Grevy angenommen hat, soll sogar dieser veränderten Anschauung von dem 2f. das Siegel aufdrücken. Allein wenn ber Bischof bem Dauphin Ermahnungen gibt, zu regieren nach dem Willen und den Gesetzen Gottes, stets sich zu erinnern, daß er um des Bolkes willen und nicht das Bolk um seinet= willen da sei u. f. w., so liegt hierin boch nur so viel Demokratie ausgesprochen, als eine christlich-kirchliche Auffassung vom Königthum sie mit sich brachte, mit dem weitgehendsten Absolutismus wohl vereinbar-Selbst die kühn klingende Ermahnung: "die wahren Freunde des Fürsten find die, welche ihm die Wahrheit sagen und den Muth haben, ihn auf seine Fehler ausmerksam zu machen", ist doch auch unter dem Ge= sichtspunkte der Pädagogit zu begreifen. In der fingirten Rede des Kambyses aber kommen Gebanken vor, die eher einem Macchiavelli als einem Demokraten Chre gemacht hätten. Als lettes Biel erscheint da die Erhaltung des Thrones, und wird diesem Ziele selbst das religiöse Interesse untergeordnet: die Religion ist nach den überlieferten Landesgesetzen aufrecht zu erhalten, und jede Renerung unnachsichtig zu bestrafen. Der Monarchie ist nichts so gefährlich wie Religious= änderung, weil sie gewöhnlich gänzlichen Umsturz nach sich zieht. Nur ein Glaube und eine Gottesverehrung darf in der Monarchie geduldet werben. Hier hören wir einen alten Bekannten, ben Hofbischof Louis' XIV. reden. L.

Inventaire chronologique et analytique des chartes de la maison de Baux par L. Barthélemy. Marseille 1882.

Daß ein Geschlecht, wie das der Baux in Frankreich, welches im 10. Jahrhundert in hoher Blüte stand und in der Provence und Dauphiné, besonders zwischen Khone und Durance einen mächtigen Komplex von Besitzungen hatte, in genealogischen Sammelwerken bis jetzt nicht oder kaum Erwähnung fand, ist eine eigenthümliche Erscheinung, welche nur theilweise dadurch erklärt werden kann, daß die Baux bereits seit Jahrhunderten ausgestorben sind. Die Bearbeitung ihrer Seschichte, welche Barthélemh unternahm, ist darum nicht als ein Familiens buch, sondern als das Resultat freier Forschung ein sehr beachtensswerthes historisches Denkmal. Zunächst freilich ist es die Lokalgeschichte der süblichen Provinzen Frankreichs, welche aus dem Werk positiven

- Cook

Nutzen zieht, indem die unzähligen Kriege und Fehdeschaften des Gesschlechts besonders im 12. und 13. Jahrhundert zum Theil urfundlich aufgeklärt werden; in einzelnen Punkten jedoch gewinnt die Geschichte der Familie allgemeineres Interesse, besonders in der Person Hugo's v. B., welcher, um die Basallität abzuschütteln, mit Friedrich Barbarossa in Berbindung trat, und in Bertrand I. durch sein Bündnis mit dem König von Aragon und seine Streitigkeiten mit dem Johanniterorden. — Nach einem kurzen Abriß der allgemeinen Geschlechtsgeschichte solgen die musterhaft gearbeiteten Register von fast 2000 Urkunden aus den Jahren 971 bis 1536, zum größten Theil ungedrucktes Waterial aus den Archiven Frankreichs, Reapels und des Batikan. Meisner.

Secrets d'État de Venise. Documents, extraits, notices et études servant à éclaircir les rapports de la seigneurie avec les Grecs, les Slaves et la Porte ottomane à la fin du XV° et au XVI° siècle par Vladimir Lamansky. Saint-Pétersbourg, Imprimerie de l'académie impériale des Sciences. 1884.

Das vorliegende umfangreiche Werk, die Frucht ausgedehnter Studien, welche der Bf., Professor an der Universität von St. Petersburg, in ben Archiven und Bibliotheken von Benedig angestellt hat, enthält weit mehr, als sein Titel erwarten läßt; die bort gesammelten Dokumente betreffen teineswegs nur die Beziehungen Benedigs zu den Griechen, ben Slawen und ber Türkei im 16. Jahrhundert, sondern sie beleuchten ebenso wohl die inneren Zustände wie die auswärtige Politik ber Republik in jenem und zum Theil auch noch im 15. und 17. Jahrhundert und veranschaulichen namentlich die Art und Weise, in welcher der damals auf der Höhe seiner Macht stehende Rath der Behn die Regierung geführt hat. Das Werk ist fehr langsam und mit großen Unterbrechungen zu Stanbe gekommen (ber Bf. hat bie grundlegenden Studien schon 1868—1869 gemacht, die erfte Abtheilung war schon 1874 im Druck vollendet, bann aber ift berfelbe erft 1882 wieder aufgenommen worden); infolge bessen, sowie ber Reigung bes Bf., von seinem eigentlichen Gegenstande aus weiter abzuschweifen, trägt das Ganze einen etwas formlosen und ungeordneten Charafter, doch erleichtert wenigstens ein vorne befindliches spezielles Inhalts= verzeichnis und ein Namenregister am Schluß, sich in bemfelben zu= recht zu finden.

Den Anfang bildet eine ausgedehnte Vorrede, in welcher der Bf. über die Entstehung des Werkes berichtet und eine allgemeine Übersicht über den Inhalt desselben gibt, dann aber plötlich zu politisschen Erörterungen übergeht und sich über den heutigen Stand der orientalischen Frage, über die Rolle, welche Außland dabei zu spielen hat, und über das Verhältnis desselben zu den kleineren slawischen Nationen, serner zu den Griechen und Rumänen, endlich auch zu Deutschland verbreitet. Nach diesen Auseinandersetzungen des Vf. ist die Politik Außlands die friedlichste und uneigennützisste von der Welt, und es bleibt nur zu wünschen, daß auch die wirklichen Machthaber baselbst sich von ähnlichen Gesinnungen erfüllt zeigen mögen.

Das Werk selbst zerfällt in drei Hauptabtheilungen. enthält eine Anzahl von höchst interessanten, den Protokollen bes Rathes der Behn entnommenen Dokumenten, betreffend den in Benedig von Staats wegen verübten oder wenigstens geplanten politischen Mord, welche den sicheren Beweis liefern, daß in der That nicht nur im 14. und 15., sondern bis in das vorige Jahrhundert hinein die venetianische Regierung sich oftmals sowohl äußerer als innerer Feinde durch Mord, insbesondere durch Vergiftung, zu entledigen versucht und theils daraufhin zielenden an fie gerichteten Anträgen williges Ohr geliehen, theils aber auch selbst die Initiative ergriffen, und ihren Beamten dahin lautende Befehle ertheilt hat. Der Hauptunterschied in zeitlicher Beziehung ist nur der, daß im 15. und auch noch im 16. Jahrhundert solche Mordpläne vornehmlich gegen mächtige auswärtige Feinde geschmiedet werden (so zu wiederholten Malen während der Jahre 1415 bis 1420 gegen Kaiser Sigismund, 1432—1451 gegen Herzog Franz Sforza von Mailand, 1463 und 1464, und nachher wieder 1477—1479 gegen Sultan Mohammed II., 1495 gegen König Ludwig XII. von Frankreich, 1571 gegen Sultan Selim I. und dessen Söhne), während später nur einerseits verbannte und verdächtige Benetianer und andrerseits Türken, namentlich besonders gefürchtete türkische Offiziere und Seeräuber, als Opfer berselben erscheinen. Man staunt in der That, mit welcher Unbefangenheit und mit wie kaltem Blute über diese Dinge in dem Rathe verhandelt worden ist; manche von den gefaßten Beschlüssen sind geradezu niederträchtig, so wenn (Doc. 53 S. 76) ber Rath bem Befehlshaber ber Flotte im adriatischen Meere befiehlt, einen gefangenen verwundeten Türken erst anscheinend sorgfältig pflegen, dann aber insgeheim vergiften zu lassen, ober wenn er 1571 (Doc. 58 S. 83 ff.) nach der Schlacht bei Lepanto dem venetianischen Abmiral befiehlt, alle vornehmen türkischen Gefangenen zu tödten, und sich auch beim Papfte und Don Juan d'Auftria bemuht, diefe zu bem gleichen

Verfahren zu bewegen, oder wenn er 1575 (Doc. 63 S. 100) bem Statt= halter in Friaul den Auftrag ertheilt, einem verhafteten Priefter den Prozeß zu machen, ihn, wenn er den Tod verdient hat, erdrosseln zu lassen und ihm nur eine Nacht Frist zur Beichte zu gestatten, sonst aber ihn in's Gefängnis, und zwar in das schlechteste, welches es dort gibt, zu werfen. Eingestreut ist hier ein eigentlich nicht in diesen Zu= sammenhang gehöriges, aber auch recht interessantes Dokument (37 S. 45) aus dem Jahre 1515, in welchem die Gefandten der Republik bei König Franz I. angewiesen werden, benfelben, welcher bamals im Be= griff ift, sich zu ber Busammenkunft mit Papft Leo X. nach Bologna zu begeben, vor den Nachstellungen desfelben und des Rardinals Bibiena zu warnen. Die letten ber hier mitgetheilten Dokumente stammen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; noch aus dem Jahre 1755 findet sich eine Anweisung (Doc. 90 G. 151), die für den Dienst bes Tribunals bestimmten Gifte forgfältig in einem besonderen Kasten Die letten Mordbefehle find aus den Jahren 1767 aufzubewahren. und 1768, sie sind gegen einen Menschen gerichtet, welcher in Monte= negro als Bar Peter III. aufgetreten ift.

Die zweite Abtheilung behandelt ebenfalls das Thema des politi= schen Mordes; sie enthält zunächst einige Nachträge zu der ersten Alb= theilung, nämlich noch weitere Dokumente, betreffend die von der vene= tianischen Regierung ausgehende Attentate, dann aber eine große Fülle von theils venetianischen Urkunden, theils anderweitigen Zeugnissen betreffend zahlreiche ähnliche Mordattentate, welche zu derselben Zeit im 15. und 16. Jahrhundert in anderen Staaten versucht worden find und auf welche gestützt der Bf. allerdings mit Recht behaupten kann, politische Moral in Benedig keineswegs auf einer viel niedrigeren Stufe gestanden hat als in den anderen europäischen Den hier mitgetheilten Dokumenten find mehr ober minder ausführliche Vorbemerkungen und erläuternde Ausführungen des Bf. hinzugefügt, in welchen berselbe eine bedeutende Gelehrsamkeit entfaltet, freilich aber auch sich durch seine Neigung zu Digressionen bisweilen ziemlich weit von dem eigentlichen Thema fortziehen läßt. besonderem Interesse mögen erwähnt werden die in Mr. VI zusammen= gestellten zahlreichen Dokumente betreffend den Tod des Banus Tarpaval von Croatien (1473) und überhaupt das Berhältnis Benedigs zu Ungarn während der Regierung des Mathias Corvinus; ferner (Nr. VII) die zahlreichen neuen Dokumente, betreffend ben in papstlichem Gewahrsam befindlichen und schließlich auf Anstiften Papst Alexander's VI.

vergifteten türkischen Thronprätendenten Dichem, welche zeigen, wie die venetianische Regierung bemüht gewesen ist, denselben gegen die Rachstellungen sowohl von türkischer wie von driftlicher Seite zu schützen; dann Nr. IX. Dokumente betreffend ben Erzbischof Martin von Durazzo, welcher 1495 im Auftrage Karl's VIII. von Frankreich die christlichen Unterthanen der Türkei zur Erhebung aufreizen sollte, damals aber in Benedig festgenommen, später (1499) im Auftrage ber Republik selbst fich zu demselben Zwecke nach Albanien begab, aber hier in Durazzo vergiftet wurde; Nr. X Dokumente betreffend das Berhältnis Benedigs zu König Karl VIII. von Frankreich und bessen auch unter verdächtigen Umständen erfolgten Tod; Mr. XI eine längere, auch auf zahlreiche neue Dokumente sich stützende Untersuchung über ben Tob Papst Alexander's VI., in welcher der Bf. gegenüber der gewöhnlichen, auch von Ranke festgehaltenen Annahme, daß ber Papst durch das von ihm selbst für den Kardinal Abrian von Corneto bestimmte Gift umgekommen sei, nachzuweisen sucht, daß derselbe durch eben diesen Kardinal, welcher im Ginverständnisse mit der jenem Papst allerdings sehr feindlich gesinnten venetianischen Regierung gestanden habe, vergiftet worden sei. Nr. XII ist eine lange Abhandlung, in welcher der Bf., ausgehend von Nachrichten über ein im Jahre 1509 gegen das Leben des Papstes Julius II. geplantes Attentat, eine Reihe von Zeugnissen über ähnliche Anschläge zusammenstellt, welche auch gegen beffen nächste Rachfolger Habrian VI. und Clemens VII., sowie auch noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegen mehrere Päpste unternommen worden sind, dann ein Verzeichnis aller der= jenigen Päpste zusammenstellt, welche in früheren Jahrhunderten ein gewaltsames Ende gefunden haben, badurch zu einer Erörterung ber Ursachen der Feindschaft geführt wird, welche sich schon im Mittelalter so oft gegen die Papste gezeigt hat, und baran Betrachtungen über das Husitenthum, dann eine Vertheidigung der griechischen Kirche und der Russen gegen die Beschuldigungen, welche von abendländischer Seite aus gegen sie erhoben zu werden pflegen, endlich Bemerkungen über die Beziehungen der Hufiten zu Rußland anknüpft. späteren Studen heben wir noch hervor Nr. XVII, Dokumente und Erörterungen über angeblich von der venetianischen Regierung veranlaßte Brandstiftungen in Österreich (1509—1511) und andrerseits über den wahrscheinlich von den auswärtigen Feinden der Republik veranstalteten Brand bes Arsenals in Benedig (1509), woran sich dann wieder eine längere Digression anschließt, in welcher sich ber Bf. erst

weiter bis in das 18. Jahrhundert, dann zurück bis in die Anfänge bes Mittelalters begibt und durch Anführung von zahlreichen Mord= und anderen Gewaltthaten 1) nachzuweisen sucht, daß auch die Deutschen feinen Grund hatten, über die Graufamteit und Brutalität ber Griechen und Slawen zu klagen. Schließlich kehrt er bann aber wieder zu bem Anfang bes 16. Jahrhunderts zurud und stellt eine Reihe von Dokumenten zusammen, welche sich auf die Erhebung der niederen Volks= massen in Dalmatien und Ungarn 1514 und auf bas freundschaftliche Berhältnis ber venetianischen Regierung zu bem Kardinal Thomas, bem vornehmlichen Urheber bieser Unruhen, beziehen. In Mr. XXII und XXVI veröffentlicht ber Bf. Mittheilungen ber französischen Ge= fandten in Venedig über gegen König Heinrich III. 1585 und nachher 1593 gegen Heinrich IV. versuchte Attentate und theilt in der letzteren eine Anzahl von Briefen biefes Gesandten, be Maiffe, an feinen König mit, betreffend eine von demselben damals geplante Invasion der Türken in Spanien und Erhebung der Moriskos daselbst. Die letzten Rummern enthalten (XXXV) ein Gefetz vom Jahre 1410, welches den öffentlichen Verkauf von Giften in Benedig verbietet, (XXXVI) drei dem Rathe der Behn 1540 und 1544 mitgetheilte Giftrezepte und (XXXVII) das allerdings von dem Rathe nicht angenommene Anerbieten eines gewiffen Malaspina (1579), seine Runftfertigkeit im Fälschen und Nachahmen von Handschriften im Dienste ber Republik zu verwerthen.

Die dritte Abtheilung besteht aus zwei längeren Abhandlungen. In der ersten schildert der Bf. die verschiedenartigen Elemente, aus denen der venetianische Staat zusammengesetzt war, und die wichtige Rolle, welche die Slawen und Griechen als Unterthanen der Republik gespielt haben; dann stellt er wieder eine große Zahl von Dokumenten zusammen, von denen eine erste Reihe die Zusammensetzung von Heer und Flottenmannschaft, eine zweite die Mißbräuche in der venetianischen Marine und den Verfall derselben, eine dritte den trauzigen Zustand und die mangelhafte Verwaltung der venetianischen Besitzungen im Osten im 16. und im Ansang des 17. Jahrhunderts



¹⁾ S. 425 berichtet er auf Erund der Memoiren von Bolotow, daß bei Gelegenheit des Todes der Kaiserin Elisabeth von Rußland sich das Gerücht von einer Vergistung derselben auf Anstisten Friedrich's des Großen verbreitet habe, und weist dabei auf die Wichtigkeit dieser Memoiren sür die Geschichte jener Zeit hin.

veranschaulichen. Die zweite Abhandlung (von ber ber Berf. selbst in ber Borrede bemerkt, daß sie eigentlich als Ginleitung ben Anfang seines Werkes hatte bilben follen) behandelt, wieder gestützt auf ein sehr reiches meist urkundliches Material, aus bem zahlreiche Auszüge in ben Anmerkungen mitgetheilt werben, die inneren Buftanbe Benedigs im 16. Jahrhundert, und zwar vornehmlich die Schattenseiten berfelben, zunächst das Niedergeben bes venetianischen Handels, welches der Bf. hauptsächlich auf die Mißbräuche in der Bollverwaltung zurücksührt, bann die mangelhafte Juftizpflege und Polizei, die Unsicherheit in der Stadt, welche namentlich durch die zahlreichen bort lebenden Verbannten und Flüchtlinge veranlaßt wird, und bie bort herrschende Unsittlichkeit. Dann gibt ber 2f. eine Übersicht über bie verschiedenen Behörden, welche an ber Spipe bes Staates stehen, er schildert das Wahlspftem, bie Umtriebe und Bestechungen, welche bei ben Wahlen geübt werben, ben Parteiftreit zwischen ben alten und neuen Abelsfamilien und die überwiegende Macht, welche seit bem Ende bes 14. Jahrhunderts ber Rath ber Zehn ausübt. Dann springt er über zu ber Politik, welche bie venetianische Regierung dem türkischen Sultan Soliman II. gegenüber verfolgt hat; er zeigt, daß ebenso wie früher andere driftliche Mächte die Türken gegen Benedig aufgereizt haben, dieses damals sich berselben gegen seine Feinde zu bedienen gesucht hat, wie es 1513 dieselben gegen Kaiser Maximilian und die Spanier aufhet, auch in ben folgenden Jahren eifrig die türkische Freundschaft unterhält, dann 1526—1529 Sultan Soliman zum feindlichen Vorgehen gegen Karl V. und Ferdinand von Österreich anreizt, wie es hauptsächlich ben Bug gegen Wien 1529 veranlaßt, auch nachdem es in demfelben Jahre zu Bologna seinen Frieden mit dem Raiser gemacht hat, in freundschaftlicher Berbindung mit bem türkischen Gultan bleibt. Bum Schluß kommt ber Bf. dann noch einmal auf sein erstes Thema, auf die von ber venetianischen Regierung veranlaßten Mordattentate zurück; er ftellt auf Grund ber von ihm und von Fulin veröffentlichten Dotumente ein Verzeichnis berjenigen Personen auf, gegen welche in ben verschiedenen Zeiten von 1415—1768 dieselben gerichtet gewesen sind, weist bann aber auf's neue barauf hin, baß in jenen Beiten die politische Moral überhaupt auf einer sehr niedrigen Stufe gestanden habe. In einem Anhange veröffentlicht er bann noch zahlreiche Dotumente, betreffend einmal die Migbräuche in der Verwaltung der levantischen Inseln und Dalmatiens, dann den Zustand der leibeigenen Bevölkerung (parici) auf Chpern und Creta, endlich das sehr verständige und tolerante Verhalten der venetianischen Regierung gegen die griechische Kirche und den griechischen Klerus.

Wenn das Werk auch, wie schon bemerkt, eine seste sustematische Ordnung vermissen läßt, so enthält dasselbe doch eine Fülle sehr intersessanten neuen Materials und wird für Jeden, welcher die innere und äußere Geschichte Benedigs, namentlich im 16. Jahrhundert, genauer kennen lernen will, ein höchst nühliches und geradezu unentsehrliches Hülssmittel sein.

F. Hirsch.

Δέλτιον της ίστορικης και έθνολογικης έταιρίας της Έλλάδος. Τόμος πρώτος τεύχος α΄ 11. β΄. Έν Αθήναις έκ τοι τυπογραφείου άδελφών Πέρρη. Uthen, in Rommission bei Rarl Bed. 1883.

Im Jahre 1882 hat sich in Athen eine Gesellschaft für die Ge= schichte und Bölkerkunde von Hellas gebildet, welche sich zur Aufgabe gestellt hat, das Leben des hellenischen Bolkes während der langen Beit, in welcher basselbe unter fremder Herrschaft gestanden hat, von ber Unterwerfung durch die Römer bis zur Befreiung von dem türki= ichen Jode zu erforschen, und zu diesem Zwecke Quellen und Denkmale der verschiedensten Art, in welchen sich dieses Leben des Volkes offenbart, zu sammeln und zu veröffentlichen. Als ihr Organ hat biese Gesellschaft die vorstehend genannte, in Vierteljahrsheften er= scheinende Zeitschrift gegründet, in welcher solche Denkmale des helleni= schen Lebens aus jenen Zeiten herausgegeben und behandelt werden sollen. Die beiden uns vorliegenden ersten Hefte, vom Juli und Oktober 1883, enthalten eine ganze Reihe folder Veröffentlichungen, von benen freilich nur sehr wenige wirklich historischer Natur sind, die meisten find Erzeugnisse theils ber theologischen Literatur, theils ber Bolks= poesie.

Heft 1 wird eröffnet durch ein Borwort, in welchem der Borssitzende der Gesellschaft, Herr Timoleon J. Philemon, die Ziele der Gesellschaft und die Aufgabe dieser Zeitschrift auseinandersetzt. Darauf solgt eine Abhandlung von N. G. Polites über "die Krankheiten in den Sagen des hellenischen Bolkes". Dann gibt J. Sakkelion eine Anzahl bisher ungedruckter Briefe des in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebenden Meletios Pegas, eines hervorragenden Theologen, späteren Patriarchen von Alexandrien, an den Patriarchen Jeremias von Konstantinopel und an Andere heraus. Es folgt wieder eine mythologische Abhandlung von Polites über "mittelalterliche helslenische Sagen von Pheidias, Praxiteles und Hippokrates", im Ansenische Sagen von Pheidias, Praxiteles und Hippokrates", im Ansenische

schluß an die Schrift von Sathas "La tradition hellénique de la légende de Phidias, de Praxitele et de la fille d'Hippocrate au mogen age." Spyr. Lambros veröffentlicht zunächst eine Predigt bes Pachomios Rusanos, aus dem 16. Jahrhundert, περί δεισιδαιμονιών και προλήψεων, und darauf eine noch ungedruckte Urkunde des Kaisers Andronikos Palaiologos vom März 1289 für das Rloster der h. Jungfrau zu Lyksaba. Auf eine von Polites aus einer Münchener Handschrift mitgetheilte Notiz über die Ertheilung bes Ritterschlages an zwei Albanesen burch Raiser Maximilian I. im Jahre 1497 und eine furze Beschreibung eines in einem Athosklofter befindlichen Bildes bes Patriarchen Jeremias I. von Konstantinopel (1520—1543) von Spyr. Lambros folgt eine Abhandlung von Dem. Papanikolaos über Hochzeitsgebräuche in dem Dorfe Bysoka bei Kalavryta in Morea, dann, von G. Drofines herausgegeben, Bolkslieder aus dem nördlichen Euboia, barauf von Frau M. Rampuroglos gesammelte athenische Parampthien. Den Schluß bes Heftes bildet unter der Überschrift Bisliogoapla eine Besprechung von Meyer, Albanische Märchen, dann, sehr bankenswerth, ein Verzeichnis ber im Jahre 1883 über mittelalterliche und neuere hellenische Geschichte und Literatur erschienenen Schriften; endlich Rachrichten über die Gesellschaft. Beigegeben find bem Befte 4 Tafeln, von benen die drei ersten Faksimiles ber Namensunterschriften ber Patriarchen Meletios und Jeremias von Konftantinopel und Silvester von Alexandrien nach Urkunden des Klosterarchivs von Patmos, die lette jenes von Lambros beschriebene Bild des Patriarchen Jeremias enthält.

Heft 2 beginnt mit einer Abhandlung von P. Lambros über die Münzen und Medaillen des Staates der sieben Inseln (der ionischen Inseln) aus den Jahren 1800—1815, welche auf den hinten besindslichen 6 Taseln abgebildet sind und in welchen sich die wechselnden Schicksale des Inselstaates während jener Zeit wiederspiegeln. Darauf solgt ein disher nur bruchstückweise bekannter Brief des h. Polykarp an die Philipper, jeht vollständig nach einer Handschrift von Andros herausgegeben von K. Pleziotes, darauf ein Beitrag zur Geschichte der neuhellenischen Sprache von G. N. Chahidates, Nachrichten über die aus Messenien stammmende Familie Mpunture von K. Gunaropulos, der Abdruck eines Programms der ionischen Asademie zu Korsu vom Jahre 1826, eine poetische Schilberung der im Jahre 1740 in Matedonien wüthenden Hungersnoth, mitgetheilt von Polites, dann ein erstes Stück einer Abhandlung über Kretische Sagen von J. D. Kondys

lakes und der Anfang eines Auffațes von Polites: hellenische Paramythien, verglichen mit denen anderer Bölker. Den Haupttheil des Heftes nimmt eine Fortsetzung der von Frau Rampuroglos gesammelten athenischen Paramythien ein. Dann folgen: hellenische Märchen, gesammelt von Polites und Korplos, Erotische Distichen aus Rumelien, gesammelt von G. Drosines, volksthümliche Gedichte aus Triphylien, gesammelt von S. Karabites, endlich ein kurzer Beitrag von N. Ch. Apostolides zur hellenischen Anthropologie und eine kurze Notiz von Sp. Lambros über eine andere, venetianische Handschrift jener von ihm im ersten Heste herausgegebenen Kede des Pachomios Kusanos. Den Schluß bilden wieder Bücherrecensionen und Nachrichten über die Gesellschaft.

Πέτρος Ν. Παπαγεώργιος: Μιχαήλ 'Ακομινότου τοῦ Χωνιάτου τὰ σωζόμενα έκδοθέντα ὑπὸ Σπυρίδωνος Π. Λάμπρου καὶ ὁ ἐν Φλωρεντία Λαυρεντιακὸς καδιξ. 'Εν 'Αθήναις ἐκ τοῦ τυπογραφείου τῶν ἀδελφῶν Πέρρη. Uthen, in Rommission bei Rarl Bed. 1883.

Für die byzantinische Geschichte des 12. Jahrhunderts ist Michael Akominatos, ber Bruder des bekannteren Geschichtschreibers Niketas Choniates, eine um so wichtigere Quelle, als er in seiner Stellung als Erzbischof von Athen mit verschiedenen Größen seiner Zeit auf firchlichem wie staatlichem Gebiete in Verkehr war und bei verschiedenen wichtigen geschichtlichen Ereignissen selbsthandelnd mit Theil genommen hat. Einige wichtigere Schriften besselben waren schon früher von dem um die byzantinische Geschichte vielfach verdienten Tafel, von Ellissen u. A. herausgegeben worden. 1879 und 1880 gab Herr Sphridon Lampros, Professor der Geschichte und Paläographie an der Universität zu Athen, alle Schriften des Michael Akominatos, auch die bisher ungedruckten, auf Rosten der Stadt Athen in zwei Bänden heraus. Diese Ausgabe fußt hauptsächlich auf einem cod. Laur. in Florenz, ber alle Schriften bes Historikers, und zwar, wie es scheint, in chronologischer Reihenfolge enthält; daneben sind zwei Oxforder, vier Pariser, eine Wiener, eine im Vatikan und theilweise eine Handschrift im Eskorial benutt worden. Sie ist es nun, welche Herr Papageorgios — abgesehen von der ausführlichen Einleitung des Herrn Lampros über das Leben und den Werth der historischen Schriften bes Michael — einer strengen Kritik unterwirft. An der Hand des cod. Laur. verfolgt berselbe den Text bes Herrn Lampros Wort für Wort. Das Resultat, das der paläographisch geübte, im Mittelgriechischen dieser Zeit wohlbewanderte Herr Papageorgios

in dieser zu einem ganzen Buch angeschwollenen Kritik mit schneidiger Polemik liefert, ist für den Herausgeber nicht gerade erfreulich. man es furz zusammen, ohne sich auf Ginzelheiten einzulassen, so sautet das Endurtheil des Herrn Papageorgios dahin, daß ber Herausgeber weder die Fähigkeit, eine griechische Handschrift des 13. resp. 14. Jahrhunderts richtig zu lesen und einen zuverlässigen Inder anzufertigen, noch eine solibe Kenntnis des byzantinischen Griechischen dieser Zeit besitzt (es sind über 2500 Stellen besprochen), daß also die Ausgabe den Anforderungen der neueren Textkritik nicht genügt. Auch die Einleitung des Herrn Lampros, soweit sie sich mit historischen Dingen beschäftigt, verspricht herr Papageorgios an einem andern Orte seiner Kritik unterwerfen zu wollen; man wird zu dieser Kritik dann eher Stellung nehmen können, als zu der jetigen, bei welcher bem Unterzeichneten die Autopsie des fraglichen Coder abgeht; nur möchte man dann den Wunsch aussprechen, daß herr Papageorgios seine Kritik nicht bloß in einer der so schwer zugänglichen neugriechischen Beitschriften erscheinen ließe. In jedem Falle aber, wenn auch herr Pagageorgios nicht überall Recht behalten wird, werden die Fachgenossen, welche sich mit der Geschichte des 12. Jahrhunderts, speziell mit Michael Akominatos beschäftigen, sich in die Nothwendigkeit verset sehen, den Text bes Herrn Lampros mit dem Buche des Herrn Papa-William Fischer. georgios in der Sand zu lefen.

Die wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands im 19. Jahrhundert. Bibliographie ihrer Veröffentlichungen seit ihrer Vegründung bis auf die Gegenwart. Von Johannes Müller. Liefg. 1, 2, 3. Berlin, A. Asher. 1883.

Die erste Anregung zu einer Bibliographie der gelehrten Gessellschaften gaben unsere Nachbarn jenseits des Rheins. Im Juni 1877 versandte der damalige Unterrichtsminister Brunet ein Zirkular an die Präsidenten der verschiedenen Vereine und forderte sie auf, ihm über die von ihnen publizirten Werke, Abhandlungen, Bulletins u. s. w. Mittheilung zu machen; die Antworten sollten außerdem enthalten Angaben über die Zahl der Bände, Format, Ansangs und Endjahr ihres Erscheinens und über sonstige Vesonderheiten, welche für die genaue Bezeichnung eines Buches nothwendig sind. Der Minister sügte hinzu, daß es im eigenen Interesse der Gesellschaften läge, eine möglichst genaue Zusammenstellung ihrer Veröffentlichungen zu besitzen, "welche zum Fortschritt und zur Verbreitung der literarischen, historischen, archäologischen und naturwissenschaftlichen Studien in Frankreich so ungemein viel beitrügen". Das Material ging reichlich ein; ein Besamter der Nationalbibliothek, Ulysse Robert, wurde mit der Ordnung

der eingesandten Notizen betraut, und schon noch wenigen Monaten erschien der erste Theil der Bibliographie des sociétés savantes de la France; er enthielt sämmtliche Städte Frankreichs, in denen Vereine bestanden, mit Ausnahme von Paris, welchem allein der zweite Theil

der Bibliographie gewidmet sein sollte.

Die gleiche Aufgabe hat sich das in der Überschrift angekündigte Werk von Müller gesteckt. Man erkennt auf den ersten Blick, daß es sich von dem französischen durch den größeren Umfang und die wahrshaft luxuriöse Außstattung unterscheidet; denn die beiden ersten Liesesrungen (160 Seiten) umfassen nur die Buchstaden A—H und zeigen Bapier und Then, wie man sie in deutschen Büchern nicht allzu häusig sindet. Die Folge davon ist, daß der Preis des Werkes (die Lieserung 6 Mark) ein so bedeutender werden muß, daß es sich selbst das große Absatzeit der Privatvibisotheken verschließen wird. Die Verlagsbuchhandlung scheint sich dessen wohl bewußt gewesen zu sein, denn in dem beigegebenen Prospekt hebt sie hervor, daß das Buch "nicht nur Vibliotheken und Vereinen, sondern auch Buchhändlern und Antisquaren" ein willkommenes Hülfsmittel werden wird. Für diese allerzdings ist die Bibliographie ganz unentbehrlich. Sie allein dietet die Möglichkeit, einen Überblick zu gewinnen über die so häusig dem buchshändlerischen Vertried entzogenen Publikationen der Provinzials und Lokalvereine, und damit zugleich das Mittel, die selbst in den größten Bibliotheken vorhandenen Lücken mit Leichtigkeit sestzuskellen. Alls Berein gilt dem Bs. jede Gesellschaft, "die sich auf Grund selbst entsworfener Statuten zu gemeinsamen wissenschaftlichen Zwecken verbunden hat und eigenwillig Gleichgesinnte ausnimmt. Es sind daher staatliche Akademien und ähnliche gelehrte Korporationen ausgeschlossen".

Die Einrichtung des Buches ist die, daß die Vereine nach ihren Siten alphabetisch geordnet sind (also Aachen, Altena, Altenburg u. s. w.), und daß innerhalb des Ortes die verschiedenen dort bestehenden Bereine mit Angabe ihres Gründungsjahres aufgezählt sind. Bei jedem Vereine sind seine sämmtlichen Publikationen nach der Zeit ihres Erscheinens angeführt. Wo eine Zeitschrift stets mit gleichem Titel nur mit Anderung der Band und Sahreszahl ausgegeben wurde, konnte sich der Bf. begnügen, nur die Zahl der Bände und die Ansangs und Endetermine ihres Erscheinens zu notiren; in den Fällen aber, wo außer dem generellen noch ein besonderer Titel angegeben war, war es nothewendig, jedem Bande eine neue Rubrik anzuweisen; was die Aufsählungen dadurch an Übersichtlichkeit verloren haben, gewinnen sie durch genaue und rasche Orientirung des Lesers reichlich wieder. Die Angaben sind überhaupt mit größter Ausführlichkeit und musterhafter Eraktheit gemacht; diese Vorzüge ließen sich nur dadurch erreichen, daß der Bf. nichts aufgenommen hat, was ihm nicht selbst vorgelegen hat; durch wiederholte Besuche der größeren Vereinsbibliotheken und durch Korrespondenz mit den gelehrten Gesellschaften ist das Waterial in möglichster Vollständigkeit zusammengebracht worden. Das Buch, bessen bibliographische Bedeutung schon sehr von keiner Seite unters

schätzt werden kann, wird nach seiner Vollendung auch interessante Ausschlüsse über kulturhistorische Fragen gewähren; nach der Zahl und dem Alter der bestehenden Vereine wird man mancher Stadt und Provinz einen höheren Vildungsgrad zuerkennen müssen, als man bisher nur nach vagen Vermuthungen auzunehmen geneigt war. Die trockenen Vüchertitel sprechen ebenso beredt wie die dürren Zahlen einer statistischen Tabelle.

Erflärung.

In einer Abhandlung der Revue des deux mondes vom 1. April 1884 (S. 529) "L'ambassade de Voltaire à Berlin" (unterzeichnet: Le duc de Broglie) heißt es:

Les modernes éditeurs des papiers politiques de Frédéric "ont retranché avec soin de leur publication tout ce qui pouvait rappeler la négociation prétendue de Voltaire; son nom même n'est pas prononcé dans leur recueil, et ils ont poussé le scrupule, je dirais volontiers la pruderie, jusqu'à faire disparaître de plusieurs lettres des paragraphes où ce nom figurait".

Die völlige Grundlosigkeit dieser Behauptung erhellt aus der Thatsache, daß in der Sammlung der "Politischen Korrespondenz Friedrich's des Großen" der Name Voltaire, wie die den einzelnen Bänden beigegebenen Register auf den ersten Blick ersehen lassen, im 2., 4., 8., 9. und 10. Bande sich sindet —

und daß wir, weit entfernt, alle Spuren der "Ambassade de Voltaire" zu tilgen, am gehörigen Orte (2, 413) ausdrücklich auf die einschlägigen, in der akademischen Ausgabe der "Euvres de Frédéric le Grand" mitgetheilten Stücke hingewiesen haben.

Wenn von einem einzigen der Schreiben des Königs der auf Voltaire bezügliche Schluß als politisch ohne Interesse in der Sammlung der "Poliztischen Korrespondenz" (2, 410) fortgeblieben ist, so ist auch in diesem Falle unter dem Text der Hinweis auf die Stelle in der akademischen Ausgabe der "Euvres de Frédéric le Grand" gegeben worden, an welcher dieses Schreiben früher vollständig mitgetheilt worden ist.

Berlin, ben 28. April 1884.

Die Kommission der kgl. Akademie der Wissenschaften für die Herausgabe der "Politischen Korrespondenz Friedrich's des Großen".

Joh. Gust. Dronsen. Max Duncker. Heinrich v. Inbel.

_ _ _ cough

VI.

Bur Textfritif der "Histoire de mon temps" Friedrich's des Großen.

Von

Reinhold Kofer.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und Joseph's II. Von Alfred Dove. Erste Hälfte 1740—1745. (A. u. d. T.: Deutsche Geschichte. Sechster Band). Gotha, Fr. A. Perthes. 1883.

Die Aufgabe, für ein von ber Forschung in intensivester Weise bearbeitetes Gebiet die Summe des bisher Geleisteten zu ziehen und das Ergebnis in allgemein faglicher und boch nicht banaler oder schablonenhafter Form vorzutragen, ist in Dove's Darstellung eines inhaltreichen und folgenschweren Luftrums deutscher Geschichte mit Geschick und Geschmack gelöst. In Gruppirung des Ganzen und Verknüpfung bes Ginzelnen, in reicher Abwechslung des Ausdrucks, in schillernden, obgleich bisweilen etwas gesuchten Vergleichen, in biblischen (vgl. S. 5. 55. 102) und flassischen Stilreminiszenzen, bewährt sich gesteigerten Anforberungen gegenüber jene glückliche, bisher vorzugsweise einem leichteren Genre geweihte schriftstellerische Anlage, die mit der Form niemals mühsam zu ringen braucht. Aber nicht bloß die Form verdient Lob. Man überzeugt sich bald und gern, daß Dove's Bekanntschaft mit den Werken, auf deren Grundlage er seine zusammenfassende Darstellung aufbaut, nicht von heute ober gestern stammt, so zu sagen ad hoc angeknüpft wurde, sondern daß Siftorifde Zeitidrift R. F. Bb. XVI. 25

a section of

bem Verfasser bas, was er von seinen Vorgängern in der Forschung ererbt hat, erworbener Besitz geworden ist. Infolge dessen darf benjenigen Fachgenoffen, die, mit Aufgaben aus anderen Bereichen beschäftigt, den Fortgang der Forschung auf dem von Dove behan= delten Gebiete vielleicht nicht Schritt für Schritt verfolgt haben, dieses Buch als ein rasch und richtig orientirendes Hülfsmittel mit gutem Gewissen empfohlen werden; freilich ist nicht zu jedem einzelnen ber noch kontroversen Punkte Stellung genommen, &. B. nicht zu ber Frage der Prämeditation ber Unternehmung auf Schlesien; auch über das heikle Kapitel der Motive der Konvention von Kleinschnellendorf erhält der draußen stehende Leser kaum die für ihn genügende Auskunft (S. 112). Der kleine Kreis der Spezialforscher, bessen erste Frage Angesichts eines neuen Buches nun einmal das zunftübliche vi véor ift, mag bedauern, daß die für einzelne Abschnitte angestellten archivalischen Studien an ber hannoverischen Scholle haften geblieben sind, daß der Verfasser ihm buntle Buntte lieber buntel gelaffen hat, als bag er, auf dem einfachsten Wege der Welt, im Berliner Archiv sich Rath hätte holen wollen. Wenn Dove (S. 228) es "rügen" zu müffen glaubt, daß in ber Ausgabe ber "Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen" mit Mittheilungen über die preußische Reichspolitif - bie ber Konig ber Direktion feiner Minister überließ — "zum Schaben ber beutschen Geschichte" worden sei, so ist man in Versuchung, umgekehrt den Wunsch auszusprechen, daß ber Verfasser "zum Schaben seiner beutschen Geschichte" nicht mit Nachforschungen hätte kargen mögen, die ftatt seiner und für seine besondere Aufgabe anzustellen die Berausgeber der "Politischen Korrespondens" nach Zweck und Brogramm biefer Publikation feine Beranlaffung hatten.

Beachtung und Prüfung seitens der Fachgenossen verdient in dem Dove'schen Buche in erster Linie eine Bemerkung über Friedrich's des Großen Memoiren. Die "Histoire de mon temps", wenn wir für des Königs Darstellung der beiden ersten schlesischen Kriege die nun einmal eingebürgerte Bezeichnung, die von Rechts» wegen dem ganzen Komplex der Memoiren Friedrichs zukommt, in dem engeren Sinne beibehalten wollen, die "Histoire de mon Kedaktion von 1746 ¹) zu Vergleichen mit der schon 1788 ²) erschienenen Überarbeitung von 1775 herausfordert, ein beliebtes Objekt für die Übung formaler Textkritik geworden, und der der Forschung und seinen Freunden so früh durch den Tod entrissene Herausgeber des Textes von 1746 war, wie seine Einleitung es deutlich ausspricht³), selbst am wenigsten gemeint, durch seine von Dove als "keineswegs erschöpfend" bezeichneten Untersuchungen alle Fragen gelöst zu haben.

Dove geht aus (S. 238) von der Notiz, die Friedrich an den Schluß des ersten Theiles der "Histoire de mon temps" von 1745 gesetzt hat: "Corrigé à Sans-Souci sur l'original de mes mémoires de 1741 et 1742. Ce 1er juin 1775" (Œuvres 2, 142). Dove schließt aus dieser Notiz: "Damals also hatte Friedrich die fragliche Urschrift sdie verschollene, 1742 und 1743 entstandene erste Niederschrift, auf deren Spuren schon Preuß und bestimmter Posner hingewiesen hatten] noch zur Hand und zog sie — natürlich doch so weit sie reichte: eben bis Ende 1742 — bei der nochmaligen Umarbeitung der ersten Hälfte der Redaktion von 1746 im restaurirenden Sinne zu Rathe." Es soll sich aus dieser "Thatsache" die wichtige kritische Konsequenz ergeben "die Abweichungen ber Ausgabe von 1775 von dem Texte von 1746, die vom 8. Kapitel an lediglich einer späteren Auffassung ober Behandlung zuzurechnen sind, können im Bereiche ber ersten sieben Hauptstücke ebensowohl umgekehrt auf einer Wieberher= stellung der unmittelbarften und echtesten Aufzeichnung beruhen". Somit erwüchse nach Dove die Aufgabe "mit ähnlichem Scharfsinne, wie er so oft an weit geringere literarische Erzeugnisse,

¹⁾ Frédéric II, Histoire de mon temps (Redaktion von 1746). Heraußgegeben von Max Posner. (Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven
4, 142—499). — M. Posner, Zur literarischen Thätigkeit Friedrich's des Großen (Miscellaneen zur Geschichte König Friedrich's des Großen, Berlin
1878, S. 205 ff.).

²⁾ Ein vollständiger Abdruck erst in der akademischen Ausgabe der "Œuvres de Frédéric le Grand" (Bd. 2. 3), Berlin 1846.

³⁾ Publ. 4, 149.

z. B. des Mittelalters, gewandt worden, durch komparative Kritik zwar nicht die Form, wohl aber den Inhalt des Originals von 1742/43, wenn nicht im ganzen, so doch im einzelnen rückwärts zu erschließen".

Wie man sieht, bezieht Dove in dem Ansdruck "Mémoires de 1741 et 1742" die Jahreszahlen auf die Zeit der Entstehung des von dem König 1775 einer Revision unterworfenen Manustriptes. Nun hat aber Friedrich 1741 seine Memoiren noch nicht begonnen; sollte er 1775 das Alter seiner Vorlage haben bezeichnen wollen, so hätte er sagen müssen: "Corrigé sur l'original de mes mémoires de 1742 et 1743". Demgemäß wird zu übersehen sein nicht Memoiren von 1741/42, sondern Mémoiren über 1741/42, eine Übersehung, welcher der Sprachgebrauch wohl nichts entgegenstellt").

Die äußere Nöthigung also, für die Redaktion von 1775, eine Benutzung des verschollenen Textes von 1742/43 anzunehmen, würde nach Beseitigung des direkten Zeugnisses, welches vorzusliegen schien, wegfallen, was uns aber nicht zu hindern hat, unter Rückehr auf den durch Posner gewiesenen Weg, durch Vergleichung der Varianten der beiden uns erhaltenen Texte, die Möglichkeit der Abhängigkeit der dritten und spätesten Redaktion von einer verloren gegangenen frühesten in Erwägung zu ziehen. Für die erhaltenen Redaktionen von 1746 und 1775 werden die von Posner eingeführten Bezeichnungen A und B beibehalten, die verschollene Redaktion von 1742/43 nennen wir X.

Ein paar Vorfragen sind noch zu erledigen.

Dove läßt unerwähnt, daß die Behauptung ausgesprochen worden ist, die Geschichte des ersten schlesischen Krieges sei von Friedrich 1742 oder 1743 überhaupt noch nicht geschrieben worden.

Daß der König 1775 unter die Umarbeitung des zweiten Theiles, wo die Benutung eines ülteren Textes als des von 1746 ausgeschlossen ist, ohne Bezeichnung der Vorlage einsach die Worte schried: "Corrigé à Sans-Souci ce 20 juillet 1775" fällt nicht in's Gewicht: hätte der Verfasser wirklich eine Unterscheidung machen wollen, so würde er auch das zweite Mal seine Vorlage bezeichnet haben; unter keinen Umständen hat er in jene Datumzeilen etwas hineingeheimnissen wollen.

Mit andern Worten, eine Redaktion X foll nie existirt haben. Es ist eine münsterische Differtation von 1880, wo diese Ansicht in einer Anmerkung zu entwickeln versucht wird1).

Die für die Unnahme, daß Friedrich schon unmittelbar nach bem ersten schlesischen Kriege eine Bearbeitung besselben vollen= dete2), beigebrachten Stellen sollen nach dieser Differtation nur beweisen, daß der König Material sammelte und vielleicht eine Bearbeitung begann. Es genügt, ben Wortlaut jener Stellen 3) hierher zu setzen, um ersehen zu lassen, wie wenig stichhaltig ber Einwurf ist. Schon am 18. November 1742 hatte der König an Boltaire geschrieben: "Vous m'avez si fort mis dans le goût du travail que j'ai fait une epître, une comédie et des mémoires, qui, j'espère, seront fort curieux . . . Je ne puis vous communiquer que des fragments de la troisième [pièce]; l'ouvrage en entier n'est pas de nature à être rendu public. Je suis cependant persuadé que vous y trouveriez quelques endroits passables." Am 6. April 1743 schreibt er bemselben: "Je vous enverrai bientôt l'avant-propos de mes mémoires. Je ne puis vous envoyer tout l'ouvrage, car il ne peut paraître qu'après ma mort et celle de mes contemporains, et cela, parce qu'il est écrit en toute vérité. " Ebenso am 21. Mai: "Je vous envoie l'avant-propos de mes mémoires, le reste n'est point ostensible."

Auch hätte ber König, wenn bas 1742 begonnene Memoiren= werk nicht zu einem Abschluß gelangt wäre, in einem Briefe an

¹⁾ Vildhaut, über die Quellen der "Histoire de mon temps" Friedrich's Bgl. S. 2 Anm. 5 und des Berfassers zuversichtliche These: "Posner falso dicit bellum Silesiacum primum iam anno 1742/3 a Friderico scriptis mandatum esse." Die Dissertation setzt im übrigen ihre Auf= gabe in die Untersuchung: "Belches Quellenmaterial Friedrich den politischen Nachrichten zu Grunde gelegt hat und wie er bei dessen Benutung verfuhr." Eine Aufgabe, für beren abschließende Lösung bem Berfasser aber ein gu= längliches Material und doch auch mehrfach die wünschenswerthe Afribie ge= fehlt hat.

²⁾ Œuvres 2, II; Posner, Miscellaneen S. 215; Bubl. 4, 149.

s) Œuvres 22, 119. 126. 129.

den Grafen Podewils vom 22. April 1746 1) die Arbeit, mit der er damals beschäftigt war, nicht als "nouveaux mémoires" bezeichnen können.

Mehr bedarf dagegen nach dem bisherigen Stande der

Forschung ein anderer Punkt noch der Klarstellung.

Es wird immer vorausgesett, daß die 1742 und 1743 entstandene Geschichte der Eroberung Schlesiens nach dem zweiten Kriege, im Anschluß an die damals entstandene Darstellung dieses Krieges, umgearbeitet worden ist. Ein Beweis dafür ist nie beisgebracht worden; nur für das 1. Kapitel hat Posner unter scharssinniger Entwirrung der von dem Herausgeber der Korresspondenz Maupertuis' angerichteten chronologischen Unordnung nachgewiesen 1), daß Friedrich noch im März 1747 mit diesem Kapitel beschäftigt war und daß der eingelegte kulturhistorische Exkurs damals die in A überlieserte Gestalt noch nicht hatte.

Es käme also zuerst barauf an, festzustellen, ob nach Aussscheidung des 1. Kapitels der Inhalt der folgenden uns für die Entstehung einen terminus ante quem oder post quem sinden lassen wird. Der Schluß des ganzen Theils, die zweite Hälste des 7. Kapitels, soll dabei aus Gründen, die sich später ergeben werden, gleichfalls außer Betracht bleiben.

Bei einer Durchsicht der bezeichneten Abschnitte unter diesem Gesichtspunkte will wenigstens eine Stelle in den Rahmen einer 1742 oder 1743 entstandenen Darstellung sich nicht recht einstügen. Der Versasser erzählt, wie der Feldmarschall Schwerin im Frühjahr 1742 sein Kommando niedergelegt und sich von der Armee zurückgezogen habe: "Il s'était fait malade, selon sa coutume, et était parti de l'armée" (Publ. 4, 254). 1742 oder 1743 ausgesprochen, hätte das "selon sa coutume" keine Beziehung gehabt; so verstimmt der König schon damals gegen Schwerin war²), konnte er nicht einen Vorwurf gegen den Marschall schleudern, der von selbst in sich zusammensiel. Wohl aber erhält der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbält der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbält der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbält der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbält der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbalt der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbalt der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbalt der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbalt der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbalt der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbalt der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbalt der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbalt der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbalt der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbalt der Vorwurf Beziehung, wenn die Stelle nach der Entserbalt der Vorwurf Beziehung der Vorwurf Beziehung

¹⁾ Miscellaneen S. 219. 230.

²⁾ Polit. Korresp. 5, 67.

stehung der Memoiren über den zweiten Krieg geschrieben ist, in benen der Verfasser erzählt hatte: "Le maréchal de Schwerin avait quitté l'armée par fantaisie et par maladie" (Bubl. 4, 342).

Für die Annahme, daß in dem uns erhaltenen Manustript nicht die Arbeit von 1742/43, sondern eine Umarbeitung vorliegt, spricht sodann der Umstand, daß das Manustript A 1, verglichen mit der 1746 entstandenen Aufzeichnung der Geschichte des zweiten Krieges (A 2), nicht ben Eindruck eines Konzepts, sondern ben eines Mundums macht: ber Korrekturen sind weniger, die Schrift= züge zeigen die kleinere und zierlichere Form, welcher der König sich zu befleißigen pflegte, wo er einen ersten Entwurf mit nach= bessernder Hand umschrieb, während in freien Konzeptionen flüch= tigere und gedehntere Charaktere vorwalten. Auf den ersten Blick gewahrt man bei Vergleichung des Manuskriptes der drei Theile der Brandenburgischen Geschichte die Ahnlichkeit der Schrift= züge in der laut Zeugnis des Verfassers 1747 und 1748 ent= standenen Première Partie (der "Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg" der Ausgaben) mit benen unserer mit feinem Geburtsschein versehenen Seconde Partie (A 1), im Gegensatz zu ben Schriftzügen ber Troisième Partie (A 2), für die wieder der Urheber selbst das Geburtsjahr, 1746, bezeugt hat. Auch das Papier, ein kleineres Quartformat mit Goldschnitt, hat die Seconde Partie (von ein paar Bogen im ersten Kapitel abgesehen) mit der Première Partie gemeinsam, so daß man vermuthen mag, der Verfasser habe nach Abschluß der "Troisième Partie" die nun für die Umarbeitung der "Seconde Partie" gewählte Papiersorte bei der zuletzt erfolgten Niederschrift ber "Première Partie" beibehalten. Die von Posner angenom= mene Reihenfolge der Entstehung wäre damit im ganzen bestätigt.

Bielleicht daß sich der Zeitpunkt der Niederschrift der revidirten Seconde Partie noch näher bestimmen läßt, als dies mit der Angabe geschehen ist: "Kaum hatte Friedrich im Jahre 1746 die Geschichte des jüngstvergangenen Krieges beendet, so ward die drei Jahre früher geschriebene Darstellung seiner ersten Regierungs=

¹⁾ Polit. Korresp. 2, 131. 207; Œuvres 17, 191.

jahre einer erneuten Durchsicht und Bearbeitung unterzogen"). Die Umarbeitung hätte nach dieser Angabe erst nach dem 2. November 1746, dem Datum, das am Schlusse der Darstellung des zweiten Krieges steht, begonnen; aber die Angabe kann sich im Grunde nur darauf berusen, daß der Verfasser mit dem 1. Kapitel der "Geschichte seiner Zeit" nachweisbar nach jenem 2. November, noch im März 1747, beschäftigt gewesen ist.

Run befand sich Friedrich im März 1747 schon inmitten ber Studien zu ber alteren Geschichte seines Staates, aus benen bic "Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg" erwachsen sind. Bereits zum November 1746 hatte bas archivalische Rohmaterial für diesen Theil des Werkes zur Stelle sein mussen, die Arbeit hatte begonnen, sie war vorgerückt2). Seben wir den Berfaffer in benfelben Tagen wieder über einem Abschnitt der Zeitgeschichte, so handelte es sich gewiß nur um eine vorübergehende Rückfehr zu dem früheren Werke, die gerabe nur den Zweck gehabt haben wird, dem 1. Kapitel den fulturhistorischen Schluß hinzuzufügen. Für die Anfänge bieses Rapitels war damals, allem Anscheine nach, bereits das uns erhaltene Manuffript vorhanden. Man beachte, daß in diesem Manuffript von dem schwedischen Kanzler Gyllenborg, der am 30. Dezember 1746 starb, als von einem Lebenden gesprochen wird (Bubl. 4, 177); ja, wenn eine Schlußfolgerung aus dem prafentischen "les liens du sang et la reconnaissance attachent Philippe V aux intérêts de la France" (Publ. 4, 170) gerechtfertigt erscheint, so müßte die Niederschrift des Kapitels bereits vor Anfang August 1746 begonnen haben, benn am 29. Juli hatte man in Berlin schon die Nachricht von dem Ableben des ersten spanischen Bourbonen3).

¹⁾ Publ. 4, 146.

²⁾ Der König an Podewils 8. März 1747: "Plus j'avance dans mon ouvrage, à mesure me vois-je arrêté faute de matériaux."

³⁾ Umgekehrt läßt uns das Urtheil über Tessin im 1. Kapitel (Publ. 4, 178. 182) einen terminus post quem gewinnen. Das Urtheil lautet wesents lich ungünstiger, als das, welches das vor dem 7. April 1746 geschriebene 9. Kapitel (Publ. 4, 313) über Tessin fällt: man erkennt die Wirkung der absälligen Berichte, die Graf Finckenstein aus Stockholm seit dem Juni 1746

Die Annahme eines fo frühen Zeitpunkts für ben Beginn der Umarbeitung dieses Theils wird durch nichts ausgeschlossen. Wir wissen, daß Friedrich schon am 7. April 1746 die Darstellung zweiten schlesischen Krieges bis zum 16. Kapitel (bem 10. nach der Zählung der Ausgabe) vollendet hatte 1), er am 22. April den Grafen Podewils nach Potsbam einladen konnte, um seine "neuen Memoiren" dem Minister vorzulesen, "wie die schlechten Schriftsteller es zu thun lieben"2). im Mai durch die Phrmonter Badereise unterbrochene Arbeit wurde sofort nach ber Rücksehr damit wieder aufgenommen, daß ber König am 14. Juni Material für diejenigen Partien sich bestellte3), welche das vorlette Rapitel des Werkes bilben. Rückte die Arbeit ebenso schnell weiter vor wie vor der Badereise, so muß ber Verfaffer bie beiben Schlußkapitel balb absolvirt haben und fönnte sehr wohl noch im Sommer 1746 die "Seconde Partie", bie Geschichte bes ersten Rrieges umgearbeitet und bis auf ben fulturhistorischen Exfurs bes 1. Rapitels fertig gestellt haben.

Jedenfalls bezeugt das Datum 2. November 1746 am Schlusse der "Troisième Partie" nur eine bis zu diesem Tage fortgesetzte, nicht aber zugleich eine ununterbrochene Beschäftigung des Königs mit der Geschichte des zweiten schlesischen Krieges. Es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß der Schluß des vorletzten Kapitels, ja auch die Hauptmasse des Schlußkapitels schon einige Zeit fertig war, als in den Tagen bis zum 2. November der Schluß hinzu-

über den schwedischen Staatsmann abstattete. Polit. Korresp. 5, 119. 139. 281. 347. Das lirtheil der Memoiren über van der Heim (Publ. 4, 174) flingt an den Bericht Ammon's vom 19. Juli 1746 (präs. 24. Juli) an: "Les États-Généraux reçurent avant-hier avis que le grand-pensionnaire van der Heim était mort le jour auparavant à Bois-leDuc. Ce ministre était estimable par sa candeur et sa prodité, mais les qualités de son esprit étaient sort bornées, et le poste qu'il occupait était au dessus de sa portée." Aus dem "Van der Heim était alors grand-pensionnaire" a. a. O. darf man an sich nichts schließen; denn auch von Georg II. heißt es Publ. 4, 171: "George II. gouvernait alors l'Angleterre".

¹⁾ Miscellaneen S. 217.

²⁾ Polit. Korresp. 5, 67.

³⁾ Miscellaneen S. 321.

kam. Es fällt auf, daß auf ben letten Seiten (Publ. 4, 431. 432) die Angaben über die Bahl ber ben Feinden während bes Krieges von 1744 und 1745 bei einzelnen Gelegenheiten abgenommenen Gefangenen fast durchweg von den Zahlen abweichen, bie an entsprechender Stelle bei Erzählung ber einzelnen mili= tärischen Vorgänge genannt worden waren. Während von Fouqué in Glat in einem früheren Abschnitte (Publ. 4, 400. 402) gesagt worden war, daß er einmal von 400 Husaren "die Meisten" und ein andermal 200 Hufaren, im ganzen "über 600" zu Gefangenen gemacht habe, gibt die Rekapitulation am Schlusse (S. 431) die spezifizierte Gesammtziffer 427; Warnery hat nach S. 401 acht Offiziere und 140 Mann gefangen, nach S. 432 aber 271 Mann; für ben Tag von Katholisch-Hennersborf werden S. 412 30 Offiziere und 1100 Mann genannt, S. 432 aber 1392; für Keffelsborf S. 424 6500 Mann und 215 Offiziere gegen die Gesammtzahl 6658 S. 432; in Dresden waren es nach S. 426 1500 Mann und 215 Offiziere, die sich ben Preußen ergaben, S. 432 werben 3758 genannt.

Die Erklärung dieser Abweichungen¹) ist eine einfache. Im Nachlasse des Markgrasen Karl von Schwedt fand sich eine Kabinetsordre vom 13. Oktober 1746 folgenden Inhaltes:

"Weil Ich die Curiosité habe, von Ew. Liebden einen Auszug oder kurze, jedoch accurate Liste von allen denen Gesangenen zu haben, welche durch den ganzen letzteren Kriege bei allen Gelegenheiten, wo Dieselbe commandirt haben, vom Feinde gemachet worden seind, so haben Ew. Liebden dergleichen Liste sonder Zeitverlust zu fertigen und mir selbige baldmöglichst einzusenden. Es muß aber diese Liste ganz accurat seind, und in solche specificiret werden, an was vor Orten, bei was vor Gelegenheiten was vor Officiers, auch wie viel Gemeine, wir von dem Feinde jedesmal bekommen haben."

Ein Blick in das Kopierbuch der Kabinetskanzlei, in welches die Minüten aller Kabinetsordres, die nicht ein besonderes Ge-

¹⁾ Den Hinweis auf dieselben hätte man von der Dissertation Bildhaut's der dort gesteckten Aufgabe gemäß füglich erwarten können.

heimnis erheischten, eingetragen zu werden pflegten, ergab, daß die Verfügung vom 13. Oktober 1746 ein Zirkular war, welches wie an den Markgrafen Karl so auch an die Generale Wintersfeldt, Nassau, Dumoulin, Fouqué, Lehwaldt, Hautcharmoi, Mansfein und an den Major Warnery erging. Die von den gesnannten Offizieren eingereichten Rapporte, leider nicht mehr ershalten, sind ohne Frage die Quellen für die statistischen Angaben am Schlusse der "Histoire de mon temps".

Wenn nun der König, im Besitz dieses authentischen Zahlensmaterials, die zuvor niedergeschriebenen abweichenden Zahlen in seinem Werke stehen ließ, so folgt, meine ich, daß zwischen der Ansügung des Schlusses und der Absassung der vorangehenden Abschnitte dis zur Erzählung der Einnahme von Dresden, d. h. dis nahe an den Ausgang des letzten Kapitels, eine Zeit vergangen war, während welcher dem Versasser seine Tiene älteren, unzenauen Angaden vollständig aus dem Gedächtnis hatten schwinden können, und daß, wenn der König am 9. Oktober, wenige Tage bevor er jene statistischen Nachrichten einfordert, "mehr als je" damit beschäftigt ist, "die letzte Hand an seine Memoiren zu legen"), die Arbeit nicht der Geschichte des zweiten schlesischen Krieges gegolten haben wird, daß vielmehr zwischen der Absassung der neuen Memoiren und der Hinzussügung des Schlusses die Umarbeitung der älteren Memoiren gelegen hat.

Die nächste Frage ist: haben die Memoiren von 1742/43 (X) bis zu dem Punkte geführt, wo in A die erste Hälfte schließt, bis zum Ende des Jahres 1742. Dove nimmt dies an.

Gesetzt den Fall, daß die Erzählung im Frühjahr 1743 wirklich bis zu dem genannten Zeitpunkt vorgeschritten war, so erweist sich der Text der zweiten Hälfte des 7. Kapitels, welcher in A vorliegt, als eine 1746 entstandene Umarbeitung durch

¹⁾ Friedrich II. an den Prinzen von Preußen, Potsdam 9. Oktober 1746: "Je suis à présent plus occupé que jamais à mettre la dernière main à mes mémoires, et j'espère d'avoir achevé tout l'ouvrage avant le mois de décembre." Œuvres 26, 92 Ann. Eine Stelle, die in diesem Zusammenshange bisher nicht beachtet worden ist.

bas zweimalige "dans la suite" (Publ. 4, 275. 276), den Hinweis auf die erst 1746 entstandene Fortsetzung des Werkes.

Sehen wir weiter den Abrig ber Ereigniffe, ben A fur bie sechs Schlußmonate von 1742 gibt, auf den Inhalt uns an, so gewahren wir, daß die Darstellung aus bem mit Bewußtsein gewählten 1) annalistischen Rahmen wiederholt offenbar unbewußt herausfällt. Die Vorstellungen in London gegen den Einmarsch ber englischen Truppen nach Deutschland, die im Januar 1743 erfolgten, sind allerdings noch im Dezember 1742 angeordnet worden; zweifellos aber bem Jahre 1743 war die Erwähnung ber Insinuationen in Holland zuzuweisen, und auch ber Plan zur Gründung einer Affoziation der Reichstreise setzte erft mit 1743, mit bem Berbst 1743 ein. Die Anachronismen sind nur erflärlich aus Gedächtnisfehlern, welche für den Frühling 1743, als die erste Redaktion der Memoiren entstand, schlechterdings ausgeschlossen sind, für eine Zeit, wo jene Berhandlungen den König theils auf das lebhafteste beschäftigten, theils aber ihm - noch im Zeitenschoße ruhten. Go bruden benn diese Bedachtnisfehler bem ganzen Abschnitte, in welchem sie stehen, ben Charafter eines späteren Zusates auf; benn hätte ber König 1743, als er seine Memoiren zum ersten Male abschloß, Aufzeichnungen über die Schlußhälfte bes Vorjahres überhaupt gemacht, so wären diese Aufzeichnungen die sicherste Gedächtnisstütze gewesen, ihn bei späterer Umarbeitung vor jenen dronologischen Irrthumern zu Mit einem Worte, in bem Schluffe bes 7. Rapitels bewahren. der Redaktion A vermag ich Reste einer älteren Redaktion nicht zu erkennen, ich unterscheibe in diesen Schlußpartien nicht einen 1743 erwachsenen Grundstock und 1746 eingefügte Interpolationen, fondern halte den Ausgang des 7. Kapitels von A schlechthin für einen Zusatz aus dem Jahr 1746. Stand Dieser Abschnitt in der Redaktion von 1742 (X) noch nicht, so kann er in die Redaktion B von 1775 nur aus A gekommen sein; dem ent-

¹⁾ Publ. 4, 272: "Cette armée pouvait s'appeler celle des diversions." — Ebenda 4, 274: "Toutes ces cabales tinrent encore cette élection en suspens jusqu'à l'année 1743." — Ebenda 4, 275: "Ainsi finit l'année 1742."

spricht, daß jenes charafteristische "dans la suite" aus A wenig= stens an der einen Stelle (Œuvres 2, 141) in B wiederkehrt 1).

Es ließe sich benken, daß ber Berfasser 1775 zwar für ben Schluß vom 7. Kapitel bas Manustript von 1746 (A) zu Grunde legte, im großen und ganzen aber der 1742 begonnenen und 1743 abgeschlossenen frühesten Redaktion (X) folgte. Sofort aber werden wir, wie für ben Schluß, so auch für bas einleitende 1. Kapitel bie Benutung von A zugeben muffen. In dem Manuffript von A ließ der Verfasser für den Ramen des Kurfürsten von Mainz (Publ. 4, 186) eine durch Punkte markirte Lücke; erst nachträglich ist über den Punkten der Name Öls (Ely) ein= gesetzt worden, den also ber Berfasser 1746 aus ber bamaligen Vorlage X nicht hatte entnehmen können. In die Redaktion B (Œuvres 2, 28) kann ber Name Elt bemnach nur aus A ge= kommen sein. Dasselbe gilt von den Zahlenangaben über die wichtigsten Entbedungen auf bem Gebiet ber Naturwissenschaften feit 1640, die bis auf eine Ausnahme wie in B (Œuvres 2, 34. 35) so schon in A (Publ. 4, 192) gemacht werden, während aus dem Schreiben Friedrich's an Maupertuis vom 11. März 1747 2) hervorgeht, daß sie in X noch fehlten.

Aber das 1. Kapitel und insonderheit der kulturhistorische Exkurs sind ja für die Beurtheilung der Frage ganz außer Bestracht zu lassen, weil sicher der Exkurs 3), vielleicht das ganze Kapitel, in dem Texte von 1742/43 noch sehlte. Untersuchungssohjeft bleibt somit die Hauptmasse der Denkwürdigkeiten über den ersten Krieg, d. h. Kapitel 2—6 und der Ansang des 7. Kapitels.

¹) Wenn gerade dieser, offenbar aus A übernommene Abschnitt in B gerade an der Stelle des Manustriptes steht, wo der König am 1. Juni 1775 vermerkt hat: "Corrigé sur l'original de mes mémoires de 1741 et de 1742", so ist dies also eine Veranlassung mehr, zu übersetzen: Memoiren über 1741/42. Vgl. oben S. 388.

²⁾ La Beaumelle, Vie de Maupertuis p. 344; Posner, Miscellaneen S. 230.

⁸⁾ Posner a. a. D. S. 219. 231.

Vorweg ist die Thatsache festzustellen, daß gewisse Angaben in B, welche A nicht hat, auch aus X nicht entlehnt sein können.

In B (Œuvres 2, 107) wird bei Erzählung bes Besuches, den Friedrich II. im Januar 1742 dem Dresdener Hofe abstattete, ausführlich der geheimen Thätigkeit einer alten Dame, der Demoiselle "Rling", gedacht, welche durch ihre Drohungen den Grafen Brühl terrorisirt und eine wirfsame und aufrichtige Unterstützung bes preußischen Feldzugsplanes hintertrieben haben soll. In A fehlt biese Spisobe, aber wir fonnen mit großer Bestimmtheit sagen, daß sie auch in X fehlte. Graf Brühl galt 1742 und noch später, noch 1744, also nach Niederschrift der frühesten Memoiren, bem König von Preußen keineswegs als mißgesinnt, vielmehr als eine Persönlichkeit, die im preußischen Interesse gegen die Umtriebe von Rivalen zu unterstützen schien1). Andrerseits, von den Intriguen jenes Fraulein Kling, ober, wie die richtige Form bes Namens ist, Rlencke 2), erfuhr Friedrich bas erste im Januar 1745 aus einem Berichte bes aus Polen zurückgekehrten Gesandten v. Wallenrodt3), und dasjenige, was dem Könige damals und später über diesen weiblichen Unterhändler zugetragen murbe, brachte dessen Thätigkeit mit ben Vorgängen am fächsischen Hofe von 1742 ganz und gar nicht in Verbindung. Demgemäß läßt die Redaktion A (Publ. 4, 305) das Fräulein v. Klencke noch nicht 1742, sondern erst in der Vorgeschichte des zweiten schlesis schen Krieges eine Rolle spielen. 1775 hatten in ber Erinnerung des Königs die Thatsachen sich verschoben, die Klencke wird nunmehr schon in der Erzählung des ersten Krieges eingeführt (Œuvres 2, 107), und an demjenigen Puntte ber Darstellung, wo in A "die alte Hege" zum ersten und einzigen Male auftrat,

¹⁾ Polit. Korresp. 2, 149. 151. 178; 3, 58. 126. 181. 223. 246. 252. 257. 269. 304.

²⁾ Arneth 3, 420.

³⁾ d. d. Königsberg 24. Januar 1745, Polit. Korresp. 4, 53. Seitdem wird die Kling öfter in Gesandtschaftsberichten erwähnt, so in Klinggräffen's Berichten aus München (wo diese Dame im Juli 1745 aus Dresden anlangte), 22. Juni, 6., 31. Juli 1745 (bei Seeländer, Graf Sedendorff, Gotha 1883, S. 77. 80), und aus Dresden (5. März 1746).

muß in B (Œuvres 3, 31) durch ein Demonstrativpronomen auf die erst jetzt eingeschobene vorangehende Stelle eine Beziehung hergestellt werden.

Die Episobe Klencke ist eine ber zahlreichen anekbotenhaften Beigaben, welche B vor A voraus hat und beren föstlicher Humor dafür entschädigt, daß im allgemeinen der Ton der Jugendredaktion in B gedämpft ift. So wenig wie die pittoresten Details über die "alte Hexe", werden die andern amusanten Histörchen in dem Manustript von 1775 aus dem von 1742 stammen, es müßte denn der König 1746 bei der ersten Revision in moroser Stimmung, von der doch sonst der Text von 1746 nicht eben zeugt, jene heiteren Intermezzi alle gestrichen haben. Ich muß bekennen, daß ich hinter ber stärkeren Anekdotenfülle ber späteren der beiden uns erhaltenen Redaktionen schon gar nicht mehr eine besondere Bewandtnis suche, seit ich Catt's Aufzeichnungen über seine Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen während des Siebenjährigen Krieges und Lucchesini's Tagebuchnotizen über die Gespräche der Tafelrunde von Sanssouci aus der Zeit von 1780 bis 1783 kenne. Beide Quellen lassen ersehen, wie der König es liebte, gewisse Erlebnisse und gewisse von Hörensagen ihm bekannte Geschichten mit dramatischer Lebendigkeit den Ge= fährten seiner Mußestunden vorzutragen und wie er sich in seinen Erzählungen nicht selten wiederholte. Da wird dann, wie es zu geschehen pflegt, im Laufe ber Zeit mancher Zug und manche Pointe hinzugekommen sein, die ursprünglich zu der Erzählung nicht gehörten. Werden wir nicht von den Anekdoten, welche die "Histoire de mon temps" von 1775 ausschließlich hat, einen guten Theil dem Umstand auf die Rechnung setzen wollen, daß der Verfasser sich nicht versagen konnte, die Lieblingsgeschichten aus dem Schatze seiner Erinnerungen, aus dem Repertvire seiner Tischreben jett auch in seinen Memoiren zum besten zu geben?1)

¹⁾ Zu diesen Geschichtchen rechne ich in B auch die Erzählung von der * dreistündigen Vertheidigung von Grottkau gegen die ganze österreichische Armee burch den Lieutenant Mütsschefahl und 60 Mann. Schon 1827 ist in der

Auf dieselbe Annahme führt eine andere Erwägung. Sollte B in der größeren Fülle pointirter Geschichtchen das Wiederauftauchen einer untergesunkenen Schicht X bekunden, so müßten füglich in dem zweiten Theil von B (Kap. 8—14), wo die Mög-lichkeit einer Ableitung aus X vorweg ausgeschlossen ist, der dieser Redaktion ausschließlich angehörenden Anekdoten weniger sich finden, als in den ersten sieben Kapiteln. Dies ist aber nicht der Fall.

Berallgemeinern wir das eben vorgeführte Argument. Es gilt zu prüfen, ob B in seinem ersten Theil mehr Abweichungen von A ausweist, als in dem zweiten. Wäre die Zahl der Barianten in der Geschichte des ersten schlesischen Krieges größer, wäre die Verwandtschaft zwischen A und B in Kapitel 2—7 geringer als in Kapitel 8—14, so wäre darin ohne Frage ein Indizium für eine direkte Abstammung jener sechs vorderen Kapitel in B von X zu sehen. Wenn aber in Wirklichkeit Zahl und Charakter der Varianten in den vorderen wie in den Schlußstapiteln sich ungefähr gleichbleibt, so kann das eine Mahnung sein, bei den Varianten der vorderen Kapitel nicht hören zu wollen, wie das Gras wächst.

Begeben wir uns jetzt, um unsere bisherigen Wahrnehmungen auf die Probe zu stellen, auf den sicheren Boden diplomatischer Kritif.

Bei einer Vergleichung des Manustriptes A mit dem Manusspript B bemerken wir bald: wo in A Korrekturen sich finden, da liest man in B nicht das in A Durchstrichene, sondern das dort Verbesserte. Ein paar Beispiele werden genügen, wobei die in A durchstrichenen, aus der Ausgabe nicht ersichtlichen Worte durch die liegenden Typen, die Verbesserungen von A durch gesperrten Satz kenntlich gemacht sind:

A (Bubl. 4, 249): Mon dessein était d'attaquer de toutes parts les Autrichiens: mon dessein était de tomber de

Österreichischen Militärischen Zeitschrift (1, 297) auf die Unwahrscheinlichkeit der sofalen Situation hingewiesen worden. Bgl. Grünhagen, Geschichte des ersten schlesischen Arieges 1, 177 Ann. 2.

toutes parts sur les Autrichiens. — B (Œuvres 2, 107): Son dessein était de tomber de toutes parts sur les quartiers des Autrichiens.

A (Publ. 4, 252): Je formai un dessein sur les quartiers et je détachai le prince Thierry: il était important de les dissiper, pour cet effet je détachai le prince Thierry.

— B (Œuvres 2, 111): Il fallait dissiper cette milice, avant que son nombre fût trop considérable. Cette commission tomba sur le prince Thierry.

A (Bubl. 4, 252): Ce détachement reprit ses quartiers entre Brünn et Nicolsbourg: ce détachement vint rejoindre mon armée entre Brünn et Nicolsbourg. — B (Œuvres 2, 111): Ce prince vint rejoindre l'armée entre Brünn et Nicolsbourg.

A (Bubl. 4, 259): Rohnhof: Wilimow. — B (Œuvres 2, 120): Wilimow.

Besonders beachtenswerth scheint noch der folgende Fall. Im Manustript von A (Publ. 4, 249) war die allgemeine Zeitsbestimmung "passé quelques mois" durch das bestimmtere "trois mois auparavant" eliminirt worden. B hat von der Korreftur die formale Wendung beibehalten, die Zahl aber verändert: man liest Œuvres 2, 107: six mois auparavant. Sechs Monate war das sachlich Richtige; aber sicher entnahm B die richtige Angabe nicht etwa aus X, denn erstens weist das auparavant auf A zurück, und sodann würde A das bestimmte und zutreffende six mois einer Vorlage X nicht zuerst in ein unbestimmtes quelques mois und desinitiv in ein unzutreffendes trois mois verändert haben.

Das durchschlagendste Moment ist: die in die Darstellung hie und da eingestreuten, frei bearbeiteten Aktenstücke stehen in Adem urkundlichen Texte näher als in B; wo aber die bearbeitende Hand ersichtlich erst 1746 in A über die bis dahin intakte Form gesahren ist, da enthält der Transsumpt in B nicht die für X demnach vorauszusetzende intakte Form, sondern acceptirt die Korrektur von A:

Originalschreiben an Fleury (Polit. Korresp. 2, 209): et que vous plaignez avec moi que le caprice du sort ait fait avorter. Sissorische Zeitschrift M. F. Bd. xvi.

— A (Publ. 4, 269) et que vous plaignez avec moi: et que vous regrettez avec moi. — B (Œuvres 2, 134): et que vous regrettez avec moi.

Es hieße einen eignen Instinkt der Feder bei Friedrich voraussetzen, sollte er 1775 Angesichts des Manuskripts von 1742/43 immer genau auf dieselben Korrekturen, wie 30 Jahre zuvor 1746, gefallen sein, ich ziehe also eine Erklärung auf natürlichem Wege vor und lasse den Verfasser auf Grund des Textes von 1746 die Schlußrevision vornehmen.

Die bisherige Untersuchung hat ergeben: es liegt einerseits wegen der Barianten der Redaktion B von A keine Beranlassung vor, die Benutung der verschollenen Handschrift X für B anzusnehmen 1); es läßt sich dagegen mit Sicherheit sagen, daß dem Berkasser von B die Handschrift A vorgelegen hat.

Ist nun aber X wirklich so ganz verschollen, wie immer vorausgesetzt wird? Wenigstens für einen Satz der Memoiren ist außer den Texten von A und B noch eine dritte Fassung überliefert.

Voltaire erzählt in seinen autobiographischen Aufzeichnungen²) (an deren Echtheit heute wohl niemand mehr zweiselt), Friedrich habe die Geschichte der Eroberung Schlesiens geschrieben und habe ihm dieses Werk ganz vollständig gezeigt; eine Stelle habe er, Voltaire, als besonders merkwürdig sich aufgezeichnet; er theilt seinen Lesern dieselbe mit. Wir stellen den Text Voltaire's neben die entsprechenden Stellen der beiden Redaktionen B und A:

¹⁾ Inbezug auf das Detail über den Angriff zweier österreichischer Regismenter bei Chotusit (Œuvres 2, 123) in B braucht gleichfalls nicht an eine Entlehnung aus X gedacht zu werden; denn auch an einer der Stellen, wo die Benutung von X ausgeschlossen, enthält B eine spezifizirte Angabe, die in A sehlt: das Jahr 1642 für die Ersindung der Luftpumpe (Œuvres 2, 35). Das 1729 im Druck von B (Œuvres 2, 51) gegen 1727 in A bleibt außer Betracht als eine stillschweigende Berbesserung des Herausgebers Preuß: im Manustript von B steht 1727, ebenso wie in dem Druck von 1788.

²⁾ Œuvres éd. Beuchot p. XL.

Mémoires pour servir à Histoire de mon temps Histoire de mon temps l'histoire de M. de Vol-1746, p. 215. 1775, p. 55. taire.

Il a écrit depuis l'histoire de cette conquête, il me l'a montrée toute entière; voici un des articles curieux du début de ces annales, j'eus soin de le transcrire de préférence, comme un monument unique:

"Que l'on joigne à ces considérations des trou- motifs l'appât d'une ar- une armée toute prête pes toujours prêtes à mée nombreuse et mo- d'agir, des fonds tout agir, mon épargne bien bile, le grand ordre des trouvés et peut-être l'enremplie et la vivacité finances, les trésors qui vie de se faire un nom: de mon caractère étaient remplissaient l'épargne tout cela fut cause de les raisons que j'avais de la couronne, et vous la guerre que le Roi de faire la guerre à connaîtrez toutes les rai- déclara à Marie-Thérèse Marie-Thérèse, reine de sons que j'eus de dé-d'Autriche, reine de Hon-Bohême et de Hongrie. de clarer la guerre à Thé-grie et de Bohême.

suite, il y avait ces Hongrie et de Bohême." propres mots:

"L'ambition, l'intérêt et le désir de faire parler de moi l'emportèrent, et la guerre fut résolue."

Joignez à tous ces Ajoutez à ces raisons Et quelques lignes en- rèse d'Autriche reine de

Eines ist sicher: Voltaire hat in das Manuftript der "Histoire de mon temps", die erst lange nach seinem Tobe erschien, Ginficht genommen, die von ihm mitgetheilte Stelle ift, wenigstens in ihrem ersten Absat, nicht fingirt. Aber ist die Wiedergabe eine wörtliche? Drei Möglichkeiten sind benkbar. Der Voltaire'sche Text ist entweder ein wörtliches Citat aus der Redaftion von 1742/43, oder er umschreibt eine Stelle dieser Redaktion nur dem Inhalt nach, ober aber er ist eine durch einen willfürlichen Zusatz vermehrte Umschreibung bes entsprechenden Sapes der Redaktion von 1746 1).

¹⁾ Daß Voltaire die Redaktion von 1775 gesehen hätte, darf selbst= verständlich nicht angenommen werden; der Verfasser hätte das Manuftript

Wenn wir aus Voltaire's Briefwechsel mit Friedrich wissen, daß ihm der König 1743 die Vorrede des eben abgeschlossenen Memoirenwerses schickte und daß Voltaire an dem Freimuth dieser Vorrede und insonderheit an der Motivirung der schlesischen Unternehmung Anstoß nahm, wenn ferner Voltaire die in seinen eignen Memoiren mitgetheilte Stelle als dem "Début" der Annalen Friedrich's entnommen bezeichnet, so werden wir der Annalen Friedrich's entnommen bezeichnet, so werden wir der Annahme zuneigen, daß Voltaire in der That aus der Redastion von 1742/43 geschöpft hat und daß diese Redastion ohne einen Avantpropos wie die beiden späteren und ohne das einseitende 1. Kapitel dieser beiden gleich in medias res ging, so daß die Aufzählung der Ursachen des Krieges die Einseitung bildete.

Hätte Voltaire aus A geschöpft, so wäre es eine allzu fremdsartige Erscheinung, daß der Zusatz, durch den er in diesem Falle seine Vorlage gefälscht haben müßte, dem Sinne nach mit dem Zusatz sich berühren sollte, den B gegen A ausweist.

Wenn nun Voltaire das von ihm mitgetheilte Fragment aus X entnahm, und wenn B an der entsprechenden Stelle dem Sinne nach eine größere Verwandtschaft mit dem Texte bei Voltaire als mit der Redaktion A hat, drängt sich da nicht die Annahme auf, daß B trop der für andere Partien nachgewiesenen Abhängigkeit von A an dieser Stelle aus X geschöpft hat?

Eine Nöthigung zu dieser Annahme vermag ich allemal nicht anzuerkennen. Um sich zu erinnern, daß 1740 der Ehrgeiz, das Verlangen sich einen Namen zu machen, einen Platz unter seinen Beweggründen eingenommen, dazu brauchte Friedrich 1775 wahrlich nicht im Buche nachzuschlagen. War das freimüthige Selbstgeständnis einer ersten Aufzeichnung in der zweiten Niederschrift

oder eine Abschrift nie nach Frankreich aus den Händen gegeben. Er begnügte sich, Boltaire im Juli 1775 mitzutheilen: "Votre lettre m'a trouvé la plume à la main, occupé à corriger d'anciens mémoires que vous vous ressouviendrez peut-être d'avoir vus autrefois peu corrects et peu soignés. Je lèche mes petits, je tâche de les polir. Trente années de différence rendent plus difficile à se satisfaire; et quoique cet ouvrage soit destiné à demeurer enfoui pour toujours dans quelque archive poudreuse, je ne veux pourtant pas qu'il soit mal fait." (Œuvres 23, 334.)

1746, wie es wohl sein kann, gerade auf Veranlassung Voltaire's, der das ihm 1743 mitgetheilte Memoirenbruchstück zu rückhaltslos gefunden hatte '), unterdrückt worden, so mußte dem Verfasser 1775 einsach die Nachhaltigkeit der Eindrücke eines großen Wosments, die lebendige Erinnerung an die Motive der entscheidendsten seiner Entschließungen die Lücke gewahr werden lassen, welche die 1746 gegebene Motivirung enthielt.

Wer gleichwohl eine direkte Benutzung der Aufzeichnungen von 1742 annehmen will²), muß den König 1775 nach einer doppelten Vorlage arbeiten lassen, denn das Ergebnis, daß A jedenfalls vorlag, bleibt unberührt. Zu der ganzen Art der

¹⁾ Bgl. Œuvres 22, 130.

²⁾ Richt unerwähnt soll bleiben, daß ein Zeugnis des Vorlesers de Catt eine Auslegung zuläßt, wonach das älteste Manustript zwölf Jahre vor der Revision von 1775 verbraunt ware. Drei Außerungen Catt's kommen in In ein vom Feuer beschädigtes Exemplar ber "Reflexions de l'Empereur Marc-Antonin", welches Preuß geschen hat (vgl. Œuvres 4, X), hat Catt die Notiz eingetragen: "Ce pauvre Marc-Antonin a été brûlé sur la table du Roi en novembre 1763. L'histoire de la dernière querre, que Sa Majesté avait entièrement finie, fut dévorée par les flammes avec tous les matériaux sur cette même table." Dasselbe erzählte Catt dem ihm befreundeten Berfasser der Vie de Frédéric II (Strassbourg 1789, 6, 357), de la Beaux. Preuß hat Gründe gegen die Bahrscheinlichkeit beigebracht (vgl. dagegen Wiegand, die Vorreden Friedrich's des Großen S. 37, bem Posner, Miscellaneen S. 219 sich anschließt), und wenn Zimmermann (über Friedrich den Großen, 1788, S. 180; Fragmente, 1790, 2, 161) gleich= falls "die ganz vollendete, aber noch nicht abgeschriebene Handschrift" ber Geschichte des Siebenjährigen Krieges verbrennen läßt, so haben seine Ge= währsmänner Sulzer und Lucchefini von dem Borfall boch nur vom Hören= fagen gewußt. Das britte Zeugnis Catt's steht in seinen 1786 nieder= geschriebenen Memoiren und lautet: "Cette pièce [Plan d'instruction pour ceux que l'on destine à l'état ecclésiastique], ainsi qu'un autre sur la manière d'étudier les anciens et les modernes et dont je parlerai, le même soir que le feu consuma la première composition des mémoires de mon temps; tous ces manuscrits qui étaient sur une table à l'exception d'un cahier de ces mémoires que le Roi avait heureusement fait tomber sur le parquet en se levant de sa table pour assister au souper." Es fragt sich, ob man die britte Stelle aus ben ersten interpretiren ober einen Wiberspruch annehmen will.

schriftstellerischen Thätigkeit Friedrich's will der geöffnete Ausweg nicht wohl stimmen. Wesentlich von formellen Gesichtspunkten ausgehend, wird der Verfasser schwerlich durch sein kritisches Gewissen sich gedrängt gefühlt haben, neben der formell vollendeteren Redaktion A auch den roheren Entwurf X lediglich wegen dessen Vorzüglichkeit als "primäre Quelle" für die Schlußerevision zu Rathe zu ziehen: erst die "Benediktiner des 19. Jahrehunderts", um mit Friedrich zu reden 1); sind sich der Borzügelichkeit der primären Quellen bewußt geworden und können sich dadurch den Genuß bereiten, über das Verhältnis von A, B und X mit einander zu diskutiren.

¹⁾ Publ. 4, 153.

VII.

Das Wefen des Bolksherzogthums.

Bon

Wilhelm Sickel.

Es war eine politische Umwälzung der größten Art, als unter der Regierung ber deutschen Könige die Bolfsherzoge auf= traten. Inmitten eines Staates, ben kein anderer Wille zu regieren hatte als ber bes Monarchen, unter einem Selbstherrscher, dem seine Beamten wie willenlose Werkzeuge bienten, und in einem Reiche, das sich von dem Gedanken an eine bestimmte Nationa= lität befreit hatte, bildeten sich Gewalten, die in eigenem Namen Kriege führten und Frieden schlossen, Rechtssprüche ertheilten und Befete gaben und über Unterthanen herrschten, die sich als ein Volk fühlten. Am Rhein und an ber Donau, in der Bretagne und im südlichen Frankreich sahen die Könige des frankischen Reiches berartige Gebieter unter sich, durch welche ihre eigene Regierung theilweise ersetzt wurde. Es war nicht ein thatsächliches Machtverhältnis und daher ein vorübergehender Zuftand, sondern es war eine verfassungsmäßige Ordnung, ein durch bas Recht bestimmtes öffentliches Leben. Die staatsrechtliche Natur ber Gewalten prägte sich am flarsten in der Thatsache aus, daß Merovinger ihr Verhältnis zu folden gesetzlich normirt haben. Welche Aussichten, wenn die Entwickelung in dieser Richtung fortgehen konnte! Hier hatte ein Doppelstaat begonnen, eine völlig neue Schöpfung, an welcher bie germanische Vorzeit feinen Antheil hatte, und es schien eine Zeit lang, als ob unsere Ver= fassungsgeschichte auf diesem Wege fortschreiten würde. Die Entscheidung fiel, als die Volksherzogthümer in Deutschland in ber ersten glorreichen Zeit ber Karolinger ein ruhmloses Ende fanden.

Die gewaltsame Bernichtung hatte die realen Bedingungen eines solchen Daseins nicht zerstört. Im beutschen Reiche wieder= holten sich Erscheinungen, die ihrem äußeren Aussehen nach den untergegangenen Staaten sehr ähnlich waren, obwohl eine Kontinuität mit ihnen nicht bestand. War es diesmal nur die thatfächliche Macht der Gegner, welche die Könige nöthigte, auf den vollen Gebrauch ihrer Rechte zu verzichten? War in ber That ein so bedeutender Rückschritt im deutschen Staatswesen erfolgt, daß, während unter den alten Königen die Volksherzogthümer mit verfassungsmäßigen Rechten ausgestattet gewesen waren, jetzt mehrere Generationen hindurch kein Recht vorhanden war, das biese Macht geordnet hätte, oder gab es auch jett ein Recht der= selben, und unterlag nun dieses Recht nicht wie vormals durch äußere Bewalt, sondern burch sich selbst, durch seine Fortentwickelung genetisch und daher befinitiv? Und wenn die Bolksherzogthümer wiederum von rechtlicher Natur waren, war ihr Wesen basselbe wie das ihrer Vorgänger? Und wenn es basselbe war, worin bestand dies Wesen?

Diese Fragen sind es, auf welche die folgende Erörterung eine Antwort zu geben versucht. Es sind bennach große und wichtige Partien in der Geschichte der Bolksherzogthümer übrig, welche hier nicht besprochen werden sollen. Man kann bie Geschichte eines jeden Herzogthums schreiben, deskriptiv ober erklärend, so gut es unsere fragmentarischen Nachrichten gestatten; denn ein jedes hat seinen besonderen Ursprung, sein eigenes Da= fein und seinen konfreten Untergang. Man kann ferner untersuchen, ob neue staatsrechtliche Gedanken von dort aus unserer allgemeinen Verfassungsgeschichte zugeführt sind und in welchem Busammenhang die Herzogthümer mit der Landeshoheit auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwickelung stehen. Obwohl es jedoch nicht unsere Aufgabe ist anzugeben, wie viele Volksherzogthümer bestanden, wie sie sich bildeten und wie sie endeten, so bietet doch die äußere Geschichte ihrer besten und unzweifelhaften Repräsentanten ein zu erhebliches Material für die Ginsicht in das Wesen der Stellung bar, als daß wir unterlaffen dürften, einige dieser Borgange in Erinnerung zu bringen, bevor wir eine all=

gemeine Ansicht des Wesens zu gewinnen suchen. Ich beginne daher meinen Aufsatz mit einer theils konkret, theils abstrakt gehaltenen Übersicht der Ereignisse.

Die ersten Volksherzogthümer sind das alemannische und das baierische. Ihre älteste Zeit erkennen wir kaum mehr. Wir sind wohl im Stande zu erweisen, daß das alemannische begründet wurde, ehe dasselbe unter fränkische Herrschaft kam; für das baierische ist es aber nur wahrscheinlich zu machen, daß es bei der Einverleibung entstanden ist. Wir müssen jedoch, so äußerst schlecht wir über die Vorgänge unterrichtet sind, wissenschaftliche Vermuthungen zulassen, Vermuthungen, die ganz ungefährlich sein werden, da wir aus ihnen keine Schlüsse für das Wesen der Geswalten ziehen. Eine verschiedene Entstehungsart hat, wie wir sehen werden, das Wesen der Einrichtung nicht bestimmt.

Das älteste Herzogthum im frankischen Reiche ist nicht in diesem Reiche selbst entsprungen, ein Vertrag zwischen Alemannen und Oftgothen hat seinen Grund gelegt. Theoderich hatte die Alemannen, die bei ihm vor Chlodovech Schutz suchten, in sein Reich aufgenommen, und der Preis für das, was er ihnen gewährte, war Kriegsdienst und Tribut gewesen. Wir vernehmen demgemäß, daß alemannische Truppen im ostgothischen Dienst durch Noricum marschirt sind. Waren nun damals Tributpflicht und Einverleibung zu voller Unterworfenheit mit einander nicht wohl verträglich, so schließen wir aus der gleichzeitigen Belastung und Aufnahme in das Gothenreich, daß die Alemannen nicht unter königliche Verwaltung traten, sondern vielmehr eine Sonder= stellung erhielten, deren Inhalt oder deren Resultate uns bald hernach sichtbar werden. Erst ein Menschenalter war nach jenem Ereignis vergangen, als der König der Oftgothen seine Rechte über die Alemannen an Theudebert I. abtrat. Es war ein Wechsel des Oberherrschers, nicht der Verfassung. Die Alemannen standen, so erfahren wir jest, unter einem einheimischen Geschlecht; zwei Brüder aus diesem Hause hat Theudebert I. in ihrer Stel= lung belassen oder in dieselbe eingesett; sie waren ihm heerfolge= pflichtig und hatten wohl auch den alten Tribut zu entrichten; ihr selbständiges Recht kommt in ber Thatsache zum Ausbruck,

daß sie aus eigener Macht, gegen ihres Königs Wunsch, ein Kriegsbündnis mit einem auswärtigen Staate abgeschlossen haben 1).

Je mehr wir von bem Innern bieses Landes erfahren, um so beutlicher tritt uns das Volksherzogthum vor Augen. In voller Sichtbarfeit steht basselbe in bem Gesethuch vor uns. Seit zwei Generationen ungefähr war das Land frankisch geworden, als ihm ber König auf einer Reichsversammlung ein Gesetz gab. Mit unverkennbarer Deutlichkeit zeigt sich hier, daß der Herzog nicht ein Beamter bes Königs ift; wohl nur ein Mitglied ber Dynastie ist successionsfähig; bas Bolt nimmt eine Stellung ein, wie fie Amtsuntergebenen nicht zukommt. Allein wir werden bei der Betrachtung einzelner Satungen nicht vergessen burfen, daß die Macht des Königs über das Herzogthum, welche sich in dem großen Gesetzgebungswerfe äußert, die Folgerung zuläßt ober gebietet, daß Anderungen, welche in dem öffentlichen Recht getroffen wurden, eher zum Vortheil des Königs als zu gunften bes Herzogs ausfallen mußten, und es wurde baher leicht erflärlich sein, wenn die Männer, die das Herzogsrecht zu redigiren hatten, sich in Sprachgebrauch und Fassung zuweilen an das fränkische Beamtenrecht angelehnt und die eine ober andere Bestimmung aus bemselben entnommen hätten2).

Ein Herzog versammelte sein Volk und erließ mit ihm ein Gesetz. Ein Sohn erhob den Anspruch auf die Herzogswürde des Vaters. Ein Alemanne wird unter den Herzogen genannt, die, gewohnt den Merovingern zu dienen, aber nicht gewillt den

¹⁾ Die entscheidenden Mittheilungen bieten Cassiodor, Var. 2, 41; 3, 50 und Agathias 1, 6. Diese und die sonstigen Quellenstellen erörtert mit großer Ausführlichkeit v. Schubert, die Unterwerfung der Alamannen unter die Franken, 1884; im Resultat derselben Ansicht ist Arnold 2, 1, 93, beide verlegen die Entstehung des Herzogthums in das Verhältnis zu den Ostgothen. Val. auch Stälin 1, 151 f. 170, und Dahn, Urgeschichte 3, 48 f. 99. Für die Fortdauer des alten Tributs sprechen z. B. die Urkunden bei Pardessus, Diplomata 2, 464, und Inama=Sternegg, Wirthschaftsgeschichte 1, 151.

²⁾ Auch v. Schubert a. a. D. S. 186 f. hat dies, wie ich nachträglich sehe, bemerkt und dafür insbesondere lex Alam. 36, 3 und 5. 37. 41 f. 44 geltend gemacht; in lex 35 sindet er "die Andeutung der Erblichkeit" der Herzogs-würde; das Stammesherzogthum bezeichnet er S. 186 als "die Modifikation des alten vorfränkischen Volkskönigthums".

Karolingern ihre Dienste zu leisten, für sich lebten und ihre Heeresfolge einstellten. Seit 709 wiederholen sich in rascher Folge die karolingischen Kriegszüge nach Alemannien; es gelingt nicht, das Land in beständiger Botmäßigkeit zu halten, Herzog und Volk widerstehen nicht ohne Erfolg. Endlich reist der Gestanke, das Volksherzogthum zu beseitigen und das Land Grafen zur Verwaltung zu übertragen.

Das lehrreichste Beispiel bes Volksherzogthums verdanken wir Baiern. Allein die Mittel, die wir besitzen, um seine Urzeit zu er= fennen, sind dürftiger als bei irgend einem andern Berzogthum, und wir würden, ba wir die Begebenheiten, unter benen sich feine Bildung vollzog, nicht wiffen, einer Erörterung seiner Vorgeschichte ganz ausweichen, wenn nicht die Ansicht Vertheidiger hätte, daß gewisse Anzeichen in seinem ältesten historischen Bestande seine Herkunft von einem Amtsherzogthum verriethen. Man hat sich hierfür darauf berufen, daß der König den Herzog einsetzte und unter bestimmten Voraussetzungen absetzen durfte. Dieser Staatsaft hat äußer= liche Ahnlichkeit mit Ertheilung und Widerruf eines Amtsauftrags, aber das Wesen der Königshandlung fann, wie wir später sehen werden, aus ihm nicht bestimmt werden; über die innere Beschaffenheit der Würde des Herzogs gewährt er ebenso wenig Aufschluß, als die Ernennung und Beseitigung eines Bischofs und die Natur des bischöflichen Amts kenntlich macht. Überdies werden zu gunften jener Meinung zwei weitere Anordnungen des Gesethuches, die über das Recht der Agilolfinger und die über die Betheiligung des Stammes, als bedeutungslose behandelt, während wir doch nur befugt sein würden, sie beiseite zu setzen, wenn der Nachweis erbracht wäre, daß sie jünger als das Königsrecht seien. Man hat bemerkt, daß die agilolfingischen Familiennamen zum Theil frankische Namen sind, und will baraus folgern, daß das Geschlecht fränkisch sei. Wäre jene Bemerkung richtig, so würde der Schluß aus ihr noch nicht zwingend sein, ba jene Erscheinung auf anderen Gründen beruhen fonnte1).

¹⁾ Bgl. neuerdings Eberl, Studien zur Geschichte der zwei letzten Agis lulfinger (1881) S. 1 ff. — Schubert a. a. D. S. 124 schließt aus concesserunt (lex III, 1) auf vertragsmäßige Begründung. Bgl. nachher S. 479 ff.

Wir müffen noch anderen Einwendungen entgegentreten. Das Gesetz spricht an einer Stelle von dem Gebiete, innerhalb dessen ber Berzog das Heer anführt. Indem man nun voraussett, daß die Organisation des Amtsherzogthums in militärischem Interesse erfolgt sei, glaubt man in jenem Ausbruck des Gesetzgebers einen berartigen militärischen Ausgangspunkt ber Bürbe erkennen zu dürfen. Indessen jene Worte sind, auch abgesehen von dem Zusammenhang, ganz unverfänglich, denn sie enthalten nichts, was nur für bas Amtsherzogthum passend, dem Bolksherzogthum aber widerstrebend wäre. Es bedarf endlich faum der Erwähnung, daß eine Verfügung, die den Herzog dem Grafen gleichstellt, nämlich die Straffatung über unrechtmäßige Berfnechtung und rechtswidrige Entziehung bes Grundeigenthums freier Baiern, so wenig die Amtsqualität des Herzogs erweist, als sie die amtliche Eigenschaft aller Übrigen, die gleichfalls diejelbe Strafe zahlen muffen, erweisen fann. Aus dem angegebenen Anstellungsrecht und biefer gleichen Behandlung ift über bas Princip des Herzogthums- nichts zu ermitteln, weber Dasein, Mangel ober Unflarheit eines Princips, noch auch Inkonsequenz bem Princip gegenüber. Beibe Bestimmungen sind von Interesse, jedoch in einer anderen Hinsicht.

Der Hypothese von dem amtlichen Ursprung des baierischen Herzogthums kann eine andere gegenübergestellt werden, der es freilich auch an der rechten Sicherheit gebricht, aber doch Gründe zur Seite stehen, die nicht schlechter sind als die, welche jene Weinung unterstützen. Obwohl uns keine Quelle erzählt, wie Baiern fränsisch wurde — wir ersahren weder von einem Kriege noch von einem friedlichen Abkommen —, so spricht doch der Umstand, daß das tributsreie Reichsland von einem Bolksherzog regiert wurde, der seit unvordenklicher Zeit aus dem Hause der Agisolsinger war, dasür, daß dieses Geschlecht regiert hatte, ehe Baiern fränkisch wurde. In dem Gesethuch wird die Erklärung abgegeben, daß Könige den Agisolsingern die Konzession gemacht haben, nur ein Agisolssinger solle Herzog der Baiern werden. Sine solche Bewilligung an einen Amtsherzog würde ohne Gleichen sein, und es ließe sich auch schwerlich erklären, wie ein Amtse

herzog, während alte einheimische Abelsgeschlechter im Lande saßen, eine derartige Stellung habe erwerben können. Eine zuverlässige Antwort ist jedoch nicht möglich, das einzige sichere Ergebnis bleibt, daß wir die Bildungszeit und, was weit wichtiger ist, die Bildungsart des baierischen Volksherzogthums nicht kennen.

Besitzen die beiden deutschen Stammesherzogthümer aus wiffenschaftlichem Interesse ein Recht auf unsere besondere Aufmerksam= keit, weil wir von ihrer Rechtsverfassung am besten unterrichtet sind, so dürfen wir doch die Herzogthümer nicht übergehen, deren innere Verhältnisse uns weniger sichtbar sind, wenn sie uns in anderer Beziehung Aufschlüsse gewähren. Wir finden Berzogthümer, welche von dem Reiche geschaffen wurden oder durch eigene Macht von unten her emportamen. Satte in Deutschland vielleicht ein ehemaliger Staat fortbestanden, nur staatlich einem höheren Gemeinwesen untergeordnet, so gelangte in Aquitanien eine derartige Zwischenherrschaft in so rascher Entwickelung zur Geltung, daß wir beinahe das Jahr ihrer Entstehung nennen Durch den mit Chilperich II. furz vor deffen Tobe geschlossenen Vertrag erwarb Eudo volksherzogliche Gewalt 1). Ein jolches Erstreben und Bewilligen setzt wohl bei beiden Handelnden voraus, daß ihnen eine rechtliche Unterherrschaft bekannt war, und es konnte ihnen das Dasein einer solchen Untergewalt in Deutschland nicht verborgen sein. Als der Gründer des Herzogthums starb, erhielt es ein Sohn unter dem Versprechen, daß er seine herzoglichen Pflichten erfüllen werde.

Unterrichtend sind die Ereignisse in der Bretagne. Wir vermissen zwar nähere Auskunft über die Mittel, durch welche die dortigen Machthaber regiert haben, aber in ihrer Beziehung zu den Königen treten uns jene Häuptlinge in sehr bemerkens= werther Weise entgegen. Seit dem 6. Jahrhundert haben Brestonenfürsten Königen der Franken das Versprechen abgelegt, ihnen unterwürsig, treu oder unschädlich zu sein, Zusagen sowohl positiven als negativen Inhalts, aber in beiden Fällen offenbar



¹⁾ Die für die Rechtsgeschichte des aquitanischen Herzogthums vorhansbenen Hauptstellen sind Fredegar Kap. 107, Annales Mettenses 735. 742. 744 SS. 1, 325. 327. 328. Vita. Pardulfi, Acta Sanctorum, Oftober 3, 438. Bgl. Chamard, Revue des questions historiques 1884, 35, 34 ff.

nicht als Berpflichtungen von Beamten gemeint. König der Bretonen, wie ihn ein Zeitgenosse nennt, ist im Jahre 635 an Dagobert's Hofe erschienen, um zu erklären, er und sein Reich würden für alle Zeit den Königen der Franken unterworfen sein 1). Aus späteren Jahrhunderten erfahren wir, daß das Land dem Reiche tributpflichtig war2). Endlich im 9. Jahrhundert gelangte bas Verhältnis zwischen ber Bretagne und bem Frankenreiche zu neuen und festeren Formen. Das Land hatte sich für unabhängig erklärt und den Häuptling Morman, der den König oftmals seiner Treue versichert hatte, zu seinem König erforen, die fränkischen Waffen hatten jedoch die Empörung 818 nieder= geworfen. Der Sieger verlieh jett das Herzogthum an Nominoe, ber es bis zu jeinem Tode 851 regiert hat3). Ihm ist fein Sohn Respogius nachgefolgt, welcher dem Könige als Basall gehuldigt und dafür die väterliche Herrschaft nebst königlichem Ornat erhalten hat. Nach diesem Vorgang ist auch Salomon des Königs Bajall geworden, hat als solcher seinem Herrn Treue und Beistand gelobt und auch er hat ein äußeres Abzeichen seines Herrscherrechts empfangen: der König hat ihm eine Königskrone gesendet. So war die Sonderstellung, die dieses Reichsgebiet sich bewahrt hatte, zu ihrer zeitgemäßen rechtlichen Anerkennung gelangt4).

¹⁾ Gregor 4, 4; 5, 26; 9, 18; 10, 9. Fredegar c. 78. Ann. Einhard. 825 SS. 1, 213. Nithard 2, 5 SS. 2, 658.

²⁾ Noch tributfrei nach Procop, bell. Goth. 4, 20, tributpflichtig nach Ann. Einhard. 786 SS. 1, 169. Ermoldus Nigellus 3, 16. 63. 75. 121. 123. 134. 212. 214. S. 41. 43 f. 47 (Dümmler) auf Grund der Einwansberung. Ann. Bertiniani 863 und 864.

³⁾ Ann. Einhard. 818 SS. 1, 205. Ermoldus Nigellus 3, 79—82 313 f. €. 43. 50 Dümmler. Vita Hludowici c. 30 SS. 2, 623. Regino 837 SS. 1, 567; Vita Conwoionis 1, 2, Mabillon 4, 2, 193.

⁴⁾ Ann. Bertiniani 851 f. 863. 868. Hist. Brit. Armor. und Chron. Namnet bei Bouquet 7, 50. 220. Harzheim, Concil. 2, 182. Pert, Leges 1, 540 c. 23. Regino 862, 866 und 873 f. SS. 1, 571. 577. 585 f. schreibt Nominoius, Herispoius, Salomon rex Brittonum, und der gleichen Titulatur bedienen sich die Quellen bei Bouquet a. a. D. — Daß die Bretagne Reichsegebiet war, ergibt sich z. B. aus Ann. Lauriss. 799 und Fuldens. 799 SS. 1, 186. 352, und demgemäß sind Bretonen im königlichen Heere, Nithard 3, 6 SS. 2, 667. Andrerseits erscheint der Gedanke, daß der Herzog ein selbs

Halten wir an dieser Stelle einen Augenblick inne, um bas Erzählte zu überblicken. Wir feben, es ift immer dieselbe Richtung, in der sich die Menschen bewegen, Deutsche wie Kelten, unter den Merovingern wie unter den Karolingern, und so fest wurzelten diese Anschauungen im Sinne der Zeitgenoffen, daß sie sich durch keinen mißlungenen Versuch abhalten ließen, ihr Unternehmen zu wiederholen: was sie wollten, war nicht anders zu gewinnen. Das Ziel war ein Staat im Staate. Es war ein Staat nach Inhalt und nach Stellung. Der Machtgehalt der Unterherrschaft umfaßte principiell die Kompetenz des damaligen Staates, und wenn man auch ein geringeres Mag von Besugnissen zuließ, so wußte man, daß hierdurch die staatliche Natur ja nicht auf= gehoben würde. Der Inhaber besaß eine solche Herrschermacht fraft solbständigen Rechts, und wenn man hier Belehnung ein= treten ließ, so ging man von ber Annahme aus, daß hierdurch bie Selbständigkeit ber Berechtigung nicht vernichtet würde. die Herzogsgewalt blieb ein Mittel für die Zwecke bes Herzogs, sie wurde nicht ein Mittel der königlichen Regierung; sie wurde nicht in ein Verwaltungsamt verwandelt, das im Auftrage des Königs geführt wurde, sondern wie sie vor dem Abschluß bes Lehnsvertrages für sich existirt hatte, so wurde sie auch nach dem= selben nur in dem Besitz und nicht in ihren einzelnen Rechten von der Reichsgewalt abgeleitet. Hatten Karolinger zu der reichsrechtlichen Verpflichtung des Herzogs die personliche vasallitische und zu der des Landes die Lehnbarkeit hinzugefügt, so hatten sie durch diese Akte in juristisch formeller Beise konstatirt, daß der Herrscher ohne das Recht der freien Selbstbestimmung und das Land ohne staatliche Unabhängigkeit sei, aber so wenig als eine Entziehung der Herrschaft wider Willen des Berechtigten oder die Befugnis, die Thätigkeit des Untergebenen zu beaufsichtigen und nöthigen= falls durch die eigene zu erfeten, den Begriff der Gelbständigkeit aufheben würde, so wenig vermochten Basallität und Benefizium für sich den Nichtbeamten zu einem Beamten und fein Gebiet zu

ständig berechtigtes Subjekt von Hoheitsrechten sei, in den auswärtigen Beziehungen: er schließt Frieden, Ann. Bertiniani 869 und Regino 874 SS. 1, 587. Über die herzogliche Kirchenpolitik s. Dümmler, Ostfränkisches Reich 1, 323.

einem Verwaltungsbezirk zu machen. Wir können beurtheilen, mit wie sicherem Gefühl die Zeitgenossen inmitten der Gewaltsthaten von oben wie von unten das Richtige empfunden haben, wenn wir erkennen, daß sich das Herzogthum mit der unwidersstehlichen Kraft, die im Wesen der Dinge liegt, in seinen Konssequenzen verwirklicht hat, obwohl keine Theorie dieselben im voraus ausgedacht hatte.

Wenden wir uns jetzt wieder nach Deutschland. Das frantische Reich hat aufgehört und das deutsche geht seiner Konsolidirung entgegen. In diese Beit fällt die Entstehung der neuen Bolfsherzogthümer. Der größte Theil ber beutschen Stämme ift von einer zu dieser Regierungsform hindrängenden Bewegung ergriffen, selbst das jüngste unter ben Bolkern, das lothringische, schließt sich ihr an. Es ist nicht nöthig, das bekannte Gebiet ihrer Geschichte zu betreten und den historischen Berlauf im ein= zelnen bis zu dem Punkte, wo sich der Gedanke des Volksherzogthums verwirklicht, zu verfolgen, sondern wir haben aus ben fragmentarischen Nachrichten, mit benen uns die Zeitgenoffen versehen, eine ungefähre Unsicht des Vorgangs zu gewinnen. Wir wollen nicht den Mangel geschichtlicher Thatsachen durch allgemeine Anschauungen ersetzen, sondern uns die Kräfte vergegenwärtigen, welche bei Ursprung und Wachsthum der Gewalt wirffam gewesen sind.

So verschieden das Ende der einzelnen Bolksherzogthümer ist, ihre Ausgangspunkte und ihre Entwickelungsgeschichte bis zu ihrer Grundlegung sind einander gleich, sie haben alle die nämelichen Fundamente ihrer Entstehung. Das Wesentliche ist, daß mehrere Machtmittel, welche geeignet sind, zur Erwerbung öffentelicher Nechte zu führen, andauernd in denselben Händen vereinigt sind und von ihren Besitzern zu dem einen großen Ziele in Bewegung gesetzt werden.

Unter den Mitteln, die zur Verfügung standen, nahmen die Regierungsämter, welche die Vorfahren eines Herzogs besessen hatten, ohne Zweifel die erste Stelle ein. Um die Bedeutung der Statthalterschaft für das Volksherzogthum zu ermessen, müssen wir uns an die Amtsbesugnisse des Statthalters erinnern. Es

ist allgemein bekannt, daß damals die Verhältnisse des Lebens noch so einfach waren, daß die amtliche Thätigkeit zumeist un= getheilt bleiben mußte. Der Staat einer so wenig komplizirten Gesellschaft war nicht an zahlreiche technische Arbeiter von Berufsbildung gebunden, von denen nur wenige fähig sind, auch die Thätigkeit eines anderen zu üben, und noch seltener der ein= zelne das Zusammenwirken der Arbeitenden zu überschauen vermag, sondern die Beamten des alten Staates waren zugleich Heerführer und Nichter, Inhaber finanzieller Befugnisse und polizeilicher Rechte und Mitglieder des höchsten Kaths. Männer von solcher Fülle der staatlichen Thätigkeit, nicht verkummert durch die Jolirung ihrer Funktion, betheiligt an dem ganzen öffentlichen Dasein, mußten eine Herrscherbegabung entwickeln, die sie befähigte, zu Herren über Land und Leute zu werden. Hincingestellt in eine Zeit, in welcher die Mittel, die der Staat zur Wahrung des Staatssinnes aufzubieten hatte, schwach waren im Vergleich mit der Stärke der Triebe, die in den Klassen der Gesellschaft vorhanden waren, sind die höchsten Regierungsbeamten nur dem Geiste ihrer Zeit gefolgt, wenn sie mehr für ihr Inter= esse als für das ihres Königs arbeiteten. Während der Klerifer für die Kirche und der Grundbesitzer für den Grundbesitz Königs= rechte erwarb, strebte der Beamte dahin, das Amt für sich zu verwerthen. Mußte der geringere Diener des Königs sich damit begnügen, daß er einige Freie zu Knechten und ihr Land zu seinem Gute machte, so streckte der mächtigere Beamte seine Hand nach höheren Besitzthümern aus, vielleicht nach Rechten auf das Amt für sich und sein Geschlecht, und der erste Machthaber in einem Volksgebiet suchte das Höchste, was ihm erreichbar schien, das Volksherzogthum, zu gewinnen. Die Mittel, über die er gebot, stellte er in den Dienst dieser Bestrebungen. Reichthum sicherte ihm Anhänger, in finanziellen Verlegenheiten nahm er Kirchenland. In Sachsen herrschte ein Geschlecht, das auf den alten Volksadel zurückging und mit dem Königshause verwandt war, und von vornehmer, wenn auch minder hoher Geburt waren Gewalthaber bei anderen Stämmen. Beamte den Oberbefehl über die Truppen des Stammes geführt, Biftorifde Beitfdrift D. F. Bb. XVI.

so hatte er Gelegenheit gehabt, sich Verdienste um das Volk zu erwerben. Es konnte ihm gelingen, die Stimmung des Volkes für sich zu gewinnen und das Stammesgesühl in seinen Dienst zu ziehen, zumal in der Zeit einer allgemeinen Erschütterung, als es fraglich war, ob das deutsche Reich von Dauer sein werde, der auf die bleibende Verwandtschaft sich gründende Gemeinsschaftssinn der Völker an Stärke und politischer Tendenz zus

nehmen mußte.

Wie verhalten sich nun diese Machtmittel, die amtlichen, die privatrechtlichen, die persönlichen und die populären, genetisch zu der neuen Würde? Sind sie zwar quantitativ verschieden, aber qualitativ gleich? Ift auch die amtliche Macht nur ein Mittel, wie es die übrigen sind, größer und unentbehrlicher freilich als diese, in ihrer Natur jedoch und in ihrer Wirkungsweise von derselben Art, oder ist es das Amt, von dem unter faktischer Unterstützung der sonstigen Faktoren ein solcher Gebrauch gemacht wird, daß die Veränderung innerhalb des Amtes selbst vor sich geht? Die Antwort kann hier nicht erschöpfend gegeben, sondern nur angedeutet werden, da sie die Kenntnis des Wesens des Volksherzogthums voraussett. Die genannten Faktoren, amtliche wie außeramtliche, vereinigen sich ununterscheibbar zu einer Gesammtwirkung, durch ihr Zusammenwirken bringen sie ein Neues hervor. Wir gewinnen eine beutlichere Anschauung von ihnen, wenn wir sie einzeln nennen, aber wir wollen ihre charafteristische Totalität nicht zerlegen und versuchen nicht ihren Antheil zu berechnen. Die genetische rechtliche Basis der neuen Würde war keiner dieser Faktoren. Es war nicht das Amt, welches durch eine modifizirende Anwendung der in ihm enthaltenen Besugnisse fortgebildet wurde, - bas Amt mußte zerstört werden, um dem Volksherzogthum Plat zu machen. die Würde juristisch aus juristisch nichts geschaffen — materiell natürlich aus sehr vielem —, so ist es nicht von hervorragender Wichtigkeit zu wissen, welche amtlichen Rechte die Ahnen eines Herzogs beseisen hatten, und was scheinbar eine Erweiterung des alten Rechts ist, ist in Wahrheit nur ein thatsächlicher Übergang, durch welchen das Bestehende vernichtet und Neues vorbereitet wird. Demnach würde das Bolksherzogthum ohne rechtsliche Stufen seiner Entwickelung sein. Ist dies aber richtig, so ist die Folge, daß kein Recht desselben aus dem ehemaligen Besamtenrecht erklärt, abgeleitet oder nachgewiesen werden kann.

Bei der Betrachtung der Entstehungsart der deutschen Volks= herzogthümer verdient noch ein Punkt unsere nähere Aufmerkjamkeit, nämlich die Frage, ob die Gewalt sich ursprünglich auf das eigene Recht des Inhabers gründete oder ob sie durch eine konstituirende Handlung des Königs hervorgebracht ist. Von der Beantwortung hängt allerdings nicht die Entscheidung über das Wesen der Würde ab, aber sie vermag zu einer richtigen Beurtheilung derselben beizutragen. Um zu einer Antwort zu ge= langen, haben wir zuvörderst das Emporkommen der Herzoge in's Auge zu fassen. Wenn wir die Herzogthümer in ihrer frühesten Zeit beobachten, so erblicken wir dort Fürsten, welche ihre Herrschaft mit dem Willen übten, sie als eigene zu haben, sie hatten sie inne und wollten sie für sich. Sie dachten nicht juristisch, sondern praktisch; aber indem sie ihren Machtinhalt dauernd haben wollten, wollten sie ihn auch rechtlich haben. Soweit der Inhalt ihrer Herrschaftsübung mit dem des Regie= rungsamts übereinstimmte, kam es auf das Verhalten der könig= lichen Regierung an. Sie unterließ es, ihre Rechte durch nachdrückliche Handhabung praktisch in Geltung zu erhalten. auch ihre Motive waren, der Erfolg war derselbe. Sie mochte ihre Befugnisse preisgeben, weil sie keine Aussicht hatte, sie wieder ausnußen zu können, und besorgte noch mehr zu verlieren, wenn sie versuchte ihr Recht zu wahren; sie mochte darauf verzichten, dem Machthaber Handlungen zuzumuthen, von denen sie erwarten mußte, daß er sie nicht leisten werde; hatte sie den Wunsch, ihn seines Amtes zu entheben, so drohte ihr bewaffneter Widerstand, und wollte sie einen Sohn übergehen oder seine Ansprüche nicht ganz befriedigen, so hatte sie zu befürchten, daß ihre Entschließung mit den Waffen wurde beantwortet werden, und auf ihren Sieg durfte sie nicht mit Sicherheit rechnen; wich sie aus einem Be= biete zurück, jo hegte sie vielleicht noch die Hoffnung, daß sie es nur auf Zeit verlasse und daß sie basselbe, sobald sich die Macht=

27*

verhältnisse für sie günstiger gestalteten, wieder einnehmen werde, aber wenn die momentane Unrealisirbarkeit zu einer beständigen wurde, so hatte sie die neue Lage hinsort von rechtswegen zu ertragen. Für den Rechtserfolg machte es keinen Unterschied, ob der ehemalige Berechtigte, der König, die neue Situation stillsschweigend, jedoch mit der Absicht, sie als gültig zu behandeln, duldete oder ob er sie durch eine öffentliche Erklärung anerkannte.

Bätte sich der Inhalt der von dem Gewalthaber genbten Rechte innerhalb der sachlichen Grenzen des Regierungsamtes gehalten, so würde ce möglich gewesen sein, daß ein amtlicher Zusammenhang zwischen König und Herzog fortbestand, indem die Rechtsveränderung inne hielt, als für den Herzog ein subjektives Recht auf das Amt begründet war. Aber es gab Herrschaftsausübungen desselben Mannes, welche aus königlichem Recht nicht abzuleiten waren. Er unternahm Angriffsfriege, urtheilte an seinem Sofe über Rechtsstreitigkeiten und veranstaltete Bersammlungen in seinem Interesse. Obwohl er nun diese und ahnliche Handlungen nicht auf einmal vornahm, so zeigte er doch burch den praftischen Zusammenhang, in dem seine Übungsafte eines möglichen Rechtsinhaltes standen, daß seine Rechtsabsicht nicht sowohl auf die Begründung einzelner Herrschaftsbefugnisse gerichtet sei, sondern vielmehr dahin gehe, ihm die allgemeine öffentliche Herrschaft zu erwerben. Auf diesem Gebiete seiner Thätigfeit war offenbar, baß er eigene Herrschaft übe. ein solches Handeln wäre als eine Verwaltungsthätigkeit des Königs bei der historischen Gebundenheit der Rechtsansicht nur benkbar gewesen, wenn seit langer Zeit außer Zweifel war, daß dem Inhaber der Gewalt ein persönliches Recht auf das Umt zustehe, und wenn unter der Herrschaft dieser Vorstellung eine allmähliche Erweiterung ber Machtübung eingetreten wäre. War aber damals, als die Volksherzogthümer begründet wurden, das Regierungsamt noch nicht zu diefer Stufe seiner Entwickelung gelangt und fielen die einzelnen neuen Übungsakte in einem kurzen Zeitraum zusammen, so konnte der außeramtliche Rechts= besitz auch nicht als ein amtsartiger gedacht werden. mit war auch die Möglichkeit genommen, die ehemals amtliche

Eigenschaft anderer Rechte als fortbauernd anzusehen. Denn in der Wirklichkeit bildeten beide Rechtsmaffen ungeachtet ihrer ver= ichiedenen Herkunft eine untrennbare Ginheit, sie griffen praktisch so in einander ein, daß sie nicht gesondert zu erhalten waren. Bei der Beurtheilung dieser ihrer inneren Ginheit mußte bas Gewicht auf den Umstand gelegt werden, daß bedeutende Macht= übungen Ausübungen eines felbständigen unamtlichen Rechtes feien; war ein Zweifel übrig, ob die vormals amtlichen Rechte auch unter so veränderten Verhältnissen noch als amtliche benkbar seien, so mußte er durch die Rücksichtnahme auf jene Bestandtheile der Herrschaft beseitigt werden. Die Rechte, bei denen die Frage, ob sie amtliche seien, im voraus ausgeschlossen war, mußten ihr Wesen um jo eher und vollständiger den vormals amtlichen mittheilen, als hier ein subjektives Recht auf dieselben erworben war, welches zu dem geltenden Beamtenrecht in Gegensatz stand. Dergestalt war zwischen dem Gebrauch des Rechtes auf der einen Seite und dem Nichtgebrauch auf der anderen kein juristischer Zu= sammenhang vorhanden, vermöge dessen der herzogliche Erwerb ein berivativer gewesen wäre. Der Herzog hatte seine Rechte nicht, weil der König sie gehabt und ihm gegeben hatte, sondern er hatte sie auf Grund seiner fortgesetzten Machtübung. Er erwarb, aber er juccedirte nicht. Der Rechtsgrund der Rechtsveränderung war so wenig der Wille des Königs, als es bei der Ersitzung der Wille des Eigenthümers ist. Ein Zeitgenosse Arnulf's von Baiern äußerte sich bemgemäß in bem Sinn, bag in Baiern nur ber Herzog auf Grund seines eigenen Rechtes regiere1), und andere Beitgenoffen gaben der von ihnen bemerkten Anderung nach furzer Unsicherheit in den Benennungen dadurch Ausdruck, daß sie an die Stelle des Amtsnamens den Titel des Volksherzogs festen.

Welche Auffassung hat König Heinrich I. von dem Herzogsthum gehabt? Bestritt er sein rechtliches Dasein oder stellte er den Umfang der Nechte in Frage, oder beabsichtigte er nur das Rechtsverhältnis zwischen sich und ihm zu seinem Vortheil zu ändern? Es ist bekannt, daß er Ansprüche erhob, die er in

¹⁾ So abstrahire ich aus der konkreten Fassung des Mon. Germ., Scriptores 17, 570 gedruckten Fragments.

Baiern und Schwaben mit Waffengewalt durchzusetzen unternahm. Wir lassen den Rampf beendigen und sehen, welche rechtlichen Vorgänge auf ihn folgten. Ungefähr ein Menschenalter nach den Ereignissen hat ein Sachse nach mündlicher Überlieferung erzählt, daß der Herzog der Schwaben sich tradirte mit seinen Burgen und seinem Volke, daß der Herzog der Baiern sich tradirte mit seinem ganzen Reiche, während der Franke sich bereits freiwillig mit seinen Schätzen tradirt hatte. Offenbar sind die drei Traditionsafte von derselben Art, obgleich unabhängig bon einander und theils mit, theils ohne Zwang vollzogen. Die Herzoge erhielten die tradirte Herrschaft alsbald gurud. Wie hätte die Absicht des Doppelaktes jein können, daß die Retradition Der Wille der Berdie Tradition ungeschehen machen solle? tragenden muß darauf gerichtet gewesen sein, für beide Trabenten ein Recht an dem Traditionsobjekt zu begründen, zu dem Die Tradition der Person und bes es beider Afte bedurfte. Besitzes beabsichtigte den Herzog zum Basallen und sein Reich zum Lehn bes Königs zu machen. Wir wiffen, daß ein Herzog Basall geworden ist, und da dieser Herzog der meistbegunstigte und Basallität keine Auszeichnung war, so schließen wir auf Eingehung desselben Dienstvertrages bei ben anderen Genoffen, gu= mal wir erfahren, daß die Herzoge 936 Basallen wurden. Im praktischen Zusammenhang mit diesem Vertrage stand bie Tradition der Herrschaft. Sollte das Herzogthum reichslehnbar werden, so setzte die Belehnung durch den König das Dasein des Eigenrechts bei bem König voraus. Der Zweck der Auftragung war, ein solches Königsrecht zu begründen, auf daß diefes jene Verleihung zur Folge habe. Indem sich ber Herzog seines bisherigen Rechts entäußerte, begründete er einen Rechtsanspruch auf ein neues Recht, das nicht ungeeignet war, ihm für das verlorene Ersatz zu bieten. Der König hatte nicht wie bei einer Ergebung auf Gnade und Ungnade zu entscheiden, ob das Bolfsherzogthum fortbestchen oder aufhören und der tradirende Herzog weiter regieren solle, sondern er hatte gemäß dem Übereinkommen, das der Tradition vorausgegangen war, zu handeln. tigkeit dieser Annahme wird durch die Meldung bestätigt, daß der König mit Arnulf eine Vereinbarung getroffen hatte. Ob die beiden Schriftsteller, die uns hierüber Bericht geben 1), eine erschöpfende Mittheilung über den Zusammenhang der Akte untersließen, weil sie von der Basallität oder der Lehnbarkeit vorausssetzen, daß sie bekannt seien, wissen wir nicht; aber wir müssen, wie mir scheint, aus den von ihnen erzählten Thatsachen entsnehmen, daß die neue Verbindung zwischen Königthum und Hersdogthum damals begründet wurde. Es ist dies um so gerechtsfertigter, als die Verhältnisse, welche eintreten sollten, von Alters her im Reiche bekannt waren.

Kommt den Traditionen die genannte Bedeutung zu, so ergeben sich weitere und nicht unwichtige Folgerungen. finden zunächst, daß die Vertragschließenden von der Annahme ausgingen, daß ber Herzog seine Gewalt zu eigen habe. in Hingabe und Annahme berselben konnte in diesem Fall nicht bie Erklärung liegen, daß ein widerrechtlich vom Herzog vorenthaltener Besitz dem rechtmäßigen Herrscher ausgeliesert werde, sondern die beiden Rechtsgeschäfte enthielten das Anerkenntnis, daß es sich um ein Recht handle, dessen Subjekt der Herzog sei. Demnach stand damals die Entwickelung nicht an dem Wendepunkte, wo sie aus dem Gebiete der Macht in das des Rechts gelangte —, ein Königsatt hat das Herzogthum nicht geschaffen. Es bleibt aber noch eine meines Erachtens unabweisbare Schluß= folgerung übrig. Die Sonderexistenz ber herzoglichen Regierung erlosch nicht in dem Moment, wo die Tradition an den König vollzogen wurde. War nämlich die Absicht nicht, eine neue Herr= schaft zu konstituiren, sondern neue Rechte an der alten Berr= schaft zu begründen, so erfolgte auch durch die Auftragung nicht unmittelbar eine innere Vereinigung ber herzoglichen Gewalt mit der königlichen zu einem einheitlichen Rechtsganzen; was wieder verliehen wurde, war ja das als fortbauernd gedachte Herzog= Der Inhalt der zurückgegebenen Gewalt bestand also nicht aus Königsrechten nach der Art des Amtes, aber es konnte allerdings eine Zeit kommen, wo biefcs Berhältnis sich änderte, wo die Herzogsgewalt in die Reichsgewalt aufging und der Unter-

¹⁾ Widutind 1, 26 f., vgl. 2, 1; Liudprand 2, 23.

schied beseitigt wurde, der hier zwischen ihr und dem Beamten= recht vorhanden gewesen war.

Wir haben die äußere Geschichte des Volksherzogthums bis zu der letzen großen Regelung zwischen ihm und dem König besgleitet. Wir verlassen jetzt die historische Erscheinungssorm und wenden uns zu der Vetrachtung des Zweckes jener Handlungen, zu dem Wesen der herzoglichen Gewalt. Leider stoßen wir hier auf ein Hindernis. Die Grundsäte, nach denen wir versahren, um das Wesen zu ermitteln, gehören nicht zu denen, die bei unseren Historikern gäng und gäbe sind. Wir können unsere Erörterung nicht beginnen, ohne einige Bemerkungen vorauszuschicken, von denen wir im Lauf der Darstellung mehrsach Gesbrauch machen müssen¹).

In der Epoche des beutschen Staatswesens, in der wir uns befinden, ist das öffentliche Leben so gut durch Rechtsfätze normirt worden wie in unserem heutigen Staat; aber da die Beränderungen in diesem Recht meistentheils durch gewohnheitsrecht= liche Feststellung anderer Rechtsfätze erfolgt sind, so kommen Zeiten, in denen neben Vertretern der neuen Rechtsansicht noch Anhänger der alten Rechtsauffassung stehen. Indem wir hier ein schwankendes Handeln und Dulben, Fordern und Gewähren beobachten, wird leicht die Täuschung erweckt, als ob ein Recht überhaupt nicht bestanden habe, während doch längere Zeit hindurch ein unverändertes Recht in Geltung blieb. Für die Erkenntnis des Wesens eines Instituts fann ein Übergangsstadium in seiner Entwickelung nur selten Aufschluß geben, wir muffen uns zu diesem Zweck hauptsächlich an die Höhezeit der Einrichtung halten, gleichviel ob diese kurzer oder weniger bekannt fein sollte als die Zeit, welche nöthig war, die Institution zu schaffen oder zu zerstören. Unter solchen Verhältnissen leiden am meisten die Herzogthümer des deutschen Reiches. Sie hatten noch nicht lange gedauert, als sich ihnen zur Seite Territorien zu bilben begannen und sie selbst diese Richtung einschlugen. Seit sie an dem Punkte anlangten, wo sich ihre Geschichte mit jener der Territorien ver-

¹⁾ Bgl. Ehrenberg in der Kritischen Vierteljahresschrift 1884 N. F. 7, 278 ff.

fnüpfte, ist es nicht mehr immer möglich, scharf und genau sestzustellen, ob ein Recht ein herzogliches oder ein territoriales sei; eine unsehlbare Grenze ist zwischen beiden Rechtsarten weder zeitlich noch landschaftlich zu ziehen. Dessenungeachtet müssen wir versuchen, bei der Bestimmung des Wesens die Rechtssätze auszuscheiden, welche einer anderen Entwickelung angehören. Daß wir ferner, um zum Wesen zu gelangen, auszusondern haben, was zufällig oder allgemeiner ist, und daß wir, um die Eigenart kenntlich zu machen, die typischen Züge stärter als die übrigen hervorzuheben und Ausnahmen in den Hintergrund zu stellen haben, ist mehr selbstverständlich als bekannt oder geübt.

Die eigentliche Schwierigkeit liegt jedoch an einer anderen Die Herzogthümer sind rechtlich isoliet entstanden, ihre Arteinheit fann daher nicht wie bei den Grafschaftsverwaltungen aus gemeinsamer Abstammung nachgewiesen werden. Ihre mate= rielle Übereinstimmung wird allerdings eine sehr weitreichende sein, weil sie den nämlichen Interessen dienten, burch Rach= ahmungen und Übertragungen einander gleicher werden mochten und vor allem, weil sie sich unter der Herrschaft derselben Rechts= ansichten von Königthum und Amt formirten. Denn sie waren nicht Vorgänge auf der Erde ohne jeden Zusammenhang, sie alle waren ohne Ausnahme derselben Epoche unserer Berfassungs= geschichte zugehörig, vollbracht von Menschen, die sich nie von ben in Geltung befindlichen Rechten sprunghaft entfernten und mit freier Schöpferfraft über bie gegebenen Buftande erhoben. Die Vorstellungen vom Staat und seinem Recht, innerhalb beren sich das praktische Leben zu bewegen hatte, waren nicht andere in Baiern als in der Bretagne und nicht wesentlich verschiedene im 7. und im 10. Jahrhundert. Gine thatsächliche Ahnlichkeit ergibt sich demnach mit historischer Nothwendigkeit, aber wir würden hierdurch nicht befugt sein, Rechtssätze, die wir häufig vorfinden, als gemeingültig hinzustellen und wegen der Überein= stimmung in einzelnen Rechten auf eine Übereinstimmung in anderen zu schließen. Wollten wir auf Grund von Ahnlichkeiten die Lücken in unserer Kenntnis von dem einen Herzogthum durch unser Wissen von anderen erganzen, jo würden wir unwissen=

schaftlich handeln. Denn was verbürgt uns eine solche Übereinstimmung? Dürfen wir ein Recht aus Baiern nach der Bretagne versetzen oder eine Bestimmung des 8. Jahrhunderts als für bas 10. gültig in Anspruch nehmen? Würden wir nicht etwas geben, was jo niemals vorhanden war und nur von dem Betrachtenden willfürlich zusammengedacht ift? Wir sind berechtigt zu einer berartigen Behandlung, weil es Rechtsgründe sind, auf denen die Übereinstimmung beruht. Es gibt ein Reichsrecht, das über das zwischen König und Herzog bestehende Recht bestimmt, und die Folge ist, daß Reichsrecht auch für die Herrschaft des Herzogs nach innen gilt. Wenn wir das Wesen des Herzogthums dahin bestimmen, daß es ein volksthümlicher Unterstaat war, so hat der Herzog, weil er Unterkönig ist, Amtshoheit, er besitt Heerhoheit und Gerichtshoheit -. soweit die jo entwickelten Rechtsfäte Anwendungen des Princips sind, beruhen sie nicht auf Landesstaatsrecht, sondern auf Reichsrecht, und beshalb gelten sie überall, auch ba, wo sie uns nicht bezeugt werden. Soweit hingegen das Landesstaatsrecht Raum hat, ist die Ermittelung durch Analogie unstatthaft. die konfrete Organisation des Beamtenthums ober ber militärischen Rechte in dem Herzogthum nicht dadurch gewinnen, daß wir sie in einem einzelnen Lande nachweisen. Denn alle Ausführungsbestimmungen gehören nicht zu bem reichsrechtlich nothwendigen Inhalt des Herrscherrechts, die Partifularrechte sind auf diesem Wege nicht zu erkennen. Wie dort ein Sat, der vielleicht nur einmal überliefert ift, gemeingültig ift, gilt bier ein Sat, ber für alle mit einer Ausnahme festgestellt ift, nicht für bas ausnahmsweise unbekannte Gebiet. Insoweit ist das Material, das uns geboten wird, unabhängig oder abhängig von Zeit und Ort.

Endlich ist noch eine Vorbemerkung zu machen. Die Rechtsstäte, die wir suchen und finden, sind zu einem großen Theil in Handlungen ausgesprochen. Da in dem unermeßlichen Gebiete des politischen Lebens vieles geschieht, bei dem es weder auf Ausübung noch auf Begründung eines Rechts abgesehen ist, so dürsen wir einen Besehl, eine Fügsamkeit nicht sofort auf ein Recht oder eine Pflicht deuten, sondern müssen prüsen, ob

die Handlung dem nachweisbaren Recht entspricht. Haben wir nun eine Reihe von Rechtsfäßen festgestellt, so werden wir mahr= nehmen, daß sie Folgerungen aus allgemeineren Rechtsfägen sind, von benen aus wir schließlich zu bem letten Princip gelangen. In dieser Zeit finden wir das Princip nur, indem wir es in seinen Konsequenzen nachweisen. Wo Rechtsfragen zu lösen sind, läßt sich Fehlendes indirekt finden, weil wir, wenn wir allgemeinere Rechtsfätze haben, speziellere ableiten und aus speziellen allgemeinere erschließen können. Indem wir von Induktion und Deduktion Gebrauch machen, verfahren wir nur der Eigenschaft unseres Stoffes gemäß; es ist unwahr, daß hier eine neue Dethode für die alte Wissenschaft der Geschichte gefordert werde, es ist nur die Anwendung der Methode der Rechtswissenschaft auf das Recht. Ober wäre das Recht nicht mehr Recht, wenn es aufhört in Geltung zu sein; wäre es fortan vermittelst der= selben Methode zu finden, welche geeignet ist zu konstatiren, wann ein König ftarb, wo ein Schlachtfeld lag oder welche Ziele sich ein Staatsmann gesteckt hatte? Wir befinden uns in einer günstigeren Lage als ber politische Historifer. Wenn dieser die dürftigen Notizen seiner Quellen überblickt, so wird er bemerken, daß er die Geschichte auch nicht eines Volksherzogthums zur Genüge Um bas rechtliche Wesen bes Geworbenen zu aufflären fann. begreifen, bedürfen wir einer genauen Renntnis meder ber voraus= gehenden Zeit noch der Personen, die das Recht auszuüben hatten, wir sehen das Wirken der Rechtsfäße, welche das Herzogthum betreffen, so gut wie bei bem Raufvertrag ober der Cheschließung, obwohl auch ihre Vorgeschichte dunkel und das Individuelle un-Es ift auch nicht zu beklagen, daß fein Zeitgenoffe versucht hat, das Wesen des Bolksherzogthums zu definiren, benn nur das festgestellte Einzelne fann uns zur richtigen Abstraftion führen. Wir werden dergestalt einen Rechtsgedanken finden, deffen Einfachheit und Rlarheit dafür Zeugnis ablegt, daß alle die vereinzelten Übungsakte der Berzogsrechte, jo will= fürlich sie scheinbar sind, unbewußte Schlüsse aus einem instinktiv empfundenen Principe waren. Das Innere erscheint uns in diesen äußerlichen Handlungen; was einst in der lebendigen Anschauung

und in praktischem Zusammenhange gleich den unbewußten Sprach= gesetzen vorhanden war, erweist sich uns als die Außerung eines einheitlichen rechtlichen Wollens.

Gehen wir nunmehr zu der Erörterung des Wesens über, so knüpsen wir an die obige Bemerkung an, daß die Zeitgenossen in einen eng begrenzten Kreis von Vorstellungen, nach denen sie ihre öffentlichen Verhältnisse sich juristisch zurechtlegen mußten, eingeschlossen waren. Da eine Anschauung, an der eine sortzgeschrittene Zeit keinen Anstoß nahm, in der Zeit der Herzogsthümer vielleicht noch undenkbar war, so würden wir uns außerzhalb des Zusammenhanges mit der Wirklichkeit stellen, wenn wir die Institution ohne Berücksichtigung ihrer zeitlichen Umgebung bestimmen wollten. Um eine sichere Grun sürdlage die Beurtheilung zu gewinnen, bringen wir uns daher die beiden Arten staatlicher Herrschaft, über welche die Rechtsvorstellungen der Zeit geboten, in Erinnerung. Wir beginnen mit dem königlichen Regierungsbeamten; es genügt hier den Grasen zu nennen, da er nicht nur der ältere, sondern auch der typische Statthalter ist.

Die Grafschaftsverwaltung ist eine Organisation der königlichen Provinzialregierung, eingeführt durch den König, als er empfand, daß seine unmittelbare Alleinregierung praftisch unausführbar sei, und somit vom König in dem Mage mit Königsrechten ausgestattet, als erforderlich war, um die Gaue zu beherrschen. Für diesen Zweck war das Amtsmandat genügend, ber Auftrag, im Namen bes Königs bestimmte Regierungsrechte Es verblieb bemnach bem König die Befugnis, ben ausznüben. Amtsinhalt nach freiem Ermeffen zu bestimmen, Staatsafte, mit denen er seinen Diener betraut hatte, selbst auszuüben ober burch einen anderen Vertreter vornehmen zu laffen. Der Inhalt der in der Grafschaftsverwaltung enthaltenen königlichen Herrschafts= rechte war von begrenztem Umfang, der Graf durfte nicht nach seinem eigenen Willen Truppen aufbieten, Gesetze geben und Berfügungen erlassen, er war nach der Reichsgerichtsverfassung nicht ermächtigt, Rechtsstreitigkeiten burch sein personliches Urtheil zu entscheiden, und er hielt weder einen Hof noch einen Landtag. Er konnte zu jeder Zeit und ohne Angabe von Gründen entlassen werben, der Dienstauftrag wurde zurückgenommen. Wir verfolgen die Konsequenzen des Amtsmandats nicht weiter, da die angegebenen hinreichend sein werden, um und in den Stand zu setzen, uns ein Urtheil zu bilden. Neben der Herrschaft durch Mandat war eine andere Herrschaftsart vorhanden, älter als die amtliche, ihrem Subjekt nach ein eigenes Necht ihres Inhabers, ihrem Inhalt nach die allgemeinste öffentliche Herrschaft, die das Necht kannte, ihrer Ausübung nach von staatsrechtlichen Normen frei. Es war die königliche Gewalt.

Diese zwei Arten weltlicher Regierung gab es, als das Bolksherzogthum im frankischen Reiche bestand, und sie waren noch nicht durch eine dritte vermehrt, als dasselbe unter den ersten Königen bes beutschen Reiches abermals emporkam. Herzogthum war von anderer Herkunft als das Grafenamt. war emporgebracht durch Kräfte, die der königlichen Regierung widerstrebten. Die Herrschaftsrechte nach innen und nach außen, welche es umfaßte, Gerichtsgewalt und Heeresgewalt, Gesetz= gebungsgewalt und äußere Repräsentation, waren keinem Bevoll= mächtigten zu Theil geworden, und der Besitzer dieser Fülle staatlicher Regierung hatte ein Recht auf seine Burbe. In einem Punkte schienen allerdings Amt und Herzogthum, abgesehen von Ausnahmen und von vorübergehenden Zuständen, übereinzu= stimmen, nämlich darin, daß der König beide besetzte; aber das königliche Anstellungsrecht war gar kein Kriterium für die Amts= eigenschaft, ein königliches Amt setzte die Ausstattung mit Königs= rechten voraus. Ferner war der Unterschied zwischen Amt und Herzogthum faum badurch verringert, daß einzelne Grafschaften seit dem 9. Jahrhundert zu Lehn gegeben wurden, denn diese haben hiermit nicht aufgehört, Grafschaften zu sein, und was endlich die Befehle des Königs, die dem Herzog zugingen, betraf, so ließen sie ihrem Rechtsgrund und ihrem Inhalt nach eine Vergleichung mit Amtsbesehlen nicht zu. So groß war der Rechtsunterschied zwischen ber herzoglichen und der amtlichen Stellung, daß wir faum an einigen Punkten ein scheinbar gleiches Recht auf beibe angewandt finden, und die Büge, die dem Betrachter des Außeren ähnlich erscheinen mögen, waren unbedeutend

im Vergleich mit der Verschiedenheit, die zwischen ihnen auf Grund des Herrschaftsinhalts und der Besitzrechte bestand. Baier im 8., der Schwabe im 10. Jahrhundert beide Würden mit einander verglich — seine Vergleichung konnte unbewußt oder halbbewußt geschehen —, so ergab sich ihm, daß das Herzogthum fein Umt sei; denn die dem Amte wesentlichen Rechtsfäte waren nicht anwendbar auf das Herzogthum. Es follte allerdings eine Zeit kommen, wo sich bas Regierungsamt infolge der Ausübung der königlichen Amtsgewalt so verändert hatte, daß es einen umfassenderen Inhalt und eine andere Sicherheit des Besitzes gewährte als in der Zeit der alten Herzoge; aber die Menschen, die unter diesen lebten, immer an die erfahrene Wirtlichkeit gefesselt, wie sie waren, konnten nicht wissen, daß es dereinst Regierungsbeamte geben wurde, die mit dem Bolfsherzog um den Vorrang streiten konnten. So wenig wir heute wissen, welches Aussehen unfer fehr unvollkommener Staat nach einigen Sahrhunderten haben wird, obwohl unser Denken weniger an unsere Wahrnehmungen und Erinnerungen gebunden ist als bas unserer Vorfahren, so wenig sahen die Zeitgenossen der alten Berzoge die dem Regierungsamte bevorstehende Umwandlung voraus, und gemeffen nach dem Rechte ihrer Zeit war der Herzog eines Bolles burch eine tiefe Kluft von dem Grafen getrennt. Wir dürfen, wenn wir diese vergangenen Zustände beurtheilen wollen, nicht den Amtsbegriff einmischen, der nach Sahrhunderte mahrendem Suchen gefunden wurde, sondern haben die amtlichen Rechte gur Vergleichung zu benuten, die zu ihrer Zeit galten. Mus ihnen folgt der Gegensat von Herzogthum und Amt.

War nach dem Gesagten das Herzogthum nicht unter den Begriff des königlichen Regierungsamts zu bringen, so bleibt die Frage, ob es in die zweite Kategorie der weltlichen Herrschaft zu stellen sei. Ist es rechtlich als Königsherrschaft zu denken? Daß der Herzog einem König untergeordnet war, wäre kein Hindernis, ihn unter diesen Gesichtspunkt zu bringen; auch auswärtige Fürsten hatten sich zu Lasallen und ihr Land zu Lehn des Reiches gemacht und bereits vor einer solchen Staatenverbindung waren völkerrechtliche Subjektionsverhältnisse bekannt

gewesen. Der Doppelstaat wäre allerdings für die Deutschen eine Neuerung gewesen, aber wenn die Thatsache feststeht, daß der Herzog wie ein König regierte, so ist der Schluß daraus, daß er ein Unterkönig war. Denn ein realer Grund, ihm wegen seiner Abhängigkeit das Königthum abzusprechen, liegt nicht vor. Was hätte damals die staatsrechtliche Einordnung eines Staates undenkbar machen sollen? Wollen wir daher entscheiden, ob der Begriff des Unterstaates in unserer Versassungsgeschichte durch das Volksherzogthum eingeführt ist, so haben wir unser Augenmerk darauf zu richten, ob die herzogliche Herrschaft der königslichen entsprechend sei, und, wenn sich beide als identisch auszweisen, wird es von Interesse sein zu konstatiren, ob die Identität den Mitlebenden zum Vewußtsein gekommen ist.

Es wird die Aufgabe der späteren Ausführungen sein, dar= zuthun, daß die Rechte des deutschen Königs sich im allgemeinen bei dem Herzog wieder finden; wir können jedoch nicht unter= laffen, an dieser Stelle einige Ergebnisse zu verwerthen. haben schon S. 419 bemerkt, daß der nach dem Herzogthum strebende Fürst zwar nicht die bewußte Absicht hatte, ein Unter= königreich herzustellen, daß er aber, indem er die allgemeine öffent= liche Herrschaft fest zu eigen haben wollte, ohne daß er leugnete unter einer Oberherrschaft zu stehen, praktisch das wollte, was wir als Unterkönigreich zu bezeichnen haben. Das Land, in dem er die allgemeine Ausübung der Staatsherrschaft inne hatte, war Reichsland geblieben. Die Rechte, die er besaß, machten ein juri= stisches Ganzes aus, das nach mittelalterlicher Ansicht eine voll= ständige Staatsgewalt bildete. Hierfür war nicht nothwendig, daß ihm keines von den Rechten fehlte, die zur Zeit dem König zustanden, oder daß er nicht minder berechtigt sei als einer seiner Genossen, sondern es war nur erforderlich, daß er die Königs= rechte im allgemeinen hatte. Denn Beschränkungen und Aus= nahmen heben den Begriff nicht auf. So war es unerheblich, ob der Herzog Bisthümer und Abteien in seinem Lande besetzte, auch das Königthum hätte sein Wesen nicht geändert, wenn es diese Befugnis verlor. Es kam hinzu, daß die Königsherrschaft keine unbegrenzte war, so daß andere oder engere Grenzen der Her=

zogsherrschaft bei der Gegenüberstellung beider um so weniger von Belang sein konnten. Für die Allgemeinheit der Herrschaft des Herzogs würde es ein gewichtiges Zeugnis sein, wenn er seine Unterthanen vereidigt hätte; wir finden jedoch die Vereidisgung zu spät und zu vereinzelt 1), als daß wir aus ihr weitere Schlüsse ziehen dürfen.

Es war ferner nicht eine wesentliche rechtliche Berschiedenheit, daß der Herzog dem Oberkönig zu einer bestimmten Ausübung seiner Regierung verpflichtet war. Der Oberkönig war freilich in der älteren Zeit in seiner Herrschaftsübung nur durch Individualrechte gebunden und, soweit derartige Rechte nicht entgegenstanden, für die Bethätigung seiner Gewalt nur politischen, nicht rechtlichen Verpflichtungen unterworfen, aber eine weitergehende Bindungsfähigkeit bes Staatswillens war nicht ausgeschlossen; sie erfolgte bei auswärtigen Staaten burch Basallität und Lehn und bei dem Herzogthum durch eine staatliche Unterordnung. Wesentlich hingegen war, daß der Herzog ein selbständiges Recht auf die Regierung hatte. Die Mittel, durch welche ein solches Recht erworben wurde, waren gleichgültig. Wie haben die Gründe gewechselt, aus denen der König zur Regierung gelangte! Der Merovinger hatte den Thron fraft seines Erbrechts bestiegen, in Deutschland wurde der König frei erkoren. Auch mit einer Ginsetzung durch den Oberherricher würde eine subjektive Berechtigung bes Herzogs verträglich sein. In dem frankischen Reiche hat die Auffassung, daß der Herzog seine Herrschaft zu eigen besitze, ihren stärksten Ausdruck in der Thatsache gewonnen, daß ein Herzog sein Reich als ein theilbares Reich behandelt hat. von Baiern hat sein Land unter sich und seine Sohne getheilt2). Es kommt hierbei nicht sowohl darauf an, bag er Theile abtreten durfte, sondern vielmehr darauf, daß die rechtliche Ansicht war, daß er das Land zu subjektivem Recht besaß,

¹⁾ Sigebert, cont. 1140 SS. 6, 387. 1155 Otto Fris., gesta 2, 28 vers glichen mit Ligurinus 5, 61 ff. Damals hatten bereits die landesherrlichen Vereidigungen begonnen, j. z. B. 1127 Passio Karoli c. 55 SS. 12, 590.

²⁾ Aribo, vita Corbiniani § 19, Acta Sanctorum, September 3, 285. Bgl. Mon. Germ., Leges 3, 452 c. 3.

weil er darüber verfügte. Dieselbe Auffassung hat sich im beutschen Reiche darin ausgesprochen, daß Herzoge Heinrich I. ihr Reich, wie wir glauben, zu dem Zweck tradirten, daß es dem König übereignet werden sollte. Eine erhebliche Unterstützung erhält die Annahme der Gigenberechtigung durch mehrere Rechts= fäte, die uns ein Gesethuch aufbewahrt hat. Der Baier, der einen Anschlag auf das Leben seines Herzogs macht, ihn tödtet oder Feinde veranlaßt, in sein Land einzufallen, darf mit Tod und Konfistation bestraft werden; der Aufständische fällt in sehr hohe Gelbstrafen. Diese drei Sätze gründen sich auf den Gedanken, daß der Herzog Inhaber von Hoheitsrechten, Beherrscher von Unterthanen und Besitzer eines Staatsgebiets sei. ein verbrecherischer Angriff auf seine Herrscherstellung so bestraft wird, als ob er gegen den König verübt sei, so dürfen wir dies allgemeiner so benken, daß der Herzog im Berhältnis zu seinen Unterthanen dem König gleich steht. Die konkreten Sätze sind baierische Rechtsfätze, sie sind jedoch Folgerungen aus einem Princip und dieses Princip ist es, das den allgemeinen Vor= stellungen von dem Wesen des Herzogthums zum Grunde liegt und so oder anders in Erscheinung treten kann. Wir finden basselbe in dem alemannischen Gesetzbuch bei den Strafbestimmungen, die das Herzogsgut betreffen, thätig 1).

Daß den Zeitgenossen die Parallele zwischen Königthum und Herzogthum nicht entgangen ist, dasür sinde ich eine sehr bestimmte Äußerung in der Anwendung des Wortes rex für den Herzog. Man hätte nicht nöthig gehabt, eine überlegende Versgleichung anzustellen, der wichtigste Faktor in einem derartigen Erkennen sind ja immer jene unbewußten Schlüsse, die in dem sicheren Empfinden der bekannten Welt unbemerkt gemacht werden. Es ist nicht gerade häusig, daß jener Ausdruck gebraucht wird, und die königliche Kanzlei hat sich natürlich seiner nicht bedient, aber er ist doch weder von solcher Seltenheit, daß er für eine subjektive Wilkür oder eine sprachliche Nachlässigkeit zu halten

¹⁾ Lex Baiuwar. 2, 1-3, zum Theil schon in der Lex Alemannor. 24 f. enthalten, welche 32-34 das Herzogsgut nach einem auch Kap. 29 f. hervortretenden Princip behandelt.

Hiftorifche Beitschrift M. F. Bb. XVI.

wäre, noch ist er bloß von Schriftstellern verwendet, denen jene Verhältnisse fremdartige waren¹). Einen Beleg für dieselbe Aufstassung im deutschen Reiche gibt uns der Verfasser des Sachsensspiegels. Franken, Baiern, Sachsen und Schwaben waren, so erzählt er, Königreiche, später änderte man ihre Namen und hieß sie Herzogthümer. Wir werden sehen, wie richtig die Zeitgenossen dieses begriffliche Wesen des Herzogthums erfaßt haben — sämmtsliche Rechte des Herzogs über sein Reich waren Anwendungen des Sates, daß es sein Königreich sei.

Der aufgestellte Begriff des Bolksherzogthums bedarf noch einer Vervollständigung. Das Volksherzogthum ist ein Unterstönigreich, aber der Gedankenkreis, in dem sich die Vorstellungen bewegen, deckt sich damit nicht. Es kommt ein Merkmal hinzu, ohne welches diese Herrschaft ihre richtige historische Beleuchtung nicht empfangen würde. Das Moment, das wir noch aufnehmen müssen, ist das Volk. Die Volksidee ist dem Volksherzogthum eigenthümlich. Es ist daher nothwendig, ihre Bedeutung in saktischer oder rechtlicher Hinsicht wie in Rücksicht auf den von einer solchen Idee unabhängigen Reichsverband zu erläutern.

Der Herzog muß Unterthanen von einer bestimmten Beschaffenheit haben, sie müssen ein gesellschaftliches, volksmäßig verbundenes Ganzes sein. Ein Unterkönigreich, in dem die Besherrschten lediglich durch willfürliche territoriale Grenzen bestimmt sind, würde sein Bolksherzogthum sein. Aber die Idee, daß der Herzog König eines Bolkes ist, sann sehr unvollkommen realisirt sein. Es ist möglich, daß er nicht über alle Angehörigen eines Bolkes regiert, oder daß er nicht nur über solche regiert; aber der maßgebende Theil derselben muß sich als ein derartiges gegebenes, natürliches Ganzes denken lassen, das gleichsam für den Staatsverband vorausbestimmt ist. Demnach können sowohl mehr als weniger Volksherzogthümer vorhanden sein, als es Bölker im Reiche gibt.

¹⁾ Paulus Diaconus 3, 10. 30; 4, 7. 38. Ann. Ratispon. 591 SS. 17, 580. Vita Austrobertae § 4, Acta Sanctorum, Februar 2, 420. Hierzu kommen die Wendungen und die Verleihung der Königskrone oben S. 414.

Indem dergestalt die große Entwickelung des Bolksherzog= thums auf einem nationalen Grunde ruht, tritt sie in schärfsten Gegensatz zum Reiche. Durch Chlodovech hatte sich bas deutsche Königthum für immer von der Bolksidee getrennt. Das Reich kennt keine Nation mehr und dient daher keiner Nation. Summe von Individuen, willfürlich bestimmbar und also auch willfürlich vermehrbar, durch Zufall zusammengefügt oder aus= einandergerissen, gleichberechtigt oder vielmehr gleichverpflichtet, bas ist die Unterthanenschaft bes Königs im fränkischen Reich. Nicht anders ward es im deutschen Reiche. Als die Deutschen in dem weltgeschichtlichen Zusammenstoß der großen Nationen Europas spät und langsam ihrer Eigenart inne wurden, war der Staat für die nationale Idee nicht mehr empfänglich, der Staatsgedanke blieb auch jest ohne Nation. Das Gebiet eines solchen Reiches war die Welt. Der König will ein Mehrer bes Reiches sein, er wünscht sich alle Völker zu unterwerfen. Folge war das Kaiserthum. Die Staatsreligion des fosmo= politischen römischen Reiches, unbefannt mit der Volksidee und nach Vereinigung der Menschheit strebend, lieh der eingeborenen Herrschsucht bes beutschen Königthums nur einen neuen Hinter= grund.

In diese Zeit des Staates ohne Bolk fallen die Herzogsthümer. Sie begannen, ehe es eine deutsche oder eine französische Nation gab, und sie hörten auf, bevor die Nationen zu starker Entwickelung gelangten. Aber während dergestalt die Vildung eines nationalen Neiches unmöglich war, bestanden in diesem Neiche Völker von sast ungebrochener Ursprünglichseit. Noch war nicht eine universale Kultur mit ihrer zermalmenden, gleichsmachenden Kraft über die uralte Völkerverschiedenheit dahinzgegangen, sein großer wirthschaftlicher Verkehr verband die Neichszgenossen. Die königliche Regierung hatte der Volksnatur, für die sie kein Verständnis hatte und vor der sie daher auch ohne Vesorgnis war, nicht nur Raum für ihre Fortdauer gelassen, sondern sie sogar unterstüßt, indem sie Volksländer durch Stattzhalter verwalten und Stammestruppen eine Heeresabtheilung sormiren ließ. Und wie fremd waren sich doch die Völker! In

Sprache, Sitte und Recht, in Erinnerungen, Dichtung und Neigungen führten fie ein Leben für fich. Nicht bekannt mit dem Fremden und nach ber Weise ber Bauernvölker Neuerungen abgeneigt, lieben sie nur das, was sie kennen, bas Alte, bas Beimische, fie fürchten bas Frembe, bas Unbefannte. In ber Königspfalz zu Trebur ist 895 die Frage besprochen, ob die Ehe zwischen einem Franken und einer Baierin gültig sei. Die Vererbung gewährleistete die Gleichheit ber Volksgenoffen und die Gleichheit ihr Gemeinschaftsgefühl. Wenn diese Menschen, die sich selbst so sehr genügten, an ein höheres, unvergängliches Banges bachten, dem sie angehörten, so war es ihr Volk. Wenn sie aber Stam= mesgüter von biefer Bedeutung und Stammesfinn in biefer Stärfe besaßen, so schien zu einer vollen Verwirklichung ihrer sozialen Einheit die staatliche Bereinigung zu gehören. Fand sich ein Führer, welcher sie veranlassen konnte, ihre Verbindung politisch zu bethätigen und in bem staatlichen Leben zur Geltung zu bringen, fo war es möglich, daß ein Staat für das Bolk entstand.

Hier, an der Berührung zweier Macht= und Interessenkreise, sind Volksherzogthümer entsprungen.

Als die Ersten eines Volkes nach ber Begründung einer eigenen Herrschaft strebten, erhielt die Bolksgenossenschaft eine politische Richtung. Es war eine unvermeidliche Kombination der beiderseitigen Tendenzen. Ohne eine Unterstützung von jener Seite her konnte ber Machthaber sein Ziel nicht erreichen, ohne gegebene beständige Leiter vermochte bas Bolf nicht zu handeln. Die Erfolge des herrschenden Geschlechts sind das zuverlässigste Beweismittel für die thätige Theilnahme bes Bolkes. Wenn der Gebieter einen Befehl erließ, ben er als Beamter nicht gultig geben durfte, wenn er außerhalb seines Amtsbezirkes richtete oder Raubburgen zerstörte, oder wenn er zu einer Waffenthat auf: forderte, die er in seinem Interesse unternehmen wollte, so murde er ohne ein bereitwilliges Entgegenkommen der Bevölkerung nicht im Stande gewesen sein, seinen Willen durchzuseten. Als Arnuf von Baiern aus Ungarn, wohin er vor der Übermacht des Königs geflohen war, zurückfehrte, wurde er von feinen Baiern mit Freude empfangen und die Vornehmsten standen ihm bei,

Regensburg, die alte Hauptstadt, zu einer der stärksten Festungen zu machen. Burchard von Schwaben hat wahrscheinlich die Zustimmung der Ersten des Landes erhalten. Da nach dem Tode bes Sachsenherzogs Otto ber König die Absicht hegte, dem Sohne Rechte in Thüringen zu verweigern, erklärten sich die sächsischen Krieger bereit, seine Ansprüche mit den Waffen zu schützen, obgleich doch das Herzogthum über die Sachsen nicht gefährdet war. Der Lothringer fand offene Unterstützung bei seinen Lands= leuten, und Effehard von Meißen wurde von den Thüringern zum Berzog erkoren, sie erklärten ihm also, daß fie ihm gehorchen wollten 1). Aus diesen einzelnen, aber bedeutenden Thatsachen lernen wir die Stärke der vaterländischen Gefinnung, die Opfer= willigkeit und Entschlossenheit ber Bolksgenossen kennen; hatte auch ihr Mithandeln keinen rechtlichen Inhalt, weil sie zur Über= tragung oder Bestätigung der Herrschaft nicht besugt waren, so war boch ihr praftisches Verhalten vielleicht werthvoller als ein Nahmen sie jedoch nur so viel Theil, als erforderlich Recht. war, um das Herzogthum zu gründen und zu vertheidigen, drang aber ihre Thätigkeit nicht bis zur Herstellung einer inneren Bolks= verfassung vor? Nachdem die faktische Beihülfe geleistet war, war nichts entstanden als ein Königreich. Sollte bas Bolf Rechte, inhalts beren es in eigenen Angelegenheiten mitzuregieren hatte, erwerben, so bedurfte es einer neuen Thätigfeit besselben. Volksbegriff als solcher erzeugte kein Recht, bas Ginheitsgefühl gab dem Volke weder Beschlußfähigkeit noch das Recht zu be= schließen, und das Reichsrecht bestimmte nichts über die innere Verfassung. Eine Versammlung der Volksangehörigen als solcher — ihrer Gesammtheit oder ihrer Vertreter —, auf der sie Rechte ausübten, konnte nur durch Landesstaatsrecht entstehen. follte das handlungsunfähige Bolf seinem Beherrscher gegenüber Rechte an der Regierung gewinnen? Die treibende Kraft in der neuen Machtbildung waren die Männer gewesen, denen sie zumeist

¹⁾ Liudprand 2, 21. Arnold von St. Emmer. 1, 7 SS. 4, 552. Ekkehard c. 20, Mittheilungen von St. Gallen 15, 77. Widufind 1, 21. Flodoard 920 SS. 3, 369. Thietmar 5, 5.

zum Vortheil gereichen sollte, und wenn auch ihre Volksgenossen nicht mit Unrecht glaubten, daß sie auch für ihre Interessen hans delten, wenn sie für einen einheimischen Herrscher thätig wurden — fremde Beamte, die ihr Necht und Gericht nicht kannten, brachten fremde Anschauungen zur Geltung —, so konnte doch ihre Thäztigkeit nachlassen, seit ein einheimischer Fürst über sie regierte, zumal sich dessen Interessen ihrem Versuche, sich eines Antheils an der Regierung zu bemächtigen, entgegenstellten. Was die Wachthaber mit Hülfe des Volkes erworben hatten, konnten sie ohne ein Mitwirkungsrecht desselben behaupten.

Wenn wir untersuchen, ob auf die faktische Theilnahme des Volkes eine rechtliche gefolgt ist, so haben wir die einzelnen Volksherzogthümer in dieser Hinsicht in Augenschein zu nehmen und den Schluß von dem einen auf ein anderes als wissenschaftlich unberechtigt abzulehnen. Der Begriff des Herzogthums selbst wird jedoch durch die etwaige Verschiedenheit der Stellung, welche die Unterthanen zur herzoglichen Regierung einnehmen, nicht berührt.

Der Herzog der Alemannen hat volksrechtliche Satzungen unter Mitwirfung bes Stammes erlassen. Ein Volksbeschluß dieses Inhalts darf nicht als Anwendungsfall eines Rechts des Unterthanen, bei herzoglichen Regierungsakten mitzuwirken, angesehen werden. Auch im Reiche, nach bessen Staatsrecht den Unterthanen eine berartige Befugnis nicht zustand, konnte ber Bolkswille Volksrecht schaffen helfen; eine Bethätigung des Stammes auf diesem besonderen Gebiete vermag also eine Abweichung der Regierungsverfassung des Herzogthums von der Reichsverfassung nicht zu bezeugen. Aus dem agilolfingischen Baiern haben wir keine Mittheilung von einer Betheiligung des Stammes an ber Ausübung der Herrschaft seines Regenten. In der späteren Zeit ist eine Urfunde datirt: actum est autem ad Rispach ad convenientiam omnium Bawariorum. Die Urfunde, welche einen Bütertausch betrifft, sagt nichts von einer politischen Thätigkeit Die öffentliche Versammlung, auf welcher bas Beder Baiern. schäft vollzogen wurde, mag eine der Beamtenversammlungen bes Herzogs gewesen sein; zu solchen Zusammenkünften erging

wohl eine allgemeine Bekanntmachung, um alle Baiern in den Stand zu setzen, Wünsche und Beschwerden vorzutragen und Klagen zu erheben1). Es versteht sich, daß Grafen und Bischöfe nicht berufen waren, um Rechte bes Stammes gegenüber ber Regierung wahrzunehmen und als seine Bertreter seine Interessen zur Geltung zu bringen, und daß eine mögliche bemonstrative Theilnahme zufällig Anwesender nicht die Ausübung einer poli= tischen Berechtigung war. Bon einem verfassungsmäßigen Mithandeln — Berathen ober Beschließen — eines Bolkes bei ber herzoglichen Regierung finden wir überhaupt nirgends ein beweisfräftiges Zeugnis, und wenn wir feine Spuren von einem jolchen Wirken entdecken, so glauben wir auch nicht, daß eine solche Wirtsamkeit gegolten hat. Sollte sich übrigens eine Be= thätigung dieser Art einmal zeigen, so würde sie deshalb noch nicht zu ben nach der Landesverfassung rechtsnothwendigen Gin= richtungen zu gahlen sein. So war, soviel wir wissen, die Bolks= überzeugung von der Nütlichkeit des Volksherzogthums eine der Thatsachen, burch welche bas Herzogthum entstand, aber sie ge= hörte nicht zu denen, welche dasselbe aufrecht erhielten. Volksidee war ein Ideal, welches in der Verfassung ohne praktische Realisirung blieb, und so erwies sie sich endlich als ein unnöthiges und darum vergängliches Clement. Es war verhäng= nisvoll für die Zufunft.

Nachdem wir die charafteristischen Merkmale des Volksherzogsthums kennen gelernt haben, ist unsere nächste Aufgabe, die Herrschaftsrechte, die dem Volksherzog zustanden, nachzuweisen. Wenn wir das Wesen des Herzogthums aus seinen Rechten darthun wollen, so haben wir unseren Beweis sowohl auf den Inhalt als auf den Rechtsgrund seiner Befugnisse zu richten. Hierbei werden die Rechte, deren Art wir feststellen, zugleich die Art der

¹⁾ Lex Alamann. 41, 3 und Leges 3, 84. Lex 18, 4 ist bisher nicht sicher gedeutet und der Gesetzgeber von 37, 3 in Zweisel, falls es jedoch der König wäre, dadurch bemerkenswerth, daß derselbe mit der Stammessversammlung handelte. — Die baierische Urkunde bei Anamodus 1, 88, Pez 1, 3, 258. Omnibus indixit heißt es 1127 von einem herzoglichen Landtag Hist. Welfor. c. 16 SS. 21, 463. Bgl. unten S. 450.

Nechte, deren Beschaffenheit wir nicht feststellen, erweisen, weil wir die Arteinheit der Herrschaftsrechte anzunehmen haben. Umsfaßt der Inhalt die Königsrechte im allgemeinen und ist ihr Subjekt der Herzog, so ist der vorher aufgestellte Begriff des Königreichs gegeben.

Wir beginnen die Beweisführung mit den zwei wichtigsen Gebieten der Herrschaft des mittelalterlichen Staates, mit Beergewalt und Gerichtsgewalt. Es läßt sich nachweisen, daß der Herzog Kriegsherr war. Seine Kriegsherrlichkeit folgt aus dem Recht, Angriffs = und Eroberungskriege zu unternehmen. wie hatte der Herzog, wenn er nicht im Besitz einer eigenen Heergewalt gewesen wäre, sondern fremde Rechte, Rechte des Königs, zu verwalten gehabt hätte, davon einen Gebrauch machen bürfen, der lediglich seinen Interessen diente? Die Unterthanen, die er für seinen Krieg aufbot, mußten ihm militärisch unterthänig Die innere Seite bes Berhältnisses zwischen bem Berzog und seinen wehrpflichtigen Bolksleuten wird so mit Sicherheit aus der äußeren Repräsentation erfannt, und diese ist für die Zeit des deutschen Reiches wenn nicht der einzige, so boch der beste Beweisgrund ber herzoglichen Militärhoheit. Im übrigen ist aus unseren Quellen hierüber wenig zu entnehmen. Für die frühere Periode vermögen wir allerdings jenen Nachweis durch zwei Angaben, die wir als Ausführungen des gefundenen Grundsaßes betrachten, zu vervollständigen. Gin Herzog hat über Heerbanneinkünfte disponirt und ihm wurde straffällig, wer seinen Heerfrieden brach 1). Daß die Wehrpflichtigen im deutschen Reiche ihm nicht amtlich, sondern staatlich unterworfen waren, ist wohl aus dem Grunde für uns nicht mehr anderweitig sichtbar, weil in der Heerverwaltung der Unterthan vor der persönlichen Kriegsmannschaft zurücktrat, obwohl das alte Heer noch nicht aufgehört hatte zu existiren. Wir wissen, daß die Herzoge ihre Reiterei durch Dotationen aus Kirchengut verstärkt haben; sie haben dadurch den Unterschied verringert, der sie im Heerwesen von den Beamten trennte.



¹⁾ Pardessus, Dipl. 2, 464. Lex Alamann. 27, 2. Lex Baiuwar. 2, 4—6.

Gine ihrer besten Begründungen hat die Ansicht, daß die Volksherzogthümer Königreiche und mithin in den verschiedenen Zeiten einander gleich waren, in der Verfassung ihres Gerichts. Um die Stellung des Herzogs in der Gerichtsverfassung zu beurtheilen, müssen wir von der Gerichtsverfassung des Reiches ausgehen. Das entscheidende Kriterium zwischen amtlichem und königlichem Richten war, daß der Beamte als Vorsitzender eines verfassungsmäßig bestimmten Gerichts, der König fraft seiner selbstherrlichen Regierungsgewalt richtete. Während die gericht= liche Thätigkeit des Beamten an die durch die Gerichtsverfassung festgestellten Urtheiler und einen festen Rechtsgang gebunden war, brachte der König seine Regierungsgewalt auf Rechtsfälle mit der Freiheit, die für die königliche Gewalt charakteristisch ist, zur Seine Rechtsverwaltung war ein Handeln nach Anwendung. Königsrecht, nicht gefesselt durch die Vorschriften des Volksrechts, nicht bedingt durch ordnungsmäßige Beisitzer, nicht abhängig von ihrem Ausspruch, nicht verpflichtet, Rechtsfätze auf die vorgetragenen Thatsachen anzuwenden, obschon nicht ohne die Absicht, eine materiell gute Entscheidung über das bestrittene Recht zu geben. Der Rechtsspruch des Hofgerichts war der Rechts= spruch des Fürsten. So war der Zustand im Reiche.

Sehen wir uns nun danach um, ob das Richten des Herzogs ein königsartiges Richten war, so haben wir unsere Aufmerksamkeit benjenigen Nachrichten zuzuwenden, nach denen der Herzog am Hofe das Urtheil sprach. Wenn wir den Nachweis erbringen, daß am Herzogshofe Urtheile gefällt wurden, so wissen wir zugleich, daß das Zustandekommen des Urtheils rechtlich nicht auf den zufälligen Hofleuten beruhte, sondern daß es der Herzog war, welcher das zweifelhafte Recht feststellte. Die Berichte, welche ausdrücklich den Spruch des Herzogs überliesern, haben nicht ein anderes Richten, sondern die juristische Seite dieses Richtens vor Augen. Unsere Quellen geben unzweideutige Zeugnisse sowohl für den Urtheilsspruch des Herzogs, als die Vorbereitung desselben durch herzogliche Kathgeber. Die Belege sind von doppelter Art. Während uns die einen in der Gestalt von Nechtssägen über diese Verhältnisse unterrichten, gibt uns

eine andere Reihe Zeugnisse über Handlungen, aus denen wir auf das Dasein eines Rechtssaßes schließen, weil wir die bezeugten Handlungen für rechtmäßige, für Rechtsausübungen halten. Der Zusammenhang aller dieser Meldungen zeigt uns die herzogliche Gerichtsgewalt besser, als wenn sie uns in einem abstrakten Saße bekundet wäre.

In den beiden süddeutschen Bolfsgesetzen tritt uns die Berichtsgewalt bes Herzogs mit unverfennbarer Deutlichkeit als königliche entgegen. Neben den Bolksgerichten, in denen Beamte ben Borfit führen, besteht ein Gericht bes Herzogs, das mit dem Königsgericht in Parallele gesetzt ist. Denn es gibt Klagen, welche vor dem Herzog oder vor dem König anzubringen sind, ber Spruch des Herzogs entscheidet wie der bes Königs. Wenn ein freier Alemanne gegen einen Freien wegen eines schweren, aber nicht todeswürdigen Berbrechens Anklage erhebt, so soll Recht sein, was der Herzog beliebt. In der zu Aschaim von ben Geiftlichen beschlossenen Petition befand sich die Bitte, daß ber Herzog an bestimmten Tagen, am Sonnabend ober am ersten Tage des Monats, für alle Gericht halten möge, und bamit fein Urtheil Gott gefällig sei, wurde ihm empfohlen, einen Priester zu Rathe zu ziehen; er werde für gute Urtheile belohnt werden, sei es in dieser oder in einer anderen Welt. Ein Herzog von Schwaben ersuchte, einen Prozeß über ein Grundstück zu entscheiden, sendete Bevollmächtigte, welche Recht sprechen sollten, wie er selbst es dürfe. Als Heinrich X. von Baiern seine Regierung angetreten hatte, hat er in Regensburg mit Weisheit gerichtet, während einer keiner Vorgänger sich dadurch Vorwürfe zugezogen hatte, daß er unbillige Urtheile gefällt hatte1).

Andere Berichte fassen das Herzogsgericht weniger von der juristischen Seite auf, sie verbinden in ihren Angaben Rechtliches mit Faktischem oder sie halten sich ganz an das letztere. Wie Könige ihren Spruch erst gaben, nachdem sie Rath und Rechtsbelehrung eingeholt hatten, so ließen auch Herzoge den Inhalt

¹⁾ Lex Alamann. 18, 4; 42, 1; 44, 1 f. Lex Baiuwar. 2, 9—11. Syn. Asch. c. 15 Leges 3, 459. Leges 3, 337 c. 3. Zeitschrift für schweizer risches Recht 17, 87. Hist. Welfor. c. 16 SS. 21, 463. Ann. Altah. 1053.

ihres Erfenntnisses durch Andere vorbereiten. So schien das Hofgericht bei vielen Verhandlungen ein wirkliches Gericht zu sein, ein Gericht mit Beisitzern, welche bem Fürsten ein Urtheil zu bilden hatten, und dem leitenden Fürsten, welcher den Urtheils= entwurf unverändert zum Urtheil erhob ober das Urtheil Anderer verkündete, ohne daß äußerlich hervortrat, daß nicht von einem Richter, sondern einem Könige geurtheilt murde. Das Herzogs= gericht wich in dieser Hinsicht nicht von dem Königsgericht ab. Wir haben zahlreiche Mittheilungen über ein solches Verfahren, das sich auf bürgerliche wie peinliche Sachen erstreckte. alemannische Besetz, bas uns an einer Stelle ben Berzog als Rechtsprecher zeigte, läßt ihn an einer anderen mit den Ersten seines Volkes — über einen Hochverräther richten. Herzog Goz= bert stellte an die um ihn Versammelten die Frage, was er mit einem Verbrecher thun solle, und als einer von ihnen ihm rieth, denselben ungestraft zu entlassen, befolgte er den Rath. Ein Mann, ber am hofe bes herzogs Otto ein Grundstück einflagte, gewann den Prozeß nach dem Urtheil der Fürsten, ein anderer Prozeß wurde gemäß dem Urtheil der Anwesenden entschieden. Ein Herzog von Lothringen erließ eine Vorladung an seinen Hof, um nach dem Spruche der Ersten des Landes zu verfahren 1). Es machte keinen rechtlichen Unterschied, welcher Personen sich ber Herzog zur Bildung des materiellen Inhalts seines Ilr= theils bediente, weil die von ihm verfügte Entscheidung in Wahrheit ohne vorgängiges Rechtsurtheil Anderer erfolgte; er durfte sich gleich dem König seine Rathgeber nach Gutdünken wählen, weil sie seine thatsächlichen Gehülfen waren.

Unser voriges Ergebnis, daß die Stellung, welche der Herzog in der Gerichtsverfassung des Herzogthums einnimmt, die eines Königs ist, bestätigt sich wohl durch zwei herzogliche Privilegien. Konrad bewilligte 946 dem Bischof von Speier, Diebe festzu-

¹⁾ Lex Alamann. 24. Vita Kiliani c. 8, Acta Sanctorum, Juli 2, 614. Mon. Boica 6, 133; 2, 357. Seherus S. 30 Duhamel. Weitere Beispiele geben Petrus Damiani ep. 8, 2; opera 1610 p. 689. Vita Adalb. Mett. c. 28 SS. 4, 669. Chron. S. Hubert. c. 20 baj. 8, 580. Sigebert cont. 1140 ebd. 6, 387. Pez 1, 3, 181.

nehmen und das Diebesgut sich anzueignen, und Simon von Lothringen befreite 1132 Leute des Klosters St. Dié von seinem Hofgericht, sofern nicht diese Verfügung bereits eine landesherr-liche ist¹).

Ift es möglich, aus bem herzoglichen Hofgericht bas königs. gleiche Richten des Herzogs zu erweisen, weil ber Regierungsbeamte vor der territorialen Zeit kein Hofgericht hielt, so kann hingegen inbetreff der Friedensbewahrung der Unterschied zwischen Berzogthum und Amt weniger leicht bargethan werden. Denn die Mittel, welche die verschiedenen Friedensbewahrer verwenden, sind ihrer äußeren Erscheinung nach bie nämlichen. Der Graf sendet wie der König Bewaffnete aus, um sich eines Räubers zu bemächtigen, oder er zerstört eine dem Lande schädliche Burg. bei dem einen dienstliche Pflicht ift, ist bei dem anderen eigene Staatsgewalt. Wenn wir daher einen Herzog bemüht sehen, Sicherheit und Rechtsordnung zu wahren, so wissen wir noch nicht, ob ihm diese Aufgabe kraft königlicher Stellung ober durch einen Auftrag des Königs geworden war. Wir vernehmen, daß Heinrich III. von Baiern und Berthold II. von Schwaben in ihrer energischen Thätigkeit für ben Frieden ihre Vorgunger übertrafen, daß Gottfried I. von Lothringen den Kämpfen Einhalt that, und der Bischof von Eichstätt, welcher für den unmündigen Baiernherzog regierte, bie Räubereien der Grafen von Schepern durch Verheerung ihrer Besitzungen rächte. Dazu, sagte ein Berzog von Lothringen, hat Gott mir das weltliche Schwert verliehen, auf daß die Kirchenleute unter meinem Schute sich ungestört dem Kultus widmen können, und als Gottfried III. von Niederlothringen starb, verfielen Recht und Frieden, die unter seiner Regierung besser geworden waren2). Der Herzog war ein Beschützer

¹⁾ Remling S. 12, vgl. Mitth. des hift. Vereines der Pfalz 10, 3 ff. Calmet 5, 182 (auch bei Wait, Urfunden 1871 S. 37). Die bei Ughelli 5, 292 f. gedruckte Verhandlung darüber, ob die Grafschaft Chiavenna nur unter dem Gericht des schwäbischen Herzogs stehe oder ob das Königsgericht kompetent sei, ist, so belehrend sie an sich ist, für das Volksherzogthum unverwendbar.

²⁾ Ann. Quedlinb. 995 SS. 3, 73. Abalbolb, Vita Heinrici II. c. 1 SS. 4, 684. Bernold 1094 SS. 5, 458. Gesta ep. Camerac. 3, 7 SS. 7, 468.

des Bolkes, ein Vertheidiger der Rechte¹). Derartige Handlungen und Außerungen über das Recht des Herzogs, den verbrecherischen Neigungen gegen Leben, Freiheit und Vermögen entgegen zu treten, geben uns noch keinen Grund zu behaupten, daß die herzogliche Gewalt sich hier als königliche manifestire. Wenn wir jedoch Besugnisse oder Maßregeln des Herzogs treffen, welche keine andere Erklärung zulassen, als daß er im eigenen Namen friedete, so haben wir damit auf dem Gebiete der Friedensthätigkeit selbst ein Auslegungsmittel für den Rechtsgrund der genannten Thatsfachen gewonnen und wir würden nicht nöthig haben, die Bestimmung desselben von anderen Herzschaftsrechten zu erborgen.

Aus dem altbaierischen Herzogsrecht sind uns einige Erlasse, welche den Erwerber einer öffentlichen Gelbstrafe nennen, auf= bewahrt. Der Baier, welcher auf Labung des Gegners nicht vor Gericht erscheint oder ohne herzogliche Erlaubnis eine Pfan= dung vornimmt, büßt dem Herzog 40 Schillinge als Fredus. Hat sich hier auch die Bedeutung von Fredus weit über ihr ursprüngliches Unwendungsgebiet erstreckt, so haben wir doch keinen Grund, für die erstgenannte Zahlung eine ausnahmsweise Behandlung anzunehmen, sondern müssen wohl die Folgerung machen, daß allgemein galt, was hier gelegentlich ausdrücklich gesagt wurde, daß also der Fredus dem Herzog zukam und demnach der Herzog der eigenberechtigte Friedensbewahrer war. Der zweite Artikel ist allerdings minder geeignet, um aus ihm den vorigen Schluß zu ziehen, weil hier der Herzog unmittelbar in einem ihm zustehenden Recht verletzt wird; aber wir sind in unserer Beweisführung auch nicht auf diese zwei Angaben beschränkt. Wenn das Wergeld eines verwandtenlosen, nicht kommendirten Freien an den Herzog fällt, so tritt uns dieser als der recht= mäßige Beschützer seiner Unterthanen entgegen. Andere Stellen bes Gesetzbuches begnügen sich, bem Fistus eine Bermögensftrafe

Anon. Haser. c. 35 das. 7, 264. Calmet 5, 312. Urkundenbuch des Landes ob der Enns 2, 323. Chron. S. Hubert. c. 31 SS. 8, 588.

¹) Froumund, Pez 6, 1, 173. Adalbold a. a. O. Kap. 19 SS. 4, 688. Ein Herzog der Bretonen populo et patriae Britanniae tutelam praestitit, Chron. Namnetense, Bouquet 7, 220.

zu überweisen; es läßt sich jedoch barthun, daß mit Fiskus bas Herzogsgut gemeint ist. Gin Artifel, welcher mit der angeführten Bestimmung über das Wergeld in Zusammenhang steht, verfügt über die Berechtigung auf das Wergeld Fremder zu gunften des Fistus. Dieser Fistus fann fein anderer sein als ber berzogliche. Fielen nämlich dem Herzog Wergelber der Baiern zu, jo gehörten ihm doch auch die Wergelder der Ausländer; beide Auordnungen erscheinen als Ausführungen des nämlichen Princips, bes eigenen Schutrechts des Herzogs. Überdies hat eine andere Aufzeichnung das herzogliche Vermögen als fiscus dominicus Sind biese Schlußfolgerungen für Baiern beweiß= bezeichnet. fräftig, so dürfen wir auch wohl einen Analogieschluß für das alemannische Herzogthum wagen. Das Gesetz der Alemannen gewährt uns allerdings feinen sicheren Aufschluß über den Empfänger der öffentlichen Geldstrafen; allein bei seinem befannten Berhältnis zu dem baierischen Gesetze ift es vielleicht erlaubt, seine Strafbestimmung über Gerichtsungehorsam insofern aus bem baierischen zu vervollständigen, daß wir unter dem ungenannten Erwerber des Strafgeldes den Herzog verstehen. Ift jedoch dieser Schluß irrig ober unzuverlässig, so haben wir in Ermangelung entgegenstehender Rechtssätze von dem Recht der Deduktion aus dem Wesen des Volksherzogthums Gebrauch zu machen und auf diesem Wege die königsartige Friedensbewahrung des Herzogs zu Ein weiteres Argument hierfür entnehmen wir aus erschließen. einem Privileg Salomon's, durch welches er die in feinem Reiche gelegenen Besitzungen ber Abtei Prum unter feinen Schut ftellte1). Privilegien dieses Inhalts haben die alten Beamten nicht ertheilen dürfen, sie erscheinen erft in der landesherrlichen Zeit.

Im deutschen Reiche stößt der Nachweis einer eigenen Friesbewahrung auf erheblichere Schwierigkeiten. Denn die stetig zunehmende Territorialbildung, welche Reichsamt und Herzogsthum gleich macht, läßt bei den späten für diesen Gegenstand zu

¹⁾ Lex Baiuwar. 13, 2 f. 4, 28. 30; zu 2, 1 f. ist lex Alamann. 24 zur Interpretation heranzuziehen. Den Gerichtsungehorsam normirt Lex Alamann. 36, 3. in fisco dominico sagt vom Herzogsgut Indic. Arnon. 5, 4, S. 17 Keinz. Salomon's Urfunde v. J. 860 steht Beyer, Urfundenbuch 1, 99.

Gebote stehenden Nachrichten Zweifel auffommen, ob eine berzogliche Handlung dem königlichen ober dem amtlichen Zeitalter zugehört. Heinrich X. von Baiern gebot bei seinem Regierungs= antritt einen festen Frieden und befahl, benselben zu beschwören; eine derartige obrigkeitliche Anordnung hat auch Heinrich XII. getroffen. Daß sich in diesem Lande ein Befehl dieses Inhalts auf die alte herzogliche Gewalt stütte, dürfte auch deshalb weniger Bedenken unterliegen, als uns ein Baiernherzog in einer gleich= zeitigen Verfügung sein Gigenrecht zeigt1). Indem Heinrich XII. den Besitz einer Kirche bestätigte, bedrohte er den Kontravenienten sowohl mit Bann und Autorität des Königs als mit seiner eigenen Autorität, und demgemäß verordnete er, daß die fest= gesetzte Geldstrafe zu gleichen Theilen zwischen König und Herzog zu theilen sei. Allerdings führt uns die Gleichstellung beiber Gewalthaber zunächst nur darauf, daß die herzogliche Regierung traft eigenen Rechtes die individuellen Berechtigungen schützte, ohne uns ein charafteristisches Anzeichen von dem Rechtsgrunde selbst zu geben; aber sollte sie nicht auch in dem Fall, daß ben vorigen Regierungshandlungen bereits der neue Amtsgedanke zu Grunde liegt, wenigstens den Rückschluß auf ein Eigenrecht in der Vorzeit, die sich nicht plötzlich verwandelt hat, gestatten? Außersten Falls, wenn alle Beweismittel in dieser Zeit unzu= länglich find, deduziren wir aus dem Wesen. Wir bugen mit jenem Verluste der Nachrichten nicht mehr ein, als einen Beweis= grund für das Wesen auf dem Gebiete ber Friedensbewahrung.

Ob die finanzielle Stellung des Herzogs eine königsartige ist, kann nur aus den auf öffentlichen Gründen beruhenden Rechten beantwortet werden. Wie groß auch die Einkünfte sein mochten, die der Herzog durch sein privates Vermögen erwarb, diese Einsnahmen des Grundeigenthümers, des Gewerbetreibenden, des Besitzers von Sklaven und anderen privatrechtlich Unterworfenen verdienen keine Verücksichtigung, wo es sich darum handelt, ob

¹⁾ Hist. Welfor. c. 16 SS. 21, 463. Ragewin 2, 38 das. 20, 465. Mon. Boica 3, 322. Der Verletzer einer Schenkung büßt nach baierischem Recht dem Herzog, Urkundenbuch des Landes ob der Enns 1, 26 s.

der Vergleich des königlichen und des herzoglichen Gutes zustreffend ist.

Bevor wir nach Erscheinungen juchen, welche uns die Beschaffenheit des öffentlichen Vermögensrechtes des Herzogs aufzuweisen geeignet sind, stellen wir ein negatives Ergebnis auf. Der Staat unserer Epoche besaß feine Besteuerungsgewalt. innere Staatsbildung war noch nicht zu dem Gedanken vorgerückt, daß die Gesammtheit ber Unterthanen für ben Staat eine wirthschaftlich beherrschbare Einheit sei. So lange ein großer Büterverkehr fehlte, der die Staatsangehörigen wirthschaftlich verband, war in biesem Staatswesen auch ein Güterverfehr zwischen Staatsgewalt und Ginzelwirthschaften auf Grund einer Gewalt, welche dem Unterthan als jolchem Abgaben für das Gemeinwesen auferlegte, von innen her unmöglich. So entstanden die meisten Bermögensleiftungen, die dem Regenten zu machen waren, nach der Regel des Privatverkehrs durch besondere Rechtsgründe als spezieller Entgelt, und eine direkte Vermögenssteuer, wie die Ginquartierungslast, war eine Ausnahme, die ohne Folgen blieb. In einer Zeit, welcher der moderne Staatsbegriff als Princip im Finanzwesen unbefannt war, ließen sich nicht Ordnungen ausbilden, welche den Fiskus von einem Privathaushalt unterschieden, es mußte vielmehr das fiskalische Recht als ein Bestandtheil des Herrschaftsinhalts bes Königthums an der Gigenschaft bes Königsrechts überhaupt Theil nehmen, das Königsrecht war lediglich auf das Güterrecht in Anwendung zu bringen. Eine Anwendung war die freie Disposition über die aus öffentlichen Quellen her-Wie andere staatliche Rechte zur belierührenden Einnahmen. bigen Verfügung des Königs standen, so war auch die Behandlung des öffentlichen Vermögens in das freie Ermessen des Berechtigten gestellt. Die Rechtsfragen, welche burch Staatsrecht bestimmt werden, betreffen daher nicht Verwaltung oder Verwendung der aus öffentlichen Gründen entstehenden Vermögensrechte, sondern der rechtlichen Betrachtung gehören nur die Grenzen an, in denen sich das Herrscherrecht in seiner finanziellen Macht zu bewegen hat. Aus diesem Grunde haben in unserer Erörterung nur die Fragen nach Inhalt und Subjekt der vom Herzog

besessen öffentlichen Bermögensrechte wirklich Bedeutung. Ilm aber zu konstatiren, daß hierin die Rechte des Herzogs denen des Königs glichen, ist nicht nachzuweisen, daß er dieselben Rechte hatte, welche der König besaß. Er würde im staatlichen Bersmögensrecht König sein, wenn er die Finanzrechte im allgemeinen inne hatte; es ist unerheblich, ob ihm alle diesenigen Rechte, die im Reiche vorhanden waren, ebenfalls zustanden oder ob ihm ein jedes der in seinem Herzogthum vorsommenden Rechte ohne Aussnahme zu eigen gehörte.

Wir sind nicht gang ohne Mittel gelaffen, seine Stellung zu erkennen. Die Beispiele, die wir vorzulegen haben, sind, ob= wohl gering an Zahl und ihrer Zeit nach nicht die besten, doch aus dem Grunde beweisträftige, weil ihnen widerstreitende Vorkommnisse nicht überliefert zu sein scheinen. Wir sahen bereits S. 445, daß Herzoge Bermögensftrafen bezogen, wir wiffen außerbem, daß sie Bölle besaßen und spätestens seit dem Anfang des 10. Jahrhunderts Münzen mit ihrem Namen prägten, ohne daß wir Privilegien finden, durch welche ihnen der König solche Be= fugnisse in ihrem Herzogthum übertragen hätte. Wir erfahren ferner, daß sie über Zolleinnahmen 1) und Heerbanngeld nach Willfür verfügten. Zeigen uns die einen Mittheilungen einen beträcht= lichen Theil bes öffentlichen Vermögensrechts bes Herzogs, so lehren uns die anderen als das Subjekt dieser Befugnisse den Herzog kennen. Denn aus der Thatsache, daß der Inhaber nach seinem Gutdünken darüber verfügt, kann das Dasein der Rechts= überzeugung, daß ihm die Berechtigungen eigenthümlich zustanden, entnommen werden; mit der Auffassung, daß er königliche Rechte zu verwalten habe, ist damals eine derartige Verwendung nicht zu vereinigen. So kommt auch in dem Fiskalrecht die staatliche Natur des Herzogthums zur Erscheinung, ohne daß wir eine Modifikation, einen dem Bolksinteresse entsprechenden Fortschritt, welcher den Übergang in die territoriale Zeit hätte erschweren fönnen, bemerken.

Wir würden eine wichtige Seite des Herzogthums übersgehen, wenn wir nicht eine Thätigkeit beachten wollten, welche

¹⁾ Indic. Arnon. 1, 3 S. 16; Breves notitiae 1, 5 S. 28 Keinz. Historische Zeitschrift N.F. Bd. XVI.

dasselbe auf das beutlichste vom Amte unterscheidet. Es ist die Der Alemannenherzog hat Zusätze zu dem Gesetz= Gesetzgebung. buch erlassen, Tassilo III. über die Ghe unter Bermandten, vielleicht auch über die Zehntpflicht bestimmt. Dieser Fürst, so lautet ein Aftenstück, hat infolge göttlicher Inspiration die Ersten seines ganzen Reiches versammelt, um das regelrechte Leben ber Männer und der Frauen im heiligen Gewande und bischöfliche Rechte zu ordnen und um in bem Rechte seines Bolfes durch vornehme und erfahrene Männer unter Zustimmung der gesammten Menge bas Beraltete und Aufzuhebende zu beseitigen und Anderes einzusühren. Wir haben Dekrete desselben, und ein Baiernherzog hat im 10. Jahrhundert auf einer zu Ranshofen gehaltenen Beamtenversammlung eine Verordnung beschlossen1). So durfte also der Herzog, mährend das Regierungsamt ein Verordnungsrecht nicht enthielt, innerhalb des Bereiches seiner Gewalt Gesetze geben, ohne daß eine Mitwirkung ober Genehmigung des Königs erforderlich mar.

Allen diesen Rechten lag der Gedanke zu Grunde, daß der Herzog König sei.

Wenn wir die dargestellten Befugnisse in ihrer Wirksamkeit betrachten, so gewinnen wir die Überzeugung, daß es unmöglich war, diese Herrscherrechte ohne ein Recht des Zwanges zu lassen. Ein Herrscher, welcher berechtigt ist, zum Heerzug aufzubieten, an seinen Sof zu laden, Boll zu erheben und Gesetze zu geben, muß rechtliche Mittel besitzen, um diejenigen, die sich seinen Rechten widersegen, zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten. Die Berechtigung, zu zwingen, ist unbezweifelt vorhanden gewesen; aber wieder entsteht die Frage, ob wir aus unseren dürftigen Materialien Aufschluß über ihre juristische Natur gewinnen können. Wir erfahren schlechterdings nichts barüber, wenn gesetzlich vorgeschrieben wird, daß, wo die gräfliche Zwangsmacht aus faktischen Bründen unzureichend sei, die herzogliche einzuschreiten habe, denn diese Anordnung unterscheidet weder, noch identifizirt sie die Natur beider Zwangsrechte; aber wir vernehmen auch dadurch noch nicht etwas Entscheidendes, wenn der König die Sohe der Geldstrafen

¹⁾ Leges 3, 458 c. 5. 13. 463. 464 f. 484 und oben S. 438.

für Übertretung eines herzoglichen Befehls begrenzt. So hat das alemannische Gesetz die Strafbeträge der drei weltlichen Befehlshaber parallel denen der geistlichen abgestuft, allein die Maß= bestimmung erbringt noch keinen Nachweis über den Rechtsgrund des Bannes selbst. Sie erweist nämlich nicht, daß der Herzog seinen Zwang in königlicher Vollmacht geübt habe, weil gar nicht abzusehen ist, weshalb die Obergewalt die Zwangsübung ihres Unterstaats nicht habe regeln dürfen. Überdies hat auch der König das Strafmaß für Verletzungen einzelner seiner Herrscher= rechte selbst eingeschränkt, freilich ohne sich badurch zu binden, und wenn es richtig ist, daß dem Herzog die Strafgelder im Lande zufielen, so würde unwahrscheinlich sein, daß der König ihm die Ginkunfte übertragen hatte. Bei einzelnen Rechtshand= lungen haben spätere Herzoge bei ihrer Gewalt und ihrem Banne Strafe angebroht; eine eigene herzogliche Berechtigung, Straf= befehle zu erlassen, kann auch da vorhanden sein, wo die von dem Herzog angeordnete Buße zwischen König und Herzog zu theilen ist; ihre Existenz wird selbst dadurch nicht ausgeschlossen, daß ein Herzog auf die Kontravention gegen eine Schenkung, die er dem Kloster Ranshofen machte, eine Strafe von 60 Gold= stücken zum Vortheil des Königs setzte. Denn Anordnungen der letzten Art enthalten nicht eine Strafverfügung im Namen bes Königs 1). Genügen die vorstehenden Bemerkungen nicht, um die Eigenberechtigung des Herzogs inbetreff des Zwanges darzu= thun, so haben wir dieselbe aus bem Wesen der herzoglichen Gewalt zu folgern.

Im Innern, wie wir sahen, war der Herzog König, aber war er es auch nach außen, besaß er völkerrechtliche Selbständigsteit? Wohl mochte die volle Konsequenz seiner Staatsherrschaft ihm auch dieses Necht in dem Umfang, welchen seine Reichsspflichten zuließen, gewähren, es hätte in der That einer besons deren Minderung seiner Königsrechte bedurft, um ihm die äußere Repräsentation zu entziehen, es wären jedoch mehrere und ges

¹⁾ Man vergleiche Lex Alamann. 28 f. 36, 5. Lex Baiuwar. 2, 4 f. 10, 4. Jeantin, Chronique de l'Ardenne 2, 488. Urfundenbuch des Landes ob der Enus 2, 161 f. und oben S. 447.

wichtige Beweggründe zu einer berartigen Schmälerung benkbar. Der Nachweis, daß ihm das Repräsentationsrecht fehlte, würde baher die Nichtigkeit der obigen Begriffsbestimmung nicht gefährden, ber Nachweis hingegen, daß dieses Recht ihm zustand, würde zu ben Gründen, die wir bisher für unfere Auffassung vorgetragen haben, einen neuen hinzufügen, der sie vielleicht alle an Beweißfraft übertrifft. Es ist eine Reihe von Handlungen, aus ber wir unsere Kenntnis des Rechts zu entnehmen haben. Tassilo I. fiel in das Land der Slawen ein und Theodo lag mit ihnen im Arnulf unternahm 934 einen Angriff auf den König Rriege. Hugo von Stalien, einer seiner Nachfolger stieg wieder 951 über die Alpen, derfelbe Herzog, der ein Jahr zuvor mit den Ungarn gekämpft hatte. König Rudolf von Burgund forderte Burchard, ben Herzog der Schwaben, auf, ihm auf seinem italienischen Kriegszug Beistand zu leisten, und der Herzog gewährte die nachgesuchte Der Sachsenherzog hat die Daleminzier hart bedrängt. Baiern hat 927 und 1031 mit Ungarn Berträge abgeschlossen, Ungarn hat 1146 Baiern ben Krieg erklärt1).

So haben die Herzoge Kriege begonnen, um Beute zu machen und Land zu erobern; das Ausland hat sie, indem es ihnen Bündnisse antrug oder sie mit Krieg überzog, als völkerrechtliche Mächte behandelt; der König hat keinen Einspruch gegen ein solches Vorgehen erhoben und weder eine Ermächtigung zum Kriege ertheilt,

Das Dasein des Vertretungsrechtes ist zu wichtig, als daß ich die Beweise für die Ubungsakte, aus denen wir dasselbe entnehmen, auslassen dürfte. Sie solgen hier in der obigen Ordnung. Paulus Diaconus 4, 7.— Aribo, Vita Emmer. § 5, Acta Sanctorum, September 6, 475. — Liudprand 3, 49. — Widukind 2, 36; 3, 6. Hrotsuit 610 SS. 4, 330. Regino cont. 951 SS. 1, 621. — Ann. Hildesh. u. s. w. 950 SS. 3, 58 s. — Liudprand 3, 13. — Widukind 1, 17. — Ann. Ratisp. 927 SS. 17, 583. — Ann. Hildesh. 1031; Wipo Rap. 26. — Ann. Claustroneob., Auct. Zwetl. und Chron. Magni presb., alle drei zum Jahre 1146 SS. 9, 614. 540; 17, 487. Otto Fris., Gesta 1, 30. 32. — Fredegar Rap. 87 ist übergangen, Agathias 1, 6 schon S. 410 citirt. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts handeln Reichsbeamte ähnlich, Herim. Aug. 1051 SS. 5, 130; häusiger aber erst seit dem 12. Jahrhundert, 3. B. Vita Chunradi c. 18. 20 SS. 9, 73. 74, 75; für die Bestimmung des Herzogsrechts ist dies jedoch gemäß der Bemerkung oben S. 424 ohne Belang.

noch die Verträge genehmigt. Der Grund dieses dreiseitigen Vershaltens kann nur in einem Rechte gesucht werden; die Thatsachen machen in ihrer Übereinstimmung den Schluß auf ein rechtliches Handeln der Herzoge nothwendig. Da nun eine Verechtigung dieses Inhalts aus dem gleichzeitigen Beamtenrecht nicht abzusleiten ist, so entnehmen wir aus jenen Übungsakten das Dasein der äußeren Staatsgewalt des Herzogs. Der geringe Inhalt dieses Staatenverkehrs hat keinen anderen Grund als die thatsächliche Beschränktheit der Interessen.

Wir haben bisher die Rechtsansicht, daß die herzogliche Ge= walt an Inhalt der königlichen gleich jei, in ihren Konsequenzen dargelegt. Es bleibt noch übrig, eines Berhältnisses zu gedenken, welches eine Seite barbietet, die für die politische Beurtheilung nicht ohne Wichtigkeit ift. Es ist das Verhältnis des Herzog= thums zur Landesfirche. Wir können uns bei ber Besprechung besselben auf die Bisthumer beschränken, weil das, was in dieser Hinsicht lehrreich sein möchte, schon aus ihnen zu entnehmen ist, und wollen nur Baiern betrachten 1). Im 8. Jahrhundert nahm ber Herzog seiner Rirche gegenüber die Stellung bes Königs ein. Er setzte Bischöfe ein, berief Synoden, versah ihre Beschlüsse mit Rechtstraft und wurde vom Papst als Herr der Kirche behandelt, aber zu einer anderen Zeit war es der Oberherrscher, ber die Bischöfe ernannte. Ein ähnlicher Wechsel ist in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts eingetreten. Arnulf erhielt vom Könige das Recht, die Bischöfe einzusetzen, aber keinem seiner Nach= folger ist es wieder bewilligt, und ein anderer Volksherzog hat in dieser Zeit eine solche Befugnis nicht besessen. Der ange= führte Thatbestand kann juristisch so aufgefaßt werden, daß das Recht des Staats über die Kirche an sich nicht in dem

¹⁾ Lex Baiuwar. 1, 10. Breves notitiae 10, 5, S. 34 Keinz, aber auch Mon. Germ., Script. 11, 6. 86. Leges 3, 451. 457. 459. 463. Jaffé 3, 105. Liudprand 2, 23. Thietmar 1, 15; 2, 17. Bgl. noch Neue Abhandlungen der baierischen Atademie 1, 246 f. (1779). Daß sich ein Bischof an dem Kriegszug Arnulf's nach Italien betheiligte (Ann. S. Rudberti 935 SS. 9, 771), ist wohl eine Rechtsfolge der Unterworfenheit; später, s. Vincentius 1167 SS. 17, 683 stehen bischösliche Truppen für sich.

reichsrechtlich bestimmten Inhalt ber Herzogsgewalt enthalten war, jondern ein Sonderrecht bildete, welches besonders erworben und verloren wurde. Bei Arnulf setzen Liudprand wie Thietmar eine Spezialverleihung voraus, burch welche also nicht der Umfang der herzoglichen Gewalt erweitert, sondern dem Berzog neben bem Herzogthum noch dieses spezielle, wohl personlich gemeinte Recht gewährt worden ift. Hingegen ware es möglich, unter den Agilolfingern die Einheitlichkeit der weltlichen und firchlichen Be-Es würde bemnach die Gewalt über die fugnisse anzunehmen. Kirche ein Bestandtheil der Herzogsgewalt sein, der wie andere der Aussonderung fähig ist, aber, soweit eine derartige Berringerung der Machtvollkommenheit nicht stattgefunden hat, dem Herzog als solchem zufommt. Ließe sich biefe Annahme binlänglich begründen, so würde ein nicht unerheblicher Unterschied zwischen den alten und den neuen Herzogthumern bestehen, zwar nicht ein Unterschied, welcher das Wesen des Herzogthums berührt — in diesem Falle würde er hier zu erörtern sein —, je= boch ein Unterschied, ber in ber Geschichte des Berhältnisses von Staat und Kirche Beachtung verdienen würde.

Das lette Gebiet ber herzoglichen Regierung, bem wir eine eingehende Betrachtung widmen muffen, ist die Organisation ber herzoglichen Regierungsmittel. Ein Unterkönigreich ist nicht denkbar ohne eigene Verwaltung. Es hieße einen Mann zum Regenten machen und ihm die Mittel ber Regierung verweigern, wenn die Beamten, die einen beträchtlichen Theil seiner Rechte auszuüben hatten, Beamte eines Anderen, nämlich des Königs, gewesen wären. Wie konnte sich ber Herzog fremder Werkzeuge bedienen, um seine Truppen anführen, seine Gerichte verwalten oder seine Strafen vollstrecken zu lassen? Die durch Abstraktion gefundene Königsherrschaft könnte in der That die herzogliche Amtshoheit beweisen, sie folgt ja mit Nothwendigkeit aus ihr, und der mögliche Einwand, daß hier das Recht vielleicht nicht konsequent verfahren sei, ist berartig, daß er einer Widerlegung Wir würden jedoch, wenn es möglich wäre, einer nicht bedarf. folchen Deduktion gern ausweichen; aber wir muffen fie zu Gulfe nehmen, weil unsere Berichterstatter überhaupt nicht im Stande

waren, eine Mittheilung hierüber zu geben. Die Thatsachen, die sie zu überliefern vermochten, bleiben einer doppelten Auslegung fähig. Wenn wir auf bas beste bargethan hätten, bag ber Herzog die Beamten in seinem Lande anstellte, beaufsichtigte, mit dienst= lichen Anweisungen versah und entließ, so würden wir bas zu Beweisende nicht erwiesen haben, weil die bezeugten Befugnisse sowohl Ausfluß der Amtshoheit als Anwendung einer verwal= tungsmäßigen Vollmacht fein fonnten. Es ist unmöglich, ben Nachweis bireft zu führen, daß ein durch Delegation begründetes Recht bes Herzogs nicht vorhanden war, und wir verzichten daher bei unserer Untersuchung barauf, aus dem Recht bes Her= zogs über die Beamten Beweisgründe für die unterkönigliche Natur des Herzogthums zu gewinnen; aber wir haben wenigstens die etwaigen Bedenken, ob dem Herzog überhaupt ausgebehnte Rechte über das Beamtenthum zustanden, hinweg zu räumen. Gelingt es, Befugnisse festzustellen, welche Außerungen ber Amts= hoheit sein könnten, so dürsen wir in Ermangelung von Gründen für die Behauptung, daß jene Befugnisse in dem herzoglichen Regierungsamt enthalten gewesen seien, ihr Wesen durch diejenigen Berzogsrechte näher bestimmen, deren Natur außer Zweifel fteht. Wie wir das Recht des Beamten, sich Vertreter zu bestellen, nach Maßgabe des Gesammtrechts verstehen, so würden wir ein äußerlich ähnlich sich bethätigendes Recht eines Königs aus bemfelben Grunde und mit bemfelben Rechte auf bas Ronigsrecht ber Amtshoheit zurückführen. Es versteht sich endlich, daß das Recht über das Beamtenthum in der vorherzoglichen und der nachherzoglichen Zeit ein belegirtes sein konnte, während es in der Herzogszeit ein Amtshoheitsrecht war.

Der wichtigste Regierungsbeamte ist der Graf und der wich= tigste Punkt das Anstellungsrecht. Als die beiden süddeutschen Bolksrechte abgefaßt wurden, war die Stellung des Grafen keinem Zweifel ausgesetzt. Denn obwohl die Gesetzgeber mehrmals Ver= anlassung nahmen, über ihn zu bestimmen, enthielten sie sich doch einer Verfügung über die Ernennung, und auch später sinden wir keine Konflikte oder besondere Ordnungen zwischen König und Herzog auf diesem Gebiet. War demnach dieses Recht keiner

speziellen Feststellung bedürftig, so folgt, daß Thatsachen, welche uns eine beschränkte Ausfunft gewähren, eine allgemeinere Beweisfraft für andere Seiten, Länder ober Zeiten besiten. dem baierischen Gesetzbuch findet sich ein unscheinbares, schon mehrmals zur Unterstützung des herzoglichen Einsetzungsrechtes verwendetes Wort. Indem das Gejet bem Grafen die Pflicht auferlegt, bem Herzog Anzeige zu machen, wenn ein gewaltthätiger Freier von ihm nicht bezwungen werden fann, bedient es sich des Ausbrucks: Der Graf hat es seinem Herzog zu melden. Was bedeutet dieses "sein"? Deutet es auf einen Vorgesetzten ober einen Dienstherrn hin? Da die sprachliche Auslegung hier keine Entscheidung ermöglicht, suchen wir andere Erklärungsmittel. Wir bemerken, daß Handschriften bes Gesethuchs dux und iudex vertauschen, als ob der Beamte ein Mittel der herzoglichen Regierung ober der Herzog ber rechtlich burch einen Vertreter Sanbelnde wäre. Um Hofe bes Herzogs begegnen wir vornehmen, gewiß zum Theil in Umtern befindlichen Männern; ein Klofter wurde 763 unter Zustimmung des Herzogs und feiner Satrapen, also "seiner" Statthalter, beschenkt. Nach den Aschaimer Beschlüssen war ber Herzog befugt, ben Beamten seines Landes Dienstbefehle zu ertheilen 1). Aus einem anderen Volksherzogthum erhalten wir die Nachricht, daß von dem Oberherrscher dem Herzog ber Befehl zuging, seinen Beamten Achtung ber Immunitäts= privilegien zu gebieten. Das alemannische Gesetz hat die dentwürdige Bestimmung, daß der Bolksrichter vom Herzog anzustellen sei, jedoch gemäß dem mit dem Bolf zu treffenden Übereinkommen2). Gegen wen richtet sich die Anordnung? Will sie das Recht des Berzogs mehren oder mindern, sicherstellen oder einschränken,

and the same

¹⁾ Lex Baiuwar. 2, 5. dux und iudex wechseln 1, 10 S. 275; 1, 13 S. 278; 2, 14 S. 287; 2, 8 S. 389; 12, 1 S. 424, und stehen auch 13, 1—3 S. 314 f. in solcher Beziehung. Vita Corbiniani § 39, Acta Sanctorum, September 3, 291. Sinnacher, Saeben 1, 503. 763 Font. rer. Austriac. 2, 31 S. 1. Leges 3, 458 c. 11. Undeutlich ist das Mitherzogthum eines Sohnes Tassilo's, 777 Urkundenbuch des Landes ob der Enns 2, 2. Wer sind Lex Baiuwar. 17, 5 nostri iudices? Vgl. noch 860 Beyer, Urkundenbuch 1, 99 f.

²⁾ Fredegar Kap. 124. Lex Alamann. 41, 1 mit S. 162 Note z und Lex Curiens. 1, 10, 1.

oder will sie dem Volke neues Recht geben oder ein seitens bes Berzogs gefährdetes bestätigen, oder wendet sie sich endlich weder an den Herzog noch au das Volk, sondern beabsichtigte sie nur unbefugten Ansprüchen Anderer auf das Richteramt entgegen zu Die Zuziehung des Volkes bei der Anstellung eines Rechtskundigen erklärt sich aus bem Umstand, daß bas Bolk am besten wußte, wer sein Recht fannte; ber Richter felbst aber war, wie er einmal auch genannt wird, ein Richter des Herzogs. Burde das Grafenamt übergangen, weil bei ihm die Betheiligung des Volkes zweckwidrig oder die Anmaßung Unberechtigter nicht zu befürchten war? Wenn wir endlich berücksichtigen, daß die Einsetzung des Bischofs dem Könige vorbehalten, jedoch von dem Herzog erworben wurde, so scheint das Mindere, die Grafenernennung, als ein selbstverständliches Herzogsrecht behandelt zu Überblicken wir diese Thatsachen, die verschiedene Länder, verschiedene Beamte und verschiedene Seiten bes Dienstes betreffen, aber darin übereinkommen, daß sie dem Herzog theils ausdrücklich Rechte geben, theils solche anerkennen oder vorausjetzen, ohne daß beschränkende oder widerstreitende Rechte des Königs sichtbar werden, so müffen wir schließen, daß der Herzog Rechte über die Beamten des Landes bejaß, neben denen gleich= werthige oder überhaupt andere als außerordentliche Rechte des Königs feinen Raum hatten.

In ähnlicher Weise müssen wir in der zweiten Periode vorsgehen. Wir haben, indem wir uns in den Zusammenhang der Staatsthätigkeit versehen, einzelne Begebenheiten in dem Sinn zu deuten, welcher der anderweitig sestgestellten Herrschaft des Herzogs entspricht. Das werthvollste Zeugnis für das Herzogszecht geben die Versügungen, welche zu Kanshofen erlassen sind. Ein Graf, der eine gewisse Amtspflicht verletzte, sollte die Gnade des Herzogs und das Amt verlieren. Wenn er des Herzogs Gnade einbüßte, so folgt, daß er ihm untergeben war, und wenn seine Abseharkeit durch den Herzog normirt wurde, so folgt, daß er vom Herzog eingesetzt wurde. Oder wäre damals eine Verzordnung dieses Inhalts über den königlichen Grafen von einem Herzog mit seiner Beamtenversammlung gültig zu beschließen ges

wesen? Wir können uns wieder auf das ausnahmsweise Besetzungsricht der Bisthümer berufen, da, wenn die Berechtigung bis zu dieser Grenze ausgedehnt wurde, der Rückschluß auf das allgemeine Recht, die Grafen anzustellen, geboten erscheint. Ferner läßt Effehard die Herzogin Habewig sagen: es ist mein Recht, daß ein Laie, der einen Laien verletzt hat, vor meinem Grafen bestraft werde. Es ist eine Analogie, wenn Brun in Lothringen Unterherzoge bestellte1), und endlich setzen die späteren Lehnsgrafen der Herzoge ehemalige Amtsgrafen berselben voraus?). Eine Nachricht bestätigt noch indirekt unser voriges Ergebnis. Heinrich II. hat eine Grafschaft Hermann's II. von Schwaben du Lehn gegeben, jedoch unter Verhältnissen, welche die Handlung als eine Magregel des Kampfes mit dem Herzog erscheinen lassen. Der Herzog hatte dem Könige noch nicht gehuldigt, ein Krieg war nothwendig geworden — unter diesen Umständen erfolgte die Belehnung3).

Die bisherige Darstellung der herzoglichen Regierungsmittel ließ nicht wahrnehmen, daß sich innerhalb des Herzogthums eine Anderung derselben vollzog außer derjenigen, welche mit rechtlicher Nothwendigkeit aus dem Wesen der Würde folgte. An die Stelle des Königs war als Amtsherr der Herzog getreten, die Ämter selbst waren die allgemeinen geblieben. Aber es gab eine Einrichtung, welche uns deutlicher das Abbild des Königreiches vor Augen stellt. Herzoge hielten Hof, wie ihn der König hielt,

¹⁾ Leges 3, 484 c. 4. Ekkehard c. 96, Mittheilungen 16, 350. Ruotger, vita Brunonis c. 37 SS. 4, 269. Flodoard 959 SS. 3, 404. — Daß Gozelo I. einen Sohn zum Unterherzog bestellte, ist unerwiesen, Breßlau, Konrad II 2, 269.

²⁾ Wipo Kap. 20. Ann. S. Galli mai. 1038 SS. 1, 84. Otto Fris., Gesta 2, 28. Drei bayerijche Traditionsbücher 1880 S. 8. 41. Ann. Zwetl. 1180 SS. 9, 541. Ungewiß ist, ob die prefecti ducis (Widusind 3, 44) Grasen sind, obschon Widusind's Sprachgebrauch dafür ist.

B) Thietmar 5, 13. Die Verleihung einer baierischen Grafschaft durch den König auf Antrag des Herzogs 973 (Mon. Boica 31, 1, 216), das Aufsgebot baierischer Grafen durch den König, als das Herzogthum durch Absehung erledigt war (Ann. Ratisp. 1085 SS. 13, 50) und die bei Wipo Kap. 20 geltend gemachte Beziehung zum König, worüber Breßlau a. a. D. 2, 372 f., ergeben für unsere Frage nichts.

ihr Hof bedeutete für das Herzogthum, was der Königshof für das Reich bedeutete. Allein obschon wir einen solchen Herzogs= hof übereinstimmend in mehreren Herzogthümern finden, beruht seine Einführung auf partikulären Vorgängen, welche nicht er= lauben, ihn für Länder anzunehmen, aus benen wir fein Zeugnis über eine derartige Regierungspraxis besitzen, und ebenso wenig sind wir befugt, eine weitere organisatorische Ausbildung, die ihm in einem Herzogthum zu Theil geworden war, auf ein anderes zu übertragen. Deffen ungeachtet find wir nicht auf eine bloße Statistif bes Vorkommenden angewiesen, es gibt vielmehr einige allgemeine Züge der vorhandenen Hoftage. Schon die Gleichheit bes Zweckes, bem sie bienten, machte sie einander gleichartig. war ihre Aufgabe, dem Regenten in der Ausübung seiner Herr= schaft dadurch faktischen Beistand zu leisten, daß sie ihm den materiellen Inhalt seiner Entschließung bilden halfen. Weil ihre Thätigkeit auf einer Pflicht, die ihnen gegenüber bem Herzog oblag, beruhte, so hatte der Dienstherr frei darüber zu entscheiden, mit welchen Personen und über welche Gegenstände, zu welcher Zeit und an welchem Orte er Rath halten wollte; sie traten nicht zusammen auf Grund eines Rechtssatzes ber Staatsverfassung, sondern auf Grund eines persönlichen Dienstbefehls. Für den Inhalt ihrer Hofpflicht war irrelevant, durch welches Rechtsverhältnis sie hofpflichtig waren, der Basall diente hier nicht anders als der Graf ober ein hofpflichtiger Bischof. Die Pflicht, welche durch das konkrete, zwischen Herzog und Hofpflichtigen bestehende Verhältnis begründet war, hörte nicht auf Pflicht zu fein, wenn sie ehrenvoll oder vortheilhaft war. Ginige Berzoge haben sich nicht darauf beschränkt, einzelne der Rathgeber zu laden, sondern haben Rlassen derselben in Gesammtheit entboten, am häufigsten, soviel wir wissen, in Baiern, und unter den Ber= fonen, die sie gruppenweise geladen haben, sind die Grafen und Bischöfe vornehmlich bemerkenswerth 1). Es ist wohl bergestalt



¹⁾ Erstes Beispiel für beide Leges 3, 484. Die Grafen nennt 1025 Urkundenbuch des Landes ob der Enns 2, 80. Häusiger als die Klassisischen nach dem Amt ist die nach Maßgabe der sozialen Stellung, aber Ausdrücke wie optimates, principes u. s. w. können Beamtengruppen einschließen oder bedeuten.

ein bestimmter Personenfreis aufgekommen, dessen Mitglieder in Gesammtheit vorhanden sein mußten, um den höchsten Nath des Herzogs zu konstituiren. Sine weitere Ausführung der Entswickelungen von Regierungsversammlungen, welche lediglich dem Herzog zu dienen hatten, ohne ihn zu einer bestimmten Aussübung seiner Herrschte zu verpflichten, würde uns von unserer Aufgabe abführen.

Wir haben die Herrschaftsrechte des Herzogs betrachtet. Es ist jetzt nothwendig, daß wir uns der anderen Seite seines Staates, dem Verhältnis desselben zum Oberstaat, zuwenden. Wir haben in dieser Richtung zwei Reihen von Rechtssätzen und Rechtsverhältnissen, welche die Abhängigkeit vom König betreffen, zu verfolgen. Die eine normirt das Verhältnis zwischen dem König und dem herzoglichen Unterthan, die andere regelt das Vershältnis zwischen König und Herzog.

Den ersten Gegenstand unserer Betrachtung machen Land und Leute bes Herzogs aus. Wir würden unsere Aufgabe fehr unvollständig erledigen, wenn wir nicht versuchen wollten, auch biese Berhältnisse aus ben Quellen zu ermitteln; eine befriedigende Beantwortung diefer schwierigen Fragen vermögen wir jedoch auf solchem Wege nicht zu gewinnen. Soweit wir nämlich die angegebenen Beziehungen aus einzelnen Aften feststellen follen, muß unser Resultat aus einem doppelten Grunde sehr unvollkommen bleiben. Wenn unsere färglichen Materialien einmal Mittheilung über eine Forderung des Königs, die von den Herzogsleuten erfüllt wurde, machen, so ist noch nicht unmittelbar ber Beweis geführt, daß dies als Recht gefordert und als Pflicht geleistet wurde. Wenn ferner, soweit unsere Berichte reichen, ber König eine mögliche Herrschaftsausübung unterlassen hat, so haben wir noch nicht nöthig, dieses Verhalten auf den Mangel eines Rechts zu beuten, da die Ausnutzung eines Rechts aus vielen Beweggründen Stellten sich bem lediglich rechtgemäßen unterbleiben konnte. Handeln und der vollen Ausübung des Rechts erhebliche prattische Schwierigfeiten entgegen, jo mochten nach einer längeren thatsächlichen Regelung Rechte entstehen oder erlöschen und end. lich ein wenig konjequentes Recht vorhanden sein.

150

Wir haben das Volksherzogthum als Unterkönigreich charak= terisirt. Demnach war sein Land nicht nur ein Staatsgebiet, sondern dieses Staatsgebiet mußte Reichsland sein. Die in ihm enthaltenen Rechte haben gezeigt, daß es nicht eine örtliche Unterabtheilung der königlichen Regierung, ein Amtsbezirk war; die Gebietshoheit des Königs hat zu erweisen, daß es Reichsland Die rechtsgeschichtliche Erörterung wird hierbei Landesbeherrschung und Personenbeherrschung nicht mit voller Genauigkeit aus einander zu halten haben, da sie sich gegenseitig ergeben. Mit dem Reichsland wird der Reichsunterthan, mit dem Reichs= unterthan das Reichsland erwiesen. Das bedeutendste Zeugnis für die Königsherrschaft legen in der ältesten Zeit die zwei großen Gesetze ab, eine stärkere Außerung berselben ist kaum benkbar. Was der König auf einer Beamtenversammlung seines Reiches beschlossen hatte, wurde Gesetz; er hat nicht dem Herzog befohlen, demselben in seinem Lande Gesetzeskraft zu verschaffen, und er hat vielleicht das Verhalten des Herzogs hierbei als so gleich= gültig angesehen, daß er bessen Zustimmung nicht erwähnt hat. Um die Zeit, als die Gesetzgebung die unmittelbare Königsherr= schaft bethätigte, erging an die Baiern der Befehl, 9000 Bulgaren, die bei ihnen auf des Königs Geheiß einquartiert waren, Die Baiern gehorchten. heinrich I. verordnete für zu tödten. bas Reich, daß die Klöster befestigt werden sollten, eine Berfügung, die auch für das Herzogsland galt, weil dasselbe ein Gebietstheil des Reiches war. Aus diesem Grunde sind auch königliche Truppen berechtigt gewesen, durch das Herzogthum zu marschiren, und sicherlich hat die Reichsacht auch dort Geltung Die Ginfachheit des Lebens verhinderte eine umfassende Ausgestaltung der Gebietshoheit. Gine Wirfung berfelben ift jedoch noch bemerkenswerth, nämlich die, daß der Herzog nicht befugt war, Reichsland abzutreten. Man hat zwar vermuthen zu dürfen geglaubt, daß Burchhard I. von Schwaben dem König von Burgund einen Landstrich inberlassen habe; aber der Ge= währsmann, auf den man sich beruft, Liudprand, hat ungefähr das Gegentheil gesagt.

Die Herrschaft über die Personen war ohne Zweifel der

werthvollere Theil der königlichen Rechte. Der Begriff des Unterstaats würde aufgehoben sein, wenn eine staatliche Verbindung zwischen König und Herzogsunterthan nicht vorhanden gewesen Wie das Herzogthum kein Staat sein würde, wenn es feine Unterthanen hätte, so würde auch seine Unterordnung nicht eine staatliche sein, wenn der König nicht auch König bieser Herzogsleute ware. Gine internationale Staatenverbindung, gleichviel wie einseitig die Berechtigung, wie weitreichend ihr Inhalt und wie gesichert ihre Dauer wären, würde den Begriff des Unterstaates nicht ergeben, obschon sie historisch hinreichen könnte, um ein auf Staatsrecht gerichtetes Berhältnis, eine Ginordnung von staatlicher Art herbeizuführen. Daß nun die Rechtsverbindung von Königreich und Herzogthum eine Berbindung von König und Volf enthalten habe, fann eine ausführliche Erörterung nicht erforderlich machen, da kein Zweifel darüber obwaltet, ob die Herzogsleute Reichsleute gewesen seien, sondern die Frage ist, ob die Reichsregierung rechtlich darauf beschränkt war, ergänzend und berichtigend einzugreifen, oder ob sie ohne diese Voraussetzung unmittelbar mit Umgehung des Herzogs staatliche Afte vornehmen durfte. Da in beiden Fällen das Dasein einer staatlichen Obergewalt möglich ist, so sind aus der Verschiedenheit der Gestaltung des Rechtes nicht Folgerungen über das Wesen des Volksherzogthums zu ziehen.

Unter den Merovingern besaß das Reich über die Alemannen und die Baiern eine nicht nur subsidiäre Staatsgewalt. Die Gesetze an sich und einzelne Rechtssätze derselben zeigen, daß dem König eine Herrschaft zustand, welche eine unmittelbare Regierung gewährte, und daher sind beide, der König und der Herzog, dominus der Stammesgenossen und ist ihre Macht über dieselben potestas genannt. Die Doppelherrschaft ist zu einer Konsequenz benutzt. Wer einen Menschen tödtet, soll straffrei sein, wenn der König oder der Herzog die Tödtung geboten hatte. Ferner ergibt sich daraus, daß beide die Kriegspflichtigen ausbieten dursten; auch das Ausgebot des Königs erging als solches an die Stammeseleute. Aber daß eine solche Konsurvenz in dem Recht auf die Unterthanenpslichten allgemein gegolten habe, ist aus den anges

führten Bestimmungen nicht zu entnehmen. Zubem erweckt bas Verhältnis der beiden Hofgerichte Bedenken. Das alemannische Gesetz verfügt, daß der Herzog zu richten habe, ausgenommen todeswürdige Verbrechen, in denen auch der König richte. ift unwahrscheinlich, daß die Meinung des Gesetzes sei, der An= kläger dürfe bei den schweren Übelthaten zwischen beiden Gerichten wählen. Wir haben eine Notiz, welche zu einer richtigen Be= urtheilung des Verhältnisses hinführen könnte. Es wird ge= meldet, die Appellation an den König finde statt, wenn eine Partei gegen das am Herzogshof gefällte Urtheil Widerspruch er= Demnach scheint ber Sinn ber Bestimmung zu sein, daß in geringen Sachen der Herzog endgültig erkenne, während bei größeren die Berufung an den König statthaft bleibe. Eine solche Abgrenzung der Gerichtsgewalten würde nicht die konsequente Durchführung des Princips sein, principgemäß wäre nur noch die Ordnung der todeswürdigen Handlungen, aber andrerseits würde durch eine derartige Ausführungsbestimmung die Existenz des Princips nicht in Zweisel gestellt werden. In Baiern ist bei Klagen gegen einen Bischof die elektive Konkurrenz beider Hofgerichte wohl nicht zu bezweifeln, da nach dem hierüber dis= ponirenden Artikel der König den Bischof einsetzte1). Die recht= liche Zuläffigkeit einer unmittelbaren Herrschaftsübung des Königs wird auch für die spätere Zeit noch nicht in Abrede zu stellen Wenn die Schwaben 1027 den König für ihren höchsten Herrn und Beschützer erklärten, so wäre freilich damit noch nicht dargethan, daß sie auf ein subsidiäres Einwirken bes Königs nicht beschränkt waren, und auch die Reichsangehörigkeit, welche die Baiern, die sogar ohne ihren Herzog Heinrich I. erkoren, bethätigten, gewährt uns keinen sicheren Aufschluß über die reichs= rechtliche Zulässigkeit einer unmittelbaren Königsherrschaft. Diese äußert sich jedoch in der unbedingten Zuständigkeit des Königs= gerichts. Hier ergänzt der König nicht bloß die herzogliche Regierung, er ist nicht darauf angewiesen, daß die Billigkeit des

¹⁾ Lex Baiuwar. 1, 10 f.; 2, 4. 8. Leges 3, 259. Lex Alamann. 11, 2. 27. 44 nebît S. 146 Note r zu Titel XLIV.

herzoglichen Urtheils angesochten oder eine Justizweigerung einsgetreten ist, sondern er darf ohne weitere Voraussehungen richten; er könnte allerdings auch versuchen, den Herzog zum eigenen Richten zu veranlassen. Einen allgemeineren Ausdruck hat das Verhältnis der Angehörigen eines Herzogthums zum König in der Treupflicht gewonnen. Wie bereits unter Tassilo Baiern dem Könige geschworen haben, ihm ihre Pflichten zu erfüllen, so haben es Lothringer unter Heinrich III. und Schwaben unter Lothar gethan. Was hier eidlich versichert wurde, war natürlich eine von Alters her bestehende Pflicht. Nach dem Gesagten hat also der König staatliche Gewalt über den Unterthan des Herzogs.

Die letzte Gruppe von Rechten, mit denen wir uns zu besichäftigen haben, ordnet das Verhältnis zwischen König und Herzog. Die Abhängigkeit des Herzogs, welche den Begriff des Unterstaats nur andeutet, läßt eine sehr verschiedene Ausführung zu. Wir haben die Regelungen der Dienstleistungen, der Resgierungspflicht, der Wittel, welche die Erfüllung der Pflichten bewirken, und endlich das Einsetzungsrecht für sich in's Auge zu fassen.

Wenn wir den Inhalt der Rechte des Königs auf ein bestimmtes Verhalten des Herzogs betrachten, so erblicken wir zwei Arten von Besugnissen: die eine verpflichtet den Herzog zu Diensteleistungen für den König, die andere zu einer gewissen Ausübung seiner Herrscherrechte. Unsere ältesten Quellen halten jedoch beide nicht aus einander, sondern gehen sofort von einem allgemeineren Gesichtspunkt aus. Indem sie die Pflichten, Truppen zu besehligen und Gericht zu halten, feststellen, sühren sie beide Obliegenheiten auf den Nutzen des Königs zurück und fassen jene konkreten Handlungen nur als Beispiele der Thätigkeit auf, durch welche das Interesse des Königs zu fördern sei. An einer anderen Stelle wird der Kütslichkeitsmaßstab mit der Aufstellung einer allgemeinen Gehorsamspflicht vertauscht, und endlich ist die Unter-

and the second

¹⁾ Baiern betreffen Fredegar Kap. 117. Ann. Laur. mai. 787, Einhard. 787 SS. 1, 172 f., auch eine Urfunde 804, Abhandlungen der historischen Klasse der baierischen Abaemie 12, 1, 219. — Anselm 2, 54 SS. 7, 221. Wipo Kap. 20. Ann. Saxo 1134 SS. 6, 769.

worsenheit in ihrer Gesammtheit als Treupflicht angesehen. Tren zu sein hat Endo's Sohn bei der Übernahme der aquitanischen Herrschaft Karl Martell versprochen, auch Morman war zu Treue verpflichtet.). Hat jedoch dieser allgemeine, für das Herzogthum gar nicht charakteristische Kahmen einen positiven dem Herzogthum eigenen Inhalt? Bestimmt sich das schuldige Nützlichsein ganz nach der konkreten Lage, den individuellen Bedürsnissen des Oberkönigs? Wird der Inhalt der Gehorsamspflicht durch den freien Willen des Königs gegeben, also daß keine Handlung vorhanden wäre, die er nicht gebieten dürste, und ist endlich die Treue lediglich auf die subsektive Gesinnung gestellt? Sehen wir uns danach um, wie die Wirklichseit sich in diesen Beziehungen verhalten hat.

Unter den Dienstleistungen ist die Kriegspflicht die praktisch wichtigste gewesen. Sie besteht darin, auf Befehl des Königs persönlich in den Krieg zu ziehen und die untergebene Mann= schaft zu stellen. Wie die alten Herzoge der Alemannen und Baiern mit ihren Kriegsvölkern ausziehen mußten, so finden wir auch später fort und fort Herzoge und ihre Truppen im königlichen Kriegsdienst. In der Ungarnschlacht 955 haben Herzoge an der Spite ihrer Stämme gefochten, die baierischen Scharen wurden von Beamten bes erkrankten Herzogs befehligt. 1018 ließ Heinrich II. dem Herzog von Lothringen den Befehl zugehen, gegen die Friesen auszuziehen, wozu der Herzog auch einen Bischof mit seinen Rriegern aufbot, sei es daß der Kriegsbefehl eine solche Ermäch= tigung enthalten hatte, oder sei es, daß der Herzog gemäß der königlichen Heerverwaltung den Oberbefehl über diese Truppen zu führen pflegte. Vor der Heerfahrt gegen Robert II. von Flandern hielt Heinrich V. 1107 in Regensburg eine Besprechung mit Kriegspflichtigen Baierns, um die Modalitäten des Feldzugs festzustellen. Wenn es endlich eines Zeugniffes bedürfte, wie hoch die Herzogspflicht, persönlich mitzustreiten und die Krieger

- 151 U

¹⁾ Lex Alamann. 35 = Lex Baiuwar. 2, 9 = Leges 3, 336, ferner fidelis Lex Baiuwar. 3, 1. Ann. Mett. 735 SS. 1, 325. Ermoldus Nigellus 3, 81 ©. 43 Dümmler.

Sistorische Beitschrift D. F. Bb. XVI.

anzuführen, geschätzt sei, so genügt es daran zu erinnern, daß 788 in dem gegen Tassilo eingeleiteten Absetzungsversahren ein Verlassen des Heeres als eine der schwersten Vergehungen bestrachtet wurde, obgleich diese Pflichtwidrigkeit schon 763 und unter einem anderen König begangen war und inzwischen Erseignisse eingetreten waren, nach denen sich annehmen ließ, daß jene That vergeben sei.

Seit wann der Herzog zu Hofdienst verpflichtet war, kann nicht mehr ermittelt werden. Wohl treffen wir bereits unter den Merovingern Herzoge am Königshof und wir erfahren gelegent= lich, daß sie ihre Meinung über die einzuschlagende Politik mit Nachdruck geltend machten 1); aber solche Handlungen sind zu vereinzelt, als daß wir aus ihnen die Berpflichtung des Herzogs, gleich dem Grafen und dem Bischof bem Könige zu rathen, abnehmen dürften. Die Hoffolge des Herzogs tritt uns erst zu einer Zeit entgegen, als er Bafall geworden war. An sich liegt nun in diesem chronologischen Verhältnis nicht die Nothwendigfeit, die Hoffahrtspflicht auf die Basallität zu gründen. engere Verbindung zwischen beiden Herrschern, die sich seit Otto I. äußerlich in dem Hausdienst des Herzogs darstellte, einem Dienst, der keine Vasallenpflicht, überhaupt keine Pflicht war, scheint die Möglichkeit offen zu lassen, daß das allgemein an Inhalt zunehmende Zusammenleben auch diesen Fortschritt in der Bereinigung enthielt. Ift hierdurch eine sichere Bestimmung des ursprünglichen Rechtsgrundes der herzoglichen Hofpflicht verhindert, so darf nur mit hoher Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß sie aus der Basallität entstamme, weil sie in diesem Dienst= verhältnis einen hervorragenden Platz einnahm und, soviel wir sehen, ungefähr gleichzeitig mit ihm entstand.

Wir haben eine Anzahl von anderweitigen Befehlen des Königs an den Herzog, denen Folge zu leisten der letztere ohne Zweifel verpflichtet war. Es würde jedoch ohne wissenschaftlichen Werth sein, wenn wir hierdurch bloß konstatiren wollten, daß der Inhalt der Nechte des Königs über den Herzog sich nicht

¹⁾ Bgl. Agathias 1, 6. Fredegar Kap. 88.

mit dem Recht auf ein Dienen erschöpfte, sondern eine weiter= gehende Unterworfenheit begründete. Es kommt vielmehr auf den Inhalt und ben Rechtsgrund folcher Gebote an. Mustern wir dieselben, so finden wir eine doppelte, fehr verschiedene Art. Die eine hat zum Inhalt die Gemährleistung ber ordnungsmäßigen Ausübung der Herrscherrechte. Befehle diefer Art nöthigen den Herzog zu richten, die Rechte aufrecht zu erhalten, die Kirchen insbesondere zu schützen 1). Demgemäß ist die untere Gewalt der oberen zu einer bestimmten Ausübung ihres Herrschaftsinhaltes verpflichtet. Hier unterscheidet sich der Berzog von dem König. Während dieser richten und schützen darf und nach dem politischen Ideal auch richten und schützen soll, aber keine rechtlichen Mittel vorhanden sind, welche seine Pflicht zu einer Rechtspflicht machen ober die später als Rechtspflicht angesehene Regierungspflicht ge= währleisten, ift in dem Staatsrecht bes Berzogthums die Regentenpflicht durch das Dasein der Oberherrschaft zu einer gewährleisteten Rechtspflicht geworden. Auch auf dieses bestimmte Verhalten des Herzogs war der König berechtigt. Wenn ein Herzog die ober= hoheitlichen Rechte verlette, wenn er sich weigerte, mit seinen Truppen zum Heere des Königs zu stoßen, oder dasselbe ohne Erlaubnis verließ, wenn er seine Gewalten mißbräuchlich ausübte, indem er in seiner Regierung nachlässig und pflichtvergessen war, oder wenn er die seiner Unterworfenheit entsprechenden Sand= lungen überhaupt einstellte und seinen Staat zu einem unabhangigen Staate machen wollte, so war er dem Könige schädlich, untreu, ungehorsam2). In diesem Sinne werben die angeführten allgemeineren Wendungen zu verstehen sein.

Es gibt noch eine zweite Art königlicher Rechte, die sich ebenfalls in Befehlen äußern können, Nechte, welche sich von den

^{1) 1105} Seherus S. 30 Duhamel. 1116 Cod. Udalr. 176, Jaffé 5, 310. Der Herzog soll einem Manne Gottes bei dem Bau einer Telle behülstich sein, Vita Galli c. 23, Mittheilungen 12, 29. Bgl. die Gesetze in der Anmerkung S. 465.

³) Fredegar Kap. 87 III f. Ann. Einh. 741, Mett. 743 SS. 1, 135. 327. Erchanbert SS. 2, 328. Boretius, Capit. 1, 74 c. 3. Vita Heinrici II. c. 19 SS. 4, 688.

bisher betrachteten badurch unterscheiden, daß sie, ohne Beziehung auf das Verhältnis zwischen Königthum und Herzogthum zu nehmen, die allgemeine Königsherrschaft auf den Herzog zur An-Pippin richtete an Waifar ben Befehl, die wendung bringen 1). Immunitäten der Kirche zu achten, nicht wenige Immunitäts= privilegien nennen unter ben in der Strafflausel namhaft gemachten Personen auch den Herzog; Heinrich II. gebot dem Herzog von Baiern, der Abtei Mondsee entrissenes Gut herauszugeben, und ließ eine herzogliche Burg, weil sie dem Lande schädlich war, zerstören, zugleich bei schwerer Ahndung den Neubau untersagend. Es würde sehr irrig sein, in diesen und analogen Außerungen ber königlichen Gewalt eine Bethätigung einer besonderen, ihr über das Herzogthum zustehenden Obergewalt zu erblicken: es liegt hier nur das allgemeine Königsrecht vor, inhalts bessen einem jedem, dem Unterthan wie dem Grafen, dem Bischof wie bem Herzog, verboten werden darf, Unrecht zu thun. Weil wir hier fein eigenthümliches rechtliches Berhältnis vor uns haben, bedarf es auch keines speziellen Strafbesehls. Es ist baher nur konsequent, wenn das baierische Gesetz für Verknechtung ober Besitzentsetzung eines Freien die nämliche Gelbstrafe anordnet, mag der Herzog, ein Beamter ober irgend ein Anderer sich eines dieser Vergeben schuldig machen. Ohne Rücksicht auf die Person folgt hier aus bem gleichen Verbietungsrecht die gleiche Strafe.

Das berechtigte Interesse, welches der König daran hatte, daß der Herzog gut regiere und die Privatrechte in seinem Lande nicht beeinträchtige, lag darin, daß die Reichsleute im Herzogsthum jede Theilnahme für König und Reich eingebüßt haben würden, falls sie der Willfür des Herzogs preisgegeben wurden. Es ließe sich daher erwarten, daß der König, um seine oberhoheitslichen und allgemeinen Rechte dort in Geltung zu erhalten, einen

¹⁾ Es genügt zu verweisen auf Lex Alamann. 1, 1; Lex Baiuwar. 1, 1; 7, 4: Ann. Laur. mai. 760 SS. 1, 142; Fredegar Kap. 124; Pez 6, 1, 327; Widufind 2, 6; Vita Heinrici a. a. O.; Sigehard, Mir. Maxim. c. 12 SS. 4, 232; Urkundenbuch des Landes ob der Enns 1, 107. Whß, Zürich S. 23 sicherte ein Herzog seine Anordnung über Klostereinkünste gegen sich selbst das durch, daß er sie mit Erlaubnis des Königs vornahm.

ständigen Beamten einsetze, den er mit der Wahrnehmung solcher Rechte betraute. Weshald eine solche Maßregel unterblieben ist, läßt sich jedoch leicht erklären, und es ist nur dem Irrthum entzgegenzutreten, daß im 10. Jahrhundert ein derartiges Amt gesichaffen sei. Damals wurde das Stammespfalzgrafenamt errichtet, eine Würde, welche sich wie die des Herzogs ihrem Titel nach auf ein ganzes Volk erstreckte. Das Amt gab dem Gedanken bedeutsamen Ausdruck, daß ein Theil des Volkes noch königlich sei, und bestätigt nur die Annahme, daß das Herzogthum selbst kein Reichsamt war. Daß dieses Grafenamt keine Rechte über den Herzog enthielt, geht schlagend aus dem Umstand hervor, daß Heinrich I. von Baiern während einer Abwesenheit den Pfalzgrafen seines Stammes zu seinem Stellvertreter ernannt hat 1).

Ein Theil bes im Vorigen erörterten reichsrechtlichen Inshalts bes Verhältnisses zwischen Königthum und Herzogthum hat seit dem 8. Jahrhundert zwei neue Rechtsgründe erhalten. Als Pippin, der nachmalige König, sich durch eine glückliche Heersahrt gegen Griso Baierns bemächtigt hatte, gab er wohl dem Gesdanken, daß das Land Reichsland sei, dadurch einen neuen rechtlichen Ausdruck, daß er dasselbe als Benefizium an Tassilo verslieh, und serner machte er sich später diesen Herzog in neuer Weise dienstbar, indem er ihn veranlaßte, sein Basall zu werden. Damit war die Anwendbarkeit zweier Institute des allgemeinen Rechts auf das Herzogthum entdeckt. Nachdem beide Rechtsegeschäfte inzwischen auch für andere Fürsten und Fürstenthümer in Gebrauch gekommen waren, sind sie durch Heinrich I. für die beutschen Herzogthümer zu bleibender Anwendung gebracht²). Wir

¹⁾ Vita Oudalrici c. 10 SS. 4, 398.

²⁾ Es ist schon mehrmals bemerkt, daß die Berichte der Ann. Laur. mai. 748. 757. 781. 786. 787 SS. 1, 136. 140. 162. 170. 172 in ihrem Zussammenhang zu interpretiren sind. Bon Tassilo's letztem Vertragsschluß melden Ann. Lauresh., Nazar. und Guelf. 787 das. 1, 33. 43 und Hibernicus 2, 94 f. vgl. 68 S. 398 Dümmler. — Bon nur wenigen Herzogen im deutschen Reich können wir nachweisen, daß sie des Königs Vasallen waren und ihr Reich zu Lehn besaßen; aber da unsere Berichterstatter hiervon wie von gewöhnlichen Borkommnissen erzählen, so haben wir solche Verträge wenn nicht für das Alleingültige, so doch für das Allgemeingültige und entwickelungsgeschichtlich

bürsen hier nicht untersuchen, eine wie große Wirksamkeit sie auf die Umbildung des Herzogthums in ein Reichsamt geübt haben, sondern haben nur das Verhältnis des vertragsmäßigen Rechts zu dem älteren staatlichen zu erwägen. Es leuchtet sofort ein, daß beide in den Rechtswirkungen größtentheils zusammentrasen. Die Rechte auf das Herzogthum, welche die Belehnung begründete, schlossen eine einseitige Schmälerung durch den Herrn aus und waren lebenslänglich, ähnlich waren die staatlichen Rechte; die Pflichten des Vasallen, seine persönliche Kriegspflicht, die Pflicht, dem Herrn Kriegsleute zu stellen, ihm nicht zu schaden, seinen Nuzen zu sorden, diese und andere Verpflichtungen deckten sich in ihrem praktischen Resultat mit den früheren und es bot keine Schwierigkeit, die Rezierungspflicht als eine Vasallenpflicht anzusehen.

Auch soweit kein neuer Pflichtinhalt geschaffen, vielmehr der alte in den neuen Rechtsgeschäften wiederholt war, mußten die Verträge hinfort die Rechtsgründe dieser Pflichten sein. Denn zu bem Zweck waren sie geschlossen, daß durch sie die gegenseitigen Rechtsverhältnisse bestimmt werden sollten. Der Pflichtinhalt jedoch, in dem sie nicht übereinstimmten, fonnte nur Bertrags= recht oder Staatsrecht sein. Der Inhalt bes vertragsmäßigen Rechts war jett ohne Zweifel größer als der des staatlichen, aber vorhanden mußte letteres noch fein. Hätte es nicht Rechte und Pflichten zwischen Volksherzogthum und Königthum gegeben, die aus der Lehngutseigenschaft und der Basallität nicht abzuleiten waren, so würden unsere Herzogthümer genau unter demselben Recht gestanden haben wie Dänemark unter Ludwig dem Frommen oder Ungarn unter Heinrich III. Das Herzogthum blieb noch über die Verträge hinaus unterworfen. Allein was anfänglich in bas Lehnrecht nicht aufzunehmen war, mußte sich später mit ihm unter

Maßgebende zu halten und haben daher auf abweichende Ereignisse hier keine Rücksicht zu nehmen. Basallität oder Belehnung bezeugen Widukind 2, 1, Wipo Nap. 4, Ann. Quedlind. 985 SS. 3, 67, Thietmar 6, 3; 8, 17, Gesta ep. Camerac. 3, 55 SS. 7, 487, Widald, ep. 319 S. 449, Privil. 1156 SS. 17, 383. Die Basallenpsticht betonen bei Eberhard von Franken und dem Gegenkönig Rudolf Widukind 2, 24, Berthold 1078 SS. 5, 307, Jaffé 5, 501.

gegenseitiger Anpassung zu einem Rechtsganzen vereinigen; es war praktisch unausführbar, beide Rechtsreihen gesondert zu erhalten und eine jede für sich zu entwickeln. So mußte das Lehnrecht für das Fürstenthum durch älteres, auf die frühere staatliche Einsordnung zurückgehendes Recht zu einem modifizirten Lehnrecht werden, in welchem die ehemalige Doppelartigkeit der Rechtssäße nicht mehr sichtbar war. Durch die Hinübersührung der herzogslichen Rechte und Pflichten in das Lehnrecht ist das Volksherzogsthum seiner eigenartigen Fortbildungsfähigkeit beraubt.

So war der Herzog verpflichtet. Von einem Manne, ber die umfassenden Rechte und die außerordentliche Macht eines Volksherzogs besaß, ließ sich in dieser Zeit, wo in den Kreisen der Gewalthaber Eigenwille und selbstsüchtiges Begehren weit stärker waren als die öffentlichrechtliche Pflichttreue, nicht erwarten, daß er die ihm obliegenden Handlungen gewissenhaft erfüllen werde. Für ihn war das Maß der Realisirbarkeit des Königsrechtes ein nicht unwichtiger Beweggrund, seine Pflicht zu unterlassen oder Wieweit solche thatsächlichen Verhältnisse die Rechts= zu thun. bildung beeinflußt haben, müffen wir hier übergehen; für uns kommt nur in Frage, ob sich aus ben rechtlichen Mitteln, die bem Könige zur Durchsetzung seiner Rechte zu Gebote ftanden, Aufschluß über das Wesen des Volksherzogthums gewinnen läßt. Mit dem Recht war selbstverständlich dem Berechtigten die Befugnis gegeben, den ihm widerstrebenden Willen nöthigenfalls mit Gewalt zu überwinden; aber was ist bei diesen Schutzmitteln geeignet, uns über bas Wesen bes Herzogthums zu unter= richten?

Eine Reihe von Maßregeln, welche beabsichtigen, den Herzog dienstwilliger zu machen, wie eidliche Versprechungen desselben, Side Dritter und Geiseln, belehren uns nicht, und wenn ein Herzog an den Hof geladen wird, um sich persönlich zu versantworten, so liegt auch hier nichts Charakterisirendes vor¹). Hingegen könnte auf den ersten Blick der Strasbesehl an den



¹⁾ Ann. Laur. mai. 788 SS. 1, 172. Widufind 2, 16. Ann. Altah. 1070. Berthold 1070 SS. 5, 275.

Herzog Aufschluß zu bieten scheinen. Denn in dieser Hinsicht werden Herzoge wie Grafen behandelt, beiden wird bei Gnade besohlen. Allein das Herzogthum würde doch hierdurch dem Amte nur gleichgestellt, wenn der Befehl bei Gnade ausschließlich bem Beamtendienstrecht angehörte. Zwar wird er in diesem seinen historischen Ursprung und ben Hauptsitz für seine praktische Verwendung haben, aber mit dem spezifischen Amtsdienstrecht hat er nichts zu thun. Der Strafbefehl ist ein Befehl bei Gnabe, wenn sich der Befehlshaber vorbehält, Art und Maß der Strafe nach eingetretener Zuwiderhandlung festzuseten. Das Motiv ift, daß Rücksicht auf die Person und die individuelle Schuld genommen werden soll. Während bei Unterthanenpflichten eine generali= sirende, von der Person und der konfreten Lage absehende Strafsatung üblich war, weil hier eine Individualisirung ebenso un= nöthig als beschwerlich gewesen ware, war in anderen Verhältnissen eine Würdigung des Einzelnen nicht wohl auszuschließen, und insbesondere war eine berartige Rücksichtnahme dem Herzog Der König ließ daher im voraus ungegenüber zwedmäßig. entschieden, wie er die Übertretung seines Gebotes ahnden werde, aber erklärte, daß ein pflichtwidriges Handeln nicht ungestraft bleiben folle. Go hat er, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 1105 einem Herzog bei seiner Gnade befohlen, die Rirchen in seinem Lande zu schützen1).

Wenn sich der Herzog nicht fügte, so durfte der König zur Beugung seines pflichtwidrigen Willens Gewalt anwenden. Die Waffen übernahmen die Funktion des Exekutors, Widerstand war also neues Unrecht. Der Krieg bezweckte, den rechtmäßigen Anspruch der oberen Staatsgewalt zwangsweise durchzusetzen. Als Waisar sich 760 weigerte, gemäß Pippin's Forderung Besitzungen der Kirchen in seinem Lande zurückzustellen und ihre Immunitäten zu achten, ferner das Wergeld für rechtswidrig getödtete Gothen zu zahlen und die zu ihm gestüchteten Franken auszus

-

¹⁾ Seherus S. 30 (Duhamel). Bgl. über die Gnade vorläufig meinen Auffat "Zur Geschichte des deutschen Reichstags", Ergänzungsband 1, 240 der Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.

liefern, zog der König mit Heeresmacht gegen ihn und nöthigte den Herzog, alles zu erfüllen, was er ihm geboten hatte. So mochten die Mittel, deren sich der König bediente, um seine Bestugnisse geltend zu machen, sehr verschiedene Gestalt annehmen, ohne daß wir das Wesen der Würde aus ihnen abnehmen können.

Es gab noch ein Mittel, das von weit größerer Bebeutung war als die vorhin erwähnten, und das während der letzten Jahr= hunderte häufig und mit Erfolg gebraucht worden ist. Die Anwendbarkeit dieses Mittels führt uns zu der Beobachtung eines Unterschiedes zwischen Regierungsamt und Herzogthum. Aus bem Wesen des alten Amtes folgte freie Widerruflichkeit der Anstel= lung. Denn ein Amtsauftrag burfte zu jeber Zeit zurückgenommen werden, für den Auftraggeber war es nur eine Frage des Willens, ob er das Dienstverhältnis aufheben ober fortbestehen laffen solle. Wo hingegen der Inhaber ber obrigkeitlichen Rechte beren Subjekt war, war die Konsequenz, daß die Dauer der Herrschaft dem Belieben des Königs entzogen war. Dem Begriff stand nicht entgegen, daß eine Beendigung ber Regierung wider Willen des Regenten verhängt wurde, wenn die Absetzung aus Rechtsgründen eintrat; aber eine Absetbarkeit, die bem königlichen Ermeffen anheimgestellt war, wäre mit ber herzoglichen Berechtigung unvereinbar gewesen. Da es nun für die königliche Regierung eine politische Nothwendigkeit war, die Befugnis zu besitzen, einen Herzog zu entfernen, der unfähig war, seine Pflichten zu erfüllen, so entstanden rechtliche Absetzungsgründe. Das Rechtsprincip berselben war die Unfähigkeit, zu bienen ober zu regieren. Fähigkeit war eine doppelte, sie gründete sich auf das Können ober auf das Wollen. Die persönlichen Leistungen, die dem Herzog oblagen, erforderten eine gewisse förperliche und geistige Kraft. Ein Mann, welcher verpflichtet war, persönlich für den König zu kämpfen und das Heer anzuführen, mußte die Waffen ge= brauchen und zu Pferde streiten können, und ein Mann, welcher persönlich Recht zu sprechen hatte, mußte sich ein Urtheil über ben Thatbestand zu bilden vermögen. Satte ein Berzog aufgehört, hierzu fähig zu sein, so durfte ihn der König der Regierung für verlustig erklären.

Allein eine berartige Dienstuntauglichkeit war nicht ber einzige und nicht der wichtigste Absetzungsgrund. Auch der Mangel bes Willens mußte zur Entziehung ber Bürbe führen burfen. Dber hätte ein Herzog, der einen verbrecherischen Angriff auf die fonigliche Herrschaft unternommen ober die Erfüllung seiner Obliegenheiten verweigert hatte, ein Recht besitzen dürfen, lebens: länglich in feiner Stellung zu verbleiben? Gin Blick in die deutsche Geschichte beweist, daß die Könige fort und fort Herzoge aus solchen Gründen abgesetzt haben. So schwierig auch die Feststellung bes Thatbestandes in mehreren Fällen sein mag, jo scheint boch barüber fein Zweifel bestehen zu können, daß der König die Absetzung nicht nach freiem Ermessen verfügte, sondern seine Entschließung auf Thatsachen stützte, durch welche die Verwirkung der Herrschaft rechtlich begründet wurde, oder auf Annahmen, welche in dieser Hinsicht den Thatsachen gleich standen. ist irrelevant, ob der abgesetzte Herzog wirklich schuldig mar; es fann fogar die Absetzung eines Schuldlosen fehr gut die rechtlich begrenzte Absetbarkeit beweisen, nämlich in bem Fall, wenn die Entscheidung mit Rechtsgründen versehen und somit das reale Motiv juristisch verschleiert wurde. Wir erinnern an einzelne Absetzungen. Leudefrid von Alemannien hatte sich an einer Berichwörung gegen Childebert II. betheiligt. Die Untersuchung gegen Tassilo III. hatte so viele Beweise für seine pflichtwidrige Gesinnung ergeben, daß er nicht mehr zum Nuten des Königs regieren konnte. Der Fürst hatte 763 das königliche Heer ohne Erlaubnis verlassen; er hatte Mitvasallen nach dem Leben getrachtet; er hatte Verhandlungen mit den Avaren angeknüpft, die sich gegen seinen König und Dienstherrn richteten; er hatte die Außerung gethan: niemals wolle er ben König wiedersehen, und wenn er zehn Söhne hätte, alle wolle er verlieren, ehe er seine Pflicht Konrad von Zütphen ist 1053 Baiern aberkannt, weil er thue.

¹⁾ Lex Alamann. 35. Lex Baiuwar. 2, 9. Auch der Zusatz Leges 3, 381 c. 8 Anm. ist zu vergleichen.

ungerecht gerichtet und Parkstein, eine bischöflich regensburgische Feste, eingeäschert hatte. In Bamberg hat zu Pfingsten 1035 der König Adalbero von Kärnten auf Majestätsverbrechen an= geklagt, auf diesen Grund hin ist er verurtheilt, und wegen des= selben Berbrechens sind Konrad, Otto's I. Schwiegersohn, und Otto von Nordheim ihres Fürstenthums verluftig gegangen. Heinrich II. von Baiern hatte sich 974 mit Boleslaw von Böhmen und Mesco von Polen verschworen, den König vom Thron zu Beinrich bem Stolzen, welcher bem neuen König nicht gehuldigt hatte, ist Baiern abgesprochen, und Heinrich V. hatte dieses Land verloren, weil er 1008 bei der Belagerung von Trier seinem Herrn ben Rath gegeben hatte, der Besatzung freien Abzug zu bewilligen, obwohl er wußte, daß sie sich nicht mehr halten könne, und weil er einen Aufstand begonnen hatte. diesen Fällen lag ein Thatbestand vor, welcher den Herzog un= geeignet erscheinen ließ, die Regierung fortzuführen, weil auf seine Pflichttreue und Dienstwilligkeit nicht mehr zu rechnen war. dings stand es bei dem König, ob er Gnade oder Recht anwenden wolle; aber wenn er sich entschloß, von seinem Absetzungsrecht Gebrauch zu machen, so nahm er ein subjektives Recht und er Die Rechtmäßigkeit seiner nahm es aus rechtlichen Gründen. Handlung war unabhängig davon, ob er, ehe er seine Entscheidung traf, eine Untersuchung über die Schuld veranstaltete und einen Ausspruch der Fürsten einholte, eines formellen Rechtsverfahrens bedurfte er nicht, aber in der Mehrzahl der Absetzungen ließ er eine vorgängige Ermittelung ber Schuld eintreten und formell konstatiren, daß er berechtigt sei, zur Absetzung zu schreiten. Allein der bedeutende Unterschied, der einst zwischen Rücknahme des Amtsauftrags und Aberkennung des Herrscherrechts bestanden hatte, kam in Abgang, seit die Inhaber königlicher Regierungs= rechte ein selbständiges Recht auf ihre Befugnisse erwarben, und hiermit nimmt auch unser Interesse an den Absetzungen der Her= zoge stetig ab.

Der letzte Punkt, durch den die Festskellung des Wesens des Bolksherzogthums erwartet werden kann, ist die Erwerbung der Würde.

Die Besetzung eines erledigten Herzogthums hat sowohl in ber Politik als bei bem Untergang bes Unterkönigreichs eine außerordentliche Rolle gespielt, aber für die Frage, ob Theodo ober Taffilo III., Waifar ober Salomon ober die auf fehr verschiedene Weise eingesetzten Regenten des neuen baierischen Berzogthums Reichsbeamte ober Unterkönige waren, gewährt sie nur in eingeschränktem Umfang Aufschluß. Wie das Wesen des beutschen Königthums badurch keine Rechtsänderung erfuhr, daß aus dem Erbreich ein Wahlreich wurde, ober wie ein Bafallenstaat berselbe blieb, mochte ber Fürst burch Erbrecht, Volkswahl ober durch die Lehnsherrschaft bestellt werden, so konnte auch die herzogliche Regierung durch verschiedene Gründe erworben werden, ohne daß ihr Wesen sich verwandelte. Zwar trat das Charafteristische, daß der Herzog in eigenem Namen regierte, hervor, wenn er seine Würde burch Erbrecht erhielt, aber es war nicht nothwendig, daß er, wenn er vom König eingesetzt wurde, seine Regierung in Vollmacht des Königs führte, obwohl in diesem Fall vielleicht ein äußeres Rennzeichen fehlte, bas feine Anstellung von der eines königlichen Beamten unterschied. Wir haben demnach nur denjenigen Vorgängen besondere Aufmerksamkeit zu widmen, auf benen sich die Eigenberechtigung auf die Herrschaft entnehmen läßt, hingegen bie, welche in dieser hinsicht nicht lehr= reich sind, nicht eingehend zu betrachten.

Drei Faktoren sind es, welche nach dem Anstellungsrecht gestrebt und dasselbe nach einander oder mit einander besessen haben: das Geschlecht, das Volk und der König. Ihr gegenseitiges Schwanken, das Vordringen des einen, das Zurückweichen eines andern lehren, daß hier Gegensäße vorhanden sind, die unfähig sind bleibend mit einander zu bestehen, — die Wirkslichseit des Rechts verträgt nicht eine beliebige Kombinirung der möglichen Verleihungsgründe. Wird das Erbrecht des Regentenshauses die Mitbetheiligten verdrängen, wird die Stammesberechstigung stärker als die übrigen Faktoren sein oder wird das Königsthum beide überwinden?

Suchen wir zunächst uns über die innere Natur der Theilsnehmer zu unterrichten. Der Faktor, der uns zuerst entgegens

tritt, ist das Geschlecht. Kein Volksherzogthum war ursprünglich denkbar ohne ein herrschendes Geschlecht. Das Geschlecht, sich selbst überlassen, würde eine Berufung durch Hausrecht ergeben. Das Hausrecht würde ein durch Erbrecht theilbares Herzogreich herbeiführen; ein Rückfall in die Vielherrschaft war nicht wahr= scheinlich und eine Individualsuccession durch Erbrecht, die auch im Königreiche nicht zur Ausbildung gekommen, war nicht zu erwarten. Der Ausschluß der Theilbarkeit war nur von einer anderen Seite her zu gewinnen, durch das Volk ober durch den König. Volksinteresse stellte sich der alleinigen Geltung des Erbrechts entgegen. Denn es war für das Volk von Werth, seine staat= liche Einheit zu bewahren und es war überdies seinen Interessen entsprechend, wenn es bei einem Wechsel des Regenten die perfönliche Verbindung mit ihm erneuern durfte. Für das Geschlecht war die Volkstheilnahme nicht gefährlich. Das politische Bewußt= sein der Bölker war noch nicht stark genug, um der Anknüpfung der Herrschaft an ein individuelles Dasein, an eine Familie leicht zu entrathen; vielleicht war die Stärke ober die Schwäche des politischen Volkssinns mehr bedingt durch die Leichtigkeit oder Schwierigkeit eine Dynastie zu behalten als wirksam durch sich selbst. Der rechte Weg, beide, Volk und Geschlecht, zu verbinden, wäre der gewesen, den schon die Germanen suchten, Wahl durch das Volk aus dem Geschlecht. Aber zu diesen Faktoren kam der Den Interessen des Königs widersprach sowohl Erbrecht als Stammeswahl, weil beide nicht bezweckten einen Mann anzustellen, welcher geeignet sei, die übernommene Gewalt im Dienste des Königs zu gebrauchen. Bei der Wirksamkeit, die dem Persönlichen, dem guten Willen, der Anhänglichkeit überlassen blieb, war das Anstellungsrecht unter den Besugnissen, die dem König über das Herzogthum zustehen konnten, eines der praktisch wichtigsten. Einem Manne, wie er ihn wünschte, die Stellung zu verschaffen, dieses Interesse mußte der König sich rechtlich zu schützen suchen, und wenn er ein Recht erworben hatte, mußte er es er= weitern und verstärken. Stand ihm jedoch die Ernennung zu, so war nur zu wahrscheinlich, daß er sie mehr zu seinem Vor= theil als dem des Volkes ausüben werde. Ein einträchtiges

Lusammenwirken mit den beiden anderen Faktoren war auch hier unrealisirbar. Hatte er aus einem Geschlecht zu wählen, so konnte das Bolk nicht zugleich eine rechtliche Mitwirkung von praktischem Werthe besitzen. Hatte er nur in Gemeinschaft mit der Stammesversammlung zu handeln, so war ein rechtliches Gleichgewicht der Antheile auf die Dauer kaum zu bewahren. Wer sollte die Initiative haben, der Stamm oder der König? Wer sie hatte, ließ dem Mitberechtigten nur die Wahl zwischen Bestätigung und Verwerfung. Sollte das Volk bestätigen, so wurde seine Handlung leicht zu einer demonstrativen und schließlich entbehrlichen Aktion; hatte es zu wählen, so entstand leicht eine aristokratische Wählerklasse. Handelte der König als zweiter, so war für ihn gefährlich, von seinem Verwerfungsrecht Gebrauch zu machen, und nachtheilig, regelmäßig zu bestätigen.

So war hier ein Widerstreit berechtigter Interessen vorhanben, aus dem ein Ausgleich, der alle drei Betheiligte gleichmäßig berücksichtigte, nicht wohl hervorgehen konnte. Und doch war keiner von ihnen für sich allein befähigt, den Zweck der Anstellung hinreichend zu erfüllen. Diese Komplikation hat eine außerordentliche Berschiedenheit in den rechtlichen Mitteln, welche für die Bestimmung des Herzogs zur Anwendung kamen, hervorgebracht. Rechtsausübung ohne Stetigkeit, unsaßbare politische Beeinflussung, Unsicherheit in der thatsächlichen Haltung, Kampf der Parteien treten uns entgegen und bieten für die politische Geschichtschreibung einen anziehenden Gegenstand. Für uns jedoch besteht nur die Frage, inwiesern die Rechtsvorgänge Materialien zur Beurtheilung bes volksherzoglichen Wesens gewähren.

Für die Darlegung der konkreten Verhältnisse kann eine mehrfache Behandlung eingeschlagen werden. Jeder einzelne Faktor ließe sich für sich darstellen, es wäre aber auch möglich ihre etwaige Roezistenz in jedem Volksherzogthum zu verfolgen. Ob wir diesen oder jenen Weg betreten, entscheiden wir danach, ob Reichsrecht sich ausbildet oder vorherrscht, oder ob die Entwicke-lung größtentheils im Landesstaatsrecht verharrt. Wir müssen, glaube ich, wenn dieser Gesichtspunkt zutreffend ist, beide Beschandlungsweisen verwenden, die erste für das deutsche und die

zweite für das fränkische Reich. Hierzu gibt jedoch noch ein anderer Umstand Veranlassung. Wir sind über die meisten alten Herzogthümer äußerst schlecht unterrichtet. Wir haben zwar ein paar Notizen, aus denen wir den Einfluß und auch wohl ein Recht des Königs entnehmen können, aber Volf und Seschlecht bleiben so im Dunkel, daß wir ihre Antheilsrechte nicht hinlänglich bestimmen können. Wir wissen, daß einige alemannische Herzoge durch den König eingesetzt sind, allein das Verwandtschaftsvershältnis in der überdies lückenhaften Herzogsreihe ist nicht genügend bekannt und vom Volke ersahren wir nichts. Aquitanien und die Vertagne lassen nach den wenigen uns überlieserten Ereignissen eine sichere Vestimmung ihres Rechtes nicht zu, und nicht besser dürsten die Resultate sein, die aus anderen Volkscherzogthümern zu gewinnen sind. Wir lassen sie daher ganz bei Seite und beschäftigen uns nur mit Baiern.

Richten wir unsern Blick auf Baiern, jo glauben wir zu= nächst in Besitz bes Wiffenswerthen zu sein. Aus bester Quelle, durch das Gesethuch, erhalten wir Nachrichten, und nicht bloß Nachrichten, sondern auch Rechtssätze1). Die beiden Artikel, die von der Nachfolge handeln, rühren vielleicht nicht von demselben Gesetzgeber her, aber ba wir nicht im Stande sind zu erweisen, ob einer von ihnen und welcher ein späterer Zusat ift und zu= bem beide oder ihr Inhalt gleichzeitig gegolten haben werden, so lassen wir jene Frage auf sich beruhen. Der Inhalt der Bestim= mungen ist dem Wortlaut nach, daß der König einsetzt, das Bolf wählt und die Agilolfinger successionsfähig sind. Die Bedeutung des Geschlechts ist hier sofort flar. Das angeborene Recht ent= hält die rechtliche Möglichkeit, die Herzogswürde zu empfangen, die Familieneigenschaft befähigt hierzu, aber sie befähigt auch nur. Niemand anders als ein Angehöriger des Geschlechts soll sie er= werben dürfen, aber die Erwerbung erfolgt auf Grund eines

¹) Lex 2, 1 und 3, 1, nicht auch 2, 9, ein Artikel, der, wie sein Vorsbild, Lex Alamann. 35 vgl. 40 troß Forschungen 23, 171 von der Privatsverlassenschaft handelt und daher nur durch Analogie aus der Erbunwürdigkeit den Berlust der Fähigkeit zur herzoglichen Regierung zu folgern gestattet. Dazu kommt noch Leges 3, 336. Über den Bischof disponirt Lex 1, 10.

ober zweier Afte, nicht fraft Erbrechts. Wer aber gibt ihm die Herrscherstellung? Volf und König sollen ihn bestimmen, aber wie ist ihr Verhältnis zu einander, da ihr Handeln offenbar kein gleichartiges ist? Der erste Artikel verbindet beide Faktoren burch ein aut und man fann nicht sagen, daß aut so viel wie et bedeute. Wir ziehen den Artifel über die Bischofsmahl zur Bergleichung heran, weil er sich für ein analoges Recht bes Königs ähnlicher Ausdrücke bedient. König ober (vel) Gemeinde sollen den Bischof bestimmen. Es kommt uns vor allem barauf an zu fonstatiren, daß das Recht der Gemeinde an der Bischofwahl damals in keiner Weise die Natur einer Rechtsübertragung hatte, sondern der Wille des Königs für die Erwerbung des Bischofsamts der rechtlich allein nothwendige war. Der Umstand, daß die Kirchengemeinde einen Mann in Vorschlag bringen durfte, verwandelte nicht den staatsrechtlichen Aft des Königs, der König war vielmehr befugt einen Mann zu nennen, ben die Gemeinde zu "wählen" hatte und selbst ohne eine vorgängige ober nachfolgende Gemeindehandlung anzustellen. Die Annahme, daß, wie bei dem Bischofe, so bei dem Herzog die einseitige königliche Ernennung genügt habe, auch da, wo das Bolf vor ihr ober nach ihr handelte, wird durch den zweiten Artikel unterstützt, wonach die Könige von jeher einen solchen Agilolfinger, der ihnen treu und weise schien, eingesetzt haben; benn hierdurch ist die Regierungshandlung wenn auch nicht für die alleinige, so boch für die entscheidende erklärt. Demnach war der Bolksakt ohne rechtlichen Erfolg, mochte er sich als Vorschlag ober als feierliche Anerkennung äußern. Mit diesem Resultat ist unsere jonstige Überlieferung in Übereinstimmung. Sie gewährt uns nämlich mehrere Beispiele von Anstellungen durch die Obergewalt, aber keines von einer Volksthätigkeit. Schweigen nun auch unsere Berichterstatter vielleicht nur aus dem Grunde, weil sie fein Interesse hatten, die Stammeshandlung zu erwähnen, so ist boch so viel wenigstens ersichtlich, daß der Oberherrscher der Faktor war, neben dem ein Mitrecht des Volkes übergangen werden konnte. Und als im Anfang des 8. Jahrhunderts die königliche Regierung in der Ausübung ihres Rechts verhindert war, ist

Baiern durch seinen Regenten in mehrere Herzogthümer ge= theilt worden: ein Vorgang, der mit Entschiedenheit gegen eine Stammeshandlung oder die rechtliche Bedeutung einer solchen spricht. Führt uns die vorige Erörterung zu der Erkenntnis des Daseins mehrerer Faktoren und ihres gegenseitigen Verhältnisses, so läßt sie hingegen die Frage nach ihrer genetischen Stellung gänzlich ohne Antwort. Zwar war wohl das Haus der Agilolfinger das altbaierische schon vor der Vereinigung des Landes mit dem fränkischen Reiche regierende Haus, aber ob die Bolksgemeinde schon vor dieser Zeit mitthätig war oder ob sie erst später ein= trat, nachdem das Thronrecht des Geschlechts von den Königen gemindert oder bewilligt war, vermögen wir nicht mehr auch nur wahrscheinlich zu machen. Gin früherer einfacherer Zustand als ber, den das Gesetzbuch aufzeigt, ist anzunehmen, aber wer will ihn erweisen? Es bleibt uns nur bas gewiß, daß bem Ge= schlecht ein Necht auf die Nachfolge zustand, welches in dem weltlichen Beamtenthum ohne Analogie war, daß der Stamm sich äußern durfte, während die Amtsuntergebenen eines Statthalters nicht berechtigt waren, in solcher Beise sich zu erklären, und daß burch diese Bestimmungen ber Anstellungsakt des Königs als ein besonderer, mit der Ertheilung eines Amtsauftrags nicht zu ver= wechselnder Staatsaft kenntlich gemacht würde.

Im beutschen Reiche findet eine schrittweise Beränderung des Successionsrechts statt. Die Entwickelungsgeschichte beginnt mit der landesrechtlichen Herrschaft des Geschlechts, sie erreicht ihre zweite Stuse mit der partifulären Betheiligung des Bolfes und der reichsrechtlichen Mitberechtigung des Königs, und sie endet mit der alleinigen freien Ernennung durch den König. Von diesem Stadium aus führt sie dann zu jener Leihepflicht hinüber, welche das Reichssürstenamt der Territorialzeit charafterisirt, — die Ausbildung und Umbildung des königlichen Anstellungsrechts vermittelst der Regierungspraxis ist eine der wirksamsten Ursachen welche aus dem Volksherzogthum ein territoriales Fürstenthum gemacht haben. Wir haben diesen Verlauf nur bis zur dritten Stuse zu begleiten.

Unter den Gründen, durch welche die herzogliche Regierung Distorische Zeitschrist N. F. Bd. xvI.

erworben werden fann, ist Volkswahl ber idealste. Sie bezeugt uns das Dasein des Staatssinns im Bolke und bietet uns in ber Art und dem Umfang, wie sie gilt, zugleich einen werthvollen Maßstab dar, um die mehr oder weniger vollkommene Verwirklichung des Volksstaats zu ermessen. In dieser Beziehung finden wir nun fast alle deutschen Volksherzogthümer in sehr unvolksmäßiger Verfassung. In Sachsen und Franken vernehmen wir nichts von einer Volksthätigkeit. In Schwaben haben zwar 1079 bie Aufständischen ihren Herzog Berthold von Rheinfelden öffentlich ihrer Unterstützung versichert und nach bessen Tode dem Schwager besselben Berthold von Zähringen ihre Dienstbereitschaft erklärt, allein was Empörer thaten, fann nicht einmal die Vermuthung begründen, daß sie einen rechtmäßigen Bolksakt nachgeahmt haben 1). Nur der baierische Stamm hat seine Berfassung zu einer höheren Vollkommenheit gebracht. Als Graf Heinrich von Luxemburg Heinrich II. um Belehnung mit Baiern bitten ließ, foll ber König zur Antwort gegeben haben: "Wist ihr nicht, daß ich die Verleihung jest nicht ausführen kann? daß die Baiern von Anfang an freie Macht gehabt haben, ihren Herzog zu wählen, und daß es sich nicht ziemt, sie so plötlich bei Seite zu setzen und ihr altes verfassungsmäßiges Recht ohne ihre Zustimmung zu brechen? Wenn der Graf warten will, bis ich selbst nach Baiern tomme, so will ich seinem Wunsche mit gemeinsamem Rath und Willen der Ersten des Landes gern entsprechen." Demgemäß hat ihm ber Konig auf einer von ihm angesagten Versammlung in Regensburg unter Zustimmung der anwesenden Baiern das Herzogthum verliehen. Er felbst war vormals durch "Wahl und Hülfe" ber Baiern mit bem Lande belehnt worden und sein Nachfolger hat ben Sohn Heinrich nach "Wahl" ber

¹⁾ Berthold 1079 und Bernold 1092 f. SS. 5, 319. 454. 457. — Wenn der lothringische Unterherzog Friedrich sich in seiner Urkunde, die Wait 5, 443 aus der mir unzugänglichen Histoire de Metz 4, 73 abdruckt, electione Francorum dux nennt, derselbe, von dem Flodoard 959 SS. 3, 404 sagt, daß ihn Brun eis vice sua praesecit, so sind beide Nachrichten vielleicht so zu vereinigen, daß die Ernennung unter Billigung eines Landtages vollzogen wurde; übrigens haben wir es hier nicht mit einem Bolksherzog zu thun.

baierischen Fürsten zum Herzog eingesetzt. So ist dreimal innershalb eines Menschenalters die Königshandlung in Verbindung mit einer Volkshandlung, die als Ausübung eines Rechts galt, vorgenommen worden, aber hiermit ist, so viel wir wissen, die rechtliche Theilnahme der Baiern abgeschlossen. Nichts in den späteren Berichten weist auf eine juristisch relevante Vetheiligung des Stammes hin, wenn auch ohne Zweisel seinen Wünschen noch öfters Gehör gewährt und seine Meinung erfragt worden ist. Das bedeutendste Ereignis ist, das bereits 1042 der König außerhalb Baierns und ohne einen Stammesakt das Herzogthum an einen Ausländer vergab¹).

Nehmen wir den Wahlvorgang selbst in Augenschein, so sehen wir, daß einzelne Personen, die von dem Stamme nicht beauftragt sind, eine Handlung vollziehen, die als Handlung des Stammes gilt. Wie im Reiche bei der Königswahl, so wurde hier ein Akt als Bolksakt angesehen, weil die Handeln= den auf Grund keiner bestimmten weiteren Gigenschaft als der, daß sie Volksgenossen waren, thätig wurden. Betrachtet man die Neigung der Stammesleute, sich an der Ginfetzung des Herzogs zu betheiligen, als eine praktische Konsequenz der Ge= sinnung, welche sie veranlaßt hatte, den Gewalthaber bei seiner Ausbildung des Herzogthums zu unterstützen, so haben wir an dem Gebrauche, den sie von ihrem erworbenen Rechte gemacht haben, zu ermessen, wie stark jene Stimmung war, wie weit das Verständnis der Bedeutung biefer Rechtshandlung für den Stammesstaat reichte und wann das Bolf eine folche Berbindung mit seinem Fürsten aufgab, die das Herzogthum in Parallele mit dem Königreich gesetzt hatte. Es sind vornehmlich zwei Umstände, die uns einen Einblick gestatten. Es war nicht verfassungsmäßig vorgeschrieben, daß die Baiern auf einer beson= deren Versammlung beriethen und beschlossen, sondern der König durfte mit ihnen zu Rathe sigen und sich an den Besprechungen

¹⁾ Thietmar 4, 13; 5, 8; 6, 3. 28. Ann. Quedlinb. 995 SS. 3, 73. Vita Godehardi post. c. 22 SS. 11, 208. Lambert 1071 SS. 5, 179. Ann. Altah. 1042. Den Stellvertreter eines unmündigen Herzogs ernannte der König, Anon. Haser. c. 35 SS. 7, 264.

betheiligen. Hierdurch nahm der Wahlvorgang leicht bas Aussehen an, als ob dem Konig nur daran gelegen sei, seine Absicht nicht ohne Ginverständnis mit den Ginflugreichsten bes Stammes zur Ausführung zu bringen, daß er jedoch rechtlich nicht gehalten sei, ihre Zustimmung zu seinem Plane zu gewinnen. Go konnte als die Aufgabe des Stammes erscheinen, dem Könige bei seiner Entschließung über die Einsetzung zu rathen. Die verschiedenen Ausdrücke, burch welche die Schriftsteller die Bolfsthätigkeit bezeichnen, verdienen verglichen zu werden, sie interpretiren sich gegenseitig selbst. Wahl, Wille, Rath, Hulfe und Lob, sie deuten darauf hin, daß der König der bestimmende Faktor sei, benn er ist es, an den Rath zu richten und beffen Entscheidung zu loben Gin Beispiel bestätigt es. 1027 haben die Landesfürsten einen Knaben "gewählt", weil er ber Sohn des Königs war, fie haben sich also in Ausübung bes Bolksrechts barauf beschränkt gut zu heißen, was der König gewollt hatte. Nachdem nun durch die angegebene geschäftliche Behandlung der Angelegenheit und burch bas Verhalten berjenigen, welche für ben Stamm hanbelten, aber bas Stammesinteresse nicht wahrnahmen, die stammes= mäßige Fortbildung der Befugnis verlassen war, war es hinfort zwecklos, daß die königliche Regierung an einer besonderen Berathung mit den Baiern festhielt; was sie zu erwägen hatte, konnte sie mit ihren gewöhnlichen Rathgebern erledigen. Eine Nachricht aus dem Ende des 10. Jahrhunderts zeigt für ihre Zeit das Dafein dieser Ansicht1). Damals wurde geschrieben, daß die Fürsten bes Reichs Heinrich zum Herzog ber Sachsen erforen Von dieser Mittheilung ift eben dies und nur dies historisch verwerthbar, daß zur Zeit der Aufzeichnung die Ansicht bestand, der König durfe bei der Besetzung eines Herzogthums wie bei der Besetzung anderer Stellen verfahren, in dieser Hinsicht fei fein Unterschied zu machen.

Mit dem Sonderrecht Baierns war ein Hindernis gefallen, das sich nur in einem Herzogthum der königlichen Verfügung entgegengestellt hatte; aber überall befand sich der Oberherrscher

¹⁾ Vita Mahthildis c. 4 SS. 10, 576.

einem Gegner gegenüber, deffen Beseitigung größere Anftrengungen Mit so leichter Mühe wie das Volksrecht war das erforderte. Anrecht des Geschlechts nicht aufzuheben. In dieser Beziehung war jedoch ein neues Verhältnis mit der Lehnbarkeit des Herzog= thums eingetreten. Das Verleihungsrecht sicherte dem Könige einen Antheil, welcher ihm groß genug erscheinen mochte, um von weiter gehenden Ansprüchen Abstand zu nehmen. Wenn er auf diese Weise die Nachfolge der Verwandten von seinem Willen abhängig wußte, so war er kaum in einer erheblich ungunstigeren Lage als bei ben Regierungsämtern, und bas Recht auf vafal= litische Huldigung erganzte jene Befugnis. Bon diesem Standpunkt aus hat Otto I. Eberhard, Arnulf's Sohn, aus Baiern entfernt, weil er sich geweigert hatte, an ben Hof zu kommen, wo er gewiß Basall werden und sein Land zu Lehen nehmen Es verdient hierbei wohl Beachtung, daß einige Schrift= steller auf Arnulf sogleich Berchtold succediren lassen, weil sie damit die Auffassung tund zu geben scheinen, daß ohne könig= liche Verleihung das Herzogthum nicht zu erwerben sei1). die Regierung sich in Lothringen an der Aufrechterhaltung dieses ihres Rechts genügen, so überging sie hingegen in Schwaben 926 ben Sohn Burchhard's I. und ertheilte bas Herzogthum einem fränkischen Grafen; in Baiern hat sie in noch ausgedehnterem Mage bas Recht einer freien Disposition zur Geltung gebracht. Es erscheint überflüssig, Belege für diese bekannten Vorgänge anzuführen. Man hat berechnet, daß Baiern von 995 bis 1096 dreiundfünfzig Jahre in der Hand der Könige, ihrer Söhne und ihrer Gemahlinnen war, daß Heinrich III. es siebenmal binnen Jahren verlieh, zweimal an einen Knaben und einmal an eine Frau, und daß es von 947 bis 1180 vier Herzoge aus fächfischem, fünf aus schwäbischem, sieben aus frankischem Stamme besaß; und ferner, daß Schwaben von 926 bis 1080 zehn Her= zoge aus fränkischem, zwei aus sächsischem und nur einen aus schwäbischem Stamme erhielt.

¹⁾ Herimannus Augiensis, chron. 937 SS. 5, 113. Auct. Garstense 937 SS. 9, 566.

Um uns die vom König erworbene Berechtigung in ihrer vollen Bebeutung und Tragweite zu vergegenwärtigen, haben wir sie noch in anderweitigen, minder beachteten Wirkungen zu beobachten. Es sind dreierlei Ereignisse, die wir uns zuvörderst in Erinnerung bringen. Das sächsische Herzogthum hört mit Heinrich's I. Thronbesteigung, das fränkische 939 mit Sberhard's Tode auf; Heinrich III. behielt Baiern dis 1042, Schwaben dis 1045 und Kärnten dis 1047, und Baiern war noch am 15. Dezember 1142 ohne Herzog 1), odwohl Leopold schon am 18. Oktober 1141 gestorben und Konrad III. inzwischen im Lande gewesen war; endlich haben Könige die Rechte der Herzogthümer bei der Verleihung gemindert, vielleicht nicht in der Weise, daß sie einzelne Herrschaftsrechte sür sich ausschieden, aber doch so, daß sie Landestheile ablösten, was sie bekanntlich bereits im 10. Jahrshundert begonnen haben.

Betrachten wir diese Gruppe von Dispositionen, von Sandlungen und Unterlaffungen, näher, so ergibt sich unzweifelhaft, daß sie sich als rechtliche charafterisiren und Ausübungen einer und berselben Befugnis sind. In ihnen äußert sich die königliche Verfügungsgewalt, — das königliche Anstellungsrecht hat die allgemeine Gigenschaft bes Königrechts angenommen, die Gigenschaft, daß der König über sein Recht frei disponirt. So verleiht er bas Herzogthum, wann er will, und er schmälert seinen Bestand, wie es ihm beliebt. In der That konnte die damalige Reichs= verfassung keinen Rechtssatz enthalten, ber bas Dasein des Berzogthums bei eingetretener Erledigung dem König gegenüber geschüt hätte, und bas Bolt hatte, wie wir faben, keine folche Stellung gewonnen, daß es einen Rechtsanspruch auf Fortdauer und unveränderten Umfang seines Herzogthums geltend zu machen hatte. Mur das Anrecht eines regierenden Beschlechts war im Stande, dem Herzogthum rechtliche Dauer zu verleihen, aber wo den König fein Erbrecht zur Wiederbesetzung verpflichtete, bestand überhaupt kein Recht, das ihn hätte hierzu zwingen können. Bei

- could

¹⁾ Laut der Urkunde von diesem Tage, Urkundenbuch des Landes ob der Enns 2, 202. Eine Unterbrechung hat nach Breves notitiae 7, 5 f. S. 33 (Keinz) unter den Agisolfingern stattgefunden.

einer derartigen Abhängigkeit vom König leitete der Herzog seine Herrschaft nicht von seinem Borgänger ab, er stand zu diesem nicht in einem juristischen, sondern in einem chronologischen Bershältnis, er war nur, zeitlich gerechnet, sein Nachfolger. Bon einer solchen rechtlichen Unselbständigkeit des Herzogthums, wie sie sich aus dem damaligen Zustand des öffentlichen Rechts ergab, mußte der König den Gebrauch machen, der, soweit er augensblicklich sah, am meisten zu seinem Vortheil war.

Schließlich müssen wir noch aus einer Art der angeführten Thatsachen eine rechtliche Folgerung ziehen. Zeitweise Untersbrechungen des Herzogthums, welche durch menschliche Willfür veranlaßt sind, — nicht die, welche dadurch entstehen, daß die bei der Besetzung betheiligten Faktoren außer Stande sind, das Hindernis der Zeit zu überwinden —, jene Unterbrechungen lassen uns das Dasein eines reichsrechtlich bestimmten Inhalts der herzoglichen Herzoglichen Landesstaatsrechten vorhanden gewesen, so hätte nach einer längeren Unterbrechung der herzoglichen Kezgierung der ehemalige oder der bewilligte Rechtsbestand einer Feststellung bedurft, es ließ sich nicht nach Jahren auf die vorzmalige konfrete Herzoschaft mit Leichtigkeit Bezug nehmen. Da nun eine solche Regelung der Regierungsrechte nicht vorgenommen ist, so folgern wir eine reichsrechtliche Norm sür die Herzogsgewalt.

Das Resultat des Vorigen ist, daß die Natur des Herzogsthums nur zeits und landschaftsweise aus dem Besetzungsrecht erschlossen werden kann. Sehr charakterisirend, obwohl vereinzelt und vorübergehend, ist die baierische Volkswahl und das Recht der Agilolfinger; das Anrecht anderer Geschlechter ist wenigstens soweit erkennbar, daß sie nicht Beamtenfamilien gleichen; zuletzt aber hat der König eine Behandlung durchzusühren vermocht, welche den Unterschied von Amt und Herzogthum an dieser Stelle aushob.

Ich schließe hier meine Erörterung des Wesens des Volks= herzogthums ab.

Es würde uns über die Grenze dieses Aufsatzes hinaus= führen, wenn wir den Schritten, durch welche das Unterkönigreich allmählich zerstört, und den Wegen, auf denen sich in ihm enthaltene Rechte in territoriale umbildeten, nachgehen wollten. Um den Zusammenhang zwischen Volksherzogthum und Territorium, soweit wir ihn nachweisen ober vermuthen können, darzulegen, hätten wir auch alle die Spuren zu verfolgen, die vom Amt zum Territorium führen. Denn die Umwandlung bes Boltsherzogthums bildet nur einen einzelnen Aft in der großen und vielverschlungenen Entwickelung, beren Resultat die Landesherrschaft ift, und wir würden daher die Schickfale eines Theilnehmers an diesen Rechtsveranderungen nicht verstehen, wenn wir nicht auch mit den Erlebnissen der übrigen Faktoren bekannt Müssen wir darauf verzichten, die innere Geschichte der deutschen Staatsverwaltung, welche in der Zeit des Königthums eine ununterbrochene Entwickelung bes Staats zu größerer Bollkommenheit ist, hier einer näheren Betrachtung zu unterwerfen, so bleiben boch einige Fragen in der vorstehenden Darstellung übrig, welche nicht gang ohne Antwort gelassen werden sollen.

Das Dasein des Bolfsherzogthums ift zeitlich in eine eingige Epoche ber beutschen Staatsverfassung eingeschlossen. es nicht ber Abschluß einer reichen Rechtsentwickelung war, aus biesem Grunde war ihm nicht die Aufgabe geworden, große Zwecke ber Gemeinschaft zu erfüllen, und beshalb hat es feinen Abschnitt in unserer Verjassungsgeschichte gebildet. Der Gedanke desjelben hatte in seiner rechtlichen Verwirklichung kaum weiter, als bis jum Beherrschen eines Bolfes gereicht. Der Landespolitif er= geben, widerstrebte der Herzog nicht, im Beere und im Rathe bes Königs wie Andere zu dienen; er ließ die Königswahl und die Reichsregierung sich fortbilden, ohne auf sie eine maßgebende, gestaltende Einwirkung auszuüben, und er buldete, daß er durch Bafallität und Lehn in einen allgemeinen Rechtsverband, in dem feine Gigenart nicht zum Ausbruck fam, hineingezogen wurde. Auch sein besonderes Berhältnis zum Volke hat er selten ober nur in geringem Umfang in charafteristischen Rechten ausgeprägt. Indem er nicht in Gemeinschaft mit seinen Unterthanen regierte, vermochte das Volf nicht jenen Sinn für staatliches Leben, der nur durch nachhaltige Thätigkeit für den Staat zu gewinnen ist,

zu erwerben. Da ferner infolge der außerhalb des Nechtsgebiets liegenden Beziehungen zwischen dem Fürsten und seinem Volke dem staatlichen Volksverband eine Garantie für seine Dauer durch sich selbst fehlte, so konnten Sachsen und Franken durch einen rechtlichen Zusall untergehen und Baiern wie ein geographischer Bezirk, der beliebiger Theilung fähig ist, behandelt werden. Diese und andere Thatsachen gaben der Auffassung Ausdruck, daß das Volksherzogthum nicht eine Herrschaft sei mit der Bestimmung, einem Volke Raum für seine Entwickelung dadurch zu bieten, daß es ihm eine Verfassung gewährleistete, sondern daß es für den Regierenden geschaffen sei, um für diesen die Realissirung einer rechtlich selbständigen Gewalt zu ermöglichen.

Unter den Gründen, welche das Verständnis für idealere Aufgaben der Bolksherzogthümer im deutschen Reiche erschwerten, verdient einer besonders hervorgehoben zu werden. Volksthum wurde mehr und mehr politisch unbrauchbar. Stamm hörte auf, die besten Güter der Menschen zu besitzen; es entstanden andere Gemeinschaften, größere und kleinere, an die sie übergingen, und neue Güter, die von ihm unabhängig waren. Wirthschaft und Recht, Sittlichkeit und Kunst entwickelten sich allgemeiner ober lokaler. Das Bolk schied sich in Stände. Die Ritterschaft besaß die europäische Weltbildung, der Städter richtete sich auf ganz neue, dem Volke fremde Ziele und der Landmann kämpfte mit Mühe um seine geringe alte Freiheit. Seit endlich das Bolksheer hinter das Berufsheer zurücktrat, ging auch ein guter Theil des Volksgefühls unter. So schwanden für die Bölker die realen Interessen an ihrer politischen Einheit, weil diese keine werthvolle eigene Funktion mehr zu vollbringen hatte; die Volksgenossen erlitten jett keinen unersetzlichen oder tief= greifenden Verlust, wenn das Volksherzogthum sein Ende nahm.

Inzwischen hatte eine neue Rechtsansicht in der königlichen Verwaltung die Kluft, die vormals den Grafen von dem Herzog geschieden hatte, ausfüllen helsen. Die neue Ansicht ging dahin, daß das Amt nicht mehr unter den Gesichtspunkt der Beaufstragung, sondern den der Verleihung zu eigenem Recht zu bringen sei; sie gelangte in zwei Konsequenzen, in der Einschränfung des

Anstellungsrechts und in der Lehnbarkeit bes Amtes, zum Bor-Der Bersuch, das Amt erblich zu machen, hängt mit dem Versuch, es lehnbar zu machen, innerlich zusammen, Leihepflicht und Lehnsbesitz sind nur die Punkte, wo die neue Auffassung auf bem Rechtsgebiet zuerst erscheint. Seitbem boten amtliche Regierung und herzogliche Regierung mehrere Bergleichungspunkte dar. Sie stimmten barin überein, daß sie staatliche Gewalt als rechtlich gesicherten Besitz enthielten. Hierzu kam, daß das Territorium nicht mehr auf der Grafschaftsverwaltung und das Volksherzogthum nicht mehr auf dem Volke beruhte, daß territoriale Gewalthaber Herzoge an Macht und Rang übertrafen und beibe durch ihr Hausgut, bessen Bedeutung für ihre Machtstellung sie fennen gelernt hatten, gleichartige Befugnisse besaßen. Endlich hatte die königliche Regierung, während sie die Entartung des Beamtenthums nicht verhütete, mit sicherem Gefühl Bestandtheile des Herzogthums, welche seiner Bereinigung mit dem neuen Reichsamt widerstrebten, hinweggeschafft, indem sie das Volf theilte, die alte Erblichkeit beseitigte, der Bolfswahl vorbeugte und das Land zu Lehn, den Herzog zum Bafallen machte. Seitdem war die Aufhebung des Dualismus nur eine Frage ber Zeit.

Von hier aus gesehen könnte ber Herzog als ein Landesherr älterer Art erscheinen. Er hatte mit diesem das Dynastische gemeinsam und beide hatten ein Recht auf Innehabung von Regierungsrechten. Das, was sie von einander trennte, war mehr in der Zeit als im Wesen der Dinge begründet. Ihre verwandten Zwecke waren rechtlich verschieden gestaltet, weil bei der Entstehung des Herzogthums eine solche eigene Herrschaft eher als Königreich zu behandeln als der Kategorie des Amts einzuordnen war. Die juriftische Auffassung hat beide zu trennen, weil der Herzog das Subjekt der Staatsgewalt, der Landesherr Besitzer fremder, vom König abgeleiteter Rechte war. Das Amt ist nicht zum Herzogthum und das Herzogthum nicht zu einem Amt des älteren Rechts geworden, aus beiden hat sich vielmehr eine völlig neue Gewalt, die Landesherrschaft, entwickelt: die Artverwandlung hat Herzogthum und Amt gleichmäßig betroffen.

Literaturbericht.

Weltgeschichte. Von Leopold v. Kanke. Bierter Theil. Das Kaisersthum in Konstantinopel und der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Duncker und Humblot. 1883.

Die Auflösung und Umgestaltung der antiken Welt durch Chriften= thum und Germanenthum bilben ben Vorwurf bes neuesten Bandes ber Weltgeschichte, der sich den früheren ebenbürtig anschließt, in ge= wissem Sinne vielleicht Kunft und Art Ranke'scher Geschichtschreibung noch bedeutsamer hervortreten läßt. R. selbst weist auf die eigen= thumliche Schwierigfeit bin, Diefe Welt von Gegenfagen gur Darstellung zu bringen, in der der Geschichtschreiber nirgends einen ruhigen gleichmäßigen Strom der Ereignisse vor sich hat, sondern stets alle Momente der Entwickelung in ihren so mannigfaltigen Phasen sich berühren, die der Religion und der Macht, der äußeren Kriege und des inneren Friedens und alle unter einander. Welch' eine Sohe bes Standorts wird erfordert, durch die Jahrhunderte hindurch die ganze ungeheure Schaubühne zu übersehen, auf der ber Kampf der das Zeit= alter beherrschenden weltgeschichtlichen Kräfte zum Austrag kommt! Eben darum war aber auch hier so recht ein Boden für die Bewährung jener Meisterschaft, die — um ein R.'sches Bild zu gebrauchen alle bemerkenswerthen Ginschläge in dem gewaltigen Gewebe der Welt= begebenheiten so kunftvoll klarzulegen weiß und die der R.'schen Dar= ftellungsweise einen fo reizvollen Zauber verleiht.

Im Vordergrunde der politischen Erörterung steht der Antagonismus der "drei großen Mächte" der damaligen Welt, des Kaiserthums in Konstantinopel, des Germanenthums im Occident, der Perser im Orient. Mit nie erlahmendem Interesse folgen wir dem wechselvollen jahrhundertelangen Kingen des Kaiserthums, in diesem Widerstreit die Machtstellung des römischen Keiches möglichst ungeschmälert zu

Und doch liegt von Anfang an das unvermeidliche Endergebnis vor Augen! Schon die Berlegung der Kapitale, deren geschichtliche Bedeutung in der Einleitung vortrefflich verauschaulicht wird, läßt dasselbe klar voraussehen. Denn "war es nicht von vornherein einleuchtend, daß, indem der Drient die Kräfte des Reiches vorzugsweise beschäftigte, alsdann ber Occident ber unmittelbaren Fürsorge der Imperatoren entbehren würde, deren er allezeit bedurfte? Im Westen regten sich die thatkräftigen germanischen Stämme; wie sollte es möglich sein, sie von einer entlegenen Hauptstadt her in Unterordnung oder auch nur in sicherem Frieden zu erhalten?" In der That schen wir das Schicksal des Imperiums, welches noch immer die Welt zu umfassen meinte und noch im 4. Jahrhundert im Bollbesitze seiner administrativen und militärischen Autorität erscheint, Schritt für Schritt mit innerer Nothwendigfeit fich vollenden. scheinbar so glänzende Restauration Justinian's zeigt nur, daß die enorme Anspannung aller Kräfte, welche die Aufrechterhaltung des Systemes erforderte, unvermeidlich mit dem Zusammenbruch enden, daß der Moment kommen mußte, wo "Byzanz sich auf sich selbst zurückziehen" würde. Als das Ereignis, welches dieses Geschick des Raiser= thums gewissermaßen besiegelte, als "Beginn einer neuen Epoche ber Weltgeschichte" bezeichnet R. die Katastrophe von 602, in welcher der lette kraftvolle Imperator Mauricius einer Empörung der Truppen und der Hauptstadt erlag. "Ein Moment der allgemeinen Geschichte", an welchen sich eine Umkehr aller Dinge im Orient, die Entfremdung ber Balkanhalbinsel (durch ben Frieden mit den Avaren 604), die Anerkennung der Selbständigkeit des lombardischen Italiens, die Emanzipation des papstlichen Roms vom Hofe von Konftantinopel anknüpft.

Wir berühren mit letzterem Punkt ein Moment, welches in der Darstellung R.'s besonders betont wird; das kirchlich-religiöse. Das moderne Gefühl mag sich vielleicht dagegen sträuben, dogmatischen Streitigkeiten einen so breiten Raum in der Universalhistorie einsgeräumt zu sehen. Allein auch abgesehen von dem Genuß, den die durchsichtige Klarheit und großherzige Unbesangenheit gerade dieser Partien (z. B. der prächtige Abschnitt über Athanasius und Arius) gewährt, erscheint es doch wohlmotivirt, wenn es R. als eine historische Pflicht bezeichnet, die Gegensäße auf diesem Gebiete, die auf die solgenden Jahrhunderte so tief eingewirkt haben, wenigstens in den Grundzügen objektiv darzustellen. Gewinnen dieselben doch

eine eminent politische Bedeutung dadurch, daß die Imperatoren in die inneren Kämpfe der christlichen Doktrinen eingreifen, wosgegen aus dem Gefühl der Unabhängigkeit der Kirche Regungen des Widerstandes sich geltend machen, die zum ersten Male die Unsumschränktheit der weltlichen Gewalt, die Autorität des Imperiums selbst in Frage stellen. Hier wirkt das, was man historische Perspektive nennt, mit unmittelbarer Gewalt auf den Leser. Wit welcher Feinheit wird in der Schilderung der athanasianischen Streitigkeiten und der Kirchenpolitis des Constantius entwickelt, wie in den kaum vereinigten Gewalten der Zwiespalt entsteht, der die Folgezeit beherrschen sollte!

Doch "nicht alles ist Politik in der Welt". Insbesondere für die hier behandelte Zeit ift mehr noch als die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, die damals boch nicht zum Austrag, sondern nur zur Beugung des ersteren unter die zur Herrschaft gesangte orthodoxe Lehre führte, die Frage von Interesse, die R. mit Recht als das vor= nehmfte Problem der damaligen geiftigen Welt bezeichnet, ob und wie fie die driftlichen Ideen in den Kreis der allgemeinen Kultur auf= nehmen oder sich aneignen würde. Eben darauf beruhe die allgemeine Wirksamkeit der chriftlichen Lehren, daß sie sich mit den philosophischen Dottrinen ber alten Welt auseinandersetzten. "Es ist das Bestreben der Kultur der folgenden Epochen, wir sind noch heute darin begriffen." Mit der alten bewährten Meisterschaft in der Darstellung allgemeiner geistiger Strömungen veranschaulicht eine geistvolle Charakteristik des Neuplatonismus und der Restaurationsideen Julians, des "Dogmatikers des göttergläubigen Hellenismus", wie stark die Position der Anhänger des Alten damals noch war. Und wie plastisch stellt sich daneben das Bild, welches das chriftlich-römische Leben in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts darbietet: das Emporkommen einer lateinischen Theologie, welche "zugleich Philosophie und Kirchenregiment ift", die Grundlegung einer Rechtgläubigkeit, welche eine ausschließende Autorität im ganzen Umfang des Reiches in Anspruch nimmt, "eine Verbindung von Tieffinn und Gewalt, neben denen alles Entgegenstehende zu Grunde geht", inmitten dieser Gärungen die Begründung einer geistigen Hoheit des römischen Stuhles, Repergerichte und Massenbestrafungen der Ungläubigen, dazwischen ein Heidenbekehrer ersten Ranges, an= gesehen wie ein Prophet des alten Testamentes, unbeugsam, aber jenen Gewaltsamkeiten abhold. "Alles kam eben zusammen! Es erwuchs aus den geheimen Trieben des damaligen Lebens der Welt und kulminirte in der Zerftörung des Beidenthums der Stadt Rom."

In dem Schlußwort zu dem Bande kommt R. nochmals auf die universalgeschichtliche Bedeutung des firchlich = religiösen Momentes zurück. Er zeigt, wie eben auf biesem der Zusammenhang der neueren Welt mit der alten und ältesten beruht. "Wie die Religion überliefert wurde, nicht allein an sich selbst, sondern in der Form, die sie durch die Kirche empfangen hatte, so schloß sie die Elemente der alten Rultur in sich und konnte ohne bieselben nicht fortgepflanzt werden. Mit dem Christenthum wurden auch die wissenschaftlichen und literarischen Inftitutionen, inwiefern fie im Busammenhange mit demfelben ftanden, ben neu entstehenden Reichen und Nationalitäten überliefert. die Philosophie noch auch die Geschichte waren von der Kirche aus-Die kirchlichen Autoren selbst knüpften an die Dokumente geschlossen. der ältesten Überlieferungen an. Durch das universal=historische Moment, welches hierbei zu Grunde lag und zur Erscheinung kam, geschah es, daß die ätteste Welt gleichsam auch als die Vergangenheit der neuen Nationen angesehen wurde, bei benen ihre eigene Mythe und Sage daneben zurücktrat."

Was nun das Auftreten dieser neuen Nationen selbst betrifft, so nimmt die R.'sche Darstellung hier einen eigenthümlichen Standpunkt insofern ein, als sie den der herkömmlichen Auffassung der germanischen Juvafion zu Grunde liegenden Begriff der Bölferwanderung als irreführend zurudweift. Die Rombinationen mit ber Geschichte Oftafiens, die zur Begründung besselben herangezogen werden, seien viel zu unsicher und was von den Wanderungen der germanischen Völker selbst behauptet werde, entspringe großentheils einer sehr unhistorischen Auffassung des germanischen Alterthums. R. betrachtet demgemäß, obwohl er den Ginfluß entfernter Völkerbewegungen nicht völlig leugnet, das Eindringen der Germanen in's römische Reich in der Hauptsache als eine Fortentwickelung der germanischen Geschichte überhaupt, d. h. als eine Fortsetzung der alten germanisch-römischen Kriege am Limes, welche für die Kaisergeschichte sowohl, wie für die germanische Volksgeschichte so wesentlich seien, daß dabei die Antriebe aus entlegenen Regionen und Verhältniffen doch nur einmal eingreifend erscheinen, im allgemeinen aber von untergeordneter Natur sind.

Es ist nicht eben ein dankbarer Gegenstand, die Geschichte dieses Ans dringens der Germanen gegen das altersschwache Reich, des Kampses der rohen Kraft gegen eine abgelebte Kultur. Wie diese Geschichte in der dürftigen Überlieserung vielsach monoton und ermüdend wirkt, so wird es auch dem modernen Geschichtschreiber kaum möglich sein, dies

selbe Klippe völlig zu vermeiden. Auch bei R. zeigt sich in einer gewissen Säufung der Ereignisse und Namen, wie hier der Historiker in der freien Gestaltung des Stoffes beengt ist. Immerhin gelingt es jedoch der allezeit fesselnden Originalität der Darstellung das Interesse des Lesers dauernd wach zu halten. Gewinnt sie doch einen be= sonberen Reiz durch das persönliche Moment, das — wie ja in der R.'schen Geschichtschreibung überhaupt — so auch hier auf das Bedeutsamste hervortritt. "Nicht allein die allgemeinen Tendenzen sind es ja, die in dem Fortgang der Geschichte entscheiden; es bedarf immer großer Perfonlichkeiten, um fie gur Geltung zu bringen." gestattet die Sprödigkeit des Materials nicht, "die Persönlichkeit jedesmal in allem einzelnen herauszuarbeiten"; die Art und Weise aber, wie tropdem die Gestalten eines Alarich, Odonker, Theodorich, Chlodwig vor uns lebendig werden, gemahnt ganz an das von R. gelegentlich einmal erwähnte Urtheil Augustin Thierry's über die Kunft des ehr= würdigen Geschichtschreibers der Franken, der es verstanden, die Persönlichkeiten gleichsam in Relief vor unseren Augen vorüberzuführen. Wie vortrefflich ist dieser Chlodwig gezeichnet, ber "in der Mitte der Beiten und Nationen als eine heroische Kraft erscheint, die ihre Berbindung begründet und sie gleichsam vermittelt, auf deffen Handlungen die Geschichte von Frankreich und Deutschland beruht", oder Theodorich, "ber Barbarenfürft, ber feinen Namen nicht unterschreiben fann und auf bessen intellektueller und moralischer Haltung doch die Fortsetzung ber altrömischen Rultur beruht", der als "ber Sospitator der lateinischen Rultur in Italien und zugleich als bas Oberhaupt aller germanischen Bölkerschaften erscheint, ein weströmischer Raiser, ohne diesen Titel, aber thatfächlich".

Freilich drängt sich uns andererseits die Frage auf, ob das perstönliche Moment nicht etwa doch zu stark betont ist. Es ist ja wohl wahr, was von R. in der prächtigen Attilaepisode bemerkt wird, daß beim Eintritt der Germanen die persönlichen Affektionen eine große Rolle spielen, allein die Art und Weise, wie z. B. die Differenzen zwischen den verschiedenen politischen Gewalten im Reich und ihr "zersseshere Einfluß auf die inneren Aräfte der Provinzen" in den Vorderzgrund gerückt wird, um die Erfolge der Germanen zu erklären, ist von einer gewissen Einseitigkeit nicht freizusprechen. Eine Reihe von Faktoren kommt dabei zu kurz, die für den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse eine fundamentale Bedeutung besitzen.

Wir können überhaupt nicht verhehlen, daß in R.'s Darstellung

der größte Vorgang, den die Universalgeschichte kennt, die Auflösung der antiken Welt, in seinen Entstehungsmotiven und seinem Berlauf keineswegs soweit verständlich wird, als es mit unseren jetigen Mitteln möglich ware. Es wird für uns ja bis zu einem gewiffen Grade wohl immer räthselhaft bleiben, wie diese ganze große reiche Welt fast ausnahmsweise einer so völligen Zerrüttung verfallen kounte. Allein sehr vieles ift doch schon für eine genetische Erklärung geltend gemacht worden, was bei R. entweder unberührt bleibt oder nicht in's gebührende Licht gerückt wird. Die Naturwidrigkeit der Militärdespotie und Universalmonarchie, die Schwäche, die in der ganzen Organisation des Reiches lag, die Erstarrung der politischen und sozialen Formen, die kaftenmäßige Zersetzung der Gesellschaft, die physische und moralische Desorganisation der damaligen Menschheit, der Bevölkerungsrückgang und sein Einfluß auf die Berödung des Landes u. s. w. Alles Momente, ohne welche die "Zersetzung der inneren Kräfte" der Mittelmeerwelt nicht zu verstehen ift. Wenn irgendwo - bemerkt ein ausgezeichneter Kenner der römischen Kaisergeschichte — so gibt hier erst die Kulturgeschichte den Schlüssel zum wahren Verständnis der politischen Vorgänge.

Angesichts der Probleme, die hier der Universalgeschichte gestellt find, befremdet es, wenn z. B. ber Frage, an welchem Tage Valentinian III. mit dem Purpur bekleidet ward, zehn Zeilen gewidmet werden, während auf dem nächsten Blatt "jener Circumcellionen, die aller politischen Gewalt den Krieg erklärt", eben nur im Vorübergeben mit diesen paar Worten gedacht wird, ohne bag ber Lefer von dem Wefen und der typischen Bedeutung dieser und ahn= licher für die damaligen Verhältnisse so charakteristischen sozial= revolutionären Bewegungen eine Ahnung bekommt. Bu welchen Konsequenzen der einseitig politische Pragmatismus nothwendig führen muß, zeigt recht deutlich die Auseinandersetzung über die Bedeutung des Belisarischen Gothenkrieges für Italien. Nach R. sind es "eigentlich erft diese Rämpfe, welche die alte Herrlichkeit Italiens zu Grunde Unter Theodorich bestand dieselbe noch; aber der gerichtet haben. Bersuch des oftrömischen Raiserthums, Stalien wieder zu unterwerfen, der doch nicht mit entschiedenem Nachdruck unternommen wurde und den Krieg an unzähligen Stellen lokalisirte, hat die Verwüftung des Landes hervorgebracht." Wie stimmt das zu der nachweislich schon im 3. Jahrhundert beginnenden, mit der Degeneration und Abnahme der Bevölferung unaufhaltsam fortschreitenden Berödung Italiens, von ber z. B. die bekannte Verordnung von 395 (Cod. Theod. II, 28, 2)

für die Provinz Kampanien, die Schilberung der etrurischen Küste bei Rutilius Numacianus und vieles andere unzweideutiges Zeugnis ablegt? Wie kann von einer Fortdauer der alten Herrlichkeit Italiens noch unter Theodorich die Rede sein angesichts der drastischen Schilsderungen, die dessen eigener Minister von dem allgemeinen Verfall der Städte und des Landes gegeben hat? (Vgl. z. B. Cassiodor Var. 3, 9. 10; für Kavenna 3, 31. 10, 30; Rom 8, 29. 30; Parma 8, 31; Bruttium 12, 18. 19 mit Bezug auf die Via Flaminia u. s. w.)

Wir würden diese Einzelheiten nicht berühren, wenn sie nicht eine symptomatische Bedeutung für die Beurtheilung der dem Werke zu Grunde liegenden Gesammtauffassung besäßen. Andere Bedenken übergehen wir, weil sie eben mehr das Einzelne betreffen, z. B. die Darstellung verschiedener Momente der fränkischen Geschichte, gewisse Beobachtungen über das Verhältnis der Quellen der Merovingerzeit, wie sie in den "Analekten" dargelegt wurden u. dgl. m.

Was die ebengenannten Analekten betrifft, so können wir es nur mit Freude begrüßen, daß R., unbeirrt durch gewisse Einwände gegen die Zulässigkeit berartiger Parerga in einem Werke von der Anlage der Weltgeschichte, — wie schon in den "kritischen Erörterungen" des 3. Bandes, — so auch hier einen Ginblick in die Werkstätte der universal= historischen Arbeit eröffnet. Erscheinen doch diese Analekten zugleich als eine nothwendige Ergänzung der Darstellung selbst, da sie nicht bloß den Stand des Materials darlegen wollen, welches die alten Autoren für den Aufbau der Geschichte bieten, sondern fast mehr noch die Art und Weise, wie sich die ganze Entwickelung der Zeit, die Religion und Nationalität, der sie angehören, in ihren Werken reflektirt. "Indem wir die Thatsachen aus ihnen entnehmen, lernen wir auch die geistige Entwickelung und den literarischen Zustand der Epoche kennen." Wie treffend wird an dem Beispiel des Gusebius die Ber= drängung der historischen Auffassung durch die christliche veranschaulicht, bei Zosimus andrerseits die Reaktion des heidnisch=altrömischen Geistes gegen das Christenthum und das eingedrungene Germanenthum, bei Procop das unvermittelte unausgeglichene Nebeneinander der entgegen= gesetzteften antiken und driftlichen Vorstellungen, bei Gregor von Tour, die Berbindung germanischer Tradition mit der Heiligenlegende und dogmatischen Überzeugung!

Der Band schließt mit der Geschichte der merowingischen Franken und der Sachsen in Britannien, berührt also bereits Gebiete, welche längst dem eigentlichen Arbeitsgebiete R.'scher Geschichtforschung ans Sistorische Beitschrift N. F. Bb. XVI. gehören. Es muß R. — wie ein geistvoller Kritiker der Weltgeschichte bemerkt hat — beim Fortschreiten seines Werkes zu Muthe sein, wie einem Wanderer, der im Glanze der Abendsonne von stolzer Höhe freudig auf eine Landschaft herabblickt, in deren Pflanzungen er die Spuren seiner eigenen Thätigkeit wiedererkennt. — Je mehr dies im weiteren Verlauf der Darstellung der Fall sein wird, steigert sich unsere Hoffnung auf einen glücklichen Fortgang des gewaltigen Unternehmens.

Allgemeine Weltgeschichte. Von Georg Weber. Zweite Auflage. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet. I—IV. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1882—1883.1)

Weber's Weltgeschichte ist als ein vortreffliches Buch in gebildeten wie in gelehrten Kreisen bekannt und anerkannt. heute namentlich zwei "Weltgeschichten", mit welchen es in den Wettkampf tritt: die von Schlosser und diejenige, welche den Namen Beder's Man kann keiner von beiden ihre eigenthümlichen Borzüge bestreiten, durch welche sie sich seit so langer Zeit in der Gunft des deutschen Publikums behauptet haben; aber das Werk W.'s zeichnet sich ihnen gegenüber wieder durch eine Reihe von Besonderheiten aus, welche ihm einen eigenen in seiner Art einzig dastehenden Werth ver-Fülle des Stoffes, welche kaum irgend etwas vermissen läßt, das in der einen oder anderen Rücksicht wesentlich erscheinen könnte, ausführliche Behandlung der Kulturverhältnisse, Wiedergabe des neuesten Standes der Forschung, gepaart mit besonnener Kritik und einem selten versagenden Takt in der Unterscheidung des Ausgemachten, des Wahrscheinlichen und des Unhaltbaren, freimuthiges und unbestochenes, aber doch mildes Urtheil, warme und gebildete Darftellung find seine hervorstechendsten Eigenschaften. Es steckt eine unglaubliche Menge von Arbeit in dem Buche und jedes Urtheil kann als das Ergebnis wiederholter und eindringender Erwägungen angesehen werden. Wenn man bas nicht auf den erften Blick bemerkt, so ift das für ein Werk diefer Art als ein entschiedener Vorzug zu bezeichnen; man wird es inne, wenn man daran geht, einmal einen größeren Abschuitt im Zusammen= hange nachzuprüfen.

Der Bf. hatte sich die Vollendung dieses Handbuches als eigentliche Lebensaufgabe gestellt. Er hat das Ziel in mehr als zwanzigjähriger

¹⁾ Nach der Ansicht der Redaktion hat der Ref. das Werk etwas überschäpt.

Arbeit erreicht. Wie sehr er damit einem wirklichen Bedürfnisse entsprochen, welche allgemeine Anerkennung seine Leistung gefunden, zeigte sich von Ansang an in der großen Verbreitung des Buches und kaum war es vollendet, so stand er vor der Nothwendigkeit einer neuen Auflage. Es verdient Bewunderung, daß W. in seinem hohen Alter vor dieser neuen und schwierigen Arbeit nicht zurückgeschreckt ist, noch mehr die Art, wie er ihr gerecht geworden ist. She wir jedoch über die neue Auflage der ersten vier Bände berichten, sohnt es sich wohl, etwas von W.'s Auffassung der Weltgeschichte selbst zu sagen, umsomehr, da er selbst das Bedürfnis gefühlt hat, sich aussührlich darüber auszulassen.

Man kann W. nicht eigentlich zu ben philosophischen Historikern rechnen. Betrachtungen über den Gesammtverlauf der Geschichte, über die Gesetze ihrer Bewegung, wie sie Schlosser und Gervinus so gern austellen, vermeidet er; von den Grundsätzen Rant's ober Begel's ift er unberührt geblieben; das Problem über das Ziel der Geschichte läßt er bei Seite liegen, möglicherweise weil er es für unlösbar hält. Von den verschiedenen Arten, die Geschichte zu behandeln, erwähnt er bloß die annalistische und die pragmatische und er meint, der Universal= historiker habe beide zu verbinden. Auch er will bloß erzählen, wie die Dinge gewesen sind, und es ist bei einem Schüler Schlosser's ein sehr merkwürdiger Ausspruch, durch Ranke's Werk sei die Welt= geschichtschreibung "in den Adelstand erhoben" worden. bürfen wir dieses Wort indessen mit einer anderen Betrachtung zu= sammenbringen, welche W. in der Vorrede anstellt, nämlich über die Nothwendigkeit und den Werth hiftorischen und philosophischen Gesammt= wissens, welche heutzutage allerdings vielfach unbillig verkannt werden.

Bon dem Borwurf, welchen vor einigen Jahren Ottokar Lorenz gegen die Verfasser von Weltgeschichten erhoben hat, sie versprächen in ihren Einleitungen ungeheuer viel, stellten ein ungeheures Programm auf und erzählten schließlich doch nur Staatengeschichte und zwar die Geschichte einiger weniger Staaten, braucht sich W. nicht getroffen zu fühlen. Er lehnt es ausdrücklich ab, eine Geschichte der Menschheit zu schreiben; er will nur die Geschichte der Kulturstaaten darstellen und hier die Entwickelung der Staatssormen, des Religionswesens und der Kunst und Literatur verfolgen. Das wird dann nachher noch einmal beschränkt. "Nur die Lölker und Staaten", heißt es 1, 18 f., "bei denen sich ein selbstbewußtes Handeln äußert, wo das innere Geistesleben sich durch Ausstrahlungen mannigsaltiger Art kund gibt

und das von außen Überkommene mit dem Selbstgeschaffenen zu einem organischen Ganzen verarbeitet wird, gehören der Geschichte an; da, wo nur herkömmliche Zustände zum Vorschein kommen, wo nur ansgeeignete Geschicklichkeit oder Fertigkeiten in erlernter Weise sich thätig zeigen, wo nur der Naturtrieb oder die ungezähmte Kraft hie und da die wilde Bahn der Zerstörung betritt, hat der Historiker ein kleines Feld; er zeichnet mit flüchtigem Griffel die hervortretenden Züge, um dann seinen beobachtenden Blick dahin zu wenden, wo sich Lebende Geist stets neue Formen erzeugt, wo die schöpferische Kraft in fortwährendem Gestalten begriffen ist und nie zur Ruhe, zum Stillsstand erstarrt."

Es ist die Frage, ob biese Gesichtspuntte an und für sich richtig find; es ließe sich nach mehr als einer Richtung barüber streiten. Für eine Weltgeschichte für die "gebildeten Stände" haben fie jeben= falls ben Borgug, prattifch zu fein. Begrenzt man ben Stoff anders, fo muß man jedenfalls über eine Menge von Dingen handeln, welche die "gebildeten Stände" entweder überhaupt nicht miffen wollen oder über welche sie gewohnt sind, sich aus anderweitigen Werken Belehrung Als natürliche Folge ber Definition ber Weltgeschichte, welche er gegeben hat, ergibt sich für 28. einmal die ganz nebenfächliche Behandlung ber fog. Urgeschichte und dann bas Burücktreten scheinbar erstarrter Rulturvölker, wie der Chinesen. Wir sagen "scheinbar er= ftarrter", denn wir seben keinen Grund, eine, allerdings bochft langsame, geistige und historische Bewegung z. B. grade bei den Chinesen zu leugnen und fie für einen "vertrochneten Aft am Lebensbaum der Bölfergeschichte" zu halten. Dasselbe Urtheil fällt 23. über die alten Und doch hat sich herausgestellt, daß die festen Formen des national-ägpptischen Wesens durch die ungeheuren historischen Wandlungen, welche das Milland erfahren hatte, zwar nicht aufgelöst, aber boch innerlich zermurbt worden waren und bag fie bann in den Beiten bes vorherrschenden Christenthums, mit neuen Elementen durchsett, ein sehr wesentliches Moment bei der Entstehung von Erscheinungen ab= gegeben haben, welche auf den weiteren Bang der Geschichte von großem Einfluß geworden sind. Wir wollen übrigens nicht unterlaffen, zu bemerken, daß uns, soweit wir zu urtheilen vermögen, gerade der Abschnitt über die Chinesen an und für sich zu den best gelungenen des ganzen Werkes zu gehören scheint.

Was die vorliegenden vier Bände speziell betrifft, so wird bereits

auf dem Titelblatt bemerkt, daß die neue Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten und Spezialforschern bearbeitet worden ist. Ühnlich war gelegentlich schon bei manchen Abschnitten der ersten Auflage verfahren worden. Es läßt sich das sehr leicht erklären und es hat dem Buche offenbar zu großem Vortheil gereicht. Aber der Bf. hat seine Selbständigkeit nicht aufgegeben und die Anregungen, welche ihm die Bemerkungen der Spezialisten gewährten, untrennbar mit den Ersgebnissen seiner eigenen Studien verbunden.

Bei einem Werke über alte Geschichte wird es stets eine ber wesentlichsten Fragen sein, wie sich der Bf. zu der Tradition stellt, in&= besondere zu derjenigen der sog. klassischen Bolker. Daß 28. ihr nicht mit der Gläubigkeit entgegentritt, welche man uns hie und da einmal zur Abwechselung wieder als besonnen anpreisen möchte, versteht sich von selbst. Er gehört aber doch zu den Konservativen. Er stellt eine gewisse "vorsichtige Zuruckhaltung gegen gewagte Neuerungen" als fein Prinzip auf. "Der Lebensgarten ber Weltgeschichte", bemerkt er, "würde bald öde und einförmig aussehen, wenn nur Kritik und Stepsis den Gärtnerdienst verrichteten." Das ist sehr möglich, wäre aber an sich nicht zu beklagen, wenn man, wie ja auch W. thut, die Erkenntnis der Wahrheit und nicht das Ergößen als Biel der Ge= schichtschreibung annimmt. Aber boch hat 23. wohl ben Zwecken, welche er verfolgen mußte, gemäß gehandelt, wenn er gerade so ver= fahren ist, wie er gethan hat. Jede Überlieferung, welche einmal geglaubt worden ist, bildet selbst ein nicht unwichtiges historisches Moment, und eine allgemeine Weltgeschichte hat von ihr Kunde zu So lange man nun nicht mit Bestimmtheit zu fagen weiß, wann eine falsche Tradition entstanden ist, muß man sie bei der= jenigen Beit einreihen, von der sie selbst zu berichten vorgibt. ben nöthigen Warnungstafeln hat es W. nicht fehlen laffeu. Daß er auf gewisse "hyperkritische" Behauptungen gar keine Rücksicht genommen hat, wird man nur in der Ordnung finden können.

Vorgenlandes", unftreitig der eingehendsten Revision. Als er zuerst erschien (1857), war er das bequemste Kömpendium für die Geschichte des alten Orients und weiten Kreisen hochwillkommen. Aber auf keinem Gebiete der allgemeinen Geschichte hat seitdem eine so große Revolution in Hinsicht dessen stattgefunden, was wir wissen oder zu wissen glauben. Der Stoff ist in kaum geahntem Maße angewachsen, über seine Deutung und historische Verwerthung sind die erbittertsten

Kämpfe geführt worden, und andrerseits hat sich die Kritik da, wo wir von alters her festen Boden zu haben glaubten, die angenommenen Grundlagen unserer Kenntnis zu zerstören bemüht. Ausgedehnte und wichtige Theile der ersten Auslage waren vollskändig veraltet.

Eine Bergleichung beider Auflagen zeigt nun fehr bald, daß überall mit forgsamster Hand nachgebessert worden ist; auch in den Abschnitten, welche im großen und ganzen unverändert bleiben konnten, trifft man auf zahlreiche Befferungen, die barum nicht zu unterschäpen sind, weil sie häufig äußerlich wenig hervortreten, es sich bloß um fortgelassene oder eingefügte Sätze, schärfere oder steptischere Fassung einzelner Behauptungen handelt; gelegentlich findet man auch bloß einzelne Worte verändert. Es ist meist leicht, die Beweggründe zu diesen Anderungen zu erkennen, und sie leuchten in der Regel sofort als richtig ein. Die größten Umwandlungen mußten natürlich burch Die fortgesette Entzifferung der Reilschriften und die neuere biblische Kritik herbeigeführt werden, und W. hat in den Kapiteln über die Uffprier und Babylonier wie über die Joraeliten zum Theil gang rücksichtsloß gegen seinen ursprünglichen Text verfahren muffen. ist sich babei vollkommen bewußt gewesen, welche Gefahren für ben Historifer eine vorzeitige Verwerthung bessen mit sich bringt, was im Augenblick gerade als neuestes "Resultat" der keilschriftlichen Forschung angepriesen wird. Im ganzen muß auch ber vorsichtige Beurtheiler anerkennen, daß 2B. seine Aufgabe mit glücklichem Takt gelöst hat und nicht Gefahr läuft, nach kurzer Zeit seine Arbeit als gänzlich unbrauchbar bei Seite werfen zu müssen. Zuweilen hat er sich auch bamit begnügt, die sich widerstreitenden Ansichten einfach neben einander zu stellen, weil eine wirkliche Entscheidung nach der einen ober der andern Seite zur Zeit nicht wohl möglich ist, wie z. B. in der Chronologie der israelitischen Könige. Außerdem ist durch eine klare und übersichtliche Darftellung ber Schwierigkeiten ber sprachlichen Forschung dafür gesorgt, daß ber Leser das Bild, welches ihm vorgeführt wird, nicht für sicherer halte, als es in Wirklichkeit ist und doch vor unbilligem Urtheil über die Forscher bewahrt bleibe. Manch= mal scheint W. im Laufe ber Arbeit steptischer geworden zu sein, als er ursprünglich war. Die Identifikation von Ur Kasbim mit Mugheir 3. B. wird zuerft gang bestimmt hingestellt, einige Bogen weiter aber doch nur als mehr oder weniger wahrscheinlich bezeichnet.

Anderer Art, aber vielleicht noch viel bedeutender, sind die Schwierigkeiten, welche dem Historiker jene neue Kritik des Pentatench

bereitet, die, von Reuß ausgegangen, durch Wellhausen zum Siege geführt worden ist. 28. nimmt die Ergebnisse Wellhausen's vollständig an, er führt sie in tichtvoller Zusammenstellung vor und setzt auch die durchschlagenoften Gründe bafür eingehend auseinander. er hat sich doch nicht entschließen können, die ganze Geschichte der Hebraer nach ihnen umzuarbeiten, erzählt diese vielmehr noch in bemselben Rahmen wie früher. Man kann das verstehen. Es hätte sich für W. um eine wahre Riesenarbeit gehandelt, welche bei der Art und dem Umfang seines Werkes niemand von ihm verlangen kann und die doch Gefahr gelaufen wäre, in zahlreichen und vielleicht wichtigen Einzelheiten vor der Kritik der Spezialforscher nicht Stand zu halten. Auch kommt bei der Art seiner Darstellung, welche jedesmal bie Überlieferung voranstellt und die Kritik folgen läßt, für die große Masse ber Benuter nicht allzuviel barauf an. Aber selbstverständlich mußte eben diese Kritik eine ganz andere werden, als sie früher ge= wesen war, das Urtheil über die historischen Elemente in der hebräischen Tradition mußte wesentlich anders ausfallen und insbesondere die religiöse Entwickelung des Volkes Jerael mußte vollständig neu dargestellt werden. Das ist alles mit großem Geschick ausgeführt und auch konsequent durchgeführt worden, bis herunter zu den Tagen Über manches wird man freilich anderer Esra's und Nehemia's. Meinung fein dürfen ober fein muffen. Die Ausführungen der Agyptologen über ben Auszug aus Agypten, welche von ganz unhiftorischen Voraussetzungen ausgehen, werden einfach abgewiesen: warum in aller Welt sucht aber 28. in ber Geschichte Abraham's so viele historische Momente? Wenn es sich um Griechen ober Nömer oder sonst ein Volk handelte, bessen Religion für uns ohne innere Bebeutung ift, würde es doch niemand wagen, auf Stellen bes Nikolaos von Damaskos oder Justinus oder gar auf die Thatsache hin, daß "noch" in Josephos' Beit ein Dorf bei Damastos als Wohnung Abraham's bezeichnet wurde, zu behaupten, Abraham's "Wanderzug" habe in Damaskos "zunächst einen Ruhepunkt gefunden", und zu ver= muthen, Eliefar von Damastos habe zu Abraham "im Berhältnis eines Bafallen geftanden".

Wenn man übrigens die einschneidenden Veränderungen bedenkt, welche für so viele Theile dieses Bandes eintreten mußten und eins getreten sind, so wird man bei näherer Vergleichung der beiden Aufslagen wieder erstaunen, wie vieles auch in den am meisten umgearbeiteten Partien vollständig oder mit kleinen Nachbesserungen stehen bleiben

konnte. Es ist das ein glänzender Beweis, auf wie soliden Grundslagen der ganze Bau von vornherein aufgeführt worden ist. Nur über eins, was stehen geblieben ist, haben wir uns ernstlich gewundert. Das ist die Charakteristik David's. Sie schließt jetzt wie früher mit dem an's Theologische streisenden Satze: "Gar mancher hat mit David gesündigt, aber nicht jeder hat mit ihm Buße gethan." Es ist doch mit dieser "Buße" nicht gerade weit her gewesen. Man braucht David nicht im Stile Duncker's zu behandeln; man kann ihn, mit Schlosser zu reden, als "großen orientalischen Regenten" hinstellen: aber dann muß er doch etwas derber, etwa in der Art, wie Rüstow gethan hat, angesaßt werden. Man kann es sich erklären, daß B. in der ersten Auslage sich mit dem "Mann nach dem Herzen Gottes" außeinandersetze; bei seinem heutigen Standpunkte könnte er diese Bezeichnung als für David charakteristisch einsach fallen lassen.

Un dem 2. und 3. Bande, welche die griechische und römische Geschichte bis zur Errichtung des Principats umfassen, war selbst= verständlich sehr viel weniger zu ändern. Man bemerkt indessen auch hier leicht, daß mit großer Sorgfalt nachgearbeitet worden ist und daß der Bf. bemüht gewesen ist, keine wichtige neuere Beröffentlichung unberücksichtigt zu lassen. Den monumentalen Quellen freilich ift er weniger nahe getreten, als man heute erwarten würde. Den "grundstürzenden" Unsichten der Neueren in der griechischen Geschichte gegen= über verhält er sich im allgemeinen ablehnend, erwähnt sie aber boch hinlänglich, so daß der Leser erkennen konn, wo und wie der Streit der Meinungen noch hin und her wogt. Wenn irgend möglich, sucht er eine vermittelnde Ansicht aufzustellen. Wenn man annehmen dürfte, daß sich die heutige Generation der Spezialforscher in zwei Gruppen zerlegen ließe, von denen die eine den Spuren von Grote, die andere benen von Curtius folgt, so würde man 2B. keiner von beiden zurechnen dürfen, obwohl eine gewisse Hinneigung zu dem Standpunkt von Curtius unverkennbar ift. Es hat indessen umsoweniger Zweck, an diesem Orte den principiellen Gegensatz zu erörtern, als die Gefammtanschauung W.'s sich nicht wesentlich verändert hat.

In der römischen Geschichte scheint namentlich die glückliche Kritik, welche Ihne so oft an Mommsen's Darstellung ausgeübt hat, auf W. von Einfluß gewesen zu sein. Ganz mit seinen alten Vorstellungen zu brechen, entschließt er sich indessen schwer. Es wird dann in der Regel eine Beschräntung zu dem alten Urtheil hinzugefügt und die Sache lediglich ein bischen anders gestellt. Ein Beispiel bietet

C. Flaminius, über den W. jest günstiger urtheilt, als früher, ohne daß er sich doch entschließen könnte, mit der aristokratischen Überlieserung zu brechen und ihn als das hinzustellen, was er gewesen ift, als ben ersten bedeutenden Vorkämpfer der Demokratie in Rom. Zuweilen entstehen durch dieses Verfahren Widersprüche zwischen den einzelnen Theilen des Werkes. So find 3, 262, offenbar um den Gegenfat gegen Bernays fest zu markiren, ein paar Sätze über Phokion eingeschoben worden, welche nun mit dem aus der ersten Auflage stehen gebliebenen Schlußurtheil auf S. 265 nicht wohl zu vereinbaren sind. Anderes ift auffallenberweise gang ungeändert geblieben, wie die Darftellung bes Konflitts zwischen Rom und Tarent. Aus der geringen Berücksichtigung der monumentalen Quellen erklärt sich wohl auch die wenig glückliche Gruppirung der altitalischen Bölkerschaften und die Art, wie die Tarquinier und Servius Tullius noch immer behandelt werden. Sehr wesentlich verbessert ist dagegen der Abschnitt über die Kelten. Freeman's History of federal government, die auch in den Literatur= angaben nicht erwähnt wird, scheint auf W. nur einen geringen Einfluß ausgeübt zu haben; Neumann's Vorlesungen über ben Verfall der Republik konnte er wohl noch nicht benutzen.

Eine Aritik im einzelnen wird man hier nicht verlangen können; sie wäre noch dazu dem unvermeidlichen Nachtheile ausgesetzt, viel mehr das hervorheben zu müssen, was dem Aritiker mißfällt, als das, was seinen Beisall hat, und das letztere wird — welchen Standpunkt man auch einnehmen möge — immer das überwiegende sein. Für eine neue Auflage möchten wir zur Erwägung anheimgeben, ob nicht die Eintheilung des dritten Bandes geändert werden sollte. Es ist unnatürlich, daß von Pyrrhos früher die Rede ist, als von Alexander und ebenso, daß die Hasmonäer früher besprochen werden, als Timoleon. Sonst ist gerade die Anordnung des Stosses sehr durchdacht.

Bu eingehenderen Bemerkungen gibt der 4. Band Veranlassung. Er enthält die Geschichte des römischen Kaiserreichs, der Völkerwans derung und der aus ihr hervorgegangenen neuen Staatenbildungen dis zum Ende des 6. Jahrhunderts. Gegen die Begrenzung des Stoffs kann kein Einwand erhoben werden. Vielmehr sieht man gerade aus dieser Darstellung aus's deutlichste, wie richtig es ist, gerade hier die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter anzusetzen, was zuerst Schlosser gethan und später A. v. Gutschmid in seinem bekannten Aufsatze in den Grenzboten näher begründet hat. Die Beshandlung dieser Zeit ist ungemein schwierig; es gilt zu gleicher Zeit

das Ausleben der antiken Kultur, die Art und das Aufkommen der Germanen und die Entwickelung bes Christenthums bis zu dem entscheidenden Moment, wo der Katholizismus den Arianismus bewältigt Mit Recht hat W. wie in der ersten Auflage so hat, zu schildern. auch jett mehr wie anderswo das Hauptgewicht auf die Darftellung des Geiftes= und Rulturlebens gelegt, ohne indeffen die politische Beschichte darüber zu vernachlässigen. Nachgearbeitet ist mit außer= orbentlichem Fleiße, und man wird in weiten Kreisen namentlich für die Geschichte des Chriftenthums dankbar sein. Sie ift febr objektiv und fachlich gehalten; der perfonliche Standpunkt bes 2f. tritt nirgends hervor, obwohl man deutlich fieht, daß diese Dinge ihn innerlich berühren. Er verfährt mit großer Pietät, aber boch burch und burch fritisch. So viel wir zu beurtheilen vermögen, ist die große Thätigkeit, welche die Theologen auf diesem Gebiete entfattet haben, überall gebührend verwerthet und bei einer Bergleichung im einzelnen wird dem Leser nicht entgehen, welche großen sachlichen Veränderungen hier getroffen worden sind; manchmal mit formell sehr geringfügigen Das Hauptinteresse an diesem Bande konzentrirt sich aber zur Zeit naturgemäß auf die Geschichte des römischen Raiserthums. Wir bürfen die Sachlage bei den Lesern dieser Zeitschrift als bekannt voraussetzen. 28. charakterifirt fie im Borwort mit bem Ausbruck eines befreundeten Gelehrten dahin, daß die römische Raisergeschichte noch im Werden sei. Und trop der Einwendungen, welche er gleich darauf dagegen erhebt, gibt er im allgemeinen die Richtigkeit des Ausspruchs zu. Er ift fich der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt und er hat sich emsig bemüht, ihr gerecht zu werben, und wir glauben nicht zu viel zu fagen, wenn wir behaupten, daß biefer 4. Band gur Beit bas beste Kompendium der Raisergeschichte ist. Das schließt indessen mannigfaltige Mängel schon in der Anlage nicht aus; der verschiedene Charafter, welchen das Raiferthum in den einzelnen Epochen angenommen hat, tritt z. B. nicht mit hinlänglicher Schärfe zu Tage; es wird wenige geben, die geneigt wären, mit W. bei Commodus statt bei Septimius Severus einen Einschnitt zu machen. Diese Fehler haben zum Theil in einer Bernachlässigung bes antiquarischen Glements ihren Ursprung. Der eigentlich historische Werth ber epigraphischen Studien wird zwar heute vielfach überschätt, aber es würde dem Werke boch zu wesentlichem Bortheil gereicht haben, wenn ber Bf. ihnen mehr hätte folgen können.

Die erste Frage, welche man aufwerfen wird, ist die: wie verhält

sich W. zu Mommsen's römischem Staatsrecht? Man muß antworten: Das Wort "Dyarchie" fällt zwar an im wesentlichen ablehnend. einer Stelle, aber nur im Borübergeben, ohne daß bas Wesen ber augustischen Verfassungsform völlig klar gemacht würde. Aber freilich kann sich 28. barauf berufen, baß das Staatsrecht außerhalb seiner Aufgabe liege, bag er es mit den lebendigen geschichtlichen Rräften zu thun habe, nicht mit juriftischen Fiftionen, über die fich die Alten felbst nicht sustematisch klar geworden sind. Für ihn kam es in der That barauf an, hervorzuheben, daß die Berfaffung ein Schemen ge= wesen sei, weniger werth, als "ein Mondschein im Wasser". Tropdem würde eine schärfere Formulirung ber in Frage kommenden Punkte von entschiedenem Werthe gewesen sein; gleich die Geschichte des Principats bes Augustus hätte beträchtlich gewonnen und der Leser hätte ein viel besseres Verständnis für den Rampf zwischen Raiserthum und Senat gewonnen, der noch im 3. Jahrhundert von so großer Bedeutung ift.

Auch fonst sind die allgemeinen Grundlinien der Erzählung und Schilderung dieselben geblieben, wenngleich im einzelnen außerordentlich viel neu und anders geworden ift. Die gewaltig anwachsende Literatur ist in weiten Umfang herangezogen worden; nicht bloß, um hie Manche Frrthümer find freilich und da Berichtigungen anzubringen. fteben geblieben, wie, um eine Rleinigkeit anzuführen, die Behauptung, Die Strategemata bes Frontinus seien eine Sauptquelle für Begetius gewesen; an anderen Stellen weiß man nicht recht, ob moderne Untersuchungen absichtlich oder unabsichtlich bei Seite gelaffen find, wie 3. B. hinfichtlich bes Aufftandes des Binder. Am meiften hat natürlich das 1. Jahrhundert der Raiserherrschaft Modifikationen erfahren. Wir konstatiren dabei mit Bergnugen, daß die Rettungsmanie bei 28. keine wohlwollende Aufnahme gefunden hat. Gelegentlich find fogar einige Bemerkungen eingeschaltet worden, welche dazu dienen sollen, das alte Urtheil noch schärfer hervortreten zu lassen. So z. B. bei ber Abweifung ber vielverbreiteten, unseres Wiffens zuerft von Niebuhr aufgestellten Ansicht, Caligula sei wahnsinnig gewesen. nicht nur die "Methode" in diesem "Kaiserwahnsinn", sondern er fagt ausdrücklich: "felbst die dürftigen Nachrichten, die uns erhalten find, lassen erkennen, daß Caligula neben der Verrücktheit auch Geistes= blige und Anwandlungen von Wig und Humor besaß. Es geht ein Bug menschenverachtender Fronie durch sein turzes Herrscherdasein". Ebenso wenig will 28. natürlich von den unter sich allerdings sehr abweichenden Beurtheilungen, welche die neueren Verherrlicher der Raiser=

zeit über Tiberius geliefert haben, etwas wissen. Er vergleicht ihn mit Philipp II. und begründet sein Urtheil gegen seine sonstige Gewohnheit in ziemlich eingehender Polemik. Tropdem zeigen sich in dem Abschnitt über Tiberius starke Wandlungen gegenüber der früheren Auffassung, indem auch die relativen Borzüge dieser Regierung gebührend hervorgehoben werden, und man fieht hier fehr deutlich, wie sehr die Bewegung, welche von Stahr ihren Ausgang genommen hat, für die Wissenschaft ohne Unterschied bes Standpunktes für das Berftandnis der Dinge fruchtbar gewesen ist. Unsere persönliche Ansicht geht freilich dahin, daß manches preisende Urtheil noch mehr zu beschränken wäre. Das Lob, welches der kaiserlichen Provinzialverwaltung gespendet Wie eigentlich verwaltet wurde, ist für wird, gehört z. B. bahin. die meisten Provinzen gar nicht zu erseben; unser Material ift meistens so beschaffen, daß es eine Anschauung gewähren muß, so viel werth wie die, welche man von der russischen Verwaltung erhalten würde, wenn man fie lediglich nach den Aften beurtheilen wollte; wo uns aber die Buftande einmal in hellerer Beleuchtung entgegentreten, wie in Judaa, da entrollt sich uns eben fein erfreuliches Bild. Gegen Schiller's Buch über Nero wendet sich W. geradezu mit Fronie; wir glauben aber doch Ber= wahrung bagegen einlegen zu sollen, daß bieses Werk geradezu als Vertreter der "modernen Kritik" hingestellt wird. Seine Meinung von der letteren scheint 2B. in dem Paragraphen über Tacitus zufammengefaßt zu haben. Er geht fehr herbe mit ihr in's Gericht und man kann nicht fagen, daß es ganz unverdienterweise geschehe. Namentlich wird nur Merivale angeführt, aber der Kenner bemerkt, daß auch z. B. Mommsen und Nissen ziemlich derb angefaßt werden. Eine Auseinandersetzung über Spezialitäten ist natürlich unmöglich, da W. keine Gründe für seine Meinung anführt; das Gesammturtheil aber gibt einer gründlichen Reaktion Ausbruck, welche sich gegen die "Apologeten der Kaiserherrschaft" geltend zu machen beginnt. aber der Bf. Recht daran gethan hat, die neueren Angriffe auf Tacitus mit denen auf Thukydides zu parallelisiren? Wir möchten es sehr bezweifeln. Anschauungen und Tendenzen der Kritiker und Veranlassung der Kritik sind auf beiden Seiten zu verschieden, und "Tacitustheologen" hat es aus guten Gründen niemals gegeben. nicht zu übersehen, daß uns von Tacitus vollendete, wenn auch trummerhaft überlieferte Werke vorliegen, von der Geschichte des Thukydides aber ein unvollendetes Bruchstück, dessen einzelne Theile sogar nicht überall die lette Feile erhalten zu haben scheinen.

Fassen wir unser Urtheil über alle vier Bände noch einmal zussammen, so glauben wir es dahin abgeben zu können, daß auch die zweite Auslage derselben guten Aufnahme sicher sein und dieselbe ehrenvolle Stellung in der Literatur einnehmen wird, wie die erste. Beigegeben ist, wie früher, ein aussührliches, sorgfältig bearbeitetes Registerheft für alle vier Bände.

Franz Rühl.

Kleine historische Schriften. Von A. v. Reumont. Gotha, F. A. Perthes. 1882.

Der auf dem Gebiete italienischer Geschichten so bewährte Bf. thut sich selbst Unrecht, wenn er seine unter obigem Titel vereinigten Arbeiten als in das Memoirensach gehörend bezeichnet. Es sind durch= weg Abhandlungen, bei denen die Anknüpsung an persönliche Erleb=nisse in die zweite, die wissenschaftliche Ergründung des Gegenstandes in die erste Linie fällt. Und diese Ergründung wird unter allerdings nicht immer erschöpsender oder ganz unbefangener Ausnutzung des vorhandenen Materials, aber doch stets freier von Parteitendenz ge= geben, als dies z. B. in des Bf. vorletzt publizirtem Buche, dem über Gino Capponi, der Fall gewesen ist.

Der an die Spitze der Sammlung gestellte Essay über Alesssandra Strozzi ist ein schätzenswerther Beitrag zur Kulturgeschichte der Stadt, der wir nebst Athen sowohl die Grundlage der modernen Bildung, als die seinsten Blüten der Kunst zu verdanken haben. Er gewährt uns Einblick in die häusliche Geschichte eines florentinischen Abelsgeschlechtes, und zwar eines der ersten, der durch rege Theilsnahme am geistigen Leben und Schaffen der Zeit ausgezeichneten. Bei der Fülle von Kenntnissen des florentinischen Wesens, die dem Bf. zu Gebote steht, konnte es nicht anders sein, als daß er mit dieser seiner Arbeit auch hochgespannten Erwartungen Genüge thut.

Nicht minder entsprechen die zwei nächstfolgenden Aufsätze: König Viktor Amadeus' II. Thronentsagung und die jonischen Inseln unter venetianischer Herrschaft, allen Anforderungen, die sich vom Standpunkte der Kritik stellen lassen. Namentlich die erstere setzt jene immerhin unerquickliche Episode aus der Geschichte des königlichen Hauses Savoyen in ungleich schärferes Licht, als es von Seite piemontesischer Historiker geschehen ist. Zu erinnern wäre nur, daß Uf. dem Marchese d'Ormea, nebst Cavour vielleicht dem begabtesten Staatsmann, über den Piemont zu verfügen gehabt, nicht ganz gerecht geworden ist. Die Natur des Falles brachte es freilich mit sich, daß d'Ormea, wo er in

den Gang der Ereignisse eingreift, als gewissenloser Intriguant erscheint; aber seine Gewissenlosigkeit als unzweiselhafte Größe ganz außer Frage gelassen, wäre hervorzuheben gewesen, daß Piemont dem Marchese, dessen hohe Gewandtheit auch Diplomaten von Großmächten Achtung und Furcht einslößte, doch wohl mehr zu verdanken hatte, als dem König Viktor Amadeus, an dessen übler Behandlung er sich betheiligte.

Der Auffat über König Guftav III. von Schweden würde unfraglich gewonnen haben, wenn Bf. den Busammenhalt der Arbeiten Geffron's und der Klinkowström'ichen Auszüge aus den Papieren Fersen's, welch' lettere unerwarteter: und merkwürdigerweise eine oder die andere Angabe in den sonft übelberüchtigten Memoiren Lord Holland's (For. reminisc. Lond. 1850) befräftigen, stetig und strenge durchgeführt hätte. - Lesenswerth find die Mittheilungen aus den Papieren des Karbinals von Nork, die Bf. in seine Darstellung des Ausgangs der Stuart (Die letten Stuart, Bitt. Alfieri und bie Gräfin v. Albany) Störend wirkt da nur das sichtliche Bestreben, der verwoben hat. Jammergeftalt Rarl Couard's einige Sympathie abzugewinnen. Was Br. v. Reumont S. 417 von den letten Lebensjahren diefes Pratendenten fagt, ift wohl cum grano salis zu nehmen, und bem Beugnis, das ihm König Guftav III. im Jahre 1784 ausstellte: "Er (Karl Eduard) betrinkt fich nicht mehr", stehen andere entgegen, die ein Wiederausbrechen ber pringlichen Trunksucht annehmen laffen. — Den Schluß des Bandes bildet ein wahrhaft erquidend gehaltener biographischer Effan über die hochgelehrte Mary Somerville, an bem auch Splitterrichter, was Warme der Empfindung und Richtigkeit des Urtheils betrifft, nichts werden auszusepen finden. M. Br.

Sustem ber Chronologie. Bon J. F. Brodmann. Stuttgart, F. Enfe. 1883.

Über Inhalt und Zweck dieses "Beitrags zur Kulturgeschichte, insbesondere für Historiker, Philologen, Theologen und Freunde der Astronomie, sowie für Gebildete aller Stände" instruirt das weitsschweifige Titelblatt, auf welchem die "besondere Berücksichtigung der jüdischen, christlichen und russischen Beitrechnung, sowie der Osterzrechnung" betont wird. Der Herausgeber hat nur einen Leitsaden sür das große Publikum geben wollen, da "Ideler's Buch im Buchhandel nicht mehr zu haben, höchstens antiquarisch entsprechend seinem hohen Werthe sür schweres Geld zu erhaschen" ist. Daher am Schlusse der Vorrede die Ermahnung: "Drum (sic) geneigter Leser, kaufe, lies und

Coc II

genieße es." Den Standpunkt des Bf. charakterisirt der Umstand am besten, daß er über den jüdischen Chronologen Rabbi Hilles II. sich aus dem Brockhaus'schen Konversationslexikon informiren wollte, — aber vergeblich: "Seltsamerweise findet sich kein Artikel über Hilles im Brockhaus'schen Konversationslexikon (10. Aufl.)."

Noch mehr über das "System" zu bemerken, möchte überflüssig erscheinen. Ref. erkennt gerne au, daß der Bf. das Buch Ideler's gut durchgearbeitet, und nicht, wie Brindmeier, einfach abgeschrieben Zweifelhaft sind des Bf. eigene Zusätze. Die neuere Lite= ratur hat er so gut wie gar nicht gekannt. Besonders fühlbar tritt dieser Übelstand bei der driftlichen Chronologie hervor, wo alle Frr= thümer Ideler's wieder aufgetischt werden, die durch die Arbeiten Mommsen's, de Rossi's und des Ref. längst abgethan waren. Im höchsten Grade naiv ist die Verwunderung darüber, daß man die Sonntagsbuchstaben nicht schon bei Dionysius, Isidorus und Beda antrifft, da "sich in dem früheren Canon des Victorius schon eine Rubrik mit der Überschrift literae dominicales findet". Der Bf. hat leider übersehen, daß diese Rubrik von dem Herausgeber Bucherius hinzugefügt ist, der dies auch ausdrücklich hervorhebt. Der Stil ist mangelhaft: Bulgarismen wie "sicherlich mal" sollte man boch nicht drucken laffen. Krusch.

Le droit public romain on les institutions politiques de Rome depuis l'origine de la ville jusqu'à Justinien. Par P. Willems. 5 ième édition. Louvain, Peeters. 1883.

Le sénat de la république romaine. Par P. Willems. 2 vols. Louvain, Peeters. Berlin, Calvary. 1878. 1883.

Wie jedermann weiß, ist die Wissenschaft der römischen Staatsalterthümer eine Schöpfung der Deutschen. F. A. Wolf hat 1807 die Bahn gebrochen, indem er die historisch-kritische Methode auf die Alterthumswissenschaft anwandte, indem er den Standpunkt einseitiger, blinder Bewunderung gegenüber dem Alterthum fallen ließ, sich an das nil admirari des römischen Dichters erinnert und die objektive, historische Erkenntnis des Alterthums als Ziel der Wissenschaft aufstellte, wozu in erster und letzter Linie die Ersorschung unserer Tradition, also der Texte der alten Autoren ersorderlich ist. Nieduhr hat dann 1811 mit seiner römischen Geschichte die historisch-kritische Methode auf das spezielle Gebiet des römischen Staatsrechts angewendet, und wenn auch in den seither abgelausenen 70 Jahren von auß-

ländischen Forschern mancher tüchtige Beitrag geliesert worden ist, so wird man doch ohne Überhebung sagen dürfen, daß die allgemeine Überlegenheit, welche der beutschen Geschichtswissenschaft über andere zukommt, sich besonders glänzend auf bem speziell römischen Gebiete manifestirt. Mit dem Berfaffer der drei stattlichen Bande aber, beren Titel oben genannt sind, tritt ein belgischer Gelehrter vom ersten Range in die Reihe der Forscher ein, ein Mann von ernstem Geiste, scharfer Urtheilskraft, ausgebreitetem und tiefem Wiffen, unbestechlicher Liebe zur Wahrheit. Die Schriften Willems', Professors an der Universität Löwen, zählen ohne Frage zu ben klassischen Arbeiten über die römische Verfassung und bilden in Wahrheit ein xxqua es aei. Sie sind nicht bloß dadurch ausgezeichnet, daß sie eine große Anzahl von neuen wissenschaftlichen Errungenschaften enthalten, daß sie ihren Stoff mit Umficht, mit Geift und ohne alle Seichtigkeit behandeln; sie verdienen auch deswegen alles Lob, weil sie nie die Grenzen in absichtliches Dunkel hüllen, welche unserem Wissen gezogen find, weil sie vielmehr überall offen die Linie angeben, wo das Wissen endigt und die Hypothese beginnt. Die Kunft, durch große Worte und infallibles Auftreten gerade da imponiren zu wollen, wo man auf dem unfichersten Boden sich befindet — diese Runft oder diesen Runftgriff kennt W. nicht; und deshalb eignen sich auch seine Werke zum Studium für die besonders, welche lernen wollen und sollen, wie man überhaupt zu forschen hat.

Indem wir uns nun zu einer turzen Charakteriftik der beiden Werke wenden, stellen wir zunächst fest, daß das erste das römische Staatsrecht von Anfang der Stadt bis auf Justinian im allgemeinen behandelt, während das zweite einen besonders wichtigen Punkt der römischen Verfassung berausgreift, die Untersuchung über Zusammensetzung und Befugnisse des römischen Senats in der Republik. Das erste Werk umfaßt 695 Seiten und behandelt in einer Ginleitung die Quellen, die modernen Bearbeis tungen, die Eintheilung der Individuen in liberi und servi, wovon erstere wieder in cives mit vollem caput und peregrini mit caput minutum zerfallen; endlich die Natur und die organischen Gewalten der römischen Regierung: patriarchalische Epoche, Königthum, Republik, Dyarchie und Monarchie. Sodann geht W. zur Sache selbst über und schildert die première époque des Königthums und der Republik (S. 1-396); er unterscheidet wieder die Periode der Bildung des Staats, welche mit Servius Tullius abschließt, der neben den Grundsatz der Geburt den des Vermögens stellt, und die Periode der Vollendung. Das erste

Buch dieser Periode besaßt sich mit den cives, peregrini und servi; es betrachtet also die sozialen Unterschiede in Rom; das zweite erörtert die Regierungsfaktoren, Comitien, Senat, Magistratur und endlich den Gottesdienst nach ber Seite seiner Beziehungen zu den öffentlichen Gewalten; das dritte Buch ist den Hauptzweigen ber Verwaltung gewidmet, den Gerichten, Finanzen, der Berwaltung Italiens und der Provinzen, den internationalen Beziehungen. In ähnlicher Weise gliedert sich auch die deuxième époque des Kaiserreichs; die Dyarchie wird nach der sozialen, politischen und administrativen Seite von S. 397 bis 553 besprochen, worauf W. zur Schilderung der Monarchie nach den Gesichtspunkten der Knisergewalt und Zentralverwaltung, der verschiedenen Zweige der Verwaltung und der sozialen Verhältnisse Den Schluß machen Nachträge und Verbefferungen, Die Inhaltsangabe und ein alphabetisches Register der lateinischen Aus= drücke. Wie man sieht, ist das Buch trop seines Stoffreichthums klar und übersichtlich eingetheilt und namentlich mit Hilfe des Registers trefflich als Hand= und Nachschlagebuch zu verwerthen; unter dem Text befinden sich überall die eingehendsten Quellen= und Literaturnachweise.

Nicht ganz so leicht zu gebrauchen ist das Werk über den Senat ber römischen Republit; obwohl es mit seinen beiden Banden zu 638, bzw. 784 Seiten zusammen 1422 Seiten umfaßt, so fehlt ihm doch leider das bei dem großen Umfange doppelt nothwendige Der 1. Band behandelt in 17 Kapiteln alle Fragen, welche sich an die Zusammensetzung des Senates knüpfen; der 2. Band ist den Besugnissen des Senates gewidmet und gliedert sich in drei Bücher (1. der Senat während der Erledigung der exekutiven Gewalt; das Interregnum; 2. die Beziehungen des Senates zu den Comitien; 3. die Beziehungen besselben zu der Magistratur). Auf irgend welche Analyse der wichtigeren Sate des Buches können wir uns hier nicht einlassen; nur einige ber einschneidendsten follen mitgetheilt sein. Die Plebs leitet W. nicht von der Unterwerfung der latinischen Städte her; die Bevölkerung derselben bestand, wie die römische, aus Patriziat und Mlienten; als sie unterjocht wurde, nahm man die Patrizier in's Patriziat auf, wie (so urtheilt ja z. B. auch Schwegler) Namen wie Medullini, Camerini, Coriolani u. s. w. darthun, und die Klienten wurden ebenso eingereiht unter die Klienten. Die Plebs stammt vielmehr von der Klientel her; les clients, sagt W. 1, 16, sortent des rapports du patronat par l'extinction de la famille patricienne du patron. L'absence du droit de patronat transforme les clients en plébéiens.

Die Plebs wuchs rasch durch natürliche Vermehrung wie durch fortwährendes Erlöschen von patrizischen gentes; die Plebejer führten die Gentilnamen ihrer früheren patrizischen Patrone, und so erklärt es sich, weshalb so viele nomina gentilicia ebenso wohl von Patriziern als von Plebejern getragen wurden. In den Senat aber kamen bie Plebejer vor 400 gar nicht, vor 366 nur in vereinzelten Fällen; bis dahin ist der Senat so gut wie rein patrizisch. Die Theorie von Mommsen, daß es einen "Patriziersenat" innerhalb bes Gesammt= senates gegeben habe, verwirft W. und sept patres und senatus als mit einander identisch. Dafür hat 28. Soltau ihn in der Philologischen Rundschau 1884, Sp. 49-55, zur Rede gestellt, während F. R. im Literarischen Centralblatt 1884, Nr. 9, mit Rücksicht auf diese Dinge von ewig sich neu gebärenden Theorien spricht, für welche nach der Natur unserer Quellen eine durchschlagende Lösung nicht möglich Dagegen erkennt 3. B. auch Soltau an, bag 23. den Begriff der auctoritas, welche post rem factam kommt, im Unterschied von consilium, das ante rem fit, zum ersten Male aktenmäßig aus Seneca nat. quaest. 2, 39 erhärtet habe und damit Lange's Ausicht von auctoritas und patrum auctoritas hinfällig geworden fei; daß seine Entwickelung ber leges Valeriae Horatiae, Publitia Philonis, Hortensia in der Hauptsache das Richtige treffe; 2B. faßt diese Gesetze nämlich auch als Stufen zur allgemeinen gesetzlichen Anerkennung der plebis-Auch daß 28. keine patrizischen Curialcomitien in der republicita. kanischen Zeit mehr kennt, findet Soltau's Beifall; er billigt die scharfe Scheidung von patres und populus, von patrum auctoritas und populi iussus, wenn er auch patrum auctoritas anders als W. aufgefaßt wissen will und unter ben patres ben "Patriziersenat" versteht. Hierüber werden andere freilich anders urtheilen; was aber alle Kritifer anerkennen muffen, das ift der enorme Fleiß und die Gemiffenhaftigkeit, mit welcher 28. überall verfährt. Wir wüßten zum Schluß keinen besseren Beleg dafür zu geben als die zwei Rekonstruktionen, des Senats von 179 und 55; mit unglaublicher Ausdauer und Sorgfalt hat nämlich 2B. den ganzen Personalstand bes Senats in diesen zwei Jahren, soweit er nur irgend erkennbar war, hergestellt und ift zu dem gewiß äußerst interessanten Ergebnis gekommen, daß im Jahr 179 unter 304 Senatoren 88 Patrizier und 216 Plebejer, im Jahre 55 unter 415 Senatoren 43 Patrizier und 372 Plebejer sich befanden: so sehr schwanden die alten Familien zusammen, und in einigem Zusammenhang damit steht es wohl auch, daß der Senat von 179 une assemblée

d'officiers war, der von 55 se composait plutôt d'advocats, d'hommes de loi et de politiciens, obschon dabei natürlich anderes mitgewirkt hat.
G. Egelhaaf.

Historisch=geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters. Bon Her= mann Hiterley. Gotha, J. Perthes. 1883.

Bei der Besprechung eines Werkes von dem Umfange und der Bedeutung des vorliegenden kann es der Ref. nicht als seine Aufgabe ansehen, Lücken und Jrrthümer, die ihm aufgefallen sind, hier im einzelnen zu notiren und dem Verfasser zur Last zu legen. Je nach der größeren oder geringeren Vertrautheit des Beurtheilers mit einzelnen Abschnitten der deutschen Territorialgeschichte möchte sonst eine solche Form der Besprechung, gleichzeitig von verschiedenen Seiten unterznommen, aus der Feder eines in Thüringen lebenden Historikers ganz andere Desiderien zu Tage fördern als z. B. durch einen in der Mark Brandenburg oder in Baiern lokalkundigen Forscher. Es darf sich m. Er. in dem Rahmen einer kurzen Anzeige nur um die Stellung zu der vom Uf. angewandten Methode handeln.

Leider überläßt es nun Ofterlen bem Benuter, Blan und Gin= richtung des Ganzen nicht aus dem Buche selbst, sondern aus dem 27. Bande (Jahrg. 1881) von A. Petermann's geographischen Mit= theilungen kennen zu lernen. Nur auf ben fog. "Schmuttiteln" ber Lieferungen waren turze Prospette bes Werks angebracht. Warum ber Bf. seine bei Petermann gegebene Darlegung ber von ihm befolgten Principien nicht in der Vorrede wiederholt hat, verstehen wir nicht recht. Denn die "lieferungsweise Beröffentlichung" bes Buches konnte boch unmöglich verhindern, daß ber letten Lieferung ein ausführlicheres hinter dem Titel einzuschaltendes Vorwort beigegeben wurde, wie dies bei unzähligen anderen Werken geschieht. Man kann sich ber Er= kenntnis nicht verschließen, daß schon dieses Verfahren bei manchem Leser eine gewisse Mißstimmung hervorruft, da er, wenn er den betreffenden Band der Petermann'schen Mittheilungen nicht zufälliger= weise sofort zur Sand hat, erst nach längerem Suchen und Versuchen erfährt, was er von dem Wörterbuche zu erwarten hat. Bei Peter= mann a. a. D. S. 194 bezeichnet der Bf. basselbe als "eine lexifalische Busammenstellung ber beutschen Ortsnamen, die von ben beutschen Geschichtschreibern des Mittelalters erwähnt werden, unter Angabe ihrer verschiedenen Namensformen, der Zeit ihrer Erwähnung, der daran geknüpften bedeutenderen Ereignisse, sowie der Quellen".

Lösung bieser Aufgabe find "die gesammten erzählenden Geschichts» quellen des Mittelalters burchgearbeitet, die von deutscher Sand herrühren, allerdings mit der Beschränkung, daß alles bloße Aftenmaterial, die meift nur auf Entlehnung beruhenden Reimchroniken, sowie die wenig ober gar feine Ausbeute gewährenden Lebensbeschreibungen, Refrologien u. f. w. prinzipiell ausgeschlossen wurden". Auch eine Reihe von "nichtbeutschen, namentlich niederländischen und flawischen Schriftstellern ift herangezogen, die durch den Gebrauch der lateinischen Sprache Einfluß auf die deutsche Geschichtschreibung gewonnen haben, und endlich ift subsidiär eine bestimmte Gruppe bes Urkundenmaterials benutt worden, nämlich die bereits im Mittelalter veranftalteten Urfundensammlungen, namentlich die vielfach in Zeitschriften zerstreuten und deshalb schwer zugänglichen älteren Besitverzeichnisse und Seberegister von Klöstern u. f. w., ohne indessen auf letterem Gebiet irgend eine Bollftändigkeit zu erftreben". Bon Ortsnamen find nur diejenigen angeführt, "an welche sich irgend ein erheblicheres Interesse knüpft, sei es durch das Alter, durch eine feltene Namensform oder durch das berichtete Greignis". Die Anordnung des Stoffs richtet sich nach ben heute üblichen Formen ber Namen; ben Stichwörtern reiht fich die Bestimmung der Lage der Orte nach den jetigen Verwaltungs= bezirken an, bei ausgegangenen und zweifelhaften Orten, soweit fich Dieselbe feststellen ließ. "In seinem vollen Umfang", fagt ber Bf., "kann der Werth des Buches erft zu Tage treten, wenn auch das gesammte Urkundenmaterial in derselben Weise verarbeitet ift, wie hier die erzählenden Quellen; doch ift das eine Arbeit, die mindestens denfelben Umfang haben würde, wie das vorliegende Buch und beshalb der Zukunft vorbehalten bleiben mußte." Vorläufig wird auf E. Förstemann's Namenbuch als Erfat verwiesen, das jedoch nur bis zum Ende des 11. Jahrhunderts reiche und mehr im linguistischen Interesse gearbeitet sei, "während die Ergänzung des vorliegenden Werkes auf den historischen Inhalt der Urkundensammlungen das Hauptgewicht zu legen hätte".

Dies sind nach des Bf. eigenen Mittheilungen die wesentlichsten Gesichtspunkte, auf die es bei Beurtheilung seines Buches ankommt. Es ist unbestreitbar, daß dadurch ein bedeutendes Hülfsmittel für die Nachweisung und Vergleichung der historischen Quellen geschaffen ist, das insbesondere den Studirenden bei Lösung der in den historischen Seminarien gestellten Aufgaben aus der beutschen Geschichte des Mittelsalters große Erleichterung gewähren wird. Denn dort kommt es in

der Hauptsache auf die Kenntnis der erzählenden Quellenschriften aus jener Spoche an. Ö. hat, wie er selbst sagt, "bei den größeren Städten, Flüssen, Ländern je nach der Bedeutung und der demgemäß häusigeren Stwähnung nur wirklich hervorragende Ereignisse verzeichnet, um die Citate nicht in's Unendliche zu häusen." Allein der Forscher, dem es nicht nur um ein einziges "wirklich hervorragendes Ereignis" zu thun ist, sondern dem es darauf ankommen muß, den betreffenden Ortsnamen durch alle wichtigeren Quellen verfolgen zu können, ist trot dieses Buches, wie auch der Bf. zugesteht, immer noch in die Nothwendigkeit versetzt, auf die Spezialindices zurückzugreisen oder wo solche sehlen, die in Betracht kommenden Quellen Blatt für Blatt durchzugehen.

Ein zweiter Mangel macht fich noch weit fühlbarer als bas Fehlen eines orientirenden Vorworts. Da es dem Bf., wie er zugibt, bei der Heranziehung der in Zeitschriften zerstreuten Gruppe des Urkundenmaterials nicht auf Vollständigkeit ankam, so würde er sich die Benutger zum größten Danke verpflichtet haben, wenn er seinem Buche ein übersichtliches Verzeichnis der von ihm excerpirten Zeitschriften der hiftorischen Vereine beigegeben und darin zugleich bemerkt hätte, bis zu welchem Bande die betreffenden Zeitschriften von ihm ein= gesehen worden seien. Hierdurch würde er den bei ihm Belehrung Suchenden nicht weniges Nachschlagen erspart haben. Glücklicherweise hat Ref. hier nicht pro domo zu sprechen, da sein engeres Heimat= land Hessen durch das vortreffliche Werk W. Arnold's "Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme" ein erganzendes Hülfsmittel besitzt, das nur in den wenigsten Fällen versagt. Wie schon oben angebeutet, liegt es mir auch fern, auf Einzelheiten einzugehen. Wenn ich mir aber hier bennoch erlaube, mit einer solchen zu kommen, so geschieht dies lediglich in Befolgung des alten Sprüchworts: "Longum iter per praecepta, breve et efficax per exempla." Andere Be= nuter des Wörterbuchs werden, wie ich nicht bezweifle, gleiche Erfahrungen gemacht haben. Weshalb, so frage ich, wurde bei der Bearbeitung der hessischen Ortsnamen das zuerst von Wenck und dann in verbesserter Form von Landau in der Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde, 1. Folge, 10, 184 ff. mitgetheilte sog. Breviarium S. Lulli nicht verwerthet, das einer Kopie des 12. Jahr= hunderts entstammt und in der Aufzählung der Besitzungen des Klosters Hersfeld eine große Zahl hessischer und thüringischer Ortsnamen ent= hält, während das von Falckenheiner im 3. Bande berfelben Zeit=

schrift publizirte Verzeichnis der Gütererwerbungen des Klosters Haina aus dem 13. Jahrhundert an vielen Stellen benutt ist? Vermuthlich deshalb, weil nur die ersten Bände der jett 20 Bände und 18 Supplemente enthaltenden hessischen Zeitschrift vom Vf. herangezogen sind. Ühnlicher Fragen ließen sich mehr als eine stellen. Man würde sie nicht auswersen können, wenn der Vf. durch einen Index der von ihm benutzten Werke, der selbst einschließlich der Angabe der erzählenden Duellen wohl kaum einen Druckogen ausgefüllt haben würde, dem Bedürfnis der Nachschlagenden entgegengekommen wäre. Ohne Zweisel hätte derselbe größeren Nutzen gestistet als das dem Schlusse des Werks angesügte chronologische Verzeichnis der erwähnten Schlachten.

Ein Leichtes wird es sein, bei einer zweiten Auflage des Buches auch die hier ausgesprochenen Wünsche zu erfüllen. Nicht um das Verdienst Ö.'s bei seiner umfassenden und äußerst mühevollen Arbeit zu schmälern, hat Ref. diesen Wünschen hier Worte verliehen, sondern in dem Vewußtsein, daß der Vf. sie als einen Beweis des lebhaften Interesses ansehen werde, das allerseits seiner Arbeit entgegengebracht wird.

Anonymi de situ orbis libri duo. E codice Leidensi nunc primum edidit M. Manitius. Stuttgardiae, J. G. Cotta. 1884.

Ein geographisches Lehrbuch aus der Karolingerzeit, welches zuerst R. Pert in seinem Ethicus beschrieben und beffen Borrebe dann Dümmler nach einer Abschrift du Rieu's im Neuen Archive befannt gemacht hatte, hat Manitius zuerst vollständig aus einem ehemals ber Abtei St. Benigne gehörigen, jest Leidener Coder publizirt. der Widmung an einen König R., in welchem Dümmler Rarl ben Rahlen vermuthet, gesteht der Kompilator G., das Buch aus verschiedenen Excerpten zusammenstellt zu haben: studio quorundam fratrum nostrorum admonitus, immo ob utriusque maris aliquantulum ignotos ascensus. Als Quellen nennt er dann selbst Bomponius Mela, Athicus, Martianus Capella, Solinus, Drosius, Isdorus und andere: nämlich Cafar und des Paulus Epitome. In der That läßt sich so ziemlich seine ganze Arbeit auf jene Autoren zurücksühren. Bei diesem Sachverhalte muß sich jeder die Frage vorlegen, ob die Rompilation überhaupt werth war, gedruckt zu werden. Ref. möchte es verneinen, und kann ben einzigen Grund bes Herausgebers, baß man aus ihr den damaligen Stand ber geographischen Kenntnisse in Deutschland erkennen könne, als stichhaltig nicht anerkennen, da bisher

noch nicht bewiesen ist, daß die Schrift überhaupt über Burgund und die nächste Umgegend hinaus verbreitet war. Wir können uns die Bemerkung nicht versagen, daß der Fleiß des Herausgebers besser wichtigeren Arbeiten zu gute gekommen wäre. Speziell auf dem Gebiete mittelalterlicher Geographie würde sich eine neue Ausgabe des Äthicus viel mehr gelohnt haben, da die Wuttke'sche Arbeit ganz verkehrt ist.

In der sorgfältigen Praefatio beschreibt der Herausgeber die Leidener Handschrift und untersucht in gründlichster Weise, nach welchen Codices die Quellenschriften benutzt sind. Auf die Verbreitung der Schrift im Mittelalter verspricht er später einzugehen. Im Text sind die selbständigen Partien kursiv gedruckt — viel ist es freilich nicht —, die Quellen sind gewissenhaft in den Noten angegeben. Bei dem Charakter der Schrift wird das angehängte Register vom höchsten Nutzen sein.

Zur Geschichte des Bauernkrieges in Südwestdeutschland. Bon Karl Hartfelber. Stuttgart, Cotta. 1884.

Karl Hartfelber hat sich schon durch drei Studien zur Geschichte des Bauernkrieges am Oberrhein als tüchtiger Forscher und gewandter Darsteller erwiesen, so daß sein Bersuch, diese Dinge im Zusammenhang zu schildern, mit Vertrauen und Beifall begrüßt werden durfte. Das 475 Seiten starke Buch, welches uns vorliegt, rechtfertigt dieses Vertrauen durchaus. H. hat nicht bloß die Chroniken des Harer u. s. w., auf welche allein man im vorigen Jahrhundert die Kenntnis des Bauernkrieges stützen konnte, sondern auch alle in unserm Jahrhundert so zahlreich zu Tage getretenen Urkundenpublikationen benutt und noch überdies eine Reihe von Archiven, das zu Karlsruhe, Stuttgart, Kolmar, Freiburg, Speier und München, mit großem Er= folge durchforscht und an einer Anzahl anderer Stellen sich wenigstens überzeugt, daß dieselben für seinen Zweck nichts boten. An sich lag es in seinen Wünschen, auch Schwaben zu behandeln; da er aber von F. L. Baumann erfuhr, daß derfelbe bemnächst selbst eine Darstellung des Bauernkrieges in Schwaben schreiben werde, so grenzte er seine Dar= stellung auf das obere Rheinthal und die unmittelbar austoßenden Gebiete ein, so daß Sundgau und Breisgau die Südgrenze und die kurpfälzischen Lande die Nordgrenze bilden. Wenn man H.'s Darstellung mit der seiner Borgänger vergleicht, so ist es allerdings nicht ungerechtfertigt, wenn er fagt, daß in vielen Abschnitten von der früheren Darstellung tein Stein mehr auf bem andern geblieben ift, und bag er fast jede Seite mit polemischen Anmerkungen gegen Zimmermann, Schreiber, Strobel u. Al. hatte fullen konnen; viele Abschnitte bieten einen bisher gang unbefannten Inhalt, fo z. B. der über das Schickfal der Be-Von besonderem Interesse ist der ausführliche wegung in Speier. Bericht über die Niederlage der Bauern bei Zabern S. 125-131, wobei das seltene französische Werk von Vollehr de Séronville L'histoire et Recueil de la triomphante et glorieuse victoire u. s. w. benust ift und die grauenhafte Abschlachtung zwölf=, zehn= und achtjähriger Knaben durch die Stratioten hervorgehoben ist. Von Interesse sind u. a. auch die 13 Artikel der Kolmarer Rebellen, weil sie gar keine Barallele mit den 12 Artikeln ermöglichen und also beweisen, wie spontan doch die Bewegung vielfach losbrach; daß die Evangelischen bie öffentlichen Dirnen nicht länger bulden wollten, erkennt vielleicht selbst Herr Janssen an. Die äußerst verdienstvolle und interessante Arbeit enthält noch zwei Erörterungen über Harer und Georg Schwarzerdt, den Chronisten von Bretten, Bruder Melanchthon's. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und Register erleichtern sehr die Benutung des Werkes, aus dem man vor allem fieht, daß die Bauern durch endloje Unterhandlungen lieber als durch's Schwert ihrem Riele G. Egelhaaf. zustrebten.

Freifrau v. Bunsen. Ein Lebensbild aus ihren Briefen zusammengestellt von Aug. J. E. Hare. Deutsche Ausgabe von H. Tharau. Gotha, F. A. Perthes. 1881.

Das Buch verbreitet sich über gesellschaftliche Bustände, künstelerische und wissenschaftliche Bestrebungen, selbst politische Vorgänge in Italien, Deutschland und England: es hat für den Kulturhistoriser und für Jeden, der zeitgenössische Geschichten nicht bloß von der Oberssläche schöpfen will, spannendes Interesse, ja sogar hohen, im gewissen Sinne einzigen Werth. Den orthodox protestantischen oder vielmehr — dem Res., den doch niemand einer katholischen Anwandlung verdächtigen wird, sei das Wort erlaubt — den etwas engherzig prostestantischen Standpunkt der Freifrau v. Bunsen einmal zugegeben, wird man in den vielen ihrer Briefe, welche diese Bände enthalten, einen Geist milder Ruhe, besonnener Mäßigung und echter Menschensliebe erkennen, wie er sonst Siserern im Glauben selten genug zu eigen ist. Man darf sich hierbei nur nicht an Äußerungen stoßen, die hin und wieder vorkommend die Gemütstiese der im wahren Sinne des

Wortes ebeln Frau vor Augen des Lesers verschwinden machen und Mlein es hieße zu rasch bices Vorurtheil hervortreten laffen. urtheilen, wollte man der Frau, die auf solchen Inkonsequenzen zu betreten ift, die Fähigkeit absprechen, das Wahre auch dort zu erkennen, wo es den auf sie mächtig einwirkenden kirchlichen Stimmungen zu widersprechen scheint. Wie völlig erhaben über Bedenken und Befürchtungen theologischer Art spricht sie doch andrerseits 2, 343 von Einführung der Civilebe in Preußen: "Das Resultat der neuen preußischen Gesetze . . . erinnert an den ernstlichen Protest bes Fr. Ar= notd gegen den Mißbrauch gewisser Ausdrücke, indem man von christ= lichen Nationen oder von Christianisirung der Nationen spricht. Christen bleiben, wie von jeher, einzelne Individuen oder fleine Häuflein, und niemand, der die Dinge in's Auge faßt, wie sie sind, wird die Be= freiung von einem gesetzlichen Zwange bedauern, demzufolge man dem Namen nach ein Christ wird, ohne ben Glauben an die Göttlichkeit des Chriftenthums zu befigen."

Mit Recht ist eines der Kapitel, in denen römische Briefe der Freifrau enthalten sind, "Kömischer Sonnenschein" betitelt worden: die aus der ewigen Stadt und Umgebung datirten Schreiben sind in der That das weitaus Interessanteste an dem Buche. Sie bringen schätzbare Daten zur Künstler- und Gelehrtengeschichte der Zeit, u. a. erwünschte Ausschlässe über die zwei unvergeslichen Männer, mit denen die Familie Bunsen in Berkehr gestanden: Thorwaldsen und Nieduhr. Wie der erstere, völlig ein Heide, es angesangen hat, die ihm gestellten Ausgaben christlicher Skulptur zu bewältigen, wird artig 1, 98 erzählt. Von Nieduhr wird uns 1, 65 eine merkwürdige Äußerung über Hume und Gibbon berichtet: "diese beiden stellt er über jeden Geschichtschreiber Frankreichs oder Deutschlands." Und es hatten damals schon Joh. v. Müller und Spittler geschrieben!

Was der Herausgeber zu den Bunsen'schen Briefen aus Eigenem hinzugethan, mag für jenen Theil des englischen Publikums, der deutsche Verhältnisse ignorirt, ganz gut sein; in der Übersetzung erscheint es aber doch zu primitiver Art. Was sollen uns Anmerkungen wie die zu 2, 335: "Karl Kitter, ein ernster Christ und liebenswürdiger Gessellschafter, war ein geseierter Professor der Erdkunde an der Berliner Universität." Solches und ähnliches hätte in der deutschen Ausgabe füglich wegbleiben können. M. Br.

Friedrich, Landgraf von Hessen=Darmstadt, Malteserritter, Kardinal und Bischof von Breslau. Ein Beitrag zur Breslauer Bischofsgeschichte von Paul Buchmann. Breslau, G. P. Aderholz. 1883.

Eine Anzahl Auffähe, die früher im Katholischen schlesischen Kirchenblatt erschienen waren, erscheinen hier zu einer Biographie zusammengefaht. Ihr Hauptzweck ist die Schilderung der Thätigkeit des Landgrafen-Kardinals für die Breslauer Diöcese, welcher er vom Jahre 1671 bis zu seinem 1682 erfolgten Tode vorstand. Wie der Bf., Priester an der Breslauer Domkirche, angibt, ist seine Arbeit "zum großen Theil mühevoll aus ungedruckten, zuverlässigen Quellen, bessonders den Kapitelsakten, geschöpft". Doch merkt man dies nur wenig. Vielmehr sind die meisten Angaben bereits gedruckten Werken entsnommen.

Der vor drei Jahren erschienene Auffat A. Duncker's (Archiv f. hessische Gesch. u. Altthetde. 15, 449 ff.) über ben Seesieg, welchen Landgraf Friedrich 1640 als Admiral der Malteserslotte bei Goletta über die Barbaresten erfocht, blieb dem Bf. unbekannt, wie seine Darftellung G. 19 zeigt. Ebenso wenig weiß er etwas von der a. a. D. burch F. Müller übersetzten italienischen Flugschrift, worin jenes siegreiche Treffen beschrieben ift. Die Ginzelheiten, welche ber 2f. über die zu Rom 1636 erfolgte Konversion des Landgrafen mittheilt, widersprechen nicht der von Duncker aufgestellten und durch einige Gründe unterftütten Vermuthung, daß Schiller die Geschichte Friedrich's, des ersten Prinzen bes heffischen Saufes, welcher katholisch ward, für die Beichnung der Geftalt seines "Prinzen" im "Geisterseher" benutt habe. In dieser Romanfigur wollte man seither Anklänge an die Person: lichkeit anderer fürstlicher Proselyten des Ratholizismus, wie des Berzogs Karl Alexander von Württemberg oder des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, herausfinden. ou.

Das Leben der hl. Elisabeth von Thüringen in Wort und Bild. Bon Johann Diefenbach. Frankfurt a. M., A. Foesser Nachfolger. 1884.

Ein Kommentar zu vierzehn Freskogemälden aus der Deutschordenskirche zu Sachsenhausen, die das Leben und die Wunder der hl. Elisabeth darstellen. 1881 bis 1883 wurden diese Gemälde durch die Munifizenz des Hoch= und Deutschmeisters Erzherzog Wilhelm von Österreich ihrer Verwahrlosung entzogen und von Weinmaier aus München restaurirt. Die in guten Abbildungen hier wiedergegebenen Bilder entstammen dem Ansange des 14. Jahrhunderts und verdienen auch vom Standpunkte des Kunsthistorikers aus Beachtung. Die kirchsliche Stellung des Bf. kennzeichnet sich schon durch seine in der Borsrede abgegebene Erklärung, daß "nicht der Glaube an schriftstellerischen Beruf seine Feder geführt habe, sondern der Glaube an die göttliche Borsehung, welche in den neuentdeckten Schätzen christlicher Kunst den Weg zu zeigen schien, der betreten werden müßte, um das begonnene Werk der Kirchenrestauration (sic!) vollenden zu können".

Zeitschrift des Bereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. X. Nebst "Wittheilungen" für die Jahre 1882 und 1883. Kassel, A. Frenschmidt in Kommission. 1883.

A. Buffon bekämpfte in den "Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" 2, 31 ff. die von J. Kübsam in seiner Abhandlung über den Fuldaer Abt Heinrich V. aufgestellte Anssicht, daß schon Kaiser Otto II. den Übten Fulda's die Würde eines "Erzkanzlers der Kaiserin" verliehen habe. Wie Kef. schon in seiner Anzeige der Kübsam'schen Arbeit (H. B. 47, 149) bemerkte, nimmt Busson an, daß der genannte Titel erst gleichzeitig mit der goldenen Bulle entstanden sei. Die erste Abhandlung des vorliegenden Bandes, betitelt "Der Abt von Fulda als Erzkanzler der Kaiserin" enthält nun eine aussührliche Darlegung J. Kübsam's, worin er seine frühere Behauptung aufrecht zu erhalten und zu begründen sucht. Aber trot der umfangreichen hier herangezogenen Literatur ist es unseres Erzachtens dem in der mittelalterlichen Geschichte des Fuldaer Hochstifts gut bewanderten Bf. nicht gelungen, das Borkommen der Erzkanzlerwürde in der Ottonenzeit quellenmäßig zu belegen.

Die folgende Arbeit, worin C. v. Stamford die Hilfsleistung hessischer Truppen bei der Niederwerfung des Aufstandes des Prästendenten Karl Eduard Stuart schildert, seidet wieder an der ersmüdenden Breite, die Ref. schon H. Z. 49, 165 ff. einem Buche dessselben Autors zum Vorwurse machen mußte. Dem hessischen Torps, vom Erbprinzen Friedrich, dem nachmaligen Landgrasen Friedrich II., besehligt, war es nicht vergönnt, an irgend einer entscheidendeu Aktion des Kriegs in Schottland theil zu nehmen. Die Soldaten und ihren Führer trifft dabei, wie v. Stamford nachweist, keine Schuld. Mögen auch die von ihnen überstandenen Strapazen und ihre Kreuzs und Quermärsche die zu ihrer Wiedereinschiffung nach den Niederlanden recht anstrengend gewesen sein, so verdienen sie doch nicht als ein Beitrag zur hessischen Kriegsgeschichte in der vom Bf. beliebten Ausse

führlichkeit der Nachwelt überliefert zu werden. Zu diesem Zwecke sind das Feldjournal des Corps und die Listen, Rapporte u. s. w., denen v. Stamford sein Material entnahm, nicht angelegt worden.

Ebenfalls dem 18. Jahrhundert gehören brei Briefe Rudolf Erich Raspe's an den Landgrafen Friedrich II. von Hessen an, die Albert Dunder aus den Handschriften der Raffeler Landesbibliothet herausgibt und erläutert. Die Briefe, aus den Jahren 1773, 1774 und 1780, zeigen, wie der Herausgeber bemerkt, den merkwürdigen, jest auch als Verfasser der "Abenteuer des Freiheren von Münchhausen" bekannt gewordenen Gelehrten in drei Stadien feines Lebens "zuerst in erfolgreicher wissenschaftlicher Thätigkeit und im vollsten Vertrauen des Landgrafen, im zweiten Briefe am Vorabende seines Sturzes, im britten als Flüchtling und im Kampfe um seine Existenz". Der erste Brief belehrt uns über die Intervention des Landgrafen zu gunften der durch die Bulle "Dominus ac redemtor noster" in ihrer Existenz bedrohten Jesuitenkollegien zu Paderborn und Büren, der zweite schildert eine Reise Raspe's nach Berlin, auf der er Beireis in Helm-Seine Beschreibung ber bort gesehenen mechanischen städt besucht. Wunderwerke ermöglicht eine interessante Parallele mit der Erzählung, bie uns Goethe in den "Tag= und Jahresheften" von seinem Besuche bei dem altgewordenen Zauberer von Helmstädt entwirft. letten Schreiben, das Raspe fünf Jahre nach seiner Flucht aus Raffel von London aus an seinen ehemaligen Fürsten richtet, geht die tiefste, aber zu spät kommende Reue über die von ihm bei ber Verwaltung des Kasseler Medaillenkabinets bewiesene Untreue hervor. Renntnis der eigenartigen Personlichkeit Raspe's, ber mitten im Getriebe der Zeit Winckelmann's und Lessing's stand, bieten diese Briefe beachtenswerthe Anhaltspunkte.

Mit der größeren Abhandlung Theodor Ilgen's und Rudolf Bogel's') "Kritische Bearbeitung und Darstellung der Geschichte des thüringisch-hessischen Erbsolgekriegs (1247-—1264)" betritt der Berein wieder das Gebiet der Geschichte des hessischen Mittelalters, welches wir leider seit längerer Zeit in seinen Beröffentlichungen entweder gar nicht oder ungenügend vertreten fanden. Zwar bedauern die Bersfasser, daß das Material für die Geschichte Thüringens durch Mangel an Entgegenkommen an geeigneter Stelle nicht in dem Waße von ihnen herangezogen werden konnte, wie das über die hessischen Bers

- Cash

¹⁾ Auch besonders erschienen (Marburg, Elwert).

hältnisse während jenes Beitraumes, wofür ihnen die Urkunden des Marburger Staatsarchives zur Verfügung standen. Dennoch haben wir es hier mit einer sehr tüchtigen, von methodisch geschulten Kräften unternommenen Leistung zu thun. Gine ausführliche Einleitung er= örtert den Werth der Quellen und der bereits vorhandenen Literatur. Mit manchen Anschauungen und Überlieferungen wird gründlich, viel= leicht hier und da etwas zu unbarmherzig, aufgeräumt. Der hessische Chronist Wiegand Gerstenberger, dessen Darstellung in der Beurtheilung der Zustände Heffens man für die behandelte Periode vielfach gefolgt ist, erscheint hier als dürftiger und kritikloser Kompilator. Von großer Wichtigkeit sind die Ausführungen über die Erbschaft selbst, über die Lehen und Besitzungen der Ludowinger in Hessen und über die rechtlichen Ansprüche ber streitenden Erben, der Herzogin Sophie von Brabant als Mutter Heinrich des Kindes und ihres Gegners, des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen. Für die wichtige Beit, in der Beffen aus feiner langjährigen Berbindung mit Thuringen schied, gibt die Arbeit ganz neue Grundlagen. 18 Beilagen, meistens Urkunden des Marburger Archives, beschließen sie. Für die neunte, angeblich 1254 von Sophie zu gunsten des Klosters Hafungen aus= gestellte und schon bei Ledderhose Rl. Schriften 4, 276 gedruckte, wird durch Autopsie des sog. Originals S. 368 ff. der Nachweis erbracht, daß sie im Interesse der Ansprüche des Klosters auf das Patronat über Schützeberg bei Wolfhagen gefälscht ift.

Den Abhandtungen des 10. Bandes folgen reichhaltige "Mittheilungen" über das Vereinsleben während des Jahres 1882. Unter den dort eingefügten kleineren Auffätzen ist von allgemeinerem Interesse ein solcher E. Gerland's über die Korrespondenz Leibniz' mit Herrn v. Staff, dem Erzieher der jüngeren Söhne des hessischen Landgrafen Karl. Die dahin gehörigen Briefe Leibniz' sind schon seit Kortholt's Ausgabe von 1738 bekannt, doch war man seither im Zweisel über die Persönlichkeit des Adressannt, den Gerland jetzt nach der von ihm in der Bibliothek zu Hannover gefundenen Originalkorrespondenz seste gestellt hat. Zwei der Briefe aus dem Jahre 1702 werden hier absgedruckt, die über die Thätigkeit Papin's in Kassel und über die Pläne des Landgrafen Karl bezüglich der Wasserwerke des "Karlssbergs", der heutigen Wilhelmshöhe, nicht unwichtige Ausschlässen.

Der Inhalt von drei unlängst in Hessen gemachten und durch W. Stern beschriebenen Münzfunden gehört in der Hauptsache dem 16. und 17. Jahrhundert an. Bedauerlich ist es, daß der Verein von seinem Bestreben, die "Mittheilungen" mit seiner Zeitschrift verbunden erscheinen zu lassen, was Res. in einer früheren Anzeige (H. 8. 49, 160) als einen Fortschritt begrüßte, wieder Abstand genommen und dieselben für das Vereinsjahr 1883 separat veröffentlicht hat. In diesem jüngst auszgegebenen Hefte stehen außer Netrologen verdienter Mitglieder, den üblichen Berichten über die Vereinsversammlungen in verschiedenen Städten Hessens u. s. w. auch mehrere kleine Aufsätze. Mit Lob nennen wir darunter die von F. Malkmus angestellte Untersuchung über die alte rheinisch=hessische Heerstraße auf der Strecke von Amönezburg bis Trehsa und den auf urkundlicher Grundlage sußenden Bericht F. W. Noll's über die ältere Geschichte des Hospitals der Altstadt Hanau bis zum Jahre 1630.

Beiden Jahrgängen der "Mittheilungen" sind bibliographische Verzeichnisse der neuesten, auf Hessen bezüglichen historischen Literatur in Einzelwerken, Zeitschriften u. s. w. beigegeben, eine Arbeit, der sich Albert Duncker unterzogen hat.

Kassel im Siebenjährigen Kriege. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt von Hugo Brunner. Kassel, E. Hühn. 1883.

In dem kleinen Buche liegt ein Resultat gründlicher Studien vor uns, das sich vortheilhaft von so manchen Elaboraten über neuere hessische Geschichte abhebt, vor denen Ref. in dieser Zeitschrift wiedersholt warnen mußte. Die gedruckten Quellen über den behandelten Zeitraum sind vom Bf. sämmtlich herangezogen; außerdem wurde das handschriftliche Material, welches sich im Marburger Staatsarchive und der Kasseler Bibliothek vorsindet, in verständiger Weise benutt. Von den militärischen Operationen, welche zur zweimaligen Velagerung des von den Franzosen besetzten Kassel durch die Alliirten führten, gewinnt man ebenso wie von diesen beiden Velagerungen selbst und der Lage der Einwohnerschaft während jener Jahre der Drangsal ein anschauliches Vild. Nicht wenige Fehler früherer Darstellungen dieser Vorgänge, von welchen übrigens keine so detaillirt war, wie die Brunner's, sinden hier Berichtigung.

Der Verbreitung des empfehlenswerthen Buches außerhalb Hessens würde es ohne Zweisel sehr genutt haben, wenn der Af. in einer Vorrede sein Verhältnis zu den früheren Schilderungen bei Renouard, v. Westphalen, Piderit u. A. auseinandergesetzt und sich über den Werth der von ihm benutzten Quellen, insbesondere der handschrifts

- Linesh

lichen, näher ausgesprochen hätte. Auch vermißt man Croquis zur Veranschaulichung der Positionen der Belagerer, da Pläne des alten Kassel und seiner Umgebungen nicht Jedem zur Hand sein dürften.

oa.

Das Abschiedsgesuch der kurhessischen Offiziere im Oktober 1850. Aus gleichzeitigen Quellen dargestellt. Bon Otto Gerland. Kassel, Friedr. Scheel. Leipzig, Friedr. Förster. 1883.

Aus dem Leben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen. Bon E. v. Göddäus. Kassel, G. Klaunig. 1883.

Dbgleich den Vorgängen in Kurhessen, welche in den Versassungstämpsen des Jahres 1850 den größten Theil des Offizierscorps veranlaßten, die Entlassung zu nehmen, schon in mehreren anderen Büchern Aufmerksamkeit geschenkt ist — wir nennen hier nur die Darstellungen H. Gräse's, A. Pfass's und die "Lebenserinnerungen" Fr. Ötker's kann die vorliegende kleine Schrift Gerland's doch Anspruch darauf erheben, neues, aktenmäßiges Material über das vielbesprochene Ereignis zu bringen. Dasselbe stand dem Uf. aus dem Nachlasse seines Baters zu Gebote, der kurhessischer Artilleriegeneral und Kommandaut von Kassel während jenes Konslikts war und seine verfassungstreue Halbjährigen Festungshaft büßen mußte.

Die hier publizirten zwischen dem Besehlshaber des hessischen Armeecorps und Bater des damaligen Ariegsministers, Generallieutenant v. Hahnau, dem General Gerland und der Kasseler Staatsprofuratur gewechselten Schriftstücke dienen dem Zwecke, den Schritt
der hessischen Offiziere, der gleichzeitig und später, besonders auswärts, neben vieler Anerkennung auch mancherlei Gerkennung ersuhr,
nach allen Seiten hin genügend zu erklären. Bei der eigenthümlichen
Lage, in die sich das brave Offizierscorps durch seinen auf die Berfassung geleisteten Eid gebracht sah, blieb ihm, als der Kurfürst und
seine Rathgeber diese Verfassung umzustürzen begannen, wie der Uf.
ausführt, kein anderer Weg übrig, als den obersten Kriegsherrn um
Entlassung zu bitten.

Eine durchaus andere Absicht verfolgt das zweite Schriftchen, das 24 Anekdoten aus dem Leben des letzten hessischen Kurfürsten bringt, die der Bf., früher kurhessischer Geheimer Legationsrath und einer der Berstrauten des Kurfürsten, als entscheidende Züge für ein Charakterbild dessselben angesehen wissen will. Die Gesinnung, aus welcher die kleine Samms

lung hervorgegangen ist, muß man achten. Ob jedoch Herr v. Göddäus durch die Erzählung dieser meistens sehr unwichtigen Begebenheiten, vorausgesetzt, daß sie sämmtlich in der mitgetheilten Weise vorgesallen sind, seine Absicht erreichen wird, die im allgemeinen höchst ungünstige Meinung über Friedrich Wilhelm zu beseitigen, ist eine andere Frage. Gewiß haben dem Kurfürsten manche gute persönliche Eigenschaften nicht gesehlt. Aber zu laut verkündet die Geschichte seiner 35 jährigen Regierung, daß seine Fehler als Herrscher jene Vorzüge nur allzusehr in den Schatten treten ließen. An dieser bekannten Thatsache vermag ein sicherlich treugemeinter Nechtsertigungsversuch nach Art des vorliegenden nichts zu ändern.

Holius Rodenberg. Berlin, Gebrüder Pactel. 1882.

Zur Erinnerung an Friedrich Ötker. Von Adam Pfaff. Gotha, F. A. Perthes. 1883.

Beiden Büchern ift bei aller Verschiedenheit der Individualität der Verfaffer eins gemeinsam: die warme Liebe für den behandelten Gegenstand. Man wird nicht mit den Autoren darüber rechten, ob die Zeit zu einer abschließenden Beurtheilung Dingelstedt's und Ötker's, über denen sich kaum das Grab geschlossen hat, schon gekommen ist, sondern ihre Darstellungen als das ansehen, was sie sein wollen, als ben Ausdruck treuer Freundschaft für die Dahingeschiedenen. berg war seit langen Jahren durch seine Schaumburger Landsmannschaft und mancherlei schriftstellerische Beziehungen sowohl mit Ötker als mit Dingelftedt verbunden, Pfaff mit dem Erstgenannten durch seine politische Mitkampferschaft in der Zeit der hessischen Verfassungs-Aus diesem Gesichtspunkte wollen auch beibe Arbeiten bemirren. Das Buch R.'s sucht mehr ein Bild bes literarischen trachtet sein. Schaffens feiner beiden Selden zu entwerfen; es führt uns aber auch in ihre Jugendjahre ein und gibt eine hübsche Skizze des Treibens der jungen geistig angeregten Welt Kassels während der dreißiger Jahre. Die Mittheilungen, welche uns hier über Dingelstedt gemacht werden, beruhen zum Theil auf den Aufzeichnungen einiger seiner Jugendfreunde und sind ungleich reichhaltiger als die Ötker betreffenden. Dieser hat schon selbst in den beiden 1877 und 1878 erschienenen Bänden seiner "Lebenserinnerungen", die bis 1859 reichen, seine Laufbahn bis zum Kampfe um die Wiederherstellung der kurhessischen Verfassung von 1831 ausführlich geschildert. Selbstverständlich bilden diese Aufzeichnungen für R. und für P. eine Hauptquelle.

Wenn R. über Dingelstedt manches Neue bringt — wir rechnen dahin besonders die Episode über des Dichters unfreiwilligen Aufenthalt in Fulda und seine Bedeutung für Dingelstedt's Entwickelung so hat P. den Vorzug, daß ihm der noch nicht publizirte Schlußband von Ötker's Memoiren zur Berfügung stand, welchen bes Berewigten Reffe zu veröffentlichen beabsichtigt. Der Historiker wird übrigens gut thun, die Würdigung ber Persönlichkeit Ötker's nicht eher vorzunehmen, als bis der Schluß seiner "Lebenserinnerungen" im Drucke Nach P.'s Außerungen sind sie von Ötker selbst "bereits zum Theil auf Grund eines umfassenden Aktenmaterials vorbereitet". Immerhin erregt aber schon jest die größte Aufmerksamkeit, was uns hier nach diesen Papieren von Ötker's Beziehungen zu Bismarck erzählt wird, die mit einer am 15. Oftober 1862 zu Berlin stattgehabten Unterredung zu beginnen scheinen. Es ist nicht unbekannt, daß die Form der Einverleibung Kurheffens in die preußische Monarchie derjenigen, die sich Ötker dafür ausgedacht hatte, nicht ganz entsprach. Ebenso weiß man, daß seine Stellung zu manchen politischen Fragen, die seine engere Heimat betrafen, von der seiner vormaligen Mit= streiter im hessischen Landtage und späteren Kollegen im preußischen Abgeordnetenhause und deutschen Reichstage nicht unerheblich abwich. Wie alle Menschen, so mußte auch Ötker bem Alter seinen Tribut zollen, und als ein Ausfluß der durch körperliche Leiden sehr nieder= gedrückten Stimmung feiner letten Lebensjahre mag es mit anzusehen sein, wenn er fast nur das von ihm Geleistete und Gewollte in ver= klärtem Lichte ausah, während er das Vorgehen Anderer oft mehr als billig einer negirenden Kritik unterwarf. Die ungetrübte Klarheit des Blicks, welche ihm P. gegenüber der oppositionellen Haltung eines großen Theils der nationalliberalen Partei in vielen Punkten vindizirt, wo es sich um die Stellungnahme zur inneren Politik des Reichskanzlers handelt, scheint er sich bei der Vergleichung der Zustände Kurhessens vor der Annexion mit denen nach derselben nicht bewahrt zu haben. Dafür bieten einen Beleg die S. 155 ff. auf= gezählten und in dieser Allgemeinheit schwerlich richtigen Vorwürfe gegen die preußische Verwaltung in dem neuerworbenen Lande.

Es sollte den Ref. freuen, wenn der in nahe Aussicht gestellte Abschluß der Ötker'schen Memoiren, für welchen der interessanteste Theil des fesselnd geschriebenen Buchs P.'s als Vorläuser anzusehen ist, seine Vermuthung hinfällig machen würde, als sei der warmherzige und uneigennützige Patriot sich der unvermeidlichen politischen Kon-Sistorische Leitschrift N.F. Bb. xvI. fequenzen seines Hanbelns schließlich zu wenig bewußt gewesen und habe den gewiß schmerzlichen Opfern, welche auch sein Heimatland der Größe des deutschen Vaterlandes bringen mußte, eine schwers wiegendere Bedeutung beigelegt, als sie ihnen vor dem Forum der Geschichte zuerkannt werden wird.

Die Sehenswürdigkeiten Marburgs und seiner Umgebungen in geschichtlicher, kunst= und kulturhistorischer Beziehung. Von Wilhelm Kolbe. Mar= burg, N. G. Elwert. 1884.

Unter den Schriften, welche Kolbe bisher über die Geschickte Marburgs und seiner Umgegend veröffentlichte, ist das vorliegende Buch nach der Ansicht des Nef. die beste Leistung. Es erhebt sich bedeutend über das Niveau der Arbeiten, die in vielen anderen Städten demjenigen, der Belehrung sucht, als "Führer" dargeboten werden. Wir haben hier vielmehr eine tüchtige, wissenschaftlich gehaltene Darsstellung vor uns und deshalb gehört eine Anzeige derselben auch in diese Zeitschrift. Der As war eisrig bemüht, von den architektonisch besonders bemerkenswerthen Bauten Marburgs ein anschauliches Bild zu liesern. Er hat dabei nicht nur sämmtliche Quellen mit Geschick herangezogen, sondern auch eigene werthvolle Beobachtungen hinzugefügt. Von hohem Interesse sind z. B. seine Mittheilungen über die Baugeschichte des Schlosses.

In der Schilderung der St. Elisabeth-Kirche faßte er sich verhältnismäßig kurz, da er auf seine 1882 in 2. Auflage erschienene Beschreibung derselben (s. H. H. 49, 523 f.) verweisen konnte. Die 26 Fllustrationen des Buches sind zum Theil der Prachtausgabe des Montalembert'schen Werkes über das Leben der hl. Elisabeth entnommen, zum Theil nach photographischen Aufnahmen von L. Vickell hergestellt. Jeder Ortskundige wird nicht anstehen, die Bickell'schen Vilder für die besseren und charakteristischeren zu erklären.

Das ganze Buch verdient als ein recht brauchbares Hülfsmittel zum Verständnis der Vergangenheit einer der merkwürdigsten deutschen Städte warme Empsehlung.

Die Erbauung der St. Elisabeth - Kirche in Marburg. Von Wilhelm Kolbe. Marburg, N. G. Elwert. 1883.

Zur Erinnerung an die Elisabeth-Kirche zu Marburg. Von L. Bickell. Marburg, N. G. Elwert. 1883.

So gleichartig der Titel beider Schriften lautet, so ist doch ihr Inhalt ein wesentlich verschiedener. Die Arbeit Kolbe's, aus einem

Vortrage im hessischen Geschichtsverein entstanden, gibt eine Schilderung der Verhältnisse, unter denen der berühmte Kirchenbau entstand und verfolgt bessen Geschichte bis zum Tage seiner Einweihung am 1. Mai 1283. Schon bei der Besprechung früherer Abhandlungen des Bf. über die Elisabeth = Kirche (H. 3. 49, 523) wurde vom Ref. auf das Berdienstliche der R.'schen Darftellungen hingewiesen. Gleiche Anerkennung läßt sich auch der vorliegenden Schrift zollen, soweit die auf die Baugeschichte bezüglichen Daten in Betracht kommen. Dagegen fann sich Ref. mit der geradezu übertriebenen Verherrlichung des Land= grafen Konrad von Thüringen, des Bruders Heinrich Raspe's, nicht einverstanden erklären. Es ist bekannt, daß dieser Fürst nach seinem Eintritt in den deutschen Orden es dem Magister Konrad von Marburg an fanatischem Eifer in der Vertilgung der Reger fast zuvorthat. Seine Verdienste um die Begründung des Gotteshauses und seine noch größeren um die Heiligsprechung seiner Schwägerin sollen nicht in Abrede gestellt werden, aber mit bem edlen Hermann von Salza barf er nicht in solche Beziehung gebracht werden, wie es S. 16 f. geschehen ift. Mit Konrad's Übertritt in ben geistlichen Stand beginnt jene bevote Hingabe bes thüringischen Fürstenhauses an die papstlichen Interessen in Deutschland, die durch Heinrich Raspe's Pfaffenkönigthum ihr wenig rühmliches Ende erreicht.

Ein ganz anderes Ziel als A. hat sich Bickell mit seiner Abhandlung gesetzt. Sie bezweckt nicht allein, wie der Bf. (S. 6) will, "den Besuchern des 600 jährigen Kirchweihsests das Verständnis des Baues und seiner Kunstschätze zu vermitteln", wozu außer dem Texte eine Keihe von meistens guten Holzschnitten mit Plänen und Abbildungen dienen, sondern erörtert auch mit vorzüglicher Beherrschung des Stoffs eine Anzahl wichtiger baugeschichtlicher Fragen über diese älteste gothische Halenkirche Deutschlands. Sehr beachtenswerth erscheint, was S. 9 f. über die Lage der ehemaligen St. Franziskus-Kapelle gesagt wird, die noch von der hl. Elisabeth selbst errichtet wurde und worin dis 1249 die Gebeine der Heiligen ruhten, dis sie auf den Altar des Chors der inzwischen theilweise vollendeten Kirche transferirt wurden.

In dem jetzigen sog. Mausoleum der Heiligen will B. den ursprünglichen Hochaltar erkennen, an dessen Stelle erst 1290 der heutige reichere trat. Die ihm aus persönlicher Anschauung bekannten Kirchenbauten Hessens und der Nachbargebiete weiß der Bf. an ge= eigneten Stellen zum Vergleich heranzuziehen. Man theilt seinen Unwillen, wenn man bei ihm liest, was er von den verwüstenden "Restaurationen" und "Freilegungen" erzählt, durch welche die herrsliche Kirche und ihre Umgebungen bis in die neueste Zeit heimgesucht wurden. Die von Prof. Lange nach 1847 vorgenommene Restaurirung sticht davon nach des Vf. Meinung vortheilhaft ab, wenn sie auch nicht überall das Richtige tras.

Daß B. hier und da seinem Unmuthe gegen die Restauratoren zu sehr die Zügel schießen läßt und z. B. S. 15 das Kind mit dem Bade ausschüttet, wenn er "die planmäßige Fälschung monumentaler Urkunden eine charakteristische Eigenthümlichkeit des 19. Jahrhunderts" nennt, kann den Gesammteindruck der sowohl für den Historiker als den Architekten werthvollen Abhandlung kaum beeinträchtigen. Ein auffallender Flüchtigkeitssehler sindet sich S. 14, wo von einem Kaiser Rudolf IV. die Rede ist, der den Meister Heinrich Kumpf aus Hessen zu Arbeiten am Stephansdome nach Wien berief. Herzog Rudolf IV. von Österreich ist gemeint, der übrigens auch nicht 1356, wie B. angibt, sondern 1358 seine Regierung begann.

Mit dem Ref. werden wohl viele Leser der Arbeit den Wunsch hegen, daß uns der Bf. bald mit der Monographie des berühmten Reliquienschreins der hl. Elisabeth beschenken möge, die er S. 25 in Aussicht stellt. — Auch die von W. Drugulin in Leipzig ausgeführten Initialen und sonstigen Holzschnittverzierungen der schön ausgestatteten Festschrift verdienen alles Lob.

Annalen des Bereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. XVI. XVII. Wiesbaden, J. Niedner. 1881. 1882.

Den Inhalt des 16. Bandes der Annalen bildet eine Publikation über den aus 21 verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten, aus dem Kloster Arustein an der Lahn herrührenden Sammelband des früheren Idsteiner, jetzt Wiesbadener Staatsarchives, welcher als 14. Abschnitt das Nekrologium dieser ehemaligen Prämonstratensersabtei enthält. Der Arbeit, auf welche ihr Herausgeber Becker unsleugdar großen Fleiß verwandte, sind bisher sehr divergirende Beurstheilungen zu theil geworden, die ungünstigste wohl durch A. Whß in Hetner's und Lamprecht's "Vestdeutscher Zeitschrift" 2, 60 ff. Whß ist dort sogar so weit gegangen, Vecker bei Anlegung des Ortss und Personenregisters eines Plagiats aus dem von ihm in den "Publikationen aus den kgl. preußischen Staatsarchiven" Bd. 3 herausgegebenen

1. Bande des Urkundenbuches der Deutschordens=Ballei Hessen zu besschuldigen. Nef. sieht hier davon gänzlich ab, ob diese Behauptung ihre Richtigkeit hat, kann aber doch nicht umhin, einer Anzahl von Bemerkungen, welche Wyß in der genannten Anzeige über die Form der Veröffentlichung des Nekrologiums macht, eine gewisse Verechtigung zuzugestehen. Weit entsernt, sich die von Wyß a. a. D. an den Tag gelegte Schärse des Urtheils anzueignen, ist er der Meinung, daß die Arbeit viel zu weitläusig angelegt sei und weder das Nekrologium die Wichtigkeit besige, welche ihm der Herausgeber vindizirt, noch auch eine so ausführliche Behandlung der übrigen Abschnitte des Arnsteiner Sammelbandes im Interesse der historischen Wissenschaft geboten geswesen sei, wie sie ihnen hier widersahren ist. Daß die Massenhaftigkeit der Noten oft nahezu erdrückend wirkt, ist unbestreitbar.

Die erste Anlage des Nekrologiums gehört, wie der Herausgeber nachweist, dem 13. Jahrhundert an, die meisten Einträge entstammen jedoch dem 15. Jahrhundert, werden in den beiden solgenden Jahrshunderten seltener und schließen mit dem Jahre 1708 (S. 38). Der Sammelband von 127 Folioblättern, in welchem das Nekrologium auf Fol. 87—123 steht, ist wohl am Ende des 16. Jahrhunderts zusammensgestellt.

Als Beilagen folgen zunächst ein Aufsatz "Zur Geschichte der Abtei Arnstein", dann eine Untersuchung über die Lage der Orte Bremberg, Brunnenbach und Brunnenburg, Bremm und Neef, serner ein Berzeichnis der Äbte Arnsteins, zahlreiche während des Druckes nothwendig gewordene Zusätze und Berichtigungen zum Ganzen, ein Glossar, ein Orts= und Personenverzeichnis und eine Tasel der Monats= epakten, der Spakten des 22. März und der lunaren Schaltmonate in dem Kalendarium eines dem 14. und 15. Jahrhundert angehörigen Marthrologiums, welches im 6. Abschnitte des Sammelbandes enthalten ist.

Der 17. Band beginnt mit ausführlichen Vereinsnachrichten für die Jahre 1879—1882. Ihnen reihen sich in zwanzig Abtheilungen eine Menge kleinerer Aufsätze an, die sämmtlich dem Vereinsgebiete ihren Stoff entnehmen. Sowohl die prähistorische als die römische, mittelalterliche und neuere Zeit sind darin vertreten. In den Areisen der Anthropologen muß Ausmerksamkeit erregen, was A. v. Cohausen und H. Schaafshausen über die 1881 wiederum bei Steeten an der Lahn gemachten Höhlenfunde dreier menschlicher Schädel und sonstiger Anochenreste mittheilen, die Schaafshausen ebenso wie die ähnlichen in

der Grotte von Cro-Magnon bei Les Eyzies im Thale der Bezère in Frankreich gemachten Entdeckungen der Rennthierzeit zuweisen will. Durch diese Funde erhalten die früher bei Steeten zu tage gekommenen (s. H. A. 153) eine wichtige Ergänzung. — v. Cohausen liesert hier auch Nachträge zu der im 15. Annalenbande (s. H. A. a. a. D.) enthaltenen Beschreibung der Wallburgen, Landwehren u. s. w. des Regierungsbezirks Wiesbaden. In dem Abschnitte "Kömische Bau-werke" verdienen einen besonderen Hinweis die Angaben L. Jacobi's über die in den letzten Jahren in und bei Homburg v. d. H. gefundenen Spuren römischer Ansiedelungen, weil dadurch mehr und mehr bezeugt wird, daß auch die dortigen Quellen von den Kömern schon eistig benutt wurden.

Sauer behandelt die Bruchstücke eines dem 12. Jahrhundert ansgehörenden Nekrologiums des Alosters Rupertsberg bei Bingen und erörtert das Verhältnis zweier Handschriften der Traditionen dieser geistlichen Stiftung. Evident ist sein Beweis, daß Eibingen bei Rüdessheim nicht Benediktinerkloster gewesen sei, wie man seit Bodmann annahm, sondern dem Augustinerorden gehörte.

Wir erwähnen noch Kaspar Hedio's Sendbrief an die Rheingauer vom Jahre 1524, den F. Otto nach einem gleichzeitigen feltenen Drucke im Besitze von E. Zais publizirt und die von S. Widmann gegebenen "Meinen Mittheilungen zur Geschichte Königsteins im Taunus". Zu einem näheren Eingehen auf diese und die übrigen Auffätze mehr lokalgeschichtlicher Natur mangelt hier der Raum. Aus der Mannigfaltigkeit der behandelten Materien erhellt, daß der Berein in der allseitigen Erforschung der Geschichte und Topographie seines Territoriums rüstig fortschreitet und über eine Anzahl tüchtiger Mitarbeiter ver-Acht lithographirte Tafeln bilden ben Beschluß bes schön ausgestatteten Bandes. Fünf derselben bringen die Steetener Funde zur Beranschaulichung, eine sechste dient zur Wiedergabe einer Karte des Rheingaues aus dem Jahre 1575. Die beiden letten Tafeln enthalten u. a. die Grundrisse zweier bei Marienfels ausgegrabener römischer Villen und einen Plan nebst mehreren Profilen der Ringwälle des Altkönigs im Taunus, für die v. Cohausen (S. 109 ff.) seine Theorie der Holzeinlage in mörtellose Trockenmauern festhält.

Die nassaussche Simultan-Boltsschule. Ihre Entstehung, gesetzliche Grundslage und Bewährung nebst einer Geschichte der alten nassausschen Boltsschule. Bon C. G. Firnhaber. II. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachsolger (Jascoby). 1883.

Durch den Schlußband dieses Werkes werden die Erwartungen erfüllt, welche man nach dem Inhalte des 1. Bandes (f. H. 3. 49, 526) von ihm hegen durfte. Er bringt zunächst das ausgezeichnete naffauische Schuledikt vom 24. März 1817, das die Grundlage des naffauischen Darauf folgen die allgemeine Schulordnung für Schulwesens bilbete. die Volksschulen im Herzogthum Nassau, die Dienstinstruktionen für die Schulinspektoren und die Ortsschulvorstände und die Schulordnung und der Lehrplan für das Lehrerseminar. Das Edikt und alle seine Vollzugsvorschriften erscheinen hier zum ersten Male in korrektem aktenmäßigen Abdruck, begleitet von einem ausführlichen Kommentar, der nicht allein alles zur Erklärung des Textes Erforderliche beizubringen bestrebt ist, sondern auch sämmtliche Beränderungen und Er= ganzungen angibt, welche die naffauische Schulgesetzgebung in Betreff ber Bolksschule nach Erlaß des Edikts bis zum Ende des Herzog= Die wichtigsten hinsichtlich des Volksschulwesens er= thums erfuhr. laffenen Generalreffripte werden im 7. Buche, soweit es der Raum gestattet, wörtlich ober ihrem wesentlichsten Inhalte nach publizirt.

Beauspruchen diese mit großer Sorgfalt gearbeiteten und eine reiche Fülle von Material bringenden Partien iu erster Linie die Aufmerksamkeit des Pädagogen, so hat das 8. Buch gerade heutzutage auch eine hohe Bebeutung für den Historiker und Politiker. Der Bf. schildert darin die Aufnahme, welche die Schulorganisation von 1817 im Lande fand und weist nach, daß dieselbe zum Segen ber in Naffau sehr gemischt durcheinander wohnenden evangelischen und katholischen Bevölkerung Jahrzehnte hindurch so gut wie ganz unangetastet bestand. Das Princip der Simultanschule mit obligatorischem Religionsunter= richte bewährte sich hier so glänzend, wie es die Urheber des Edifts, ein Ibell, Koch, Schellenberg u. A. vorausgesehen hatten. Mit Recht erlangte Nassau durch sein Schulwesen — denn auch die höheren Lehranstalten waren vortrefflich organisirt — und durch die weise Fürforge, welche seine Fürsten dem Lehrerstande zu theil werden ließen, einen über die Grenzen Deutschlands hinausgehenden Ruf. Der kon= fessionelle Frieden erlitt auch während der Amtsführung der beiden ersten katholischen Bischöfe von Limburg, Brand und Bausch, keine Firnhaber schilbert beibe als "Männer aus jener Schule, Störung.

bie das Wesen der Religion in die Erfüllung der Pflichten des göttslichen Gesetzes setzte, aus jener Zeit, wo man glaubte, auch ohne konssessionelle Beherrschung der Schule für seinen Glauben wirken zu können" (S. 350).

Anders wurde es, als 1842 der fürzlich wieder eingesetzte Bischof Peter Joseph Blum seine Wirksamkeit begann. Blum eröffnete schulgesetzgebung und wußte mit Angriffen gegen die bestehende Schulgesetzgebung und wußte mit großem Geschick die Umskände zu benutzen, um im Laufe der Jahre der widerstrebenden nassauischen Regierung eine Anzahl Konzessionen abzudringen. Die Darstellung dieser Kämpfe ist höchst lehrreich für die Erkenntnis der allmählich immer mehr wachsenden Ansprüche der Curie auf dem Gebiete der Schulgesetzgebung und sollte von niemandem ungelesen bleiben, der die heutigen Forderungen des Centrums in ihrer historischen Entwickelung verfolgen will.

Ein Exfurs über den allgemeinen Religionsunterricht, der von 1817 an 25 Jahre lang in Nassau eingeführt war, beschließt das Werk. Der Bf. hat damit der nassausschen Simultanschule ein schönes Denkmal gesetzt. Auch heute noch ist die Überzeugung von der Bortrefslichkeit ihrer Einrichtungen in Nassau so lebendig, daß die 1881 dort gegründete konservative Partei in ihrer konstituirenden Bersammlung vollkommen darüber einig war, "es sei an der gesetlich bestehenden Simultanschule festzuhalten als an dem in dem konsessionell so gemischten Lande allein Möglichen und Nützlichen" (S. 402). In einer Beit, wo die Konservativen im übrigen Preußen die Forderung der konsessionellen Schule als einen der wichtigsten Punkte ihres Programms ansehen, verdient eine solche Erklärung eine ganz besondere Beachtung und müßte die Gegner der Simultanschule, die sich an der hier bewiesenen Unparteilichkeit F.'s ein Muster nehmen können, zum ernsten Nachdenken veranlassen.

Ein Register für beide Bände erleichtert die Benutzung des Werkes sehr, das mit seinen von gründlicher Sachkenntnis und warmer Liebe für den Gegenstand zeugenden Ausführungen gerade jetzt doppelt erwünscht kommt.

Albert Duncker.

Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. IX. X. Frankfurt, K. Th. Völcker. 1882. 1883.

A. H. E. v. Oven hatte in dem "Neujahrsblatte" des Frankfurter Geschichtsvereins für 1872 (s. B. 49, 536) die Entwickelung des

Frankfurter Theaters seit ber Erbauung des ersten städtischen Komöbienhauses im Jahre 1782 bis in die neuere Zeit hinein verfolgt. Ungefähr da, wo seine Arbeit beginnt, endigt die nun im 9. Bande des "Archivs" uns vorliegende "Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.", von einer Dame, E. Mentel, verfaßt. Läßt man die zuweilen läftige Breite ber Darstellung außer Betracht, die selbst dem Kenner der lokalen Verhältnisse hin und wieder des Details etwas zu viel bringen dürfte, so muß man gestehen, daß die Verfasserin ihre Aufgabe in anerkennenswerthester Weise gelöst hat. Es ist ihr durchaus beizupflichten, wenn sie im Vorwort fagt: "Eine ausführliche und um= faffende Geschichte des Entwickelungsganges der dramatischen Runft in Deutschland kann nur dann erreicht werden, wenn die Vergangenheit der bedeutendsten vaterländischen Bühnen aus dem täuschenden Zwie= licht traditioneller Nachrichten herausgezogen und auf Grund archiva= lischer Quellen in die klare Beleuchtung thatsächlicher Wahrheiten ge= stellt wird." E. M. hat nicht nur die über die früheren Bühnen= zustände in den Bibliotheken von Frankfurter Sammlern vorhandenen oft recht spärlichen Nachrichten mit Geschick verwerthet, sondern hat es auch verftanden, die besonders für die ältere Zeit weit reichhaltigeren und wichtigeren Quellen, die das Stadtarchiv in den Verhandlungen bes Rathes mit ben einzelnen Schauspielerbanden gewährt, in er= schöpfender Beise heranzuziehen. Die Periode der geistlichen Spiele erfährt nur eine kurze Betrachtung, weil es in der Absicht des Bereins liegt, zugleich mit der in Vorbereitung begriffenen Ausgabe eines von B. Grotefend aufgefundenen Paffionsspiels von 1493 dieser Epoche bemnächst eine nähere Untersuchung zu widmen. Die ausführlichere Darftellung hebt an mit den Bürgerspielen der Reformationszeit, unter benen die 1545 von dem "teutschen Schulmeifter" Mathis Reuter mit seinen Schülern und den Mitgliedern der Zünfte auf dem Römerberg bewirkte Aufführung der "Susanna" des Paul Rebhun besonders bemerkenswerth ist. Höchst interessant sind die nachher über die "eng= lischen Komödianten" in Frankfurt für die Jahre 1600—1631 ge= gebenen Nachrichten, umsomehr als unsere Kenntnis von den Leistungen dieser merkwürdigen Wandertruppen immer noch eine sehr lückenhafte ift. Im Vergleich zu bem, was wir über die Aufführungen der "Eng= länder" am hofe des herzogs heinrich Julius von Braunschweig= Wolfenbüttel wissen, ist ihre langjährige Wirksamkeit in Kassel, damals ber Residenz des Landgrafen Morit des Gelehrten, nahezu in Dunkel Über die dürftigen Mittheilungen, welche schon Rommel aus gehüllt.

hessischen Quellen gab, ist man seither noch nicht hinausgekommen. Und eben die im Solde des wissenschaftlich hochgebildeten und selbst als Dramatiker thätigen Landgrafen stehenden "fürstlich hessischen Hofskomödianten" George Webster, Robert Browne, John Hull, Richard Machin, John Green u. A. sind es, die wiederholt, begleitet von Empschlungsschreiben ihres Herrn an den Frankfurter Rath, die alte Reichsstadt am Main besuchen.

Einen wohlthuenden Gegenfatz zu dem traurigen Bilbe, das nachher die verwilderten Komödiantenbanden des Dreißigjährigen Krieges und der ihm unmittelbar folgenden Jahrzehnte gewähren, bildet bas von ber Verfasserin mit Vorliebe geschilderte redliche Streben bes Magisters Johann Belthen aus Salle, ber, wie E. Dt. nachweift, feine erfte Borstellung 1679 im "Krachbein" zu Frankfurt gab und dort u. a. ben "Peter Squenz" bes Andreas Gryphius aufführte. Unter ben folgenden Rapiteln des Buchs burfen die Schilberung bes wiederholten Auftretens und der Schicksale der Neuberin in Frankfurt, sowie die eingehende Beschreibung ber bortigen französischen und beutschen Romödie während bes Siebenjährigen Krieges und ihres Ginfluffes auf ben jungen Goethe eine weit über Frankfurts Mauern hinausreichende Bebeutung beanspruchen. Manche Verhältnisse, die in "Wahrheit und Dichtung" nur leicht berührt werden, finden hier ausführliche Erörterung; mehr als ein Gedächtnisfehler Goethe's, ber jene Selbst= biographie bekanntlich erst in den Tagen seines Alters niederschrieb, wird auf Grund handschriftlicher oder gedruckter Quellen berichtigt. Erwähnt sei auch, daß wir belehrt werden, der Name des französischen Königslieutenants, der in Goethe's Vaterhause einquartiert war, sei nicht Thorane, sondern Thoranc gewesen.

Dreiundzwanzig Beilagen sind dem Texte angesügt. Sie beginnen mit dem Jahre 1731 und reichen bis 1780. Die hier abgedruckten Einladungsschriften, Repertoire's u. s. w. kommen dem Verständnisse des Ganzen in willkommener Weise zu Hülse. Ein Namen= und Sach= register und zwei in Lichtdruck ausgeführte Blätter bilden den Schluß des Bandes. Letztere enthalten die von Johann Georg Schütz ent= worsene Skizze zum ersten Vorhange des städtischen Komödienhauses, das 1782, gerade hundert Jahre vor dem neuen Frankfurter Opern= hause, eingeweiht wurde, und die Reproduktion eines Theaterzettels, der eine am 7. Mai 1760 im "Junghof" par permission de Monseigneur le Marechal Duc de Broglio et de Messieurs les Magistrats von den französischen Schauspielern veranstaltete Aufführung

eines Lustspiels, einer Operette und eines pantomimischen Ballets anstündigt.

Der 10. Band bes "Archivs" bringt die "Geschichte der Post in Frankfurt a. M." von ihren ersten Ansängen dis zum Aushören des Thurn= und Tazis'schen Postregals im Jahre 1866. Da die Arbeit einen Fachmann, den Postsekretär B. Faulhaber, zum Bersasser hat, kann man um so eher erwarten, daß alle wesentlichen Momente Berücksichtigung gefunden haben. Es ist selbstwerständlich, daß die Ent-wickelung des Postwesens in einer so bedeutenden Handelsstadt, die schon sehr früh, auch abgesehen von ihren berühmten Messen, die engsten geschäftlichen Beziehungen zum In= und Auslande unterhielt, auch ein interessantes Kapitel deutscher Kulturgeschichte bildet. Der Bs. versetzt uns zuerst in die Zeit des städtischen Botenwesens, das sich schon seit 1385 aus den sog. Botenbüchern der Frankfurter Bürger= meister nachweisen läßt. Zwei Abbildungen des Boten Hennchen Ha= nauwe nach einem auf dem Botenbuche des Stadtarchivs von 1435 besindlichen Kontersei, erblickt man vor dem Titelblatt des Bandes.

Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beginnen die Ber= suche der Freiherren v. Taxis, ein Postamt in Frankfurt einzurichten, welchen der auf seine Privilegien eifersüchtige Rath der Stadt lange Widerstand entgegensett. Erst bann werden sie von dauerndem Erfolg gekrönt, als der kluge, energische und rücksichtslose Johann von den Birghben 1615 das Taxis'sche Postmeisteramt in der Reichsstadt erhält. Mit scharfen Strichen ift die Personlichkeit dieses Mannes gezeichnet, welcher in der Entwickelung des Postwesens in Mittel= und Norddeutsch= land eine nicht unbedeutende Rolle spielt und es verstand, sich durch die großen Schwierigkeiten hindurchzuschlagen, welche ihm während des Dreißigjährigen Krieges erwuchsen. Von den Birghden war es auch, der bem 1615 von Egenolf Emmel gegründeten und heute noch bestehenden "Frankfurter Journal" durch die von ihm herausgegebenen "Avisen" erfolgreiche Konkurrenz machte. Aus diesen "Avisen", die später den Titel "Ordentliche wochentliche Postzeitungen" annahmen, ging nach= mals die "Oberpostamtszeitung" hervor, die in unserem Jahrhundert sich als eine ber Vorkämpferinnen österreichischer Bundestagspolitik bemerklich machte und 1866, nach der Okkupation Frankfurts durch Preußen, ihr Ende fand. Das 4. Kapitel widmet der Geschichte dieser Beitung eine besondere Betrachtung.

Trotz der Begünstigung, die der schließlich in den Fürstenstand erhobenen Familie Taxis von Seite des Wiener Hofes zu theil wurde

sehen wir, wie dennoch die Opposition einzelner Reichsstände wiederholt ihre Plane durchkreuzt und die kaiserlichen Reskripte bei ben Gegnern ber Taxis'schen Einrichtungen taube Ohren finden. Go gelang es ben Landgrafen von Seffen-Raffel, verbundet mit den braunschweigischen Herzogen, 1658 eine Post in Frankfurt zu installiren, die 1670 in den Hainerhof, ein Hessen gehöriges Besithum am Domplate, verlegt wurde und trop aller Strafmandate ber Raifer, die fich hier wieder in ihrer ganzen Ohnmacht zeigen, bis zur Besitnahme Heffens durch die Frangofen im Jahre 1806 beftand. Bei der Schilberung dieser hessen stasselschen Bost ist dem Bf. S. 102 der Frrthum begegnet, daß er den Erbprinzen Friedrich von Heffen, der infolge seiner Bermählung mit Ulrike Eleonore, der Schwester Karl's XII., 1720 schwedischer König wurde, Schweden schon seit 1719 in Bersonalunion mit heffen regieren läßt. Bielmehr wurde Friedrich erft 1730 nach dem Tode seines Baters Karl auch regierender Landgraf von Beffen.

Über die rechtliche Stellung der freien Reichsstadt zu den Ans sprüchen der Fürsten von Thurn und Tagis, die im 18. Jahrhundert sogar bort zeitweise ihren Wohnsit nahmen und das nachher als Sib bes Bundestags weltbekannte Palais in der Eschenheimer Gasse erbauten, werden im 7. und 10. Kapitel nähere Aufklärungen gegeben. Kapitel 11 macht uns mit der Geschichte des 1631 von Johann Porsch erbauten "rothen Hauses" auf der Zeil befannt, das heute als Postgebäude dient und in einer feiner oberen Etagen zum Absteigequartier des Kaisers eingerichtet ist. Die Photolithographie zweier im Stadt: archive befindlicher Tafeln, welche 1584 die Nürnberger Boten nach ihrer Ankunft in ihrem Losament auszuhängen pflegten, und eine Nachbildung der mit zwölf Städteansichten versehenen, 1623 gedrucken Übersicht der in Frankfurt ankommenden und abgehenden Posten sind recht geeignet, dem Leser den ungeheuren Unterschied von Ginft und Jest inbezug auf die Entwickelung unserer Verkehrsmittel zum Bewußtsein zu bringen.

Auch diesem Bande sehlt nicht ein Namen=, Orts= und Sacheregister. Er zeigt, ebenso wie die drei vorhergehenden Bände, in welcher engen und fruchtbaren Verbindung die jezige Verwaltung des Frankfurter Stadtarchivs mit den Verfassern der Vereinspublikationen seht.

Die Schlacht bei Cronberg am 14. Mai 1389. Eine Episode aus der Geschichte von Frankfurt a. M. von Otto Speyer. Frankfurt, Jäger. 1882.

Die für einen größeren Lesertreis berechnete Darstellung hat die Arbeiten Kirchner's, v. Fichard's, Kriegt's und Kömer-Büchner's über die bekannte Niederlage der Frankfurter im Städtekriege benutt. Auch enthält seine Erzählung im Texte mehrere Stellen aus Urkunden des Stadtarchivs, so aus den Fehdebriesen der Nitter Konrad Spiegel und Kuno v. Reissenderg an die Reichsstadt, sowie mehrere beeidigte Zeugenisse über das tadellose Verhalten einiger in der Schlacht gesangen genommenen Frankfurter Patrizier. Im ersten Nachtrage werden einige im historischen Museum zu Frankfurt noch vorhandene Gedenkzeichen an den unglücklichen Kampf besprochen.

Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. 10. Jahrgang. Augsburg, Schlosser. 1883.

Wenn wir schon früher an den Publikationen dieses Bereins mit Freuden hervorheben durften, daß er im Unterschied von gar manchem anderen sich durch Herausgabe werthvollen und umfangreichen Urkunden= materials hervorthut und im wahrsten Sinne bes Worts non multa, sed multum bietet, so gilt dieses Lob ganz besonders von dem 10. Jahr= Derselbe enthält nur drei Nummern oder genauer betrachtet nur zwei originale: einen Bericht über bie 24. Plenarversammlung der Münchener historischen Kommission, dann eine Fortsetzung der "Erinnerungen an das ehemalige Frauenkloster Katharina in Augs= burg" von Domkapitular L. Hörmann, welche von uns ichon (S. 3. 51, 148) gewürdigt sind; dann aber, und das ist äußerlich wie innerlich die Hauptsache, den Abschluß der Korrespondenz des schwäbischen Bundeshauptmannes Ulrich Arzt von Augsburg aus den Jahren 1524, 1525 und 1526; mit Nr. 494-904 hat Herr Dr. Wilhelm Vogt diese Urkundensammlung nun völlig zum Druck gebracht, deren hohe Bedeutung längst anerkannt ist und vom Herausgeber auf S. 267 bis 269 noch besonders hervorgehoben wird. Sie wirft Licht auf die Frage, ob die schwäbische Bauernschaft wirklich von Anfang an nur an Waffengewalt und Krieg, oder ob sie nicht vielmehr an eine friedliche Lösung der unvermeidlichen Frage sozialer Reform gedacht hat; sie läßt uns erkennen, daß vor allem der baierische Kanzler Leonhard v. Ed die im schwäbischem Bund vereinigte süddentsche "Herrenpartei" zu einer Politik von Blut und Gifen vermochte; sie erläutert auch den Antheil des Herzogs Ulrich von Würtemberg an der Erhebung, die ihm, wenn

die würtembergischen Bauern schon gerüstet gewesen wären, sein Land wieder verschafft hätte, und namentlich erläutert sie den zweiten Aufstand der Salzburger und dessen Bestiegung, wosür Kardinal Lang dem Bund 2000 Gulden zahlen mußte. Zweisellos haben der Verein wie der Herausgeber der historischen Wissenschaft mit dieser Publikation einen großen bleibenden Dienst erwiesen, und der Dank sei hierfür auch an dieser Stelle auf's wärmste dargebracht. Ein genaues Register erleichtert die Benutzung des umfangreichen Materials.

G. Egelhaaf.

Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs. Jahrgang 1881 und 1882. Wien, k. k. Generalstab.

Nachdem die Geschichte der bosnischen Offupation im Jahrgang 1880 zum Abschluß gelangt ift (vgl. S. B. 47, 549), kehren die Mittheilungen bes Kriegsarchivs in den beiden letzten Sahrgängen zu älteren Perioden der österreichischen Kriegsgeschichte zurück. Aus dem mannigfaltigen Inhalt sei vor allem die für jeden Freund der österreichischen Geschichte erfreuliche Mittheilung hervorgehoben, daß das Kriegsarchiv Anstalten getroffen hat, alle öffentlichen und Privatarchive der Monarchie durch an dem betreffenden Orte stationirte Offiziere nach friegsgeschichtlichem Material durchsuchen zu lassen, so daß wir eine Übersicht der gerade in Österreich oft sehr zerstreuten und darum schwer auffindbaren Archivalien zu erwarten haben. Von der Fülle des dadurch zugänglich gewordenen Stoffes werden natürlich in erster Linie eben die Mittheilungen des Kriegsarchivs Gewinn ziehen und schon der reiche Inhalt der beiden vorliegenden Jahrgänge mag zum Theil ein Ergebnis folder Nachforschungen sein. Es ift jedoch vielleicht nicht überflüssig, den Bunsch auszusprechen, daß zur Bearbeitung des gefundenen Stoffes nicht etwa ebenfalls irgend welche gerade verfügbare Offiziere kommandirt werden, da sie bei allem guten Willen doch der nothwendigen historischen Schulung ermangeln könnten. Und bei dieser Gelegenheit sei gleich noch ein anderer Punkt zur Erwähnung gebracht. Im Jahrgang 1881 wird nämlich gelegentlich "ein prinzipielles Widerstreben gegen jede Polemit" ausgesprochen. Wenn dieses ber leitende Grundsatz auch der Redaktion sein sollte — und nach der Art, wie die Arbeiten der Hiftoriker von Fach von den Mitarbeitern des Kriegsarchivs benützt werden, möchte man es fast glauben — so müßte man im Interesse der historischen Wahrheit dies lebhaft bedauern, da gerade eine sachlich geführte Polemik zu den erfolgreichsten Mitteln gehört, ber Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

Nach biesen allgemeinen Bemerkungen seien aus bem Jahrgange 1881 zuerst die "Rotizen über Stand und Eintheilung bes t. Fuß= und Reitervolkes" erwähnt, weil sie sich auf die früheste Beit, nämlich schon auf das Reformationszeitalter beziehen; Jahrgang 1882 enthält unter bem Titel "Befolbung, Berpflegung und Befleidung bes faif. Rriegsvolfes im 30jährigen Rriege" eine Art Fortsetzung dazu, welche, weil auf reicherem Aktenmaterial beruhend, auch ausführlichere und genauere Aufschlüsse bietet. umfangreichste Arbeit des Jahrganges 1881 ist jedoch die von An= gely verfaßte Befchichte bes Türkenkrieges von 1737-1739, welcher zwei kleinere Auffage über ben Feldmarfchall Joseph Bring von hildburgshausen und über ben wegen Übergabe ber Festung Nisch an die Türken hingerichteten Offizier Doxat ergänzend zur Seite stehen. Inbezug auf Dogat wird ber Beweis erbracht, daß die in den "Neuen militärischen Blättern" aufgestellte Behauptung, Dorat sei als ein Opfer der Abneigung des kais. Hofkriegsrathes gegen Ausländer zu betrachten, unbegründet sei. Wenn bagegen der 2f. bas österreichische Heer bei Beginn bes Feldzuges von 1737 als ein vortrefflich ausgerüftetes hinstellt und als Beweis dafür einen Brief des österreichischen Generals Seckendorf an den russischen Feldherrn Münnich anführt, so wird bieses Zeugnis kaum besonderes Zutrauen einflößen können, da die Österreicher damals Grund hatten, ihre Ber= hältnisse ben Verbündeten gegenüber möglichst günstig zu schildern. Interessant ist, was A. von den damaligen Intriguen im österreichischen Heere berichtet. So foll bem Feldmarschall Philippi die erbetene Erlaubnis zu einem Streifzuge nach Widdin aus dem Grunde verweigert worden sein, weil die Ehre, denselben auszuführen, dem damals in Wien krank liegenden Feldmarschall Phevenhüller reservirt bleiben mußte; später soll Seckendorf dem Prinzen von Hildburgshausen darum teine Verstärfung geschickt haben, weil er mit dem Rommando berfelben ebenfalls Philippi hätte betrauen muffen und dieser badurch der Vorgesetzte bes Prinzen geworden wäre; bas aber habe Seckendorf aus Hochachtung für den Prinzen nicht zugeben wollen; als endlich Rheven= hüller den Streifzug nach Widdin doch machte, wurde ihm angeblich keine Instruktion mitgegeben und zwar wieder nur barum, weil auch Philippi bei einem ähnlichen Streifzuge keine gehabt u. s. w. u. s. w. Doch mindert es ftark die Glaubwürdigkeit dieser Geschichtchen, daß in allen derfelbe General, nämlich Philippi, als der zurückgesetzte erscheint; dieser aber, schon als Katholik ein Gegner bes Protestanten Seckendorf

und nach Seckendorf's Sturze bessen Nachfolger und beauftragt, das Belastungsmaterial gegen seinen Vorgänger zu sammeln, dürfte schwerlich als eine unverdächtige Quelle zu betrachten sein. Der Feldherr des Jahres 1738, Königsegg, wird von dem Bf. auffallend milbe beh ndelt; ber Umftand, daß Königsegg die Gunft hoher Perfonlichkeiten genoß und daher für alle seine Fehler nur durch die Ernennung zum Oberft= hofmeister der Raiserin bestraft wurde, scheint beinahe auch auf das Urtheil des 2f. eingewirkt zu haben. Inbezug auf das lette Kriegs= jahr ift bem Bf. die auf den gleichen Gegenstand bezügliche Arbeit des Ref. (S. 3. 40, 1) offenbar unbekannt geblieben, und er kennt daher auch nicht die den Grafen Wallis doch vielfach entlastende Bertheidigungsschrift besselben; bennoch barf es befremben, daß der Bi. ben Anklagen Hildburghausen's, Schmettau's, Suckow's u. f. w., welche fämmtlich Feinde des Obergenerals waren und noch überdies durch seinen Sturz zu steigen hofften, so unbedingten Glauben schenkt. Auf alle Abweichungen meiner Auffassung von berjenigen Angely's einzugehen, fehlt mir natürlich hier der Raum; nur inbezug auf den Belgrader Frieden, zu dessen Erklärung man wohl nicht nöthig hat, wie Angeln meint, "bie Sonde in die tiefsten Tiefen der menschlichen Seele zu senken", sei noch eine Bemerkung gestattet. Angely behauptet nämlich, Wallis habe gar keine Bollmacht gehabt, über den Frieden zu unterhandeln; aus seiner eigenen Darstellung aber geht hervor, daß er dieselbe Vollmacht gehabt haben muß, wie nachher Reipperg, denn als dieser in's türkische Lager ging, ließ er sich ja ausdrücklich von Wallis bessen Vollmacht als Friedensunterhändler übertragen.

Geringere Bebeutung als der eben besprochene Aufsatz hat eine auszugsweise wiedergegebene Denkschrift des Grafen Phevenshüller über das österreichische Wehrspstem aus dem Jahre 1740, und geradezu nur als Auriosum ist die Mittheilung über den Oberlieutenant Graf Montoja zu verzeichnen, welchen Maria Theresia, "um ihn zu besser", in ein Aloster einschließen ließ. Von Joseph II. wird der Beschl mitgetheilt, welcher die Sammlung kriegsgeschichtlichen Materials anordnete und so die Gründung des Ariegsarchivs verzuläte. Sine Art Überraschung ist es, unter den sonst ausschließlich auf Österreich bezüglichen Arbeiten auch dem Abdrucke von 64 "Origisnalbriesen Friedrich" II. von Preußen" zu begegnen (die letzten 20 in Jahrgang 1882); es sind solche, welche der König an die Kommandanten von Glatz richtete und welche bei Einnahme dieser Festung 1760 in die Hände der Österreicher sielen. Sie beziehen sich auf den

Kundschafterdienst, auf Deserteure und seindliche Spione, die letzten und interessantesten, deren Adressat Fouqué ist, auf die Ereignisse der ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges.

Eine Polemik gegen das auch in dieser Zeitschrift (45, 141) besprochene Werk Fournier's über "Gent und Cobenzl" enthält ber Auffat: "Zur Charakteristik des Erzherzogs Rarl", eine Polemik jedoch, welche sich viel zu sehr auf den Gefühlsstandpunkt stellt, um auf den unbefangenen Beurtheiler Eindruck zu machen. So glaubt der betreffende Kritiker, die Darstellung, welche Fournier von den inneren Verhältnissen Österreichs vor 1805 gegeben hat, darum als eine zu harte und ungerechte bezeichnen zu müssen, "weil ja sonst unbegreiflich ware, wie bei so allgemeinem Verfalle der Staat eine lange Reihe der blutigsten Kriege und zwei der gewaltigsten Kata= strophen habe überstehen können", während es doch eben die von Fournier geschilderten Verhältnisse waren, welche jene Katastrophen herbeiführten. Geradezu entrüstet aber ist der Kritikus, daß Fournier, weil Erzherzog Karl wegen seines förperlichen Leidens damals für den Oberbefehl nicht in Betracht kam, mit Bezug darauf zu fagen wagt, Österreich habe 1805 eigentlich gar keinen Feldheren gehabt.

Auf den Krieg von 1805 beziehen sich außerdem auch die "Tage = buchblätter des Majors Mahlern", welche die Schicksale eines österreichischen Reservebataillons in der Zeit vom Donauübergange der Franzosen bis zur Schlacht bei Austerlitz in recht anziehender Weise darstellen; auf den preußisch=französischen Krieg des folgenden Jahres ein Brief von Gent und eine im November 1806 nieder= geschriebene Betrachtung des f. f. Oberftlieutenants Johann Dayer über die Urfachen ber preußischen Migerfolge, welche, ohne gerade völlig neue Gesichtspunkte zu enthalten, doch darum von Werth sind, weil sie den Gindruck wiedergeben, den die preußi= schen Vorgänge auf hervorragende österreichische Zeitgenossen machten. Wieder mehr polemisch ift ein den Krieg von 1809 behandelnder Auffat, welcher die "Legende" zerftören foll, als ob die Schlacht bei Wagram durch die Schuld des Erzherzogs Johann ver= loren gegangen wäre. Recht hat der Bf. jedenfalls, wenn er fagt, daß bei Entwerfung des Schlachtplanes österreichischerseits auf das rechtzeitige Erscheinen des Erzherzogs gar nicht gerechnet werden konnte und auch wirklich nicht gerechnet worden ist; ob aber Erzherzog Johann seinen Marsch nicht doch hätte beschleunigen können und ob ein früheres Gintreffen desselben nicht doch von günstigen Folgen

to be the late of the

gewesen wäre, mag bahingestellt bleiben. In inniger Beziehung zu bem Kriege von 1809 steht auch ein Auffat über die "Armee Napoleon's", welcher die Gründe der Überlegenheit desjelben aufzufinden sucht und auf zwei Denkschriften aus den Jahren 1811 und 1810 beruht, von benen bie zuerft genannte Radepty, die zweite aber, beren Schluß unter bem Titel "Österreich nach bem Frieden von 1809" in Jahrgang 1882 veröffentlicht ist, einen Ungenannten zum Verfasser Für den Hiftoriker hatte die Beröffentlichung unendlich an Werth hat. gewonnen, wenn der Antheil beider Denkschriften von einander gesondert und wenn überall statt eines Auszuges der volle Wortlaut geboten worden wäre; besonders wünschenswerth aber wäre es, den Verfasser auch der zweiten Denkschrift kennen zu lernen. Da dieselbe zum Schlusse empfichtt, sich rückhaltslos an Napoleon anzuschließen, um mit dessen Bulfe die Balkanhalbinsel zu erobern und so für die erlittenen Berlufte Entschädigung zu finden, so könnte man auf Metternich rathen; doch stimmt dazu nicht, daß der Verfasser von der Heirat Napoleon's mit Maria Quise, wie es scheint, nicht früher Renntnis erhalten hat, als bas große Publifum auch. Bielseitig bürfte auch bemerkt werben, daß nach Ansicht des Herausgebers, Angely, das Programm des Unbekannten, welches die Moldau, Wallachei und Bessarabien mit Österreich vereinigen und auf dem Refte ber Balkanhalbinfel öfterreichische Secundogenituren, unter anderm eine für Erzherzog Rarl, errichten will, mutatis mutandis auch heute seine Berechtigung hat.

Gin Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege ist der Auffat über die Rapitulation, welche General Rlenau nach ber Schlacht bei Leipzig dem französischen Kommandanten von Dresden bewilligte und wegen deren Klenau von Schwarzenberg herb getadelt wurde; der Bf. sucht Klenau zu rechtfertigen, indem er einen Theil der Schuld auf Schwarzenberg selbst wälzt. Einer noch späteren Zeit endlich gehört ein Auffat Radeth's über bie Eventualität eines öfterreichisch = ruffischen Krieges (geschrieben 1828) und die Darstellung der "Repressaliengefechte an ber froatisch = türfischen Grenze" an; lettere foll offenbar auch eine Art nachträgliche Recht: fertigung ber Offupation Bosniens bilden, indem fie die ungeordneten Verhältnisse, welche insbesondere im sog. Unnawinkel schon seit Beginn des Jahrhunderts bestanden und wiederholt eine Überschreitung der Grenze durch österreichische Truppen nöthig machten, vor Augen führt.

Jahrgang 1882 enthält außer den schon angeführten Fortsetzungen

zwei Arbeiten, welche burch die herannahende Sätularfeier ber zweiten Belagerung Wiens burch bie Türken veranlaßt worden find, näm= lich eine Schilderung der ersten Belagerung von 1529 (mit einer Kopie ber Meldemann'schen Rundansicht aus der Albertina) und einen Auffat über "Wiens militärische Bedeutung", in welchem auf Grund ber Geschichte nachzuweisen gesucht wird, daß Wien nach dem Muster von Paris wieder in eine Festung umgewandelt werden sollte, ein Projekt bekanntlich, gegen welches sich die Wiener aus Leibeskräften sträuben. Auf die Zeit unmittelbar vor dem 30 jährigen Kriege bezieht sich ein Gutachten zweier Hoffriegsräthe über die Aufstellung eines Heeres gegen die Türken (aus dem Jahre 1616), auf diefen Krieg fetbft ein Auffat über Wallenstein mit einem Anhang von zwölf zumeift aus dem gräfl. Schlick'schen Archiv in Ropibluo stammenden Urkunden. Die Wallensteinfrage wird freilich durch diese Beröffentlichung kaum eine Förderung erfahren; denn sie bietet größtentheils nur Abschriften ohne Datum und Namensfertigung, und manches ist überdies längst bekannt und von der Kritik als gefälscht erklärt, so gerade das für Wallenstein dem Inhalte nach besonders gravirende Dokument Nr. III. An Originalen finden sich nur die Instruktion des Hofkriegsraths= präfidenten Grafen Beinrich Schlick für feine Reife nach Schlesien, wo er Wallenstein zur Wiedereröffnung ber Feindseligkeiten bewegen follte, bann (an einer anderen Stelle bes Jahrganges abgedruckt) ein Armee= befehl Wallensteins von 1632 und eine Feldzugsdisposition besselben für ben Grafen Mathias Gallas aus dem Jahre 1633.

Sehr unbedeutend sind die "Beiträge zu den Rüstungen Innerösterreichs 1683" und der Aussatz: "Werbung großer Männer in Ungarn für Friedrich Wilhelm I. von Preußen." Der Aussatz: "Die Invasion Oberösterreichs und die Wiederseroberung von Linz 1741—1742" gibt eine aussührliche Schilsberung der militärischen Vorgänge, die auch durch einen Plan der Belagerung von Linz veranschaulicht werden, begeht aber auch einige Fehler; so wird der Vertrag von Nymphenburg wie eine unbestrittene Thatsache angeführt, die Huldigung, welche Karl VII. am 19. Dezember 1741 in Prag entgegennahm, mit der Krönung verwechselt, welche bekanntlich niemals erfolgt ist u. a. m.

Die umfangreichsten Aussätze des Jahrganges sind die über den "Feldzug von 1760 in Schlesien und Sachsen, mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht bei Torgau", und über "Kaiser Josseph II. als Staatsmann und Feldherr" (der letztere in Jahrs

gang 1882 nur bis zum Ausbruche des baierischen Erbfolgekrieges reichend); dem Kenner der einschlägigen Literatur, insbesondere der Werke Arneth's, wird jedoch in beiden nur wenig neues geboten.

Zum Schluß seien noch der "Bericht des Generalmajors Grafen Bubna an Erzherzog Karl über seine Zusammenkunjt mit dem preußischen Obersten Gößen in der Ottendorser Mühle (11. Oktober 1808)", welcher übrigens auszugsweise schon in den Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven Bd. 6 ges druckt ist, und ein kurzer Aufsat über den aus dem Jahre 1809 bekannten Tiroler Freiheitskämpser Joseph Straub als Beiträge zur Geschichte der Napoleonischen Kriege angesührt.

Th. Tupetz.

Maria Theresia's lette Regierungszeit (1763—1780). Vier Bände. Von Alfred Ritter v. Arneth. Wien, Wilhelm Braumüller. 1876. (A. u. d. T.: Geschichte Maria Theresia's. VII—X.)

Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde. Von demselben. Vier Bände. Wien, Wilh. Braumüller. 1881.

Das zuerst genannte erzählende Werk bildet den Abschluß von Arneth's "Geschichte Maria Theresia's", deren erster Band bereits 1863, also vor 20 Jahren in Druck gelangte und welche nach dem Erscheinen der früheren Abtheilungen (Maria Theresia's erste Regierungsjahre, Maria Theresia nach dem Erbsolgekrieg, Maria Theresia und der siebenjährige Krieg) bereits wiederholt in dieser Zeitschrift besprochen worden ist (vgl. H. L. 149; 24, 369; 37, 417). Die Borzüge, welche den ersten sechs Bänden nachgerühmt wurden, sind auch den vier Schlußbänden eigen. Auch sie sind ausgezeichnet durch die Fülle neuen Materials, durch Umsicht und Klarheit in Anordnung und Darstellung und durch sorgfältige Scheidung der eigenen, subjektiven Meinung von den zur Begründung angesührten dokumentarisch nachweisdaren Thatsachen, so daß auch, wer mit dem Urtheil des Bs. nicht immer übereinstimmt, demselben dankbar sein muß für die Beslehrung, die er erhält.

Was zunächst den 1. Band (den 7. des ganzen Werkes) betrifft, so enthält er neben 4—5 Kapiteln, welche die Gründung des Staatstathes, den ungarischen Landtag von 1764 und ähnliches behandeln, fast ausschließlich Familiengeschichte. Interessant ist namentlich derzenige Abschnitt, welcher der ersten Gemahlin Joseph's II., Isabella von Parma, gewidmet ist, obgleich oder vielleicht gerade weil das widerspruchsvolle Wesen dieser Prinzessin, insbesondere ihre Todessehnsucht

mitten im Schoße bes glänzendsten irbischen Glückes, auch nach Arneth's Darstellung ein ungelöstes Räthsel bleibt. Das 5. Kapitel behandelt den jähen Tod des Kaisers Franz, das 10. jene Reihe von Krankheiten und Todesfällen, welche man die "Ilias bes Hauses Ofterreich" genannt hat; die folgenden Rapitel find den Beziehungen der Raiferin zu ihren Töchtern, insbesondere zu der viel angefeindeten Infantin Amalie von Parma, deren eigentliches Verschulden nun ziemlich flar vor Augen liegt, und zu den beiden Königinnen Karoline von Neapel und Marie Antoinette von Frankreich gewidmet. Bur Beurtheilung der beiden zuletzt genannten hat Al. bekanntlich schon früher durch Beröffentlichung bes Briefwechsels zwischen Maria Theresia einerseits und Marie Antoinette und dem öfterreichischen Geschäftsträger Grafen Mercy andrerseits (vgl. H. 3. 12, 164, und 16, 392) authentisches Material geliefert, das nun verwerthet ericheint. Über das Berhältnis der Kaiserin zu ihren Söhnen ist nur in einem einzigen, dem Schluß= kapitel, die Rede; die Erörterung wäre offenbar, insbesondere inbezug auf Ferdinand, viel ausführlicher geworden, wenn A. schon im Jahre 1876 von jenen Briefen der Raiserin an diesen Erzherzog und bessen Gemahlin Kenntnis gehabt hätte, welche er seitdem im Archive des verstorbenen Herzogs Franz von Modena aufgefunden hat, und welche nunmehr ben Hauptbestandtheil bes oben an zweiter Stelle genannten Werkes: "Briefe Maria Theresia's an ihre Kinder", bilden. Auch ist das Bild des Erzherzogs, wie es uns aus diesen Briefen hervortritt, und noch mehr das seiner Gemahlin, ein ungleich vortheilhafteres als jenes, welches A. nach den Urtheilen des Prinzen Albert von Sachsen und ähnlichen Berichten zu zeichnen vermochte.

Von dem folgenden (8.) Bande kann man allerdings nicht buchstäblich behaupten, daß er Familiengeschichte enthalte, da er die Stellung Österreichs zu den nordischen Mächten, namentlich aber dessen Verhalten bei der ersten Theilung Polens, zum Gegenstande hat. Es ist jedoch bekannt, daß die auswärtige Politik Österreichs schon damals fast ausschließlich von Joseph II. geleitet wurde, während die Kaiserin sich gleichsam nur retardierend verhielt. Da nun der Vf. die polnischen Wirren nur insoweit zur Sprache bringt, als sie auf Maria Theresia Bezug haben, so fällt auch hier der Schwerpunkt der Darstellung auf den Gegensap, der sich aus Anlaß der Vorgänge in Polen zwischen Mutter und Sohn entwickelte. Wie sehr Maria Theresia die Theilung beklagte, ist zur Genüge bekannt; doch mag bemerkt werden, daß Al. in dem bereits erwähnten Brieswechsel der Kaiserin mit ihrem Sohne

- Em h

Ferdinand auch hiefür neue Belege geliefert hat. Im übrigen polemisirt der Bf. an mehreren Stellen lebhaft gegen Beer, der in seinem Werke über die erste Theilung Polens die Politik des Fürsten Kaunit ziemlich abfällig beurtheilt hat. A. findet, daß das Berhalten Ofterreichs zur polnischen Königswahl kein schwankendes, sondern ein durch das Friedensbedürfnis der Monarchie bedingtes und insofern vollkommen tonsequentes und zielbewußtes gewesen sei. Auch den Vorwurf des Eigennutes, der aus Anlaß der türkischepolnischen Theilungsprojette ber Politik des Fürsten Kaunit gemacht wurde, weist er zurud; namentlich aber wendet er sich gegen die, auch von preußischen Historikern ansgesprochene Ansicht, daß die Besetzung der angeblich zur Bips gehörigen polnischen Starostien durch österreichische Truppen (ein Schritt, der übrigens von Maria Theresia ebenso lebhaft mißbilligt wurde, wie nachher die Theilung selbst) der Anfang zur Zerstückelung Polens gewesen sei und daß somit die Urheberschaft derselben bem österreichischen Kabinete zufalle. Es sei dies darum nicht richtig, weil Österreich bezüglich bieser Starostien immer nur ben Weg friedlicher Unterhandlungen mit Volen selbst im Auge gehabt habe und bereit gewesen sei, sie zurückzugeben, wenn seine wirklichen oder vermeintlichen Rechte von den bisherigen Eigenthümern nicht anerkannt würden; ferner darum nicht, weil die beiden anderen Theilungsmächte beinahe ein Jahr verftreichen ließen, ebe sie das Vorgehen Ofterreichs zum Vorwande nahmen, auch ihrerseits polnisches Gebiet sich anzueignen.

Als Ofterreich durch die Erwerbung Galiziens und fpater der Bukowina einen so bedeutenden Länderzuwachs gewonnen hatte, da war es selbstverständlich die nächste Aufgabe der Regierung, den neuen Besitz durch zweckmäßige Reformen zu sichern und zugleich seinen Werth Der Bf. nimmt daraus Anlaß, von den Reformen in zu erhöhen. ber Verwaltung Österreichs überhaupt zu reden, und so ist denn der folgende (9.) Band ausschließlich kulturhistorischen Inhalts. Die ersten fünf Kapitel sind den religiösen Angelegenheiten (Berminderung der Feiertage, Aufhebung des Jesuitenordens u. s. w.) gewidmet; wohl die interessanteste Partie darin ist der im 5. Kapitel auszugsweise wiedergegebene Briefwechsel Maria Theresia's mit Joseph II. über die Frage, ob den mährischen Protestanten Religionsfreiheit zu gewähren sei oder nicht. Das 6. Kapitel handelt von der Wirksamkeit des berühmten Leibarztes der Kaiserin, Gerhard van Swieten, namentlich im Amte eines Borsigenden der Zensurkommission (worüber ausführlicher schon Fournier geschrieben hat), das 7. von mehreren um die

österreichische Rechtspflege verdienten Männern, unter denen Sonnenfels wegen der von ihm durchgesetzten Abschaffung der Folter den ehren= vollsten Plat einnimmt. Die Kaiserin persönlich war, wie ihrem Briefwechsel mit ihrem Sohne Ferdinand zu entnehmen ist, für Beibehaltung der Folter, allerdings meift nur deshalb, weil sie zu dieser Beit "Neuerungen" überhaupt abhold war. Den auch von anderer Seite schon dargestellten Veränderungen im Schulwesen und den wissen= schaftlichen Bestrebungen überhaupt ist das 8.—10., den volkswirth= schaftlichen, finanziellen und militärischen Reformen das 11.—16. Kavitel gewidmet. Für einen Theil dieser Reformen, nämlich jenen, welcher eine Verbesserung der Lage des Bauernstandes zum Zwecke hatte, werden ebenfalls durch den Briefwechsel Maria Theresia's mit Ferdinand neue und geradezu überraschende Aufschlüsse geboten. Maria Theresia spricht nämlich darin ihre entschiedene Absicht aus, die Leibeigenschaft gang aufzuheben, und beklagt fich bitter, daß die Grundherren, nachdem sie auf andere Weise ihr Ziel nicht hätten erreichen können, sich "hinter den Raiser gesteckt" und diesen für ihre ben Bauern ungunstigen Anschauungen gewonnen hätten. Es ist gewiß auffallend, in diesem einen Punkte die sonst so bedächtige Kaiserin als Vertreterin des Fortschrittes und einer ziemlich radikalen Reform, ihren jugendlich ungestümen, für Freiheit und Menschenwohl begeisterten Sohn bagegen als Bundesgenoffen der Rückschrittsmänner erscheinen zu sehen.

Biemlich mannigfaltig ift der Inhalt des mit einem Porträt der Kaiserin und einem Faksimile ihres letten Briefes an Leopold von Toskana geschmückten Schlußbandes. Die ersten sieben Kapitel enthalten eine Art Nachlese zu den im vorausgehenden Bande behandelten Gegen= ständen, indem der Bf. die öfterreichischen Kronländer Revue passiren läßt, um darzulegen, wie fich ber Zustand jedes einzelnen unter Maria Therefia gestaltet habe; die Mitte des Bandes nehmen die Berhand= lungen über die Erbfolge in Baiern und der bairische Erbfolgekrieg ein; den Schluß endlich bildet je ein Rapitel über Joseph's Reise nach Rußland, über die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Koadjutor in Köln und Münfter, und über den Tod ber Raiserin. auf den bairischen Erbfolgekrieg berührt sich A. mit den Arbeiten von Al. Beer über den "bairischen Erbfolgekrieg" und über "die Sendung Thuguts", welche in der H. Z. Bd. 35 und 38 veröffentlicht worden find; auch hierbei ist es wieder hauptsächlich der Gegensatz zwischen Maria Theresia und ihrem ältesten Sohne, welcher ber Erzählung A.'s ein beinahe dramatisches Interesse verleiht und namentlich aus

Anlaß der Sendung Thuguts in fast unheimlicher Schroffheit hervorstritt. Glücklicherweise stehen diesen Zeugnissen des Zwiespaltes doch auch wieder andere gegenüber, Außerungen, in welchen die Kaiserin in lebhastester Weise ihrer Bewunderung für Joseph's Vorzüge und ihrem Glücke Ausdruck gibt, einen solchen Sohn zu besitzen. Sine besonders schöne Stelle dieser Art findet sich auch in den "Briesen Maria Theresia's an ihre Kinder und Freunde", 2, 73.

Was diese Briefe selbst betrifft, welche A. "am hundertjährigen Tobestage der Kaiserin Maria Theresia", am 29. November 1880 der Öffentlichkeit übergab, so konnte es sich, da der Bf. bereits früher den interessanten Briefwechsel Maria Theresia's mit Joseph II. und mit und über Marie Antoinette herausgegeben hat, und auch Karajan und Adam Wolf zahlreiche Briefe der Kaiferin publiziert haben, nur um eine Art Nachlese handeln; doch ist dieselbe immer noch reich genug. Joseph II. ist freilich in der vorliegenden Sammlung nur durch fünf Briefe vertreten, von denen ein einziger von Maria Theresia selbst herrührt; die andern vier Nummern sind Briefe Joseph's II. an die Wichtiger zur Charakteristik bes Raisers als diese Briefe ift die im 4. Bande enthaltene Inftruktion für den Ajo Joseph's, den Grafen Batthyany, welche beweift, daß die Raiferin inbezug auf die Schwächen und schlimmen Neigungen bes Anaben mindestens ebenso scharfsichtig war, wie der preußische Gesandte Podewils, deffen Urtheil so häufig zitiert wird. Nur wenig reicher ist die Ausbeute inbezug auf den Großherzog Leopold von Toskana (neun Briefe, woran sich noch fünf Billete an dessen noch unmündigen Sohn, den nachherigen Kaiser Franz II. anschließen); auch über ihn sind die werthvollsten Aufschlüsse nicht in diesen Briefen, sondern in der Korrespondenz der Kaiserin mit den Erziehern und Rathgebern Leopold's, den beiden Grafen Thurn, dann in einem Briefe an Leopold's Schwester, die Erzherzogin Maria Christine, zu finden. Den ganzen Rest bes ersten und den größeren Theil des zweiten und dritten Bandes füllen die Briefe Maria Theresia's an den Erzherzog Ferdinand, Generalstatthalter der Lombardei, und bessen Gemahlin Maria Beatrix (zusammen mehr als 1000 Nummern), aus deren reichem Inhalt schon oben einiges angeführt worden ist; hier sei nur noch bemerkt, daß auch auf das Berhältnis Joseph's II. zu seinen Geschwiftern manche neue, für den Raifer freilich meist ungünstige Streiflichter fallen. Inbezug auf ben Erzherzog Maximilian, dessen übrigens auch in der Korrespondenz mit Ferdinand häufig Erwähnung geschieht, liegt fast nur die Instruktion

vor, welche die Kaiserin ihm für seine im Jahre 1774 unternommene Reise gab, ein Schriftstück, welches besonders durch seine Ausfälle gegen die sogenannte Aufklärungsphilosophie bemerkenswerth ift. reicher (107 Nummern) ist dagegen wieder der Briefwechsel Maria Theresia's mit ihrer Lieblingstochter Maria Christine; sehrreich ist derselbe namentlich für die Grundsätze, nach denen Maria Theresia Ungarn und Belgien behandelt wiffen wollte. Inbezug auf die Erz= herzogin Amalie findet sich wieder nur eine Instruktion; es ist bie= jenige, welche die Erzherzogin erhielt, als sie sich nach Parma begab, und es ist nicht zu leugnen, daß bei gewissenhafter Befolgung derfelben das Los der Erzherzogin sich freundlicher gestaltet haben würde, als dies wirklich der Fall war. Auch auf die früh verstorbenen Erzherzoginnen Johanna und Josepha beziehen sich nur wenige und ziemlich bedeutungslose Briefe; dagegen ift die Korrespondenz mit der Königin Karoline von Reapel zwar ebenfalls nicht umfangreich, aber infolge des bekannten Konfliktes derselben mit dem Minister Tanucci leiden= schaftlich bewegt.

Der 4. Band enthält die Briefe an "die Freunde" der Kaiserin; man wäre geneigt hinzuzusetzen: "und an ihre Diener", denn die Schreiben sind fast ausnahmslos an Personen gerichtet, welche in einem Dienstverhältnis zu Maria Theresia standen, und sie beziehen sich auch auf eben dieses Verhältnis. Von den zwei Unterabtheilungen ist die kleinere den Erziehern und Rathgebern der kaiserlichen Kinder gewidmet und steht insofern im innigsten Zusammenhang mit ben vorausgehenden Bänden; die größere enthält Briefe an die Minister und andere der Raiserin nahestehende Bersonen. Um berglichsten und von einer mahr= haft wohlthuenden Gemüthswärme find die (deutsch geschriebenen) Briefe an die Gräfin Edling, politisch am bedeutungsvollsten dagegen sind die Briefe an Lacy (90 an der Zahl), zum Theil auch die an Pergen, die Gräfin Enzenberg, Ferdinand von Braunschweig und Kaunitz. Fast in allen diesen Briefen ist es das Bild der alternden, durch den Tod ihres Gemahls innerlich gebrochenen, den Freuden der Welt entfrembeten und doch auch in dieser Stimmung noch liebenswürdigen Raiserin, das uns entgegentritt; nur in einigen, wenigen Briefen (an Ulfeldt, Bartenstein u. a.) finden wir noch die jugendliche, lebensfrohe und rasch entschlossene Monarchin der ersten Regierungsjahre.

Th. Tupetz.

La Vita e gli Scritti di Niccolò Machiavelli nella loro relazione col Machiavellismo. Per Oreste Tommasini. Torino, Erm. Loescher. 1883.

Machiavelli und kein Ende! — so wäre man zu rufen versucht, wenn man den ersten, 750 enggedruckte Seiten umfassenden Band des Tommasini'ichen Werkes zur Hand nimmt. Sieht man jedoch dem Buche auf den Grund, so wird man gewahr, daß es in der That auf eine erhebliche Bereicherung der Macchiavelli = Literatur hinausläuft. 23f. hat sich weniger die Aufgabe gestellt, zu überraschend neuen Aufschlüssen über die räthselhafte Erscheinung des großen politischen Denkers zu gelangen, als das bisher über denselben Erforschte kritisch zu sichten. Er thut dies mit einem geradezu erstaunlichen Aufwand von Belejenheit, wie auch mit gleichviel Scharffinn und nüchterner Abwägung des historischen Thatbestandes. Zunächst gibt er in seiner Einleitung (S. 1-75) die Rundschau über die mancherlei Wechselfälle, denen der von verschiedensten Seiten immer gleichmäßig in's Abscheuliche, in's sittlich Berwerfliche, ja in's Dämonische ausgesponnene Begriff des Wacchiavellismus ausgesetzt war. Was er hier vorbringt, läßt mit voller Deutlichkeit den Gang des leichtfertigen Spieles erkennen, das mit Macchiavelli's Lehren gar oft von Leuten getrieben wurde, welche dieselben nur vom Hörensagen kannten. Dieser Theil der Arbeit Tommasini's findet sich schon bei Ginguené P. II ch. 32: er verhält sich aber zu des letzteren knapp gehaltenen Andeutungen wie ein nach strengen Regeln der Runft ausgemaltes Bild zu der leicht hingeworfenen, wenngleich richtig gezeichneten Stizze. Bf. legt im Lauf feiner Untersuchung mit Recht Nachdruck darauf, daß insbesondere die religiösen Parteien eine die andere des Macchiavellismus beschuldigten, und derselbe ihnen fämmtlich, um dem Gegner eines anzuhängen, der Ausbund aller Schändlichkeit war. Am konsequentesten hat freilich die römische Kirche, seitdem in ihr die Jesuiten das große Wort führten, die Schriften bes florentinischen Staatssekretärs als nec plus ultra menschlicher Bosheit vervönt: dies ging so weit, daß es wohl vorkam, daß einem mit weitreichenden Vollmachten ausgerüsteten Nuntius eingeschärft wurde: er dürfe die Schriften aller Reger um ihrer Widerlegung willen mit sich führen und lesen, nur die des Macchiavelli und Molina ausgenommen (f. G. B. Rinuccini, Nunziatura in Irlanda ed. Aiazzi. Firenze 1844 p. XXVIII).

Nach Erörterung der auf Fälschung oder Mißverständnis der Machiavelli'schen Lehren beruhenden Auffassung, die der landläufigen Bedeutung des Wortes Machiavellismus zum Grunde liegt, geht Bf.

an die Erzählung der Lebensschicksale seines Helden. Er führt dies felbe bis zur Wiederkehr der Medici und zur Enthebung Macchiavelli's vom Posten des Staatssekretärs. Hierbei wird zuweilen mit etwas fühner Kombinationen, in der Regel aber mit aller fritischen Schärfe ber Nachweis geliefert, daß bem Staatssekretar die in seiner amtlichen Stellung gemachten Erfahrungen zu Doktrinen erwuchsen. uns das Werden des Realpolitikers in Macchiavelli, und recht er= wogen geben die T.'schen Ausführungen die Erklärung, wie es gerade in Florenz gekommen ift, daß hier ein Genius aufstand, der an Bu= ständen und Praktiken, die auch anderwärts zu finden waren, das Bleibende von dem Zufälligen, das Allgemeingültige vom Besonderen geschieden hat. Nur darf man von dieser Erklärung nicht zu viel erwarten und den Pragmatismus nicht so weit treiben, daß man dem florentinischen Wesen zu gute schreibt, was ein großer Florentiner erdacht hat. Der Ursprung der Macchiavelli'schen Anschauungen und Erkenntnisse lag ja doch immer — es thut Noth, den Gemeinplatz hier zu betonen - in Macchiavelli's Ropf, nicht in der Umgebung, die auf diesen Kopf reagirte. Die Art, wie in neuerer Zeit über Machiavelli gearbeitet und seine Realpolitik als die von ihm nur ge= pflückte Frucht der italienischen Renaissance gezeichnet wurde, läßt den großen Florentiner als bloße Staffage in der Landschaft erscheinen, die, in glühender Farbenpracht der Renaissance prangend, uns vor= geführt wird. T.'s Buch ift einer Umkehr von biefen verlockenden Wegen ber Forschung gleichzuseten. Bf. sucht ben Mann felbst in's Auge zu fassen, auf Grund seiner Schriften und seiner amtlichen Thätigkeit in den Kern seines Wesens einzudringen: er zieht die Zeit= ereignisse nur soweit in Betracht, als sie nachweisbar und nicht auf bloß vage Vermuthung hin mit Macchiavelli's Person in Verbindung stehen. Co gelangt er, bank ber Beschränkung, die er sich auferlegt, zu Ergebnissen, die manchen dunkel gebliebenen oder trügerisch beleuchteten Punkt in's rechte Licht stellen. Man wird 3. B. gestehen muffen, daß die vom Bf. S. 260 f. gegebene Auflösung des Räthsels, welches an die Descrizione del modo tenuto dal Valentino nello ammazzare Vitellozo etc. geknüpft wird, eine sehr plausible ist. Nicht minder wird bem 2f. unbedingt Recht zu geben sein, wenn er S. 157 an der bestrittenen Authentizität des von Nitti aufgefundenen Briefes Machiavelli's festhält und diese Überzeugung durch eine Zusammen= ftellung bes Schriftstückes mit einem in ähnlicher Lage verfaßten Briefe des Leonardo Bruni treffend illustrirt. Hier wie a. a. D. sest T. den Leser in den Stand, sich auf Angabe der Gründe und beinahe überreichlichen Quellenbelege hin selbst ein Urtheil zu bilden.

Die unumwundene Anerkennung der Gediegenheit des T.'schen Buches vorausgeschickt, mag es mir vergönnt sein, mit dem Bf. mich in einem Punkte auseinanderzuseten, über welchen unfere Meinungen differiren. Es will ihm nämlich S. 149 scheinen, daß jenes im vene= tianischen Archiv von mir aufgefundene Dokument, auf welches ich (H. B. 38, 156) hingewiesen habe, nicht genügend fei, die Schuld bes Paolo Vitelli zu beweisen. Denn die Benetianer sprächen in bem Afte ihren Zweifel aus, ob Bitelli sich zu bem Berrathe herbeilaffen werbe, und sie boten ihm für seinen Übertritt nur 40000 Dukaten jährlicher Bahlung an, welcher Betrag eben feinem von Florenz bezogenen Solde gleichgekommen ware, also keineswegs eine verlockende Pramie gebildet Was nun ben venetianischerseits ausgesprochenen Zweifel an Bitelli's Absichten betrifft, so ift er in dem Aftenftuck nur febr verschleiert gegeben, mit den einzigen von T. angezogenen Worten: "quando el Mco Paulo sia per far questo effecto"; ganz offen bagegen wird an zwei Stellen des Aftes davon gesprochen, daß P. Bitelli ben Untrag gestellt habe, die Medici nach Florenz zurückzuführen, bei ihnen und Benedig gegen die florentinische Republik Dienste zu nehmen. Gleich eingangs heißt es: hane molto piaciuto intender el bon animo et la oblatione del Mco Paulo vitellio etc. Und im weiteren Ber= lauf ist gesagt: per dirvi in particulari la nostra opinione circa el desyderio et oblatione del Mco Paulo. Was ferner das Versprechen von bloß 40 000 Dukaten Zahlung betrifft, so ist in der Eröffnung bes Rathes der Zehn das Motiv ausgesprochen, welches den Bitelli bewegen konne, die Summe für genugend zu erachten: intrando vostra Mtia (Pietro de' Med.) in casa, come se presupone, potria esser certissima sua Mtia (P. Vitelli) de esser non solum secura de quello che li sera promesso ma etiam cum perpetuo honor et stabilità delle cose sue. Übrigens ift der hier in Rede stehende Aft bes Rathes der Behn nicht der einzige, der Bitelli's Schuld erweift. Unter gleichem Datum, 30. Fanuar 1499 (m. v. 1498), ward nämlich beschlossen, daß zur Berathung der Vitelli'schen Angelegenheit, die nicht nur aus Eröffnung bes Pietro be' Medici, sondern auch aus einem Schreiben bes Jak. Benier, Provisors "in Tuscia", vom 25. Januar d. J. erhelle, eine Junta von 15 Mitgliedern zu wählen sei. Die Wahl erfolgte sogleich und am nächsten Tage (31.) beschloß der also verstärkte Rath der Zehn, an den Provisor Benier ein Schreiben zu

1-00 de

richten, in dem folgendes zu lesen ist: habiamo deliberato cum el cons. nro. di X cum la zonta scrivervi le presente et volemo che zonto el Mco Piero (deli) insieme cum lui vui intrate in questa pratica cum quella più secreta et cauta via vi apparerà esser con decoro della Sria nra. forzandovi vederne senza interposizione de tempo l'exito dela cosa cum tal fundamento, che intendiamo subito et vediamo la ultimatione di tal pratica, et se cum Nui se procede cum quella rectitudine che nui procediamo cum altri... el potria esser che Paulo vitellio non se contentasse del solo titulo de capetanio de fiorentini, nel qual caso el Mco Piero ha proposto, che per Nui se li desse titulo de vichario nostro. Ad questo ve dicemo, che occorrendo tale difficulta, vui prometiate tal titulo . . . Preterea se dicto Paulo omnino volesse ultra la conducta de Cavalli, per le quali lha el stipendo de duc. 40 M., alcuno numero de fanti, come se affirma lui haver da fiorentini: etiam in questo affirmarete che Nui saremo contenti... Queste sono le doe particolarità ve habiamo voluto far intender resolutamente per remover ogni termino de dilatione . . . Sollicitate adunque cum ogni vostro studio et diligentia stringer questa pratica ala fine, et venendo Paulo vitellio ad alcuna resolutione, lo farete confortar ad mandarne subito suo Nuncio cum pieno et sufficiente mandato azo se possi far la sigillatione.

Der Wortlaut dieser Stücke spricht für sich: er zeigt, daß der mißtrauische und sicher alles eher denn leichtgläubige Rath der Zehn, wenn er auf solch' eine Unterhandlung so ernstlich einging, seinerseits von dem Ernst der Absichten P. Vitelli's überzeugt sein mußte. Will man da nicht glauben, der venetianische Rath der Zehn habe sich von Pietro de' Medici und vom Vitelli nassühren lassen, so muß man den Schuldbeweis gegen den Condottiere sür erbracht ansehen.

M Br

Studi Storici sul Contado di Savoia e Marchesato in Italia nella età di Mezzo, per C. Alberto de Gerbaix Sonnaz. Vol. Primo. Parte Prima. Torino, Roux e Favale. 1883.

Schon der Titel des Werkes zeigt an, daß es sich um mehr als Lokalforschung im engeren Sinne handelt. Der Lf. ist bemüht, ein lebensvolles, anschauliches Bild des savischen Landes und Volkes mit seinen ältesten Machthabern zu geben. Er hat fleißig und umssichtig gearbeitet, die italienische Literatur, soweit wir sehen, vollständig,

die französische ziemlich vollständig und die deutsche in einigen Hauptswerken benutzt. Die Schreibart ist anmuthend, die Auffassung gesund. Der in Aussicht gestellte 2. Band soll die Zeit Thomas I. enthalten und eine Darlegung des gesammten Lebens der Zeit in Staat, Kustur, Krieg und Gesellschaft.

v. Pflugk-Harttung.

Repertorio Bibliografico delle Pubblicationi della R. Accademia delle Scienze di Torino, compilato dal Socio Antonio Manno. Torino, Stamperia Reale di S. B. Paravia E. Co. 1883.

Es dürfte für manche Leser dieses Blattes nicht ohne Nuten sein, zu erfahren, daß der berühmte Bibliograph A. Manno eine Samm= lung unter dem angegebenen Titel herausgegeben hat. Das Werk in groß Quart umfaßt 352 Seiten und enthält Inhaltsangaben der Turiner Akademieschriften vom Jahre 1759 bis zum Jahre 1883, also von nicht weniger als 124 Jahren. Die erste Abtheilung mit den Indici pr. volumi zerfällt in 1. Indice delle Memorie della R. Accademia delle Scienze und 2. in Degli Atti delle R. Accademia; beides nach Jahren eingetheilt. Wesentlich wichtiger und schwieriger erweist sich die zweite Abtheilung: Indice generale alfabetico ed analitico. In ihm ift ein Sach = und Namensregister gegeben und zwar in der Beife, daß Orts=, Perfonen= und Sachnamen alphabetisch eingereiht, doch durch verschiedenen Druck von einander abgehoben find. Auf diese Weise ist das Suchen ungemein erleichtert und dem Inder ein selbständiger Werth verliehen. Da die Turiner Akademie ziemlich als die vielseitigste Italiens bezeichnet werden barf, so findet man mithin hier einen Niederschlag der Wissenschaften Staliens im kleinen, einen solchen, den jeder Gelehrte mit Rugen wird zur hand Pflugk-Harttung. zu nehmen haben.

N. Ljubowicz, Istoria reformacii w Polszie. Kalwinisty i Antitrinitarii. Po nieizdannym istocznikam. Warszawa 1883.

(N. Ljubowicz, Geschichte der Reformation in Polen. Die Calvinisten und Antitrinitarier. Auf Grund unedirter Quellen. Warschau 1883.)

Deutsche, schweizerische und italienische Einflüsse machen sich bei der Reformation in Polen geltend und modifiziren sich hier in eigenthümlicher Weise je nach den verschiedenen Lebensverhältnissen, auf welche sie stoßen. Die Erforschung dieser eigenthümlichen Verhältnisse ist die Aufgabe, welche sich der Vf. des vorliegenden russischen Wertes gestellt hat und zu deren Lösung er auch manches werthvolle Material herbeibringt.

Bu den unedirten Quellen, welche der Bf. für sein Werk in reichem Maße ausgenützt hat, gehören folgende: 1. Die Synodal= protofolle der kleinpolnischen protestantischen Gemeinden, welche der Paftor Jakob Sylvius bis zum Jahre 1561 geführt hat und welche als Acta Jacobi Silvii bezeichnet werden. Sie befinden sich gegenwärtig in der Bibliothek der reformirten Gemeinde zu Wilna, wo sie mit einer Reihe von Synodalprotofollen aus fpaterer Beit zu einem Bande zusammengebunden find. In den Beilagen veröffentlicht der Bf. die Protokolle der wichtigsten Synoden in Polen nach dieser Handschrift. — 2. Die Sitzungsprototolle bes geiftlichen Rapitels zu Krakau, welche in dem Archiv des Rapitels sich befinden unter dem Titel Acta Actorum Rmi Capituli Cathedralis Ecclesiae Cracoviensis. Sie ent= halten ausführliche Nachrichten über diejenigen Maßregeln, welche das Rapitel gegen die Verbreitung der Reformation unternahm, darunter auch einige Regerprozesse, die das schwankende Verhältnis der weltlichen Macht zu der geiftlichen Jurisdiktion in dem damaligen Polen recht lebhaft illustriren. Hierher gehören auch Beschreibungen einiger Kirchen= visitationen, welche auf Befehl der Bischöfe von Krakau unternommen wurden und sowohl die Lage der katholischen Kirche, als auch die Fortschritte des Protestantismus gegen Mitte des 16. Jahrhunderts Sie bilden sammt vielen anderen in Kleinpolen charakterisiren. Dokumenten, die sich auf die reformatorische Bewegung im Bisthum Krakau beziehen, eine Anzahl von Folianten desselben Archivs unter bem Titel: Libri Archivi Capituli Crac. — 3. Die unedirte Korrespondenz des Kardinal Hosius, welche sich im bischöflichen Archiv zu Frauenburg befindet. Dieselbe war jedoch dem Bf. nur in den Kopien zugänglich, welche ber Prof. Zakrzewski in Krakau besitzt. — 4. Die Korrespondenz des Herzogs Albrecht von Preußen mit den polnischen Protestanten, in dem Staatsarchiv zu Königsberg. — Außerdem hat ber Bf. eine Anzahl von Handschriften benutt aus dem Archiv der Stadt Danzig, der Herrnhuter Gemeinde, aus den Bibliotheken der Grafen Raczynski in Posen, der Fürsten Czartoryski in Krakau, der Offolinsfi's in Lemberg u. a. m.

Als Hauptquellen dienten ihm die unter Nr. 1 und 2 genannten Handschriften. Da sich diese aber nur auf Kleinpolen beziehen, so beschränkt sich auch der Bf. fast ausschließlich auf die Schilderung der Resformation in diesem Theile Polens. Die reformatorische Bewegung in Großpolen und Littauen wird nur nebenher erwähnt, soweit dies der Zusammenhang erfordert. Mit dieser Einschränkung des Untersuchungss

feldes hängt es auch zusammen, daß der Bf. unter allen reformatorischen Richtungen, die auf Polen einwirkten, nur die Kalvinisten und Antistrinitarier eingehend berücksichtigt. Diese Richtungen haben sich ganz bessonders in Kleinvolen verbreitet, während in Großpolen und Littauen vornehmlich das Luther'sche Bekenntnis und die böhmische Brüdersgemeinde Anhänger fanden. Das Werk ist also keine eigentliche und volle Geschichte der Resormation in Polen.

Der Bf. kommt zu dem Schlusse, daß der polnische Protestantismus, trop aller Rührigkeit und Beweglichkeit, die er zur Schau trägt, doch im Grunde keine tieferen Wurzeln in der Gesammtheit der Nation fassen konnte, da er außer Stande war, sich eine lebensfähige Organisation anzueignen. Schon inmitten ber höchsten Blüte der Reformation in Polen, da die Landtage von 1552 bis 1562 offen für dieselbe eintreten, zeigt es sich nach den Darlegungen des 2f., daß der polnische Protestantismus in sich haltlos war, nicht einem tieferen religiösen Bedürfnisse des Bolkes entsprach, sondern nur künstlich vom Adel unterstützt und verbreitet wurde als Mittel, um den Einfluß der Beistlichkeit, ihre Privilegien und ihre besondere Jurisdiktion zu be-Nachdem dies gelungen, hat der polnische Adel der Reformation kein weiteres Interesse entgegengebracht. Er dehnte bald seine Herrschaftsgelüste auch auf die protestantische Geistlichkeit aus, hielt sie in steter Abhängigkeit von seinen privaten Interessen und Liebhabereien, entzog ihr die zu einer würdigen Existenz unumgäng= lichen materiellen Mittel, gestattete ihr keinen leitenden Einfluß auf die Fortentwickelung des Protestantismus, scheute jedes Opfer zur Gründung von Kirchen und Schulen und hinderte dadurch selbst die Konsolidation und Organisation des Protestantismus in Polen. Infolge dessen hatte er auch nicht genug Lebensfähigkeit, um der sehr bald einbrechenden katholischen Reaktion die Stirne zu bieten und im Kampf mit ihr den Sieg zu behaupten. Die Schilderung jedoch dieser Reaktion, die den Verfall des Prostetantismus in Polen nach sich zog, wird nach der Absicht des Bf. ein besonderes Werk bilden, welches laut der Vorrede bald dem gegenwärtigen folgen soll. H. v. St.

Sbornik russkago istoričeskago obščestva. XXXVII. Petersburg, Druckerei der kais. Akademie der Wissenschaften. 1883.

Nachdem Ernst Herrmann, der um die russische Geschichte hochverdiente Marburger Professor, im Jahre 1878 in dem 22. Bande des Magazins der kaiserlich russischen historischen Geseuschaft (Sbornik u. s. w.) die Depeschen des Grafen Solms, der von 1762 bis 1779 preußischer Gesandter in Petersburg war, bis zum Ende des Jahres 1766 herausgegeben hatte, läßt er jett im 37. Bande die Fortsetzung folgen, welche bis in den Februar 1772 reicht.

Im Jahre 1779 schickte Friedrich II. den Grafen Görtz nach Petersburg. Dieser war wohl ebenso tüchtig und rührig wie sein Vorgänger; dennoch liesert er, seitdem Katharina II. mit Joseph II. in persönliche Beziehungen getreten war, verhältnismäßig wenig brauchbare Nachrichten, weil er nicht mehr das Vertrauen der Kaiserin von Außland und Potemkin's genoß. Ganz anders war es mit Solms bestellt gewesen. Er kam nach Petersburg, als Katharina mit Friedrich ein Bündnis schließen wollte, und blieb dort, solange dasselbe wirklich in Kraft bestand. Der leitende Minister war in dieser Zeit Panin, und soweit er sich entdecken konnte, hat er sich dem Grafen Solms entdeckt.

H. veröffentlicht zuerst die Depesche des Grafen Solms vom 9. Fanuar 1767. Wir kannten dieselbe bereits im Auszuge; daß aber letzterer nicht genüge, habe ich schon in meiner preußischen Geschichte 1, 204 Anm. 2 bemerkt. Ebenso verhält es sich mit dem Berichte vom 12. Februar 1767 (Nr. 312; vgl. meine preußische Geschichte 1, 207 Anm. 1). Aber umgekehrt gibt die Depesche vom 15. Juni 1770 zu wenig (vgl. ebenda S. 319). Auch sind keineswegs alle Berichte des Grafen Solms abgedruckt, es sehlen z. B. die Depeschen vom 12. August bis 6. November 1768, vom 6. Juli bis zum 2. Oktober 1770.

Heinen Auslassung'). Wenn in diesem Falle der Wiederabdruck gerecht=

¹⁾ Fälschlich heißt es im Sbornik p. 309 recourirais statt concourrerais und fournissent statt fournirent. Ebenso muß es wohl p. 17 statt n'obligera heißen s'obligera und p. 39 à s'associer à la conféderation à faire des dissidents statt à s'asseoir à la confédération, à faire des dissidents; p. 305 steht tort statt fort; p. 255 lesen wir le tribunal pour jurer (?) le Senat. Das Fragezeichen beweist, daß hier tein Druckschler vorliegt. Offenbar muß es juger heißen. Dagegen steht p. 242 richtig: c'est un homme dévoré d'ambition qui couve quelque grand dessein, während wir bei Ranke 31'32 p. 6 Anm. (und schon in der ersten Aussage) couvre lesen.

fertigt erscheint, hätten andere Stücke wegbleiben können, z. B. die beiden letzten, die wir bei Görtz S. 183 und S. 275 sinden. Ebenso steht die Beilage zu Nr. 374 bereits bei Schäfer, Geschichte des Siebens jährigen Krieges 2, 2, 745.

Wie Depeschen des Grafen Solms, ebenso sehlen auch Immediatsantworten des Königs, und nicht immer unwichtige, z. B. die vom 16. November 1768, worin Friedrich anfrägt, ob Rußland an eine Entschädigung durch polnisches Gebiet denke. Ich erwähne dieses Schreiben S. 258.

Aus der Korrespondenz des Königs mit Findenstein und Hertsberg gibt H. ebenfalls viele Stücke, und zwar wächst die Zahl, je wichtiger die Zeitläufte werden, besonders also aus den Jahren 1770, 1771, 1772. In Nr. 515 heißt es richtig: Nous allons exercer. Adieu, je vous abandonne à vos réslexions. Beer 2, 354 hat dahier: Nous allons exsorcés à dieu que Vous abandonne a Vos Reslexirons. Sinnsos! Zu Nr. 456 wird bemerkt: ohne Adresse und Datum. Die Adresse ist richtig ergänzt. Der Brief steht schon bei Beer 2, 352, als Datum ist angegeben: Ende Oktober 1770. Ich habe den 29. Oktober angenommen (S. 345).

Endlich veröffentlicht H. noch manche andere Stücke, z. B. einige Berichte des preußischen Gesandten aus Wien, sehr viele Weisungen Friedrich's an denselben, eine an Zegelin in Konstantinopel. Auch ein Brief Heinrich's aus Petersburg vom 23. Januar 1771 ist hier abzgedruckt. Wir sehen, Herrmann gibt ein sehr reichhaltiges Material über preußische Geschichte, wofür wir ihm sehr dankbar sein müssen. Der 2. Band schlicht mit dem Beitritt des Wiener Hoses zur Theilung Polens. Es bleiben nun noch sieden Jahre für einen 3. und letzten Band übrig, der hoffentlich auch bald erscheinen wird.

E. Reimann.

Sphragistische Aphorismen. Dreihundert mittelalterliche Siegel, systemazisch flassissist und erläutert von Dr. F. K. Fürst zu Hohenlohe=Waldensburg. Heilbronn, M. Schell. 1882.

Die Bedeutung der Sphragistik in ihrem Zusammenhang mit der Urkundenlehre wird immer mehr gewürdigt. Wie es Zeiten gab, in denen es möglich war, daß in Archiven die Siegel von den Urkunden abgeschnitten wurden, weil diese ohne Siegel leichter aufzubewahren seien, so gab es ehedem auch Urkundenbücher, in denen sich die Herausgeber begnügten, zu bemerken, ob an den Urkunden Siegel hingen oder nicht, ohne jede nähere Angabe über die Siegel, als ob diese nicht ein überaus wichtiger, ja wohl gar bei der Prüsung der Schtheit ein entscheidender Bestandtheil der Urkunden wären. Das ist nun anders geworden; in neuerer Zeit wird kaum der Herausgeber eines Urkundenbuches noch wagen, sich der Pslicht zu entziehen, die an den abgedruckten Urkunden hängenden Siegel auch zu beschreiben, und wo die Mittel vorhanden sind, werden meist auch Abbildungen schöner und merkwürdiger Siegel den Urkundensammlungen beigegeben.

Daß bie Sphragistit immer entschiedener ben ihr gebührenden Rang unter ben historischen Sulfswissenschaften einnimmt, verdankt biese Disziplin nicht zum wenigsten ber ebenso umsichtigen als un= ermüdlichen Thätigkeit, welche auf diesem Gebiete seit mehr als einem Menschenalter ber Fürst Dr. F. A. zu Hohenlohe = Waldenburg ent= wickelt. Was der Fürst in dieser Zeit in verschiedenen Monographien und Zeitschriften in Bild und Wort veröffentlicht hat, finden wir nun in dem vorliegenden Werke vereinigt. Es find meift vortreffliche Holz= schnitte, burch forgfältige Beichner unter ben Augen bes Fürsten entworfen und in ber rylographischen Anstalt von Abe in Stuttgart aus-Sie find in fehr lehrreicher Busammenftellung mitgetheilt und sachkundig, mit fortwährender Verweifung auf verwandte ober abweichende Erscheinungen erläutert. Die Art, wie das Werk im Lauf vieler Jahre entstanden ist, macht einen kleinen Mißstand begreiflich, ber sich in manchen Fällen bemerklich macht. So wie bem Fürsten die Abbildungen, Abdrücke ober Abguffe überall her, wo feine zahlreichen Verbindungen ihm Bezugsquellen eröffneten, gutamen, tonnte es nicht ausbleiben, daß die zur Erklärung der Siegel oft fehr wich= tigen, ja unerläßlichen Rotizen aus ben Siegelformeln ober anderen Stellen ber Urfunden, zu benen sie gehören, nicht immer vollständig und korrekt mitgetheilt wurden, oft auch ganz fehlten. Nach so vielen Jahren waren aber berlei Belegstellen, trop aller Bemühungen, oft gar nicht mehr ober nur durch ein glückliches Ungefähr erreichbar.

Bekanntlich hat Fürst Hohenlohe ein System für die Klassisikation aller Siegel nach ihren Bildern entworfen. Ich sinde dasselbe sehr zweckmäßig und habe es sowohl bei der Herausgabe des Codex diplomaticus Salemitanus als bei meinen archivalischen Berussarbeiten zur Anwendung gebracht. Zu einer raschen Drientirung und Feststellung der Identität der Siegel dient es ganz vortresslich. Es sollte bei Anslegung von Siegelverzeichnissen in allen Archiven eingeführt werden. In dem vorliegenden Werke hat der Fürst u. a. auch in einem bes

sonderen Verzeichnis die Klassisitation der abgebildeten Siegel nach seinem System mitgetheilt, was für jeden, der sich mit Beschreibung von Siegeln beschäftigt, sehr dankenswerth erscheint.

Daß die, dank der unermüdeten Thätigkeit des Fürsten Hohenlohe und seiner ihn vielfach fördernden sozialen Stellung, aus allen Theilen Deutschlands zusammengebrachten schönen und korrekten Abbildungen auch für Heraldik und Kunstgeschichte von großem Werthe sind, bedarf wohl keiner besonderen Ausführung.

Fr. v. Weech.

Rachtrag zu Band 15 ber Reuen Folge S. 77.

Durch Zufall kommt mir Nicolas, The chronology of history, zu Gesicht. Eine Vergleichung dieses Vuches mit Brinckneier's Chrosnologie lieferte das unerfreuliche Resultat, daß B. den Engländer in kaum begreislicher Weise geplündert hat. Der S. 79 gerügte Frethum bezüglich der Aera Assumptionis und die Entdeckung des Bischoss von Ithaka fallen Nicolas zur Last, während sich B. eines groben Plagiats schuldig gemacht hat. Sein ganzes Handbuch ist fast nur eine Übersehung des englischen Werkes, und zwar geht B. soweit, sogar die Vorrede des Nicolas abzuschreiben:

Nicolas S. XVIII:

Upon the authorities on which this work has been written, it is only necessary to observe, that no accessible source of information has been neglected; and that, in most instances, those sources are pointed out.

Brindmeier zweite Auflage S. XIII:

Was die Autoritäten betrifft, deren Schriften ich zu Rathe zog und benutzte, so wird man sich überzeugen, daß keine Quelle, welche Belchrung verhieß, unbenutzt gelassen ist. In den meisten Fällen ist am betressenden Orte darauf verwiesen worden.

Von der Gedankenlosigkeit, mit welcher B. seine Quelle aussschrieb, gibt die folgende Stelle eine Vorstellung:

Nicolas S. 39:

Tables, marked G and H, are inserted in another part of this work for finding Easter according to both Styles, together with Tables which show all the other Moveable Feasts.

Brindmeier erfte Auflage S. 67:

Die weiter unten befindlichen Tabellen G und H geben Anleitung, das Ofterfest nach beiden Stilen zu finden; und damit verbunden sind Tabellen, welche alle übrigen beweglichen Feste genau nachweisen.

Nun hat aber B. die Nicolas'schen Tabellen nicht wie dieser literirt, sondern numerirt, so daß die Schemen G und H des Nicolas von B. vielmehr mit VII und VIII bezeichnet sind. Erst nach dem Druck der ersten Auflage bemerkte B. den verrätherischen Lapsus und verbesserte ihn am

- Const

a salate Ma

Schlusse der Vorrede: "S. 67 im vierten Absatz ist zu lesen: die Tabellen VII, VIII und IX, statt Tabellen G und H."

Gegenüber den anerkennenden Recensionen ausländischer Fachblätter erscheint es geboten, die Arbeitsmethode B.'s in das gebührende Licht zu rücken. Krusch.

Bericht über die Monumenta Germaniae historica.

Berlin, im April 1884.

Die Centraldirektion der Monumenta Germaniae hat ihre jährliche Plenar= versammlung in den Tagen vom 2. bis 4. April hier abgehalten. Anwesend waren Prof. Dümmler aus Halle, Geh. Rath Prof. v. Giesebrecht aus München, Prof. Hegel aus Erlangen, Hofrath Prof. Sickel aus Wien und die hiesigen Mitglieder Prof. Mommsen, Prof. Wattenbach und der Borssitzende Geh. Regierungsrath Wait. Entschuldigt hatten sich Justizrath Euler in Frankfurt a. M., Hofrath Prof. Maassen in Wien, durch Unwohlsein an der Theilnahme gehindert war der Wirkl. Geh. Oberregierungsrath, Direktor der kgl. preußischen Staatsarchive v. Sybel. Un die Stelle des vor längerer Zeit verstorbenen Proj. Nitsich wählte die Versammlung den Prof. Weiz= fäcker, der an den beiden letten Sitzungen Theil nahm.

Die von den Leitern der einzelnen Abtheilungen erstatteten Berichte sowohl über die vollendeten wie über die im Druck oder in der Vorbereitung

befindlichen Arbeiten waren im allgemeinen nur erfreulicher Art.

Ausgegeben sind im Lauf des setzten Jahres von der Abtheilung Auctores antiquissimi: 1. Tom. V, pars 2: D. Magni Ausonii opuscula rec. C. Schenkl;

2. Tom. VI, pars 1: Q. Aurelii Symmachi quae supersunt ed. O. Seeck;

3. Tom. VI, pars 2: Alcimi Ecdicii Aviti Viennensis episcopi opera quae supersunt rec. R. Peiper;

von der Abtheilung Scriptores:

4. Scriptores rerum Merovingicarum Tom. I, pars 1 (aud) unter dem Titel: Gregorii Turonensis opera ediderunt W. Arndt et Br. Krusch, pars 1 Historia Francorum);
5. Tom. XIV der Ausgabe in Folio;

6. Vita Anskarii auctore Rimberto. Accedit Vita Rimberti. Rec. G. Waitz. 8.;

von der Abtheilung Leges:

- 7. Tom. V, fasc. 2 der Folio-Ausgabe, und daraus abgedruckt 8. Lex Ribnaria et Lex Francorum Chamavorum ed. R. Sohm. 8.;
- 9. Capitularia regum Francorum denuo edidit A. Boretius. Tom. I, pars posterior. 4.;

von der Abtheilung Antiquitates:

10. 11. Poetae Latini aevi Carolini. Rec. Ern. Dümmler. Tom. II, pars 1, 2;

von dem Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde:

12. Band 9 in drei Heften.

Die Zahl der Bände übertrifft erheblich die der beiden letzten Jahre; ebenso viele sind im Druck befindlich.

In der Abtheilung Auctores antiquissimi unter Leitung des Prof. Mommsen ist der Druck der zweiten Abtheilung der Werke des Fortunatus, die prosaischen Schriften bearbeitet von Dr. Krusch enthaltend, begonnen. Dem Abschluß nahe ist der des Ennodius von Dr. Bogel, jetzt in Zweisbrücken. Dagegen hat die Ausgabe des Sidonius durch Krankheit des Hersausgebers, Prof. Lütjohann in Kiel, eine Unterbrechung erlitten. Die Vorsarbeiten für den Claudian, die Prof. Birt in Marburg selbst auf einer Reise in Italien förderte, während andere Kollationen von Dr. Mau, Dr. Bissiowau. A. besorgt wurden, nähern sich ihrem Abschluß. Die Vollendung des Cassioder hat Dr. W. Meyer in München bis Ostern 1885 in Aussicht

gestellt

Die Abtheilung Scriptores, deren Leitung in den Händen des Vorsitzenden der Centraldirektion ruht, lieserte in der ersten Hälfte des 1. Bandes der Scriptores rerum Merovingicarum eine kritische Ausgabe der Historia Francorum des Gregor von Tours, mit der sich früher Bethmann, dann auf Grund großentheils neuer Kollationen der wichtigeren Handschriften Prof. Arndt in Leipzig längere Zeit beschäftigt hat. Bei der Schwierigkeit, über die Grammatik und Rechtschreibung des Autors in's Reine zu kommen, ist es angemessen erschienen, die Barianten der ältesten, leider nur nicht vollständigen Codices in größter Bollständigkeit zu geben. Es werden sich sosort die übrigen Schristen Gregor's, namentlich seine acht Bücher Miracula, bearbeitet von Dr. Krusch, anschließen, bei benen schon des geringeren Alters der erhaltenen Codices wegen ein anderes Verfahren geboten war. Erst nach Vollendung auch dieser Arbeit werden bestimmtere Resultate über die Sprache Gregor's gewonnen werden können, die auch einer in Aussicht genommenen Oktavausgabe der Historia Francorum zu gute kommen können. Das große Sammelwerk des jog. Fredegar und die Gesta Francorum, deren Ausgabe Dr. Krusch in der Hauptsache schon früher abgeschlossen, sind dem 2. Bande Der Apparat für die Vitae der merovingischen Zeit erhielt gelegentlich einige Ergänzungen. — Für die Gesta pontificum Romanorum ist auf einer Reise des Leiters in Oberitalien gearbeitet; eine im letzten Heft des Neuen Archivs mitgetheilte Abhandlung über den jog. Catalogus Cononianus gibt einen Beitrag zur Geschichte ber Uberlieferung, zeigt aber auch die Rothwendigkeit noch weiterer handschriftlicher Untersuchungen. — Nachdem der im Lauf des Jahres ausgegebene 14. Band als Nachträge zu den ersten zwölf Bänden eine Anzahl Bisthums- und Klostergeschichten bis hinab in die Unfänge der staufischen Zeit gebracht hat, wurden für den 15. Vitae der karo-lingischen und späteren Zeit, welche bis dahin zurückgestellt waren, in Angriff genommen und mehrere berselben von Dr. Holder=Egger bruckfertig gemacht, wofür er Handschriften aus Bamberg, Erfurt, Erlangen, München, Wien, Würzburg hier vergleichen konnte, andere auf einer Reise in Nordfrankreich und Belgien benutte. Die Arbeit führte zu der interessanten Enidedung, daß die Vita Lulli das Werk des Lambert von Hersfeld und in einem Codex der fürstlich Wallerstein'schen Bibliothet in Maihingen sein Originalkonzept erhalten sei, wie es ein Aufsatz im Neuen Archiv nachweist. Die Vita Wilhelmi Anianensis verglich mit der Handschrift im Präfekturarchiv zu Montpellier Dr. Bonnet, die Gesta Aldrici Cenomannensis mit dem Coder von Le Mans, der durch gütige Vermittlung des Direktors der Nationalbibliothek L. Deliste, dem die Centraldirektion für stets bereite Förderung ihrer Arbeiten dankbarst verpflichtet ist, nach Paris gesandt ward, A. Molinier. — Inzwischen ist der 27. Band der Scriptores, der die für die Geschichte Deutschlands, Flanderns und Italiens reichen Nachrichten der englischen Historiker bes 12. und 13. Jahrhunderts enthält, im Druck bedeutend vorgeschritten.

Dr. Liebermann, der theils die von Prof. Pauli begonnenen Arbeiten ergänzt, theils allein eine Reihe wichtiger Editionen beforgt, hat dafür auch dieses Jahr in englischen Bibliotheken gearbeitet. — Der ständige Mitarbeiter der Abtheilung, Dr. Francke, hat sich mit der Ausgabe mehrerer Streitsschriften aus der Zeit Heinrich's IV. und Gregor's VII. beschäftigt, die des Gebehard von Salzburg, Wenrich, Manegold nahezu vollendet, Handschriften des Bernold verglichen. — Für die italienischen Chroniken der staufischen Zeit hat Dr. Holder = Egger eine Reise nach Italien angetreten und zunächst die Handschrift des Salimbene in Kom in Angriff genommen. — Die von mehreren Seiten gewünschte Oftavausgabe der Vita Anskarii von Rimbert, der sich die kürzere Vita Rimberti anschließt, hat im wesentlichen an dem schon von Dahl= mann (Scriptores II) zu grunde gelegten Text der Stuttgarter Handschrift festhalten können, aber zuerst die in Paris und Amiens besindlichen, welche aus Corbie stammen, nach Bergleichungen von Molinier und Holber= Egger herangezogen und über zwei jungere in Hamburg und Kopenhagen, über diese nach gefälliger Mittheilung des Orn. Oberbibliothetars Brunn, Ausfunft gegeben. — Das Bedürfnis einer neuen Oktavausgabe der Gesta Auskunft gegeben. — Das Bedürsnis einer neuen Oktavausgabe der Gesta Friderici I. von Otto und Rahewin nöthigte zu einer genaueren Untersuchung der handschriftlichen Überlieferung, die in den Sitzungsberichten der Berliner Alkademie mitgetheilt ist. Ihre Resultate, nach welchen drei Recensionen zu unterscheiden sind, von denen eine die älteste Gestalt des Werkes repräsentirt, eine andere, die in der Bearbeitung von Wilmans bevorzugt ward, eine fremde Hand zu verrathen scheint, sind der Ausgabe zu grunde gelegt, für welche die Handschriften in Wolfenbüttel, Gießen und Regensburg neu verglichen, über andere die nöthigen Nachrichten eingeholt wurden; mehrere Bogen liegen gedruckt vor. — Der schon für das verstossene Jahr in Aussicht genommene Druck der Kaiserchronik, die den 1. Band der Deutschen Chroniken eröffnet, ward durch persönliche Verhältnisse des Herausgebers, Dr. Schröder in Götstingen, verzögert, wird aber demnächst in Angriff genommen werden können. Daran werden sich die Werke des Eneukel reihen, bearbeitet von Prof. Strauch in Tübingen, der neuerdings in der Zeitschrift für deutsches Alterthum über den Autor gehandelt hat. Dr. Lichtenstein in Breslau gedenkt den Text von Ottokar's Steirischer Reimchronik in diesem Jahr zum Abschluß zu bringen.

Die Abtheilung Leges hat in der fritischen, mit reichem Kommentar außgestatteten Außgabe der Lex Ribuaria von Prof. Sohm in Straßburg, der die furze Lex Chamavorum angehängt ist, und die Bollendung des 1. Bandes der Capitularia von Prof. Borctius in Halle zwei wichtige Publikationen erscheinen lassen, die von den Freunden des deutschen Rechts mit dankbarer Theilnahme aufgenommen sind. Der erste hat sich jeht entschossen, auch die Bearbeitung der Lex Salica zu übernehmen; Prof. Boretius hat wohl eine Beit lang die Arbeiten sür den 2. Band der Capitularia unterbrechen müssen, wurd sie aber demnächst wieder aufnehmen können. An der Sammlung der Formeln von Dr. Zeumer wird sortwährend gedruckt; es ist dem Herausgeber gelungen, bedeutende Fragmente einer bisher so gut wie unbekannten baierischen Sammlung zu geben, die sich in München theils in der Hofz und Staatsbibliothef, theils in der Bibliothef des historischen Bereins sür Obersbaiern besinden. Prof. Weiland in Göttingen gedenkt die neue Ausgabe der Reichsgesete (Leges II) im nächsten Jahre dis Rudolf von Habsdurg druckfertig zu liesen. Mit der Bearbeitung des sür den 1. Band der Stadtsrechte gesammelten Materials ist Prof. Frensdorff dasselbst beschäftigt.

Die Urfunden Otto's I. sind in der Abtheilung der Diplomata unter

Die Urkunden Otto's I. sind in der Abtheilung der Diplomata unter Leitung des Hofraths Prof. Sidel in Wien jetzt vollständig gedruckt; nur die Register, mit denen Dr. v. Heinemann beschäftigt war, fehlen noch, um das

3. Heft des 1. Bandes und damit diesen zum Abschluß zu bringen. Alsbald sollen dann die Urkunden Otto's II. und III. in Angriff genommen werden, für die das Material großentheils gesammelt ist, aber nach manchen Entsdeckungen neuerer Zeit noch eine Reise zur Nachlese erforderlich erscheint. Als Mitarbeiter ist hauptsächlich auch Dr. Fanta thätig. — Der 2. Band der Acta imperii von Hospitalbeiten mann in Heidelberg, zu denen die Samms lungen der Monumenta manches beigesteuert haben, nähert sich der Bolls

endung.

In der Abtheilung Epistolae, welche Prof. Wattenbach leitet, ist der Druck des Registrum Gregorii Magni von Dr. Ewald fortgesett, der Briese Papit Junocenz' IV. nach den vatikanischen Regesten, aus denen Dr. Mau erwünschte Nachträge zu den Sammlungen von Pert lieferte, und einem hierher mitgetheilten Bande der Pariser Nationalbibliothek von Dr. Rosdenberg begonnen. Die Papstbriese der wichtigen Sammlung im Britischen Wuseum, über die früher Dr. Ewald gehandelt, sind dem Dr. Löwenseld zur besonderen Herausgabe überlassen; von einigen anderen Briesen der Absbruck Pros. Breßlau und Dr. Köhricht gestattet. Die für andere Zwecke erbetene übersendung einer Pariser Handschrift karolingischer Zeit gab Anlaß, die in ihr enthaltenen Briese Einhard's noch einmal kollationiren zu lassen.

Prof. Dümmler vollendete in der seiner Leitung unterstellten Abtheilung der Antiquitates den umfangreichen 2. Band der Poetae Latini aevi Carolini, der diese wichtige Sammlung auf Grund umfassender Benutung der handschristlichen überlieserung bis um das Jahr 860 hinabsührt und die Werke einiger der namhastesten und fruchtbarsten Autoren, Ermoldus Nigellus, Hrabanus Maurus, Walahfridus Strado, dazu manche kleinere disher zerstreute Stücke bringt. Diese Sammlung hat, wie sich aus verschiedenen Mittheilungen zeigt, auch das Interesse der Philologen wieder mehr der lateinischen Poesie des Mittelalters zugewandt; einer derselben, Dr. Traube in München, hat die Bearbeitung einer Reihe von Autoren sür den 3. Band übernommen. — Auch der Vruck der Verdüderungsbücher von St. Gallen, Pfävers und Reichenau, herausgegeben von Dr. Piper in Ultona, ist in der Hauptsache vollendet, nur ein Theil des Registers steht noch aus. — Demnächst werden auch die Alamannischen Nekrologien, gesammelt von Dr. Baumann in Donaueschingen, an die Reihe kommen. Zur Bearbeitung der Baierischen, zunächst soweit sie in den Umsang der nach Österreich gehörigen Diöcesen fallen, hat sich Dr. Herzebergen Frünkel in Wien bereit erklärt.

Das Neue Archiv unter Nedaktion des Prof. Wattenbach fährt fort, neben größeren kritischen Untersuchungen Nachrichten über Handschriften zu geben, sei es aus gedruckten Katalogen, sei es nach Arbeiten in verschiedenen Bibliotheken oder über solche, die hierher gesandt worden sind. Wie alle Bibliotheken Deutschlands und Sikerreichs — es mögen besonders noch die Privatbibliothek Sr. Majestät des Königs von Württemberg und die des Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg, sowie die des Kloskers Admont hervorgehoben werden — dazu bereitwilligst die Hand geboten haben, so auch mehrere des Auslandes, allen voran die Pariser Nationalbibliothek, außerdem die der Klösker Einsiedeln und St. Gallen, die Kantonsbibliothek in Zürich. Ühnlicher Förderung haben sich die Arbeiten, welche in Halle, Wien und anderswo gemacht werden, zu erfreuen, und so gelingt es ohne zu große

Kosten, das umfassende Unternehmen weiter zu führen.

Berichtigung.

S. 335 3. 8 v. o. für Mkgf. ließ Riezler.





